100 142 874 $

DER QUERSCHNITT

DER QUERSCHNITT

Band 12/2
1932

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

X
2
590648

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

DER QUERSCHNITT

XII. Jahrgang Berlin, Ende Juli 1932 Heft 7

INHALT

André Siegfried: Das Rätsel Deutschland 461
Aldous Huxley: Deutscher Prunk, deutsche Askese 467
Rudolf Großmann: Ein Tag im Kloster 471
M. Aldanov: Was hat der Völkerbund erreicht? . 474
A. Schwoner: Wie lange kann eine Krise dauern? 477

Egon Friedell: Eine Gasröhre und drei Passanten . 481
Rudolf Arnheim: Kiebitz, Fachmann, Lautsprecher 484
Ottomar Starke: Der unnütze Schach-Verstand . . 487
Melchior Lengyel: Verteidigung der Kartenspieler . 489

Iwan Goll: Ein Tag aus dem Leben eines Genies . 492
J. Hergesheimer: Das traurige Handwerk Literatur 494

Ein Kammerdiener: Meine Herren 498
Ein Chauffeur: Mit dem Nachttaxi in Berlin . . . 500

Heinrich Hemmer: So ist Java 503
Albrecht Fürst von Urach: Asiatischer Brennpunkt . 507

Marginalien:

E. Berl: Die Moden von 1932 / Namen, die man nicht verwechseln darf / Rodius Aper: Freiherr v. Gleichen / Louis Graveure: Schliemanns kleine Seele / Rundfunk, Klavierspiel, Schlager / Heinz Hilpert: Mein Programm / Anton Schnack: Halberstadt am Harz / Gaby Karpeles: Englische Mädchen / Celia Haynes: Englische Beschwerde / Unsichtbare Regenten / Felix Stoessinger: Zanelli / Hans Reimann: Die 14 schönsten Schallplatten / Bücher-Querschnitt

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Walter v. Dreesen

Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

Sorgfalt
LEUNA
DEUTSCHES IG BENZIN

George Grosz

Das Rätsel Deutschland

Betrachtungen eines Franzosen

Von

André Siegfried

Diese Zeilen stammen nicht von einem Manne, der die Kenntnis der deutschen Angelegenheiten zu seinem Beruf gemacht hat. Ich glaubte mich zu ihrer Niederschrift berechtigt, weil sie vielleicht Interesse erwecken können als Eindrücke eines Franzosen von westlicher Bildung, dessen Studiengebiet die westlichen Länder sind. Sie tun vielleicht auch kund, welche Stellung ein solcher Franzose den Deutschen in seinem Weltbild zuweist.

Die Reise von Paris nach Berlin über Köln, durch das Ruhrgebiet und die norddeutsche Tiefebene soll mir zu diesen Eindrücken die Marksteine liefern. Ich habe diese Reise vor dem Krieg und dann wieder in der Nachkriegszeit unternommen, und in der Luft einer neuen Umwelt alles mit besonderer Stärke neu empfunden. Zusammengefaßt: Binnen zwanzig Reisestunden läßt man den vertrauten Westen hinter sich zurück, man gewinnt Berührung mit einer Atmosphäre, die schon etwas Östliches enthält, die schon an Rußland, ja an Asien mahnt. Ich will das genauer ausführen, denn es scheint fürs erste ein Paradoxon zu sein.

Im Rheintal findet man sich noch in der gewohnten Umgebung. Die Landschaft um Köln, die Pfalz vor allem, ist uns vertraut, verwandt mit dem Elsaß, der Schweiz, der Gegend vor Belfort. All das ist Mitteleuropa, von gleicher Beschaffenheit wie der nahverwandte Westen, mit ihm geeint in einer gemeinsamen Kultur, deren Klangfarbe wir bis in das Herz von Burgund verfolgen.

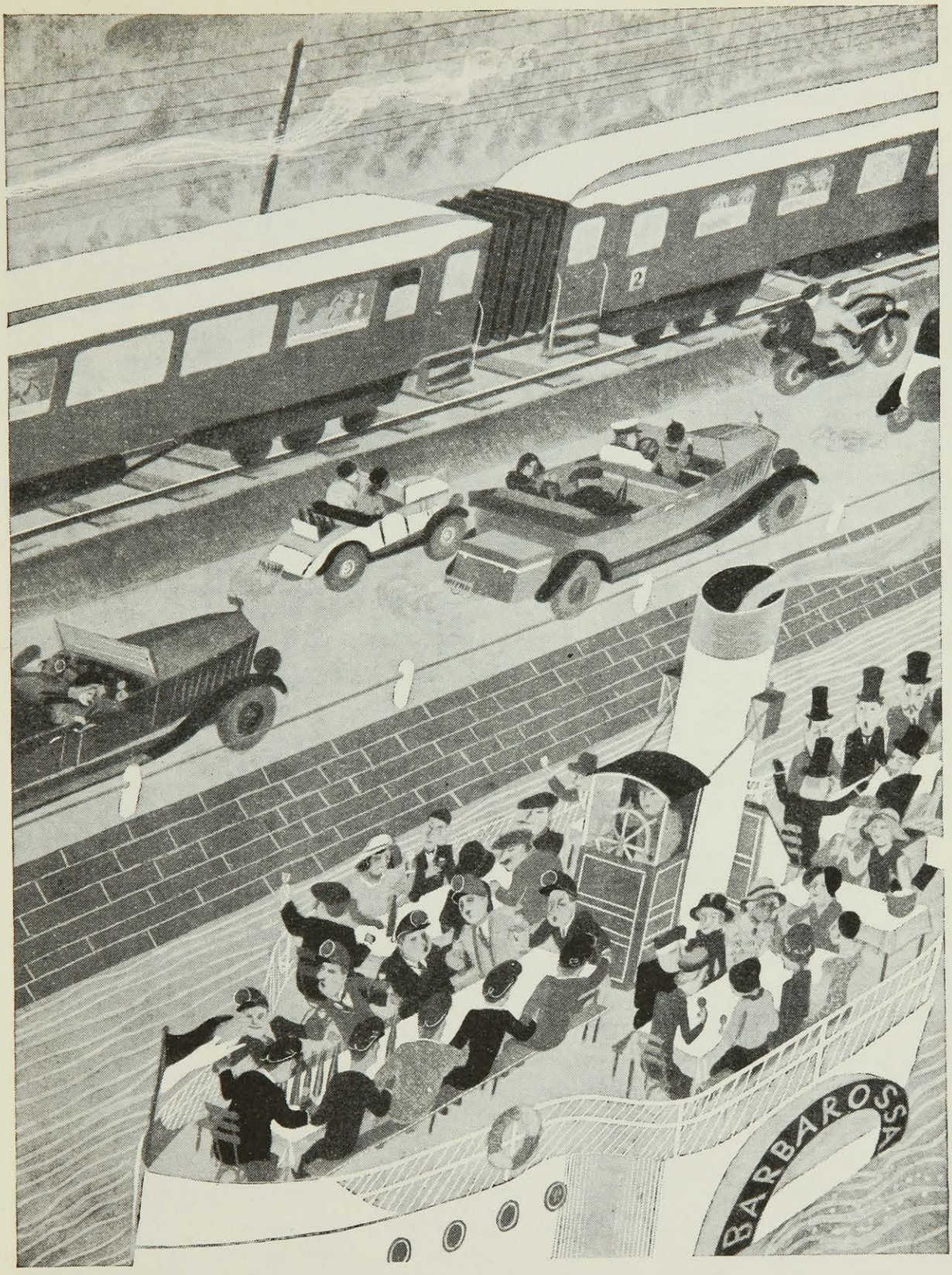
Hinter dem Teutoburger Wald und Wall aber, knapp beim Verlassen der Ruhrlinie, reist man ohne Übergänge in eine einzige endlose Ebene, eine Gestaltung

der Eiszeit, die bis nach Rußland, ja bis nach Sibirien hineinreicht. Hier hat einst der Einmarsch der Römer seine Grenze gefunden, hat Varus seine Legionen ins Verderben geführt. Man merkt unvermittelt, daß man eine Schwelle überschritten hat. Man ist noch in Mitteleuropa, geographisch gesprochen; aber Sonderheiten enthüllen schon die Nähe des Orients, nicht jenes mittelländischen Orients der alten Berberstaaten, vielmehr des asiatischen Festlandblocks von Steppe und Nadelwäldern. Unermeßliche traurige Flachländer, arme Ackerböden mit Streifen aschgrauen Sandes dazwischen, mit unaufhörlich wiederkehrenden Tannenwäldern, die die Erinnerung an unsere südfranzösischen *Landes* hervorrufen könnten, wäre der Himmel darüber nicht so unerbittlich frostig und trübe. So aber überfällt einen nach der üppigen Fülle des rheinischen Landes die fast gänzliche Leere, das Schweigen einer Landschaft, deren Natur von den Einrichtungen der Gesellschaft noch nicht völlig vermenschlicht ist, ein Wildes, das dem romantischen Sinn der Deutschen zusagt, den Menschen den Elementen nähernd. Man denkt — die Ähnlichkeit drängt sich auf — an gewisse Ebenen Nordamerikas.

Die Landkarte der einstigen Römerherrschaft sollte man niemals aus dem Sinn lassen, wenn man an Deutschland denkt. Sie ist der Ausdruck einer grundlegenden Kulturscheide. Aber noch eine zweite Karte muß man in Erinnerung behalten: die Geschichtskarte der christlichen Mission; sie gibt eine weitere Terrainstufung an. Sie führt uns vor Augen, wie verhältnismäßig jung der Sieg des Christentums jenseits der Elbe und gar der Oder ist. Das ist ohne Zweifel einer der wesentlichen Gründe des Unterschiedes zwischen Deutschland und Frankreich. Wir Franzosen wissen gar nicht, wie kulturell hochgezüchtet — das will auch sagen: wie weit entfernt wir von der eigentlichen Natur sind. Die *Natur-Nähe* ist den Deutschen geblieben, sie beeinflußt, sie verzaubert sie sozusagen in ganz hohem Grade. Nur wenige Kilometer hinter Berlin stehen noch Wälder, mehr von russischer als von unserer Art. Die grenzenlose Steppe des Ostens grenzt hier an, man verspürt sie in der Luft, so wie man bei uns den Seehauch der Atlantis spürt, auch dort, wo der Blick nicht so weit reicht. All das Befreiende, das unsere eigene Einbildungskraft in unserem Westen sucht: in den Gebieten der See, des Raums ohne Grenze, es lockt die Deutschen aus ihrem Osten, hinein in den ganzen Komplex der russischen Erregungen. Nietzsche sagt: „Man muß noch Chaos in sich haben", ein echt deutsches Wort, welches kein Franzose so ganz verstehen wird!

Von Spandau sieht man Berlin mit einemmal aus der Leere einer eintönigen Landschaft aufschießen, mächtige Häuserreihen entfalten sich — methodisch gleich dem unwiderstehlichen Wachstum der USA-Städte. Man erfaßt den Sinn dieser Schöpfung ohne Willkür: Bejahung des Westens in Gegenden, die geographisch nicht westlich liegen.

Und doch bleibt jeder Vergleich von Berlin mit New York an der Oberfläche haften, denn hier in Deutschland ist ein Schritt nach *Moskau* getan. Die Technik ist wohl die gleiche wie in Amerika, doch die Leidenschaft hinter diesem Aufbau hat mehr von Lenin an sich als von Ford. Für mich persönlich macht dieser Widerspruch den eigentlichen Zauber der deutschen Hauptstadt aus: das Aggressive des Westens und im Innern die geheimen Keime des heranschleichenden Ostens. Der Franzose fühlt ganz besonders diese jähe Kraft einer Erneuerung an Geist und



Georg Himmelfarb

Der Sonntag

Sitten; in dem Zusammenbruch des Nachkriegs hat sich Deutschland recht oft in einer geradezu sowjetnahen Art geregt. Wir Franzosen sind von dem russischen Herd weit genug entfernt, um bei uns zu Hause, am anderen Ende Europas geistig unberührt zu bleiben. Wir bedenken nicht genügend, welche Macht der betäubende

Ruf von so nahen Elementen der Revolution haben kann. Und doch bleibt Deutschland unserer eigenen westlichen Völkerfamilie durch ein starkes Band verbunden: *Deutschland widersteht jenen Kräften!*

Von diesem Gesichtspunkt kann man, so meine ich, die Entwicklung Deutschlands in der Zeit seit 1918 am besten verstehen. Das Land hat in sich nicht alle die Kräfte eines geistigen Wiederaufbaues gefunden, die einer Zivilisation von mehr ausgeglichener Struktur, wie etwa der französischen, zur Verfügung stehen. Wir verdanken sie unseren römischen Traditionen, dem Gegensatz zur Unbestimmbarkeit alles Germanischen. Eine solche Auffassung mag übertrieben scheinen, und man hat vor dreißig Jahren freilich das genaue Gegenteil behauptet. Damals wurde das deutsche sittliche Rüstzeug ins Treffen geführt gegen eine fabelhafte französische Leichtfertigkeit. Wer aber wird heute behaupten wollen, das deutsche Volk habe sich, seit der Niederlage und noch mehr seit der Inflation, sittlich wieder aufgerichtet? Es hat, im Gegenteil, seinen Wohlstand ebensowenig zurückerworben wie sein Gleichgewicht. Sein inneres Leben ist *revolutionär* geblieben, und die öffentliche Meinung in Frankreich unterschätzt ganz offenbar noch die Tragweite dieser Revolutionierung. Die Leute links vom Rhein, die den revolutionären Charakter der deutschen Krise von 1918 wirklich ermessen können, sind recht dünn gesät.

Es sei darauf hingewiesen, in welch weitem Umfang dieses Deutschland von heute *proletarisiert* ist, proletarisiert im Sinne des Unterganges der alten nicht wieder erworbenen Vermögen. Es ist viel verdient worden hier seit dem Waffenstillstand, man verdient vielleicht noch weiter, jedoch man legt den Gewinn nicht mehr an: übermäßige Steuerlasten, Verschwendersinn, Unsicherheit der nächsten Zukunft, Furcht vor dem stets drohenden Umsturz — eine wirkliche Katastrophenstimmung, schon im Krieg überhitzt, lassen die schwachen Neigungen zur Sparsamkeit nicht aufkommen. In jedem Deutschen steckt etwas von der Art Neros: man zündet sein Rom an, und man sagt sich: „Welch ein schöner Brand!" Welcher Unterschied zwischen dem bäuerlichen Geiz der Gemeindeverwaltungen Frankreichs mit ihrer Voraussicht und der großmännischen — ehrlich gesprochen: unverantwortlichen — Verschwendung der deutschen Städte! Auf diese Art wird der für die normalen Funktionen des Wirtschaftslebens notwendige Umlauf freilich nicht wiederhergestellt.

Man muß selber in Deutschland gewesen sein, um den Grad seiner Proletarisierung feststellen zu können. Aus seiner preußischen und Bismarckschen Zeit hat das Reich eine Tradition strenger Verwaltung übernommen; auf diesem Boden ist noch eine Flora von öffentlichen, privaten und gemischten Körperschaften in die Höhe geschossen. In dieser Welt ist alles administrativ, oder wird es in kurzem. Das ist deutscher Geist; er ist so stark, daß er sogar die sozialistische Revolution zur Disziplin ausgestaltet hat. In dieser Art hat der Marxismus in Deutschland, widerspruchsvoll genug, eine konservative und eine Ordnungsrolle gespielt, ganz im Gegensatz zu der entfesselten Phantasie der Sowjets. Die private Tatkraft steckt heute in einem, sie allseitig luftdicht abschließenden Panzer der sozialen Einrichtungen: die Löhne werden nirgends mehr im freien Kampf und Vertrag bestimmt, sondern geradezu amtlich festgesetzt. Ein lückenloses System von Schiedssprüchen, garantiert oder aufgenötigt vom Staat und nahezu chinesisch in

Rudolf Knauer

Fränkisches Volk

Transocean

Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel

Keystone

Das neue Shell-Haus in Berlin (Architekt Prof. Fahrenkamp)

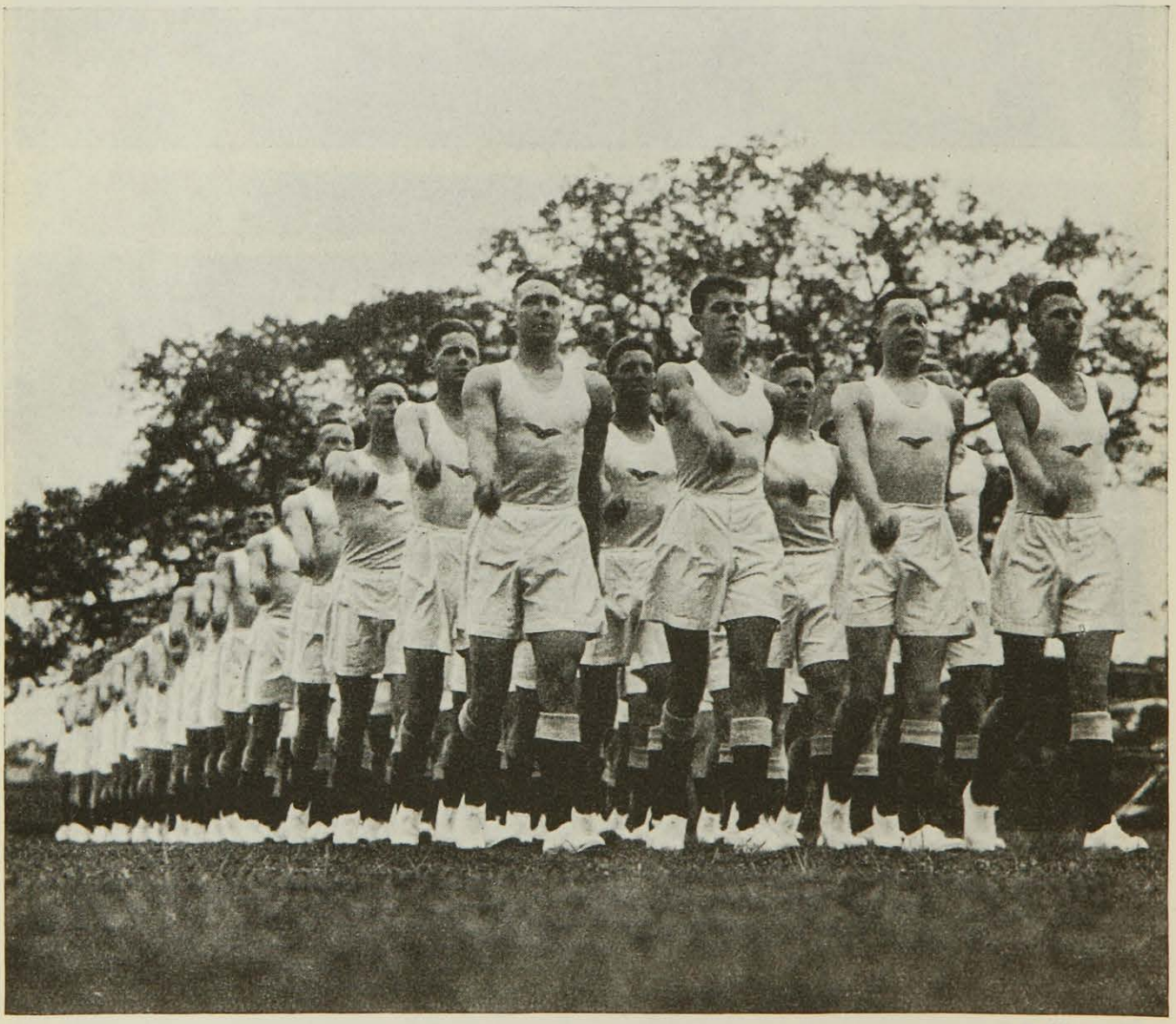
Pressephotographen vor dem Berliner Schloß (1913)

Andrei Deutsch

Am Strand von Norderney (1900)

G. Lörincz

Die Main-Linie



Weltbilderdienst

Englische Rekruten

seiner Unübersichtlichkeit, erhält die Klassen im Gleichgewicht. Man arbeitet weiter, deshalb, weil der Deutsche arbeitssam ist. Nur die persönliche Freiheit, die individuelle Initiative des Franzosen, der sich in jedem Falle als ein Ich für sich selber fühlt, setzen hier nichts mehr in Tätigkeit. Im genauen Sinn des Wortes sind Deutschlands Bewohner in ihrer überwiegenden Mehrheit *Proletarier*: die Zahl der Empfänger staatlicher Unterstützungen aus irgendwelchem Rechtsgrund ist erschreckend. Das Vermögen der Nation geht zu Milliarden in diesen Unterstützungen auf. Hier liegt ein Staatssozialismus vor, so gründlich eingeführt in den Volkskörper und übrigens so sehr genehm dem Volksgeist, daß er nicht mehr zu entfernen sein wird.

Diese Tatsache schwächt sachlich und geistig den Willen des einzelnen. Das Geld, das man von irgendwoher bekommt oder verdient, wird einem sogleich abgenommen vom Leben selbst, dessen Lasten gleichmäßig gestiegen sind wie seine Genüsse. Die Massen wollen wie überall in der Welt vor allem leben; das Bürgertum aber scheint auf alle seine höheren Ziele verzichtet zu haben: nicht wenige Angehörige der einst herrschenden Klassen haben es aufgegeben, ihre ehemalige soziale Stufe wieder einzunehmen; die Deklassierten sind zahlreich, junge Leute aus guter Familie werden zu Volk, geistig wie wirtschaftlich, und sie entfalten dabei eine Art von *Bolschewistenstolz*, erzeugt aus Protest, Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit. In dieser Richtung vor allem weht in Deutschland eine andere Luft als bei uns, wo, nach meinen Beobachtungen mindestens, der eingewurzelte Spartrieb nicht nachgelassen hat.

Diese unzähligen neuen Abenteurer Deutschlands achten nicht leicht die alten Spielregeln der bürgerlichen Gesinnung. Die Sowjetherrschaft hat für sie anscheinend keine Schrecken. Deutschland hat sozusagen in der ersten Nachkriegszeit eine bemerkenswerte Menge des bolschewistischen Bazillus geschluckt, sich damit freilich zugleich gegen die Auswüchse der Revolution immunisiert. Ich knüpfe an meine Bemerkung an: für den Franzosen ist Rußland ein phantastisches Reich der sozialen Experimente, für Deutschland einfach ein Nachbar.

Die gewisse äußere Härte muß also nicht unser Urteil trüben; wir wissen schon, daß, gemäß Nietzsche, hier ein Chaos im Inneren steckt. Das erklärt vielleicht eine noch heute andauernde seltsame Anziehungskraft der französischen Kultur auf den Deutschen: in dieser Schulung sucht er in seinem dunklen Triebe oftmals Stärkung gegen all sein Unbestimmbares, Wildes, Maßloses. Der Deutsche erinnert — soweit man von ihm im Singular reden kann — an Pirandellos „Sechs Personen suchen einen Autor": Die sechs Leute sind da, es fehlt ihnen bloß die Gestalt. Dem deutschen Geist ist dieser furchtbare Mangel nicht unbekannt: lebendig und voller Lebenskraft sucht er nach seinem Ausdruck und findet ihn nicht. Sich zu gestalten, bedarf er der Hilfe von außen, seine chronische Unfähigkeit dünkt ihn tragisch, er weiß wirklich nicht, von welcher Art seine nächste Verwirklichung sein wird. Wir wissen es ebensowenig, und eine solche beunruhigend-unbegrenzte Möglichkeit ist, wie man begreifen wird, gelegentlich etwas unbequem.

Widerspruchsvoll in sich, sucht Deutschland so triebhaft nach einem Ausweg aus dem Chaos, das es gleichwohl nicht hergeben möchte in dem Gefühl seines Reichtums an Zukünftigem. Die Wiederherstellung, der harte Versuch der *sittlichen Ordnung* war vielleicht die Hauptbedeutung des Brüning-Kurses, und der Wider-

stand orientierte sich interessanterweise in weitem Umfange an der römischen Kirche: die evangelische Kirche ist zu einem großen Teil in den Bankrott der kaiserlichen Herrschaft mithineingerissen. Ihre Rolle in dem Ordnungsfeldzug scheint nicht gleich wichtig zu sein. Und welche anderen sittlichen Kräfte gibt es dort — über die kirchlichen Organismen und über die amtlichen Maschinerien hinaus?

Dies ist ein Punkt, an dem der Franzose, auch der mit fremden Wassern gewaschene, sich ganz aus seinem geistigen und sittlichen Klima verschlagen fühlt. Doch man erwarte nicht irgendeine neue Auflage des angelsächsischen Puritanertums. Deutschland hat die gewaltigen Reserven seines Innenlebens — so kraftvoll verwirklicht in Luther, der deutschesten Gestalt — offenbar abgelenkt in eine *Tendenz zur Natur*, eine Natur, weit hinaus über Rousseau und fast heidnisch, eine Erinnerung an seinen Thor. Unser mittelländisches Gleichmaß wird immer wieder vor diesen Strebungen zurückschrecken, die — in ihrem Hinblick auf die Einheit mit der Natur — aufs Ganze gehen!

Immerhin, gegenüber der stillschlafenden Heuchelei des Angelsächsischen und sogar gehalten gegen den guten Geschmack Frankreichs, der uns die freie Erörterung so vieler Grundfragen versperrt, wirkt diese ganze Atmosphäre Germaniens als etwas *Lebendiges*, unklar und ausschweifend, aber gewaltig und eigentlich frei. Man kann heute in keiner Stadt der Welt so kühn und rückhaltlos ein *jedes Problem erörtern* wie in *Berlin*. Das Problematische liegt ja bekanntlich dem Deutschen. Auf der Bühne, im Kino, in der Presse Berlins nimmt das Publikum teil an Auseinandersetzungen, die unser Geist der Zurückhaltung und des Gleichmaßes uns nicht einmal anzuschneiden erlaubt. Im Grand-Guignol werden die Nerven stark beansprucht, doch das ist nichts gegen Berlin, das erbarmungslos und rücksichtslos in Dingen wühlt, von denen uns eine Art guter Erziehung fernhält.

In New York oder in Berlin: an allen Orten muß ich immer wieder zu meinem Erstaunen feststellen, wie sehr wir Franzosen doch gesund und ruhig geblieben sind, Klassiker sozusagen in einem Jahrhundert von so anderer Art. Unter uns bleiben auch die Extravaganten immer noch ablehnend gegen gewisse fremde Denkarten, welche sonst so weit verbreitet in Europa und in der ganzen Welt im Vormarsch sind. Ich gebe zu, das ängstet mich oft geradezu. Die Welt außerhalb von uns erneuert sich ständig, und wir merken es nicht. Die Strömungen streichen an Frankreich vorbei, sie gehen mitunter geradenwegs hindurch, ohne ihre Spuren zu hinterlassen. Man verspottet uns wegen unserer Ängstlichkeit. Aber diese ist es nicht allein; ist es nicht auch eine Kraft der Beharrung gegen so viele neue Zusammenhänge, die man an uns heranbringt, die richtige kritische Haltung der kaltblütigen Untersuchung?

Das sind die Eindrücke — und nichts mehr —, welche eine bloße Berührung mit unseren östlichen Nachbarn in einem schlichten französischen Touristen hervorgerufen hat. Er schließt daraus, daß Deutschland *ein tiefes Wasser* ist, dessen Grund wahrhaft unerforschlich bleibt. Unsere klassizistischen Vorfahren, denen wir so nahe stehen, nannten die Natur schauerlich: ein ähnliches dunkles Gefühl, der Unruhe zugleich und der Bewunderung, erfaßt uns bei der Betrachtung dieses schlecht geordneten Elementes, dieser Naturkraft, als welche Deutschland über alle Zeiten hinaus erscheint. (*Deutsch von Paul Adler-Hellerau*)

Hermann Schardt *Stempelstelle*

Deutscher Prunk und deutsche Askese

Von

Aldous Huxley

Im 18. Jahrhundert kümmerte sich in Europas Staatskanzleien niemand viel um Hessen. Seine Feindschaft bedeutete keine Bedrohung, seine Freundschaft brachte keine nennenswerten Vorteile. Hessen war nur einer von den unwichtigeren deutschen Staaten, eine zehntrangige Macht.

Und doch steht in der Umgebung von Kassel, der ehemaligen Hauptstadt dieses lächerlich unbedeutenden Fürstentums, ein Palast, so groß und prächtig, daß er einen vollausgewachsenen Kaiser beherbergen könnte. Eine lange Sieges-Allee verbindet Wilhelmshöhe mit der Stadt, die sein Besitzer so majestätisch regierte; vor der andern Schloßfront bis zum Gipfel des nahen Berges erstreckt sich einer der wunderbarsten architektonischen Gärten der Welt. Dieser Garten, der wie ein gigantisches Treppenhaus mit verzierten Steinmauern wirkt, zieht sich hinan durch den Wald bis zu einem nichtssagenden Gebäude im großartigsten römischen Stil, das fast so groß ist wie eine Kathedrale und von einer riesenhaften Bronze-Statue des Herkules überragt wird. Zwischen Herkules auf der Höhe und Wilhelmshöhe im Tale breitet sich eine Reihe von Terrassen mit Fontänen, Kaskaden, Grotten, speienden Tritonen, Delphinen, Nereiden und all der übrigen mythologischen Fauna eines Wasser-Gartens aus dem 18. Jahrhundert. Das Schauspiel, wenn alle diese Wasserkünste spielen, ist prachtvoll: zwei Meilen abstürzender, neuklassischer Katarakte und höfisch kanalisierten Schaums. Die Wasserkünste von Versailles sind zahm und alltäglich dagegen.

*

Es war Pfingst-Sonntag und außerordentlich heiß. Gemeinsam mit so ziemlich der gesamten Bevölkerung von Kassel war ich zur geheiligten Stätte des Herkules auf dem Gipfel des Hügels emporgepilgert. Über die grasigen Hänge verstreut, glichen wir — glaube ich — beunruhigend jenen fröhlichen Feiertagsausflüglern, die auf Breughels großem Gemälde nach Golgatha strömen, um sich die Kreuzigung zu begucken. Schließlich war der „Aussichtspunkt" erreicht. Dort, im Schatten des Gottes, angesichts der plätschernden Wasser unter mir und der strahlenden Sonne auf den grünen Kuppeln des Palastes zu Füßen des riesigen Katarakts, ertappte ich mich, wie ich prosaisch über Mittel und Wege und Beweggründe grübelte.

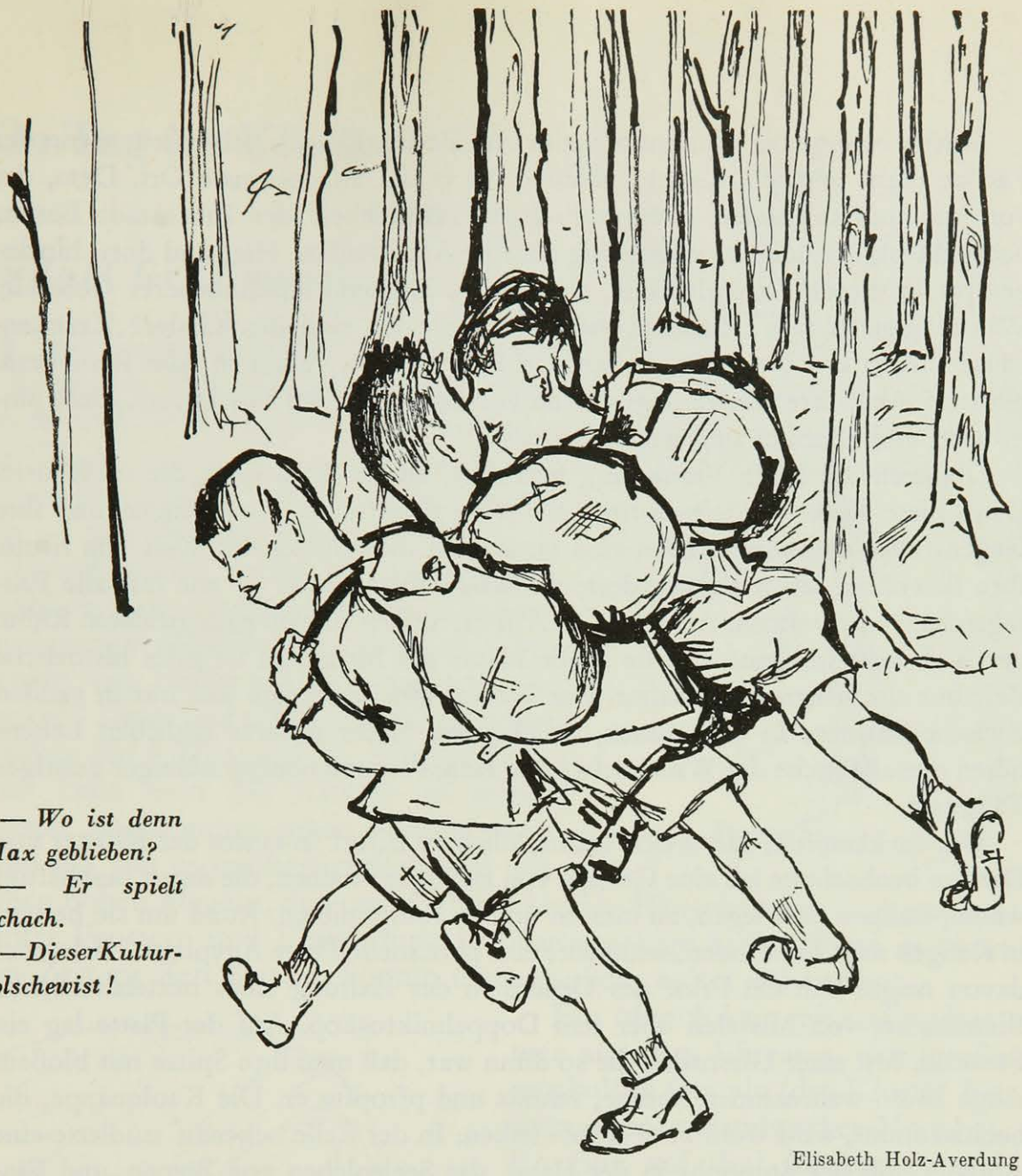
Wie konnte sich ein Landgraf von Hessen zu so kaiserlichem Glanz emporschwingen? Und wie, wenn er schon das Geld irgendwie aufbrachte, kam er auf die Idee, es in so phantastisch verschwenderischer Weise hinauszuwerfen? Und endlich, warum ließen sich die Hessen diese Extravaganz ihres Herrschers gefallen? Schließlich war es ihr Geld, das man von ihnen durch Steuereinnehmer und Büttel erpreßt hatte. Als sie es nun für ein Haus und einen Garten vergeudet sahen — warum erhoben sie sich da nicht gegen den törichten, unverantwortlichen Tyrannen? Warum, mit einem Wort, benahmen sie sich nicht, angesichts dieser unverhohlenen Ausbeutung, wie man es von Proletariern erwarten sollte?

*

Die Antwort auf diese letzten Fragen hielten die guten Bürger von Kassel, rings um mich, auch schon bereit. „Schön, herrlich, prachtvoll" — ihre Bewunderung machte sich überall Luft. Sie genossen in vollen Zügen. Nun, es besteht kein Grund zur Annahme, daß die Hessen von 1750 sich wesentlich von den Hessen von 1932 unterschieden. Sie bewunderten die Wasserkünste und genossen ihre Bewunderung geradeso wie ihre Nachkommen von heute. Das Schauspiel prunkenden Wohlstands erregt nicht notwendigerweise — wie berufsmäßige Revolutionäre zu glauben scheinen — Neidgefühle in den Herzen der Armen. Bei leidlichem Wohlstand im Lande bereitet es ihnen viel häufiger nichts als Vergnügen. Die Hessen haben ihren Fürsten nicht umgebracht, weil er soviel Geld für sein Haus und seinen Garten verschwendet hat; im Gegenteil, sie waren ihm wahrscheinlich dankbar, daß er für sie eine Art Märchenlands schuf, das sie anschauen und gelegentlich durchwandern durften, und daß er in festem Gestein und regenbogenfarbig sprühendem Wasser so manchen ihrer verschwommenen Tagträume von Macht und Herrlichkeit verwirklichte.

Es gehört zu den Aufgaben des Herrschertums, gewöhnliche Sterbliche mit einer ersatzweisen, aber darum nicht weniger wirklichen Erfüllung ihrer Wünsche zu versorgen. Könige, die großen Prunk entfalten, sind populärer als Könige, die ein farbloses Dasein führen. Das Volk verzeiht nicht nur, es rühmt sogar die Extravaganzen, die einem utilitarischen Wirtschaftslehrer fast verbrecherisch erscheinen müssen. Ein weiser König setzt stets einen gewissen Prozentsatz seines Einkommens für Prunk aus. Paläste und Wasserkünste bedeuten gute Reklame für das Königtum, geradeso wie eindrucksvolle Geschäftsgebäude gute Reklame für Aktiengesellschaften sind — und wie die ungeheuren mittelalterlichen Kathedralen, Gold und Marmor der Jesuitenkirchen gute Propaganda für die Religion waren.

*



— Wo ist denn Max geblieben?
— Er spielt Schach.
—Dieser Kulturbolschewist!

Elisabeth Holz-Averdung

Das Geschäftsleben hat heute viel von der psychologischen Verantwortlichkeit des Königtums und der organisierten Kirche übernommen. Mit dem Staat und den Gemeinden teilt es sich in die bedeutsame Aufgabe, das niedere Volk mit Ersatz-Wunscherfüllungen zu versorgen. Es werden heutzutage wenig neue Paläste und neue Kirchen gebaut. Aber es gibt Entschädigungen dafür. Der ‚Daily Express' haust so prächtig wie ein König; das neue Shell-Gebäude in Berlin ist mindestens so groß und auffallend wie die Gedächtniskirche und unvergleichlich schöner; das Teehaus von Lyons an der Tottenham Court Road ist so reich mit Marmor ausgestattet wie das Mausoleum im Escorial; und die meisten guten Hotels sind heute prunkvoller als Versailles. Geschäftsleute finden, daß Prunk sich bezahlt macht; dasselbe fanden und finden noch heute Könige und Priester. Für die große Masse der Menschen wäre das Leben in einer ganz auf Vernunft und Nützlichkeit gegründeten Welt unerträglich öde. Tagträume müssen erfüllt, Märchen verwirklicht werden. Gelegentliche Anfälle glanzvoller Narrheit — ob in Kirche, Theater, Palast oder Geschäftshaus — sind so wichtig für das menschliche Wohlbefinden wie Kanalisation, die zudem noch eine neuere Erfindung ist.

*

Dahlem ist eine der Gartenvorstädte von Berlin. Um die Jahreszeit, wenn der Flieder blüht und alle Kastanienbäume, ist es der angenehmste Ort. Dem, der von der monumentalen oder trübseligen Häßlichkeit der Innenstadt Berlins bedrückt ist, erscheint es wahrhaftig als eine Art Paradies. Hier und dort, hineingetupft in dieses Vorstadt-Eden, sind einige Dutzend ansehnlicherer Gebäude. Was mögen sie sein? Schulen vielleicht; aber wo sind die Kinder? Krankenhäuser? Aber es ist nichts zu sehen von Pflegerinnen, Patienten oder Besuchern. Klöster? Aber ihre Gärten liegen offen vor dem Auge des Beschauers, nicht ummauert; und überdies sind wir in Berlin!

Obgleich die letzte Vermutung falsch ist, ist sie doch noch die treffendste. Denn diese *Kaiser-Wilhelm-Institute* für wissenschaftliche Forschungen und ihre Gegenstücke an andern Orten sind tatsächlich die Klöster der Welt von heute. Ihre Bewohner leben abgesondert; sie haben entsagt und — wie fast alle Entsagenden — gewonnen. Asketisch, in Armut, mühen sie sich zum größeren Ruhm der Wahrheit. In bezug auf die große Masse der Menschen ist jedes historische Zeitalter ein finsteres Mittelalter. Der Lichter gibt es wenige und nur in großen Zwischenräumen. In der rauhen, drückenden Nacht unseres täglichen Lebens hüten diese Mönche der Wissenschaft die zarte Flamme uneigennütziger geistiger Tätigkeit.

Wie sie kämpfen! Mit welch unermüdlichem Eifer! In einem der Klöster von Dahlem beobachtete ich eine Gruppe von Biologie-Nonnen, die damit beschäftigt waren, Raupen zu wiegen, zu messen und zu fotografieren. Rund um sie herum, in Käfigen mit Glaswänden, wimmelte eine potentielle Plage Ägyptens. Nicht weit davon neigte sich ein Prior des Ordens in der Haltung eines mittelalterlichen Illuminators von Missalen über sein Doppelmikroskop. Auf der Platte lag ein Froschei. Mit einer Glasnadel, die so dünn war, daß man ihre Spitze mit bloßem Auge kaum wahrnehmen konnte, schnitt und pfropfte er. Die Kaulquappe, die herauskommt, wird wohl zwei Köpfe haben. In der Zelle nebenan studierte eine Äbtissin, mit der Stoppuhr in der Hand, das Seelenleben von Bienen und Einsiedlerkrebsen.

*

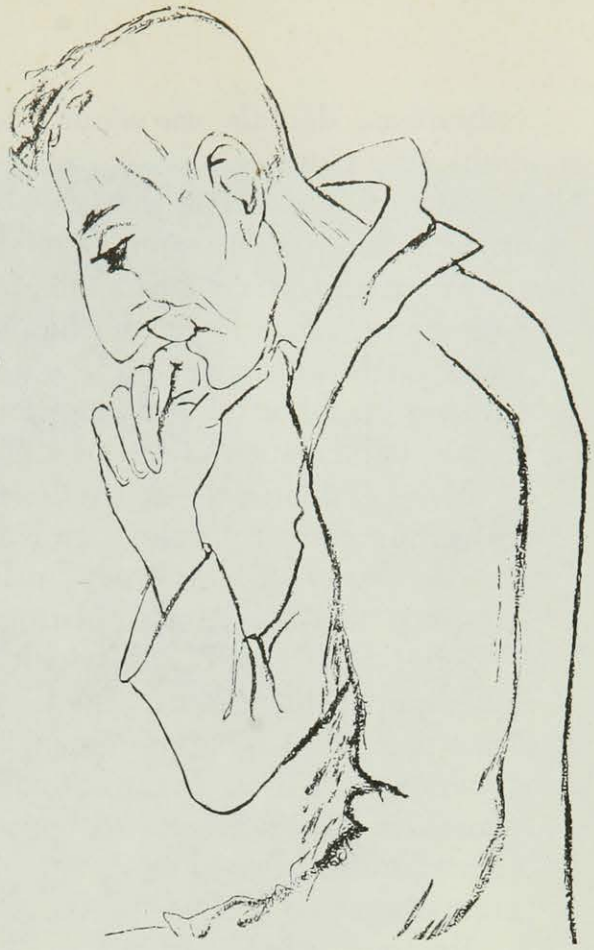
Ich ging fort mit dem Gefühl, daß diese Mönche im großen ganzen ein beneidenswertes Los haben. Sie arbeiten für Ziele, deren Wert für sie über jeden Zweifel erhaben ist, und sie haben wenig oder gar nichts mit andern menschlichen Wesen und deren allgemein unerfreulichen Angelegenheiten zu tun. Was könnte befriedigender sein? Andere Menschen mögen die Entdeckungen der Mönche im praktischen Leben auswerten und sie beispielsweise dazu gebrauchen, Arbeit zu sparen und damit Arbeitslosigkeit zu vermehren; die Sterblichkeit zu verringern und auf diese Weise die Bevölkerungsziffer gefährlich zu steigern; Vergnügungsapparate zu erfinden zur Verbreitung von Dummheit und Gemeinheit; und Todesmaschinen für den Massenmord.

Aber das hat nichts mit den Mönchen der Wissenschaft zu tun. Ihr Ziel ist allein die Erkenntnis der Natur der Dinge. Wenn die Menschheit jenseits der Klostermauern gewillt ist, diese Erkenntnis törichten und zerstörenden Zwecken dienstbar zu machen — um so schlimmer für die Welt. Die Mönche geht das nichts an. *(Deutsch von Herberth E. Herlitschka)*

Ein Tag im Kloster

Von

Rudolf Großmann



Abgerissenes geballtes Gewölk zieht schwarz über kreidige Felsenplatten, die, überall an waldigen Höhen zerstreut, das Kloster mit einer zweiten natürlichen Mauer umschließen. Man ist wie gefangen — weg von der übrigen Welt.

Unwillkürlich suche ich nach einem Ausblick, gehe ein paar Schritte. Die paar abgelegenen Hügelkuppen, die ich sehe, werden von heftigen Regenschauern verdunkelt. Dann und wann erhellt zwischen Wolken ein Lichtstrahl ein Schieferdach. Jetzt kann man das Kloster in seiner ganzen Ausdehnung sehen. Unten vom Dorf aus war es unübersichtlich, saß mit seinen hohen Mauern, den umliegenden kleinen Häuschen fast drohend auf. Hinter Fenstern und Umfriedung lautlose abseitige Stille. Wenn es nicht von Zeit zu Zeit läutete, könnte man glauben, es sei unbewohnt.

Rudolf Großmann
Alter Mönch

Ein Mönch kam mit einem Hammer aus dem Eingang, eine große muskulöse Gestalt (das Kloster hat seine eigenen Handwerker-Mönche). Er ging auf drei Maurer zu und sprach mit ihnen. Sie wischten mit gewohnheitsmäßiger Ehrerbietung ihre Kappen über die Köpfe.

Ich klingelte an der Pforte. Ein blasser, körperloser Mönch öffnet. Der Gastpater erscheint und führt mich in mein Zimmer, das am entlegenen Flur der immer bereitgehaltenen Gästezimmer liegt. Auf meinen Zweifel, ob ich das Fasten vertragen würde, meint er lächelnd, mit herablassender Duldung für weltliche Schwächen: Fremde seien an diese Vorschriften nicht gebunden.

Wieder allein, setze ich mich etwas bedrückt auf das ächzende Bett. Denn trotz eines sargähnlichen

Schrankes, der als warnendes Symbol aller Vergänglichkeit in der Ecke steht, und eines ernsten Waschtisches, dessen Nebensächlichkeit durch die zu kleine Waschschüssel betont ist, wahrt das Zimmer ganz den Charakter der Zelle. Die Wände sind lehmfarben, draußen regnet es noch immer.

Mein ängstlicher Blick fällt auf ein Heft: *Nimm und lies!* steht drauf. Drin steht: „Ein Jeder, der hier zu Gast kommt, soll wie Jesus selbst aufgenommen werden . . ." Einige Verhaltungsmaßregeln für die Gäste — und im Nachtkastel stünden die Pantoffel, deren man sich bedienen soll. Ein Paar Filzpantoffel sind darin.

Mein Stiefbruder, den ich nach vielen Jahren wiedersehe, er ist hier Pater, führt mich durch lange Klostergänge. Ich frage ihn, ob er glücklich sei. Er bejaht es. Und ob er im Religiösen seinen Frieden gefunden habe. Und wie man zur Kontemplation komme?

Ich solle nur alle Exerzitien mitmachen: dann käme sie von selbst. Hellblond leuchtet mit sanftem Lächeln ein zartes Gesicht aus dunkler Kutte. Ich suche ihm näherzukommen, ihn zu verstehen, aber während er durch Gewölbe und Klostergarten vor mir herschreitet und ich ihn zu fassen glaube, entwindet er sich immer wieder, wobei er eine wippende schwebende Bewegung macht, und weltentrückt flattert sein Skapulier himmelwärts.

Er muß wieder in seine Zelle, dahin darf ich nicht mit. Es wird still. Selten huscht noch eine Kutte vorbei. Das Kloster scheint wie ausgestorben.

Aber wenn abends zum Refektorium die Glocken läuten, wimmelt es plötzlich in den alten Gängen von eilig rauschenden Kutten (Füße sieht man nicht), immer näher kommen sie aus der Kapelle, wie scharenweise aufgescheuchte Raben, umhüllen mich zu Hunderten mit ihrem dumpfen Schwarz. Sie versammeln sich vor dem Refektorium, man wartet auf den Abt.

Ein großer alter holzgetäfelter Saal. In der Mitte ist die Gasttafel gedeckt, durch ein weißes Tischtuch ausgezeichnet. Dahin werde ich vom Gastpater geführt.

Es wird laut gebetet, einige Minuten verharren die Mönche, von den Hüften horizontal abgebogen, in tiefgebeugter Haltung. Exakt militärisch, wie eine Übung sieht es aus. Man nimmt die Plätze ein, und alsobald hört man — gesprochen darf nicht werden — in eiligem Takt das Geklapper der Löffel an den Tellern.

Ich sitze ganz allein an der Gasttafel. Neben mir steht eine Kirchenbank, auf der einige das Essen kniend einnehmen. Ein Königssohn, der drei Minuten zu spät kam, klopft an diese Bank und bittet um Aufmerken, dann betet er zur Selbstbuße vor dem Prior und ißt auch kniend.

An den Wänden sitzen in langen Reihen an den Holztischen die Patres, rechts von mir, etwas erhöht, sind die Plätze für den Abt, den Prior und die Ältesten; links, in Verlängerung meines Tisches, die lange Reihe der Novizen und Laienbrüder. Die Brüder tragen dicke Ledergurte um die Hüften. Aus den Kutten ragen lang vorgestreckt Bärte. Die blutjungen

Keystone

Bischofskonferenz in Canterbury

Marianne Drescher

Unionbild

Das Flugzeug

Novizen sind bartlos, haben verträumte Madonnengesichter, voll innerer Versenkung. Sie werden wohl bald Patres werden.

Ein paar Laienbrüder tragen die Speisen auf. Die sind sehr schmackhaft. Ich bekomme Fleisch, einige der ältesten Patres auch, und die auch etwas Wein.

Gleich zu Beginn besteigt ein junger Pater die Kanzel und beginnt die sogenannte Lesung mit monotoner Stimme. Er muß nachher essen. Eine Stelle behielt ich: „Als ich bei der Andacht in der Kirche war, machte eine Nonne mit dem Rosenkranz ein Geräusch, was mich aufmerken ließ und vom Gebet ablenkte — aber ich versenkte mich immer tiefer in die Andacht und verharrte inbrünstig in ihr, so daß das Geräusch mich nicht mehr anfocht."

Nach dem Essen eine halbe Stunde Erholung im Garten. Um zehn Uhr schläft alles; denn früh beginnen morgens wieder die Exerzitien.

Ein Festsaal wird mir gezeigt, mit hellen Rosafarben, wie Quentin-Massys sie zu malen liebte, feierlich jubilierend. Am Eingang eine Riesenbüste des letzten Kaisers, ein Geschenk von ihm, er liebte das Kloster, das er öfters besuchte.

Nachts schlief ich schlecht — ich glaubte, daß es spukte, hörte Schritte auf den Gängen — ich stand etwas Wesenlosem gegenüber, irgendeinem Kollektivwillen, dessen Macht ich empfand, den ich aber selbst noch nicht objektivieren konnte.

Ähnlich wirkt auch die Kloster-Kunst auf mich, die man im Kloster und überall im Dorf zu sehen bekommt. Ich ging nach der Kapelle, zu Ehren des Stifters des Klosters erbaut, mit vielen Bildern von einem Pater geschaffen. Er schaffte nach alten Vorbildern, aber negativ, aber ohne Gestaltungskraft und Lebensgefühl. Es ist eine Abtötung des Lebens. Vielleicht kann man so, Lust und Leid vergessend, Gott schauen.

Die Tageseinteilung des Mönches ist ausgefüllt mit geistigen Übungen, Meditation, mit Gebet, Gottesdienst, wissenschaftlichen oder erzieherischen Arbeiten. Sie stehen bei Morgengrauen auf, und der Tag beginnt mit der Heiligen Messe und Communion.

Exerzitien sind geistliche Übungen, deren Erfinder der heilige Ignatius von Loyola war, der Gründer des Jesuitenordens, und die seitdem jeder Ordensmann und jeder Weltgeistliche mitzumachen hat. Die Dauer beträgt neun Tage; an jedem sind drei Vorträge des „Exerzitienmeisters" — sie enthalten den Stoff, über den in der Zwischenzeit des Tages nachzudenken ist. Strengstes Stillschweigen (Silentium), Abgeschiedenheit von der Welt mit ihren Eindrücken und Einflüssen ist Grundbedingung dieser neun Tage. Der Mensch gelangt zu innerster Anschauung und Klarheit. Gedankenschulung und Konzentrationsfähigkeiten ist mit Glaubens- und Gefühlsvertiefung die Frucht dieses geistig-geistlichen Trainings; und wird so zum Machtfaktor der Herrschaft religiösen Lebens. Wie die körperlich-strategischen Manöver einer weltlichen Armee sind die Exerzitien die Manöver der geistlichen Streiter Gottes, zur Befestigung der Herrschaft des Geistes.

Was hat der Völkerbund erreicht?

Von

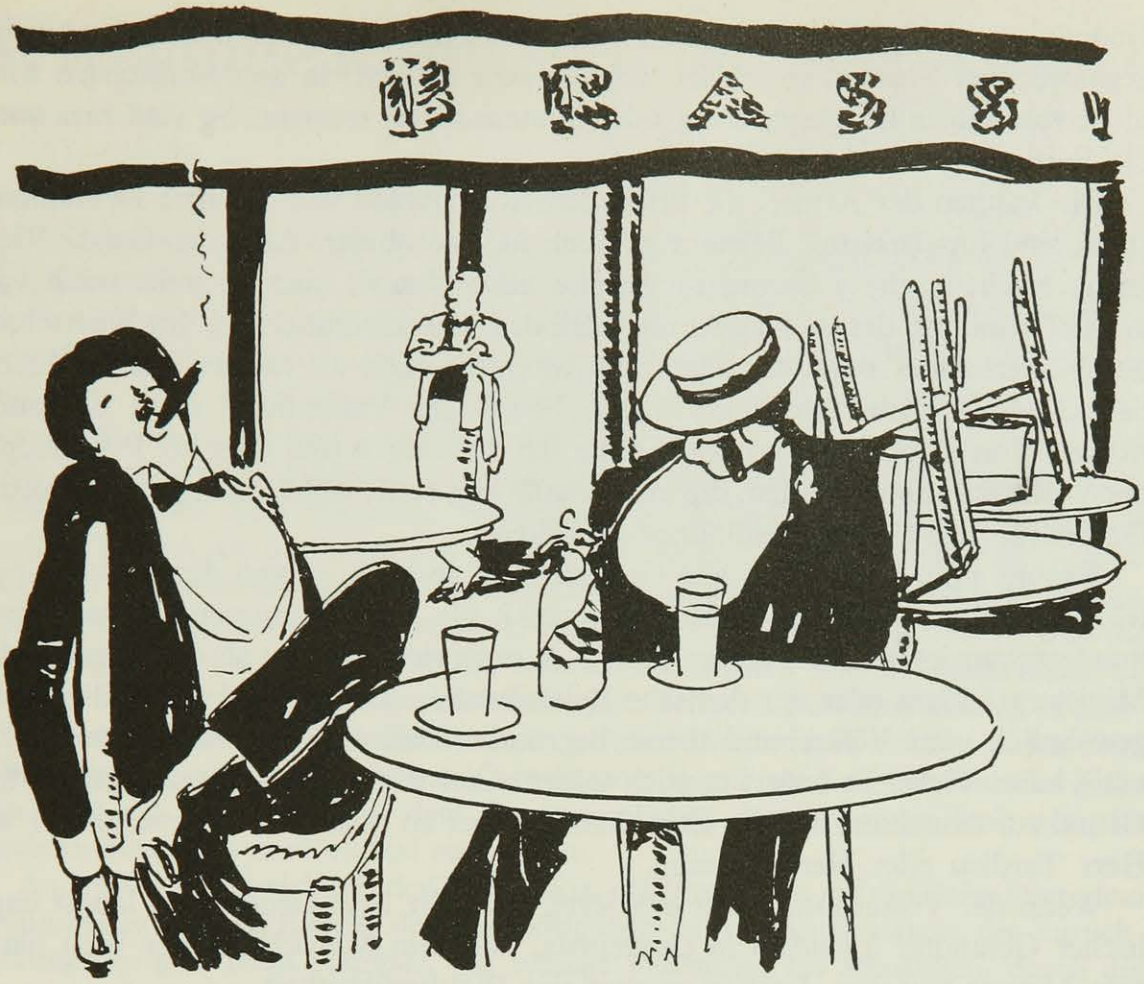
M. Aldanov

Was hat der Völkerbund bisher erreicht? Entweder er kapitulierte vor der Macht, sogar einer höchst relativen, wie im polnisch-litauischen Streit um Wilna. Oder er fällte aus irgendwelchen Überlegungen eine offensichtlich unsinnige und gefährliche Entscheidung, wie in der Memelfrage. Oder er erklärte sich als nicht zuständig für die betreffende Frage, wie in der karelischen Sache. Oder er übertrug den Streit auf eine andere Instanz, wie im Konflikt Boliviens mit Paraguay. Oder seine Dienste wurden von einer Partei dankend abgelehnt, wie in der Auseinandersetzung Italiens mit Griechenland. Oder aber er begrub, in mehr oder weniger angemessener Form und möglichst still, die Angelegenheit, wie verschiedene Minderheiten berichten können. Es glückten dem Völkerbund nur ganz harmlose Sachen, z. B. die Optantenfragen, aber auch diese nicht alle, oder solche Konflikte, die in früheren Zeiten durch die Großmächte sofort unterdrückt oder abgewendet worden wären, wie der Konflikt zwischen Griechenland und Bulgarien im Jahre 1925.

Die Ereignisse im Fernen Osten setzten über dieses i einen grellen blutigen Punkt. Ein Fetzen Papier bleibt ein Fetzen Papier, ungeachtet der Millionen von hochtönenden Worten, die seit dem historischen Ausspruch des Kanzlers Bethmann Hollweg gesagt wurden. Und auch die Natur des Fetzen Papiers wird sich davon nicht ändern, daß man ihn mit dem wohlklingenden Namen *Covenant* belegt. Wenn sich Japan absichtlich das Ziel gesetzt hätte, das Covenant lächerlich zu machen, hätte es nicht anders handeln können, als es gehandelt hat.

Die japanischen Truppen brachen in die Mandschurei ein, zu der gleichen Zeit, als in Genf eine allgemeine Versammlung und der Völkerbundsrat tagten. Die allgemeine Tagung ging glücklich vorüber, und der Völkerbundsrat vertagte mit strenger Miene seine Beratungen: man muß den Übertretern des Covenants Zeit zum Überlegen geben. Dann versammelte sich der Völkerbundsrat wieder und bestimmte noch strenger, daß Japan binnen einer gegebenen Frist die besetzten Teile der Mandschurei zu räumen habe. Japan besetzte aber zu dieser Frist auch alle übrigen Teile der Mandschurei. Der Völkerbundsrat versammelte sich zum drittenmal und, indem er sich den Anschein gab, als ob er gar keine Frist gesetzt hätte, bestimmte er, zur Aufklärung der Ereignisse, eine besondere Kommission in die Mandschurei zu entsenden. Die Kommission hatte kaum Zeit, dem Rat zu versichern, daß die Mandschurei tatsächlich von Japanern besetzt sei (was hätte sie sonst noch mitteilen sollen?), als die Japaner sich vor Schanghai ausschifften: der Rat versammelte sich zum vierten Male und beschloß, zur Aufklärung der Ereignisse, den Bericht einer anderen, an Ort und Stelle in Schanghai gebildeten Kommission abzuwarten. In der letzten, wahrhaft tragischen Sitzung des Völkerbundsrats, bei der ich zugegen war, ging die Rede nur noch davon, wie eine Verlängerung des Ultimatums zu erreichen sei, welches Japan nicht etwa an China — oh, Gott bewahre! —, sondern nur an das Kommando der 19. chinesischen Armee gerichtet hatte. Aber selbst das zu erreichen gelang nicht. — „Es wird gebeten, nicht zu applaudieren."

* * *



Otto Dely

— *Die Genfer Nächte sind so langweilig, daß uns nichts anderes übrigbleiben wird, als an den Sitzungen teilzunehmen.*

Zu lachen wäre vielleicht Sünde, aber warum soll man nicht wenigstens die Wahrheit sagen dürfen? Viele von uns glaubten an die Idee des Präsidenten Wilson. Die Idee bleibt ausgezeichnet — ihretwegen und auch wegen der Zukunft hat es auch heute noch einen Sinn, die Fiktion mit großer Einbuße von Mühe, Zeit und Geld zu unterstützen. Man soll aber nicht so ehrfürchtige Blicke auf den Wettkampf des politischen Ping-Pong-Spiels richten. Ein Klub bleibt ein Klub, und die Schule der Heuchelei — eine Schule der Heuchelei. Die Diskussionen im Völkerbund sind nicht Wasser auf irgend jemandes Mühle; das ist Wasser ohne jede Mühle. Wenn man die feierlichen Genfer Reden hört, hat man dieselbe bedrückende Stimmung, die einen bei politischen Stammtischreden überfällt: es steckt nichts dahinter. Aber es besteht doch ein wesentlicher Unterschied. Am Stammtisch sagt jeder, was er denkt. Aber das Genfer Batiment Electoral verließ ich mit dem deprimierenden Gefühl, im Verlauf von drei Stunden Reden gehört zu haben, in denen auch nicht ein Körnchen Wahrheit steckte.

* * *

Der Völkerbund ist das, was die Nationen, die ihn bilden, aus ihm gemacht haben. Die Regierungen dieser Staaten haben kein Recht, sich über ihn zu beschweren. Die „Völker" haben den „Bund", den sie verdienen. Und wenn der

Genius loci hier schlechter ist als in den Ministerien und Gesandtschaften vieler gegenwärtiger Staaten, so erklärt sich das sehr einfach: in den Ministerien wird nicht von Tugenden gesprochen, oder immerhin viel weniger. So sind hier auch die Forderungen anderer Art.

Die Fahnen der Armee, die unter dem Kommando von Sir Eric Drummond steht, sind uns bekannt. Bekannt ist auch das Vokabular. Aber der Geist? Vielleicht erscheint diese Betrachtungsweise etwas banal, aber es weht mich von dieser Gründung die stickige Atmosphäre des Amtsschimmels an. Im Wortschatz des Völkerbundes wird der Zynismus wahrscheinlich als ärgster innerer Feind betrachtet — wenn nur dieser ärgste Feind den Völkerbund nicht zugrunde richtet! Von mancherlei Art können die Betrachtungen sein über die Psychologie der Völkerbundsangestellten, die im Verlaufe von fünf, sechs, zehn Jahren enorme Gelder für ihre Genfer Bemühungen erhalten.

Warum sind, in der Tat, alle Gehälter hier so hoch — von denen der Tippfräuleins bis zu dem des Generalsekretärs? Sir Eric Drummond bekam etwa hundertzwanzigtausend Mark im Jahr, d. h. etwa viermal mehr als der französische Ministerpräsident oder der deutsche Reichskanzler. Die Höhe der Gehälter wird gewöhnlich vom Völkerbund damit begründet, daß er hochqualifizierte Kräfte nötig habe. Vielleicht bedarf er auch seiner. Aber wir haben nicht den geringsten Grund zur Annahme, daß Sir Eric viermal höher zu qualifizieren gewesen sei als Herr Tardieu oder Herr Brüning.

Wenn der Völkerbund nicht existierte, wäre Sir Eric Drummond längst englischer Gesandter irgendwo in Guatemala, und kein Mensch auf der Welt hätte eine Ahnung von ihm. Jetzt ist er aber eine Weltberühmtheit.

Es ist vorteilhaft, dem Stab des Völkerbundes anzugehören. Es ist noch vorteilhafter, ins Haager Tribunal zu kommen. Aber am vorteilhaftesten ist es, Finanzsachverständiger des Völkerbundes zu sein für Staatsanleihen, die den armen Staaten, wie etwa Österreich, gewährt werden. Über die Gehälter und Einnahmen dieser Kommissionäre des Pazifismus kursieren in den Couloirs des Völkerbundes erstaunliche Geschichten. Die vom Völkerbund organisierten Anleihen (d. h. unter seiner gnädigen Protektion durch dieselben Bankiers aufgelegt, die auch andere Anleihen vermitteln) kamen den Ländern, die ohne sie nicht auskommen konnten, recht teuer zu stehen.

Im Privatverkehr nennt man es — Gehälter; im innerstaatlichen — Anleihen. Viele Staaten unterstützten eifrig das Projekt Tardieu. Aber für die Genfer Unterstützung werden die Rechnungen in Paris präsentiert. Am Quai d'Orsay zahlt man. Im Palais Bourbon rauft man seine Haare.

* * *

Vielleicht war es immer so? Wahrscheinlich. Auf dem Berliner, dem Wiener Kongreß gab es vergoldete Uniformen statt Gehröcke. In Genf hat man keinen Talleyrand und keinen Bismarck. Aber das Durchschnittsniveau, sowohl geistig wie moralisch, ist weder niedriger noch höher.

Höher geworden sind lediglich unsere Forderungen. Zuviel Versprechungen und Wechsel sind in Umlauf gesetzt worden. Zuviel ist draufgezahlt worden.

(*Deutsch von Woldemar Klein*)

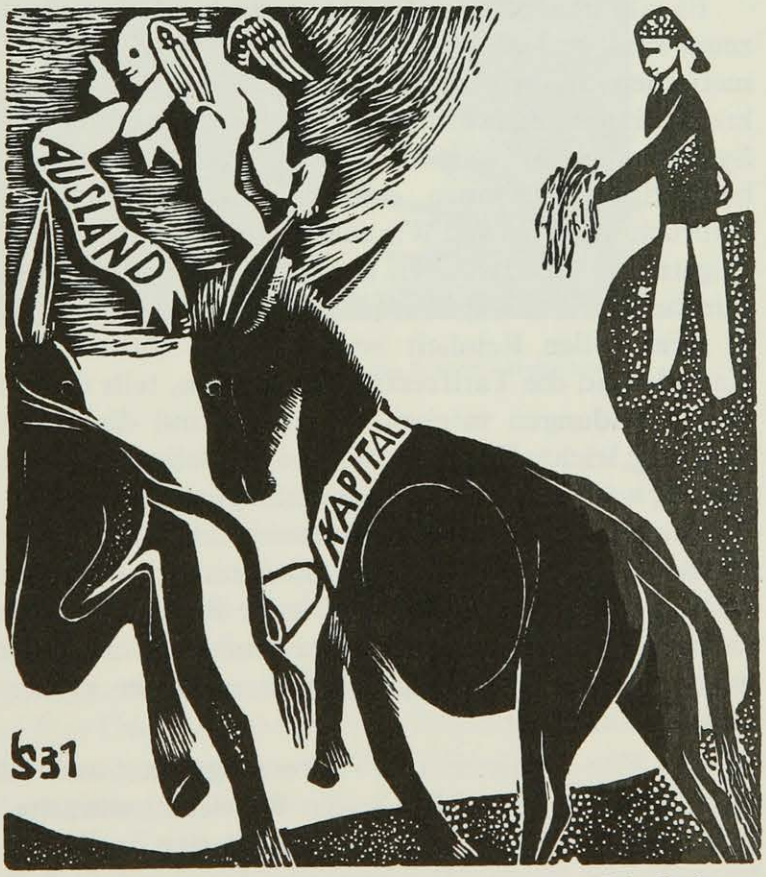
Wie lange kann eine Krise dauern?

Von

Alfred Schwoner

Eine normal gewachsene Konjunkturkrise hat, ihrem Begriff und Wesen nach, keinen Anspruch auf lange Dauer. Denn was ist sie? Eine scharfe Kurve in der Wellenbewegung des wirtschaftlichen Verlaufs; sie entspringt der plötzlichen Erkenntnis, daß der Aufschwung vorüber ist; Panik und Verzweiflung begleiten sie und rufen einen Zusammenbruch nach dem anderen hervor; sie ist ein Erdbeben, eine Folge von Explosionen, eine Serie niedergleitender Lawinen, kurzum sie gleicht einer Naturkatastrophe; und Naturkatastrophen währen nicht lange. Fast alle großen Krisen erhärten diese Wahrheit. Obzwar es bei Weltkrisen eine gewisse Zeit erfordert, bis sich die Explosion von ihrem Ursprungsort in alle anderen Länder fortgepflanzt hat, überschreitet doch ihre Gesamtdauer selten den Umfang eines Jahres. Selbst die große Krise des Jahres 1873, bei der dem Wiener Krach vom 13. Mai die schwersten Zusammenbrüche in den Vereinigten Staaten und in Deutschland im Herbste folgten, war in weniger als einem Jahr beendet. Zuweilen kommt es allerdings vor, daß isolierte Krankheits- und Schwindelherde nicht auf den ersten Stoß fallen, sondern erst einem späteren Ungewitter erliegen, wie z. B. die deutsche Krise von 1901 ein Jahr später in dem Zusammenbruch der Leipziger Bank und des Trebern-Konzerns noch einmal aufflammte.

Anders verhält es sich mit der Depression, die regelmäßig auf die Krise folgt, dem Stadium des ruhigen Elends, der Beschäftigungs- und Arbeitslosigkeit, der Zurückhaltung des geretteten Kapitals, das solange brachliegt, bis allmählich, durch die niedrigen Preise und den niedrigen Zinsfuß gelockt, die Unternehmungslust wieder erwacht und eine neue Aufschwungsperiode beginnt. Das Stadium der Depression kann lange dauern, zwei bis vier Jahre, unter Umständen auch länger. Man hat neuestens die Theorie aufgestellt, daß nach großen und schweren Kriegen, wie nach der napoleonischen Zeit, nach 1870 und jetzt nach dem Weltkrieg, die Wechselphasen des wirtschaftlichen Kreislaufs anders verlaufen als sonst; daß in diesen Zeiten innerhalb der sieben- bis zehnjährigen Konjunkturperioden die Jahre der Depression zahlreicher und stärker betont sind



Hermann Schardt — Vergebliche Lockung

als die des Aufschwungs, während etwa in den Jahren 1900 bis 1914 die Depressionen kurz waren und milde verliefen.

Aber wie sollen wir nun die drei furchtbaren Notjahre nennen, die die Welt seit dem Wallstreet-Krach von 1929 erlebt hat und noch erlebt? Ist es eine Depression, unter der wir leiden — in welchem Falle wir uns über die lange Dauer nicht allzusehr wundern dürften —, oder handelt es sich nicht vielmehr um eine dreijährige Krise? Es ist die merkwürdigste Kombination, die je vorgekommen ist. Krise und Depression wechseln miteinander ab. Nach jeder Krise verschärft sich die Depression, und jede Depression wird wieder durch eine neue Krise unterbrochen. 1929 der gewaltige Krach an der New-Yorker Börse. 1930 große Zusammenbrüche von Banken in Amerika, von Finanzhäusern und Industriefirmen in England, Deutschland und Italien, beispielloser Preissturz und Zahlungseinstellungen verschiedener amerikanischer Staaten. 1931 Zusammenbruch der Kreditanstalt, Auslands-Run auf die deutschen Banken, Sanierung der Großbanken durch den Staat, offene und maskierte Moratorien in zahlreichen Staaten Europas und Amerikas, vollständiges Einfrieren des internationalen Kredits, Abkehr Englands von der Goldwährung, beispiellose Lähmung des internationalen Handelsverkehrs. 1932 erfolgt der Kreuger-Krach, und niemand weiß, „was in der Zeiten Hintergrund noch lauert". Es ist eine dauernde Krise, eine dauernde Vertrauensstörung, neben der die Momente der Depression fast in den Hintergrund treten. Auch hierfür läßt sich, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, eine, freilich nur eine einzige, historische Analogie finden. 1836 brach im Zusammenhang mit einer aus politischen Gründen erfolgten Änderung des Notenbankwesens in Amerika eine Krise aus, die sich auf England fortpflanzte, scheinbar eingedämmt wurde, aber — nachdem im Jahre 1838 auch die belgische und französische Wirtschaft aus besonderen Gründen erschüttert wurden — 1839 in beiden angelsächsischen Staaten mit gesteigerter Wucht wieder hervorbrach.

Es gibt heute sehr viele Menschen, und zwar nicht nur Kommunisten, die überzeugt sind, daß die gegenwärtige Krise im Gegensatz zu allen früheren einer automatischen Selbstheilung nicht mehr zugänglich ist, daß es sich um die Todeskrankheit des altgewordenen Kapitalismus handelt, der durch ein planwirtschaftliches System abgelöst werden müsse. Aber es gibt nichts in Wirklichkeit, was uns berechtigt anzunehmen, daß die Götzendämmerung des Kapitalismus bereits im Anbruch begriffen sei. Wir sind erst vor kurzem in die Epoche des Hochkapitalismus eingetreten, für den noch ganze Weltteile zu erobern sind. Es ist richtig, daß die Fundamente des Kapitalismus, die freie Wirtschaft, die freie Konkurrenz nicht mehr in ihrer vollen Reinheit bestehen. Das System hat gewisse Bindungen, wie die Kartelle und die Tarifverträge, teils gern, teils notgedrungen in sich aufgenommen. Diese Bindungen machen die Preis- und die Lohnbildung starr und haben die Wirkung, leichte Krisen zu mildern, bei schweren Krisen aber die Selbstheilung zu verzögern, wenn auch keineswegs unmöglich zu machen. Möglicherweise werden diese Bindungen immer zahlreicher werden und allmählich und stufenweise in fünfzig oder hundert Jahren zu einer mehr oder minder vollkommen gebundenen Planwirtschaft führen. Heute aber kann noch keine Rede davon sein, daß der Kapitalismus eines natürlichen Todes stirbt. Äußerstenfalls kann ihm ein gewaltsamer Tod bereitet werden wie in Rußland, was aber nach der ganzen Weltkonstellation nicht sehr wahrscheinlich ist.

Die Kommunisten und Untergangsphantasten hätten recht, wenn die gegenwärtige Not hauptsächlich in der Wirtschaft wurzelte, wenn es sich um eine normale Krise handelte, die aus Überspekulation und Überproduktion, aus unrichtigen Proportionen in den Erzeugungen der einzelnen Industriezweige oder aus Kapital-

Hermann Schardt (Holzschnitt)

und Geldknappheit entstammt. Dann müßte die Krise längst zu Ende sein, bzw. ihre überlange Dauer wäre ein Zeichen für das Versagen des Kapitalismus in seinen heutigen Formen. Wenn sie aber andere Ursachen hat als wirtschaftliche, so ist es selbstverständlich, daß sie erst dann zu Ende sein kann, wenn diese Ursachen beseitigt sind oder wenn man sich ihren Wirkungen angepaßt hat.

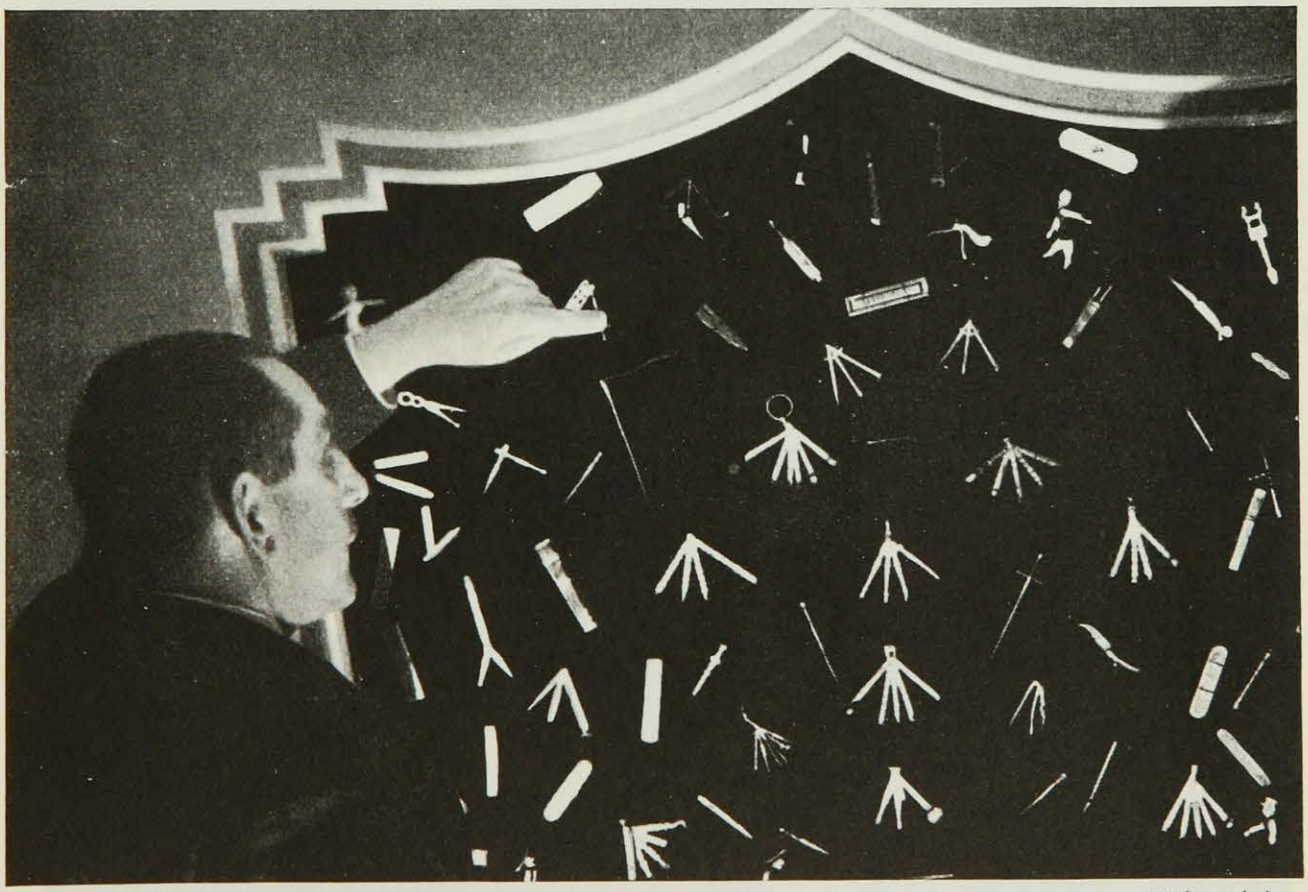
Heute weiß die ganze Welt, daß es politische Mißgriffe sind, welche der gegenwärtigen Krise ihre Wucht und ihre Dauer gegeben haben. Entstanden freilich ist sie wie andere Krisen aus den üblichen und unvermeidlichen Übertreibungen, wie sie mit jedem wirtschaftlichen Aufschwung verbunden sind, und anfänglich hielt man sie denn auch für eine ganz normale Krise, die speziell die Amerikaner nach dem Couéschen System des künstlichen Optimismus in kürzester Zeit erledigen zu können

glaubten. Dann machten sich unerwarteterweise gewisse Folgen des Weltkrieges geltend, die besonders in einem kolossalen Rückgang aller Rohstoffpreise zutage traten, und man machte sich auf eine lang andauernde Depression gefaßt. Im Juli des vorigen Jahres aber stellte sich heraus, daß die Weltwirtschaft vergiftet war, nicht nur durch die Wirkungen des größten Krieges, der je geführt, sondern auch durch die Folgen des unsinnigsten Friedensvertrages, der je geschlossen wurde. Der Zusammenbruch der österreichischen Kreditanstalt und die Notlage der südöstlichen Staaten war die notwendige Folge der Zerschlagung der Donaumonarchie. Der Auslandssturm auf die deutschen Banken und die Vereisung des Kreditstroms mit all ihren Konsequenzen war verursacht durch die ungeheuren Reparationen, die man Deutschland auferlegt hatte und die es schon darum nicht zahlen konnte, weil keiner der Gläubiger bereit war, die Zahlung in Waren anzunehmen. Die Reparationen waren es, die zu einer unmöglichen Verteilung der Goldvorräte zwischen den einzelnen Staaten geführt hat, die Deutschland genötigt hatten, übergroße ausländische Kredite aufzunehmen und die Rationalisierung seiner Industrie zu forcieren. Man hatte, solange Amerika kreditbereit war und Deutschland für unbedingt kreditfähig galt, diese Wirkungen übersehen; aber als die Krise da war, erkannten die Gläubiger plötzlich, daß Deutschland nicht imstande sein werde, neben den Reparationen seine sonstigen Schulden zu bezahlen, jeder suchte so rasch wie möglich zu seinem Geld zu kommen, jeder wollte seine Forderungen sofort einziehen. So entstand der Run und die Zahlungsstockung erst in Deutschland, dann in der ganzen Welt. Und heute zweifelt niemand daran, daß diese Krise erst zu Ende sein wird, wenn die Frage der Reparationen definitiv erledigt ist.

Der Krieg kann nicht ungeschehen gemacht werden. Daran, daß wir in eine Periode der *langen Depressionen* eingetreten sind, ist nichts zu ändern. Es gibt auch Fehler der Friedensverträge, die nicht mehr korrigiert werden können. Aber was geschehen kann, um einen wirklichen Frieden in Europa zu schaffen, muß gemacht werden. Und im Vordergrund steht die Frage der Reparationen. In Lausanne ist nur wenig Arbeit geleistet worden. Mit bloßen Provisorien ist wenig gedient. Erst wenn die Gewißheit gegeben ist, daß man Deutschland keine Zahlungen zumuten wird, die es nicht leisten kann, daß man es nicht zwingen wird zu unmöglichen Krediten, zu aussichtslosen Versuchen, seinen Export zu forcieren, dann wird mit einem Schlage das Vertrauen wieder in die Welt zurückkehren. Zwar könnte sich die Geschäftslage nicht sofort bessern, die Depression würde schon noch eine Zeitlang dauern. Aber wahrscheinlich würden sämtliche Börsen der Welt die kommende Besserung explosiv eskomptieren, wie ja auch sonst bei Krisen die Erholung der Börsen der wirtschaftlichen Erholung vorauszugehen pflegt. Die Steigerung der Kurse würde einen Teil der eingetretenen furchtbaren Wertzerstörung wieder gut machen. Zahlreiche Gesellschaften, die an ihrem Effektenbesitz laborieren, bekämen für andere Zwecke Geld frei, ein gewisser Luxuskonsum würde sich geltend machen. Die kurzfristigen Kredite in Deutschland und anderen Ländern könnten durch langfristige abgelöst werden, der Kreditstrom würde wieder zu fließen beginnen, der Kampf um die Devisen und damit die ungewollten Beschränkungen des Welthandels würden aufhören.

Bringen dagegen die Gläubigerstaaten die Großzügigkeit nicht auf, den mehr oder weniger bloß formalen Verzicht, den die Notwendigkeit von ihnen verlangt, rasch und entschieden auszusprechen, so kann niemand sagen, wie lange die Krise noch dauern und welche Konsequenzen sie haben wird. Jede Besserung der Situation, die trotzdem aus lokalen Ursachen da und dort sich ergeben könnte, würde sich nur als vorübergehend erweisen.

Kieler Postkarte



Weltrundschau

Die Zahnstocher-Sammlung des Dr. Sachs (Berlin)

Hug Block

Kunstlager auf dem Dachboden des Louvre

Elisabeth Janstein

Plakat für Abrüstung (Paris)

Atlantik

Schottische Schießübungen (Aberdeen)

Gerte Illing

Max Rothschild

Eine Gasröhre und drei Passanten

Von

Egon Friedell

Das Verhältnis des Menschen zur Wahrheit kann ein dreifaches sein. Nämlich: entweder er besitzt die Eigenschaft, *selbsttätig*, schöpferisch Wahrheit aus sich zu erzeugen: diese Gruppe von Personen wollen wir die „Wisser" nennen. Oder aber, er hat zwar nicht die Möglichkeit, Wahrheit aus eigenem zu produzieren, ist jedoch wahrheits*empfänglich*, das heißt: er besitzt die Fähigkeit, Wahrheit als Wahrheit zu erkennen, sobald sie ihm vorgezeigt wird. Und drittens gibt es Wesen, die sich damit beschäftigen, *Mißwissen* hervorzubringen und es anderen zu imputieren, die klare und einfache Wahrheit, die immer und überall stets eine ist, zu trüben, zu verwirren und zu verwickeln. Die drei genannten Gruppen von Personen haben also zur Wahrheit entweder die Beziehung der Produktivität oder der Empfänglichkeit oder des Antagonismus. Weitere Möglichkeiten gibt es nicht. Wir wollen uns jedoch für heute nur mit der ersten Gruppe, den „Wissern" befassen.

Diese können nun noch weiter unterschieden werden, und zwar rücksichtlich ihres Verhältnisses zur kompakten materiellen Welt, während die bisherige Einteilung von der geistigen Welt hergenommen war. Und zwar sind hier zwei Haupteigenschaften maßgebend: erstens die Leichtigkeit, Beweglichkeit, Tatkraft, kurz *Aktivität* eines Lebewesens, und zweitens seine Gabe, sich in den umgebenden äußeren Zuständen, in der *Umwelt* zurechtzufinden, diese aufzufassen und zu unterscheiden und mit ihr zu operieren. Es ist klar, daß diese beiden Eigenschaften sich nicht decken. Denn ist gibt allenthalben Menschen von einer sehr großen Aktivität, der aber nicht eine genügende Beherrschung der Umwelt zur Seite geht; und andererseits finden sich Persönlichkeiten, die zwar über eine sehr scharfe und genaue Kenntnis der äußeren Verhältnisse verfügen, jedoch nicht mit der nötigen Tatkraft begabt sind, um dies alles in die Praxis umzusetzen. Wir gelangen daher abermals zu drei Gruppen: nämlich erstens umwelterfüllte und zugleich aktive Wisser, zweitens umwelterfüllte und nicht aktive oder kürzer gesagt *ktive* Wisser, drittens Wisser, die sowohl umweltlos als auch ktiv sind. Diese letztere Gruppe enthält scheinbar eine Paradoxie: denn wie können diese Menschen wissen, da sie doch ohne Umwelt sind? Hier ist nun zu sagen, daß der schöpferische Mensch (und nur von diesem ist ja hier die Rede) mit einem inneren Wissen begabt ist, das sich auch unabhängig von den äußeren Eindrücken selbsttätig zu entwickeln vermag, er besitzt eine *Inwelt*, die ebenso vollständig und in sich gegliedert ist wie die von ihm ignorierte Umwelt.

Die vierte Kombinationsmöglichkeit, nämlich Wisser, die zwar umweltlos, aber aktiv sind, kommt in der Wirklichkeit nicht vor, denn ein Mensch ohne Umwelt ist niemals aktiv, da in dieser allein der Anreiz zur äußeren Betätigung liegt. Indes müssen wir diese Feststellung doch in gewissem Sinne korrigieren; es gibt einen Fall, in dem ein Mensch ohne Umwelt und doch aktiv sein kann: wenn er nämlich betrunken ist. Denn der Betrunkene (der ja bekanntlich immer ohne Umwelt ist) hat dennoch häufig einen lebhaften und hartnäckigen Drang zur Aktivität.

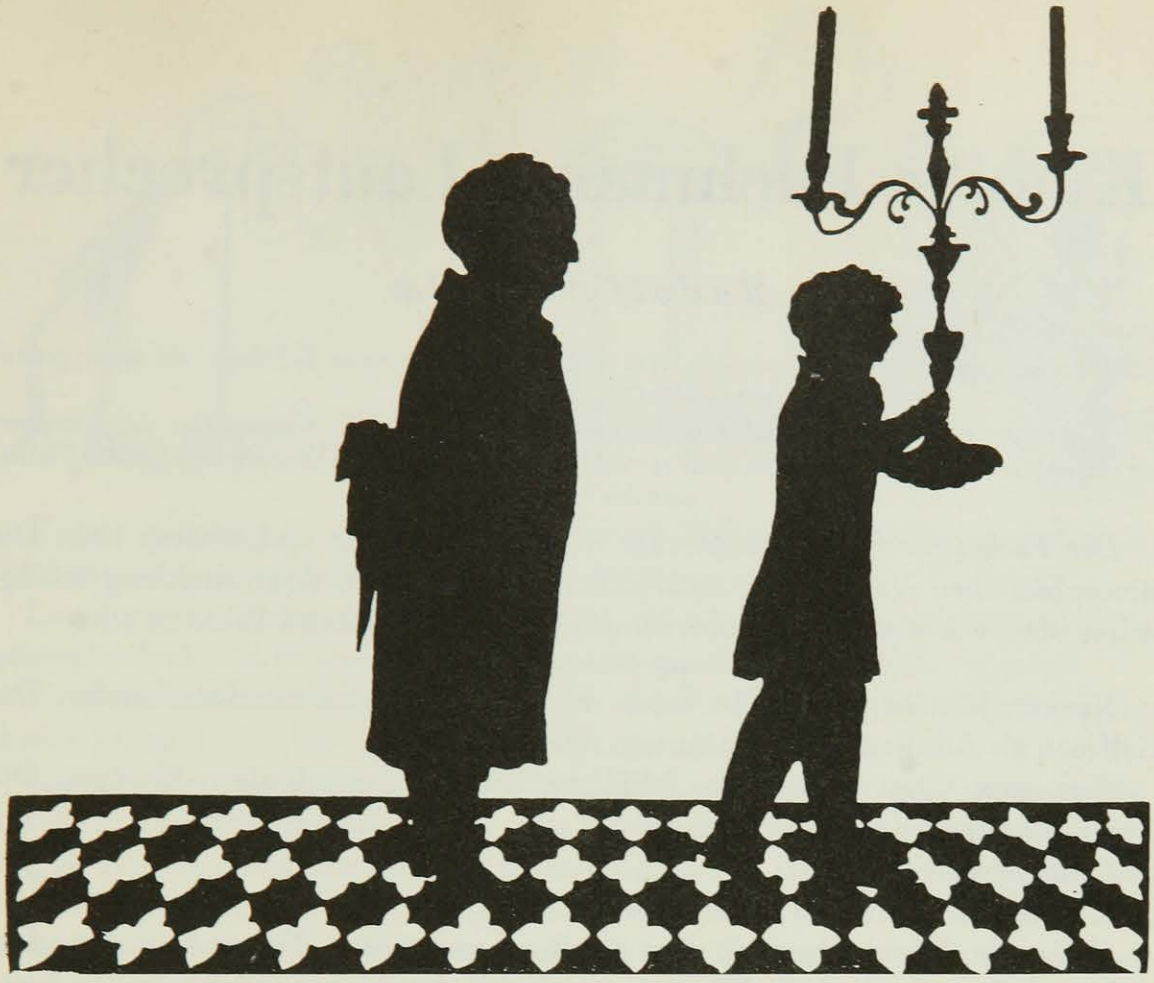
Um das Gesagte nun etwas klarer zu machen, wollen wir es an drei konkreten Beispielen illustrieren. Wir wählen dazu eine zwar erfundene, aber sehr einfache Situation: auf der Straße liegt eine Gasröhre. Es erscheinen nun nacheinander drei Passanten, alle drei zur Gruppe der Wisser gehörend, jedoch der eine, nämlich Napoleon der Erste, Kaiser der Franzosen, aktiv und umwelterfüllt, der zweite, Geheimrat von Goethe, ktiv und umwelterfüllt, der dritte endlich, der Privatgelehrte Dr. Arthur Schopenhauer, ktiv und ohne Umwelt.

Napoleon wirft einen kurzen Blick auf die Gasröhre und sagt zu Roederer: „Die Erfurter verstehen nichts vom Röhrenlegen. Sie sind unbekannt mit den Vervollkommnungsmöglichkeiten des Bronzegusses. Sie wissen nicht, daß jeder Zentimeter Mehrumfang der verwendeten Röhren infolge der Ausdehnung des Gases eine verbrecherische Verschwendung von Wärmeenergie bedeutet. Die Erfurter sind kurzsichtige Krämer." Zu Blacas: „Sie werden Monsieur Laplace durch eine Eilstafette veranlassen, mir ein ausführliches Exposé über Röhren von geringerer Lichtung, vorteilhafterem Guß und dichterer Füllung vorzulegen. Zunächst sollen probeweise die illyrischen Provinzen mit einem System solcher Röhren überzogen werden. Man bestelle ferner Gourgeaud für morgen in die Audienz. Er wird mir einen Vortrag über die Möglichkeit unterseeischer Röhrensysteme halten. Wenn der innere Gasdruck stark genug ist, kann er möglicherweise dem äußeren Wasserdruck auch in bedeutenden Tiefen die Waage halten." Zu Decrès: „Sie hatten mir etwas über die Neuordnung der Geschworenengerichte zu sagen?"

Goethe betrachtet aufmerksam die Röhre, beklopft sie mehrfach mit seinem Spazierstock und entwirft auf dem Heimweg die Disposition zu nachfolgendem Buch: Neue Beiträge zur Theorie und Behandlung der kinetischen Gase, nebst einem Tafelwerk. Erster Teil: Kurze Synopsis der bisherigen Theorien samt Widerlegung der irrigen Lehre des Herrn Newton. Zweiter Teil: Materialien zu einer möglichen Neubildung der Axiome vom Spannungsdruck auf Basis der neueren Kalküle des Herrn Gay-Lussac. Anhang: Bläserei und Hüttenkunst in ihren Beziehungen zum Gaswesen, nebst einer vergleichenden Tabelle über die Flußbarkeit der in Mitteldeutschland gewöhnlichen Leichtmetalle.

Schopenhauer bemerkt die Röhre, da diese zur Umwelt gehört, nicht, stolpert über sie, eilt erbittert nach Hause und schreibt das Parergon: Über einen neuerdings in Deutschland hervorgetretenen öffentlichen Unfug.

„Seneca sagt im dritten Kapitel des sechsten Buches seiner Meditationen, daß kein noch so wohltätiger Fortschritt im Bildungsgange des menschlichen Geschlechtes hervortrete, ohne allsogleich in den Händen der Toren in einen ebenso schädlichen Mißbrauch pervertiert zu werden. Dieses Wort des Römers, das so lange wahr bleiben wird, als die Majorität, das heißt die *Dummheit*, in menschlichen Dingen ihr anmaßendes Wort wird mitsprechen dürfen, findet neuerlich Anwendung auf den nicht derb genug zu rügenden rohen, böswilligen und tölpelhaften Unfug des öffentlichen Röhrenlegens. Da das neue Evangelium des sich vermöge seiner luftverpestenden Dampfwagen, seiner Betrug und Geldschwindel züchtenden Börse und seiner Geist und Körper vergiftenden Café-Chantants immer gottähnlicher fühlenden neudeutschen Philisters bekanntlich „Comfort" heißt, so wollen wir uns nicht der Ketzerei schuldig machen, das ganze



Alter Scherenschnitt — Goethe in Stuttgart

den in Städten ohnehin schon spärlich zugemessenen Ozon völlig absorbierende Treiben mit Gasröhren als eine futile und gesundheitsschädliche Spielerei zu bezeichnen. Daß aber solches bei hellichtem Tage und ohne Bedachtnahme auf die allergewöhnlichsten Sicherheitsmaßregeln und noch dazu mit offenkundiger boshafter *Absicht* in den frequentiertesten Straßenzügen geschieht, verdiente an dem lässigen Schadenstifter mit sofortiger Enthebung aus dem von ihm mit verbrecherischer Gedankenlosigkeit versehenen Amte geahndet zu werden, oder aber es sollte derselbe im Zuge eines abgekürzten und einprägsameren Verfahrens für jedes durch solche grobe und bübische Fahrlässigkeit beschädigte Bein, Knie oder sonstige Körperglied allsogleich eine wohlgezählte Tracht Stockprügel oder Kopfnüsse empfangen. Jedesmal, wenn der sich keiner Attaque auf Leben und Sicherheit vermutende *ruhige* und *friedfertige* Spaziergänger einen Fahrdamm übersetzen will, stellt sich ihm eine derartige mit tückischem Raffinement gerade auf den ungehörigsten Platz praktizierte Höllenröhre gleich einem Fußeisen in den Weg, so daß er vor die Wahl gestellt ist, entweder erheblichen Leibesschaden zu nehmen oder aus beständiger Angst, zu Falle zu geraten, seine gesamten Gedanken und Empfindungen auf etwan herumliegende Gasröhren zu konzentrieren. Aber solche Erwägungen werden so lange tauben Ohren gepredigt werden, als die Erzeugung von neuem *Brennlicht* der Menschheit wichtiger sein wird als die Hervorbringung von neuem *Geisteslicht* und die Ruhe und körperliche Sicherheit des Denkers für völlig belanglos gilt, gemessen an der Bedeutung von schmutzigen mißriechenden Gasröhren, als welche vor allem schon deshalb die höchste Wertschätzung des erleuchteten Zeitgenossen genießen müssen, weil sie ihm das Entzünden und hirnumnebelnde Verpaffen seines geliebten Cigarro erleichtern."

Kiebitz, Fachmann, Lautsprecher

Von

Rudolf Arnheim

Der Rundfunkapparat steht braunpoliert und wohlerzogen in seinem Eckchen, als sei er grundsätzlich unfähig, Laut zu geben.

Zur Besatzung eines Rundfunkapparats gehören zwei Personen: der Kiebitz, der notgedrungen auf ungestörten Kunstgenuß aus ist, weil er nämlich nicht an die Drehknöpfe herangelassen wird, und der Fachmann.

Der Fachmann (bohrt den Stecker in die Lichtleitung und schaltet ein): Die atmosphärischen Verhältnisse sind nicht ungünstig. Die Bodenstrahlung schlägt sich nieder. Wir werden guten Fernempfang haben. Es scheint Pause zu sein.

Fünf bange Minuten verstreichen.

Kiebitz: Jetzt ist doch nicht Pause. Hier steht doch: Deutschlandsender, Das Golfloch als Ausdruck unseres inneren Wollens.

Fachmann: Das ist eben das Mißliche mit den hochohmigen Geräten. Die Gitterspannung zieht zu langsam an.

Lautsprecher (schweigt).

Kiebitz: Du mußt mal an dem andern drehen.

Fachmann: Wenn ich schon diese Ausdrucksweise höre. Du mußt mal an dem andern drehen. Lächerlich. Du meinst, ich soll die Antennenkopplung lockern. Das kann nur zur Lautabschwächung führen. Sagt einem doch der gesunde Menschenverstand. Werde mal probieren.

Lautsprecher (aus heiterm Himmel mit Donnerstimme wie beim Jüngsten Gericht): In dem niedersächsischen Eisenbahnknotenpunkt Großsalze kam es heute früh, wie eine südschwedische linkskonservative Monatsschrift meldet, angesichts beträchtlicher Niederschläge zu vorübergehenden Überschwemmungen. Branddirektor Stemke setzte sich mit der Unfallsstätte in fernmündliches Benehmen und stellte fest, daß Menschenleben nicht ohne weiteres zu beklagen seien. Branddirektor Stemke, der im 43. Lebensjahre steht, ist in der Niederlausitz geboren. Er promovierte an der Landesveterinärschule Stendal und erlitt 1916 bei den Kämpfen um Gallipoli einen Steckschuß im Oberarm. Die Sondermeldung des drahtlosen Dienstes ist hiermit be . . . (Versickert. Schweigen.)

Kiebitz (unbarmherzig): Nanu, wo ist es geblieben?

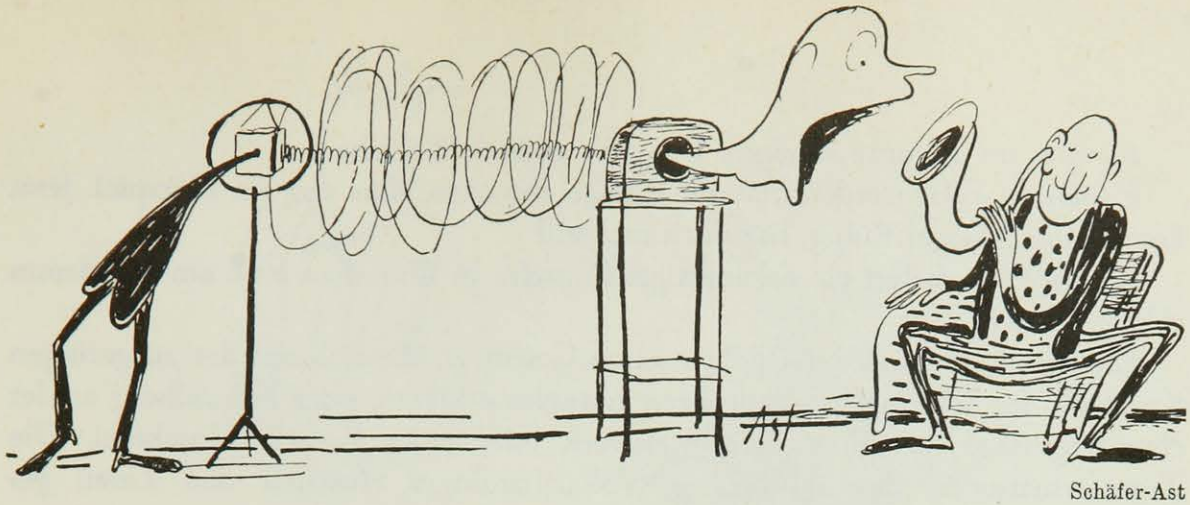
Fachmann: Das ist der sogenannte Fadingeffekt. Er entsteht, wenn ein Schwingaudion mit steiler Kennlinie einpolig überheizt wird.

Kiebitz: Kannst du das beschwören? Kann man deine Ausdrücke wörtlich nehmen?

Fachmann: Jederzeit! Der Fadingeffekt bildet die Crux aller Fachleute und organisierten Amateurbastler. Ich werde nunmehr die Rückkopplung betätigen.

Lautsprecher (stößt gellende Hilfeschreie aus. Das Überfallkommando, vom Portier alarmiert, rast tutend herbei und kehrt unverrichteter Sache wieder um. Das Pfeifen verwandelt sich im Laufe der Zeit in ein Wolfsgeheul, vor dem selbst Geheimrat Heck die Flucht ergriffe).

Fachmann: Man hört den Warschauer Sender deutlich durch. Nur sind die Amplituden des Frequenzbandes oben etwas gekürzt. Das hat man bei Warschau oft.



Schäfer-Ast

Kiebitz (mit dem Programmheft rauschend): Mach es mal etwas deutlicher. In Warschau ist gerade das schöne Klavierkonzert von Chopin.

Lautsprecher (produziert etwas wie das Toben einer Hummel in einer Zigarettenschachtel. Klingt zuweilen wie eine aufgeweichte menschliche Stimme).

Fachmann: Aha, Warschau. Das Gerät ist eben doch sehr selektiv. Die Schaltung ist sehr gerissen. Der Superheteroneutrodyn der alten Bauart . . .

Lautsprecher (mit feurigem Temperament): . . . Schillers Jungfrau ausbricht, schließen: Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide. Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude. Berlin, Sie hörten im Rahmen der Aktuellen Abteilung einen Werbevortrag: Der Strumpfbandgürtel bei den Troerinnen des Euripides. Sie hören nunmehr, gesungen von Rosi Samborski, ein Schlagerlied: Ich habe meinen Charme vorwiegend unterm Arm. (Präludierendes Klavier . . .)

Fachmann: Warschau ist wieder überlagert. Eine Schande. Aber kein Wunder bei dem Abstand von nur acht Kilohertz. Ich werde jetzt mal London ranholen. Die Feuchtigkeit in der Luft gestattet ohne weiteres . . .

Lautsprecher (singt vorübergehend in grellem Sopran): Es führt kein anderer Weg zu Conrad Veidt als über seinen Hund. (Stößt einen grellen Pfiff aus wie ein schmierestehender Verbrecher und produziert dann glasklar eine sanfte Männerstimme): I wonder how I look when I'm asleep.

Fachmann (in sinnlicher Erregung): London!! Und das mit Behelfsantenne. Die Konkurrenzlosigkeit der deutschen Fabrikate auf dem Weltmarkt . . .

Lautsprecher: Sie hörten auf Columbia: I wonder how I look when I'm asleep. Es spielten Harry Resers Syncopators.

Kiebitz (apathisch murmelnd): War das London?

Fachmann: Es muß Preßburg gewesen sein. Da wird deutsch angesagt. Sieh mal nach, was in Preßburg ist.

Kiebitz: Preßburg wie Warschau.

Fachmann: Und in Warschau?

Kiebitz: Warschau wie Mährisch-Ostrau. Mährisch-Ostrau wie Brünn. Brünn wie Preßburg. Ein heiteres Programmheft.

Das Telefon klingelt.

Kiebitz (plötzlich munter): Geh mal ran. Es wird Anneliese sein.

Lautsprecher: Moment, ich komme ja schon. (Telefon klingelt wieder.) Jawohl, hallo, hier Nachtredaktion der Detroit Tribune. Wer ist ermordet? Gajus Julius Cäsar? Auf dem Capitol? Danke, ich gebe noch eine Notiz ins Abendblatt. Armer Cäsar, sechsundfünfzig Jahre lang hast du die Welt erschüttert, jetzt wird dein Schicksal funkisch aufgelockert. (Trauermarsch von Chopin.)

Kiebitz (im Traum): Chopin. Dann ist es doch Warschau.

Fachmann: Wir werden mal die Ansage abwarten. Das war ein Hörspiel. Jetzt kommt die Ansage! Ruhig, sitz doch mal still.

Lautsprecher (liefert ein orkanartiges Prasseln. In Warschau muß ein Staudamm gebrochen sein.)

Fachmann: Entweder die Folgen eines Gewitters, die sich aus der zu geringen Kapazität der Schirmgitter-Endröhren zwanglos erklären, oder Kalundborg sendet eine Reportage aus einem Eisenwalzwerk oder einer Rotationsdruckerei. Die Transformationen des akustischen Vokalcharakters täuschen den Laien gewöhnlich . . .

Lautsprecher (läßt das Geprassel verrinnen zugunsten von): . . . des Edelsten vergießen sie wie schmutz'ges Wasser und den Höllengischt, der in den Adern dieses Teufels kocht, bewachen sie bis auf der deutsche Angelsport in den tiefblauen nordischen Gewässern, deren obenerwähnte Farbe jeden Nachdenklichen an die Augen deutscher Mädchen Zank nicht hörte, konnt ich denken, daß sie, die sich das Brot vergifteten, sich hier so dicht zusammenknäueln auch der sogenannte Grottenolm, der allerdings der Mentalität des spezifisch deutschen Angelgedankens abwegig grimm'ge Mörder sprach am Sarg in bitt'rem Hohn zu mir: Dein Siegfried war vom Drachen Hoffnung und die Erwartung aussprechen, daß von seiten der deutschen Behörden wie auch des angelsportfreudigen Publivisages s'étaient tournés vers lui, mais il ne les vit pas . . .

Fachmann (mit quellenden Augen): Der neue Pariser Sender!

Lautsprecher: Il ne s'aperçut pas que le vieillard quittait sa place. Er bemerkte nicht, daß der Greis seinen Platz verließ. Wir beginnen nun die dritte Lektion. Alors nous commençons la troisième leçon. (Geprassel, Pfiffe. Dann quietschende Morsezeichen.)

Fachmann (ergriffen): Schiff in Not.

Lautsprecher (schweigt plötzlich wie das Grab, reagiert auf keinen Handgriff. Arktische Stille. Nur der Kiebitz schnarcht leise.)

Fachmann (greift, um die Pause mit Anstand zu überbrücken, nach dem Programmheft, liest vor): Scherzfrage: Was haben ein Funkintendant und die ihm unterstellten Senderöhren Gemeinsames? Sie haben beide einen sehr geringen Durchgriff. Haha! Ausgezeichnet.

Kiebitz (schnarcht).

Lautsprecher (singt, als sei nichts geschehen, eine Arie von Mozart. Dazwischen hört man dünnes Klavierspiel: Was kann so schön sein wie deine Liebe . . .)

Fachmann (fährt ekstatisch auf): Kalundborg schlägt durch. Die 7,5 Kilowatt . . .

Kiebitz (greift mit nachtwandlerischer Energie nach dem Schalter und stellt den Apparat ab. Das Lämpchen und die Mozart-Arie erlöschen ruckartig. Das dünne Klavierspiel dauert an.)

Fachmann: Wie versteh' ich das?

Kiebitz (aus dem besten Schlaf vor Mitternacht auffahrend): Das ist die kleine Erika von eine Treppe tiefer. Die übt Klavier.

Pause. Klavierspiel: Was kann so schön sein . . .

Fachmann: Eine Frechheit, nach zehn noch Musik zu machen.

Ottomar Starke

— Jetzt habe ich aber genug von Ihrem ewigen Schach-Matt!

Der unnütze Schach-Verstand

Von

Ottomar Starke

Die Popularität, deren sich die Götzen des Publikums erfreuen, hat mit dem Wert ihrer Leistungen im allgemeinen recht wenig zu tun, denn sie ist das Resultat einer Massenpsychose. Auf den Sport angewandt, ist zu sagen, daß die eingeborenen kriegerischen Instinkte des Menschen sich beim Austragen jeden Kampfspiels entflammen, und daß Begeisterung ansteckt wie Gähnen. Im Grunde genommen ist es höchst gleichgültig, welcher Europäer auf 100 m die schnellsten Beine hat, wie die Kaffeetante heißt, der die meisten Patiencen aufgehn, und wer als der beste Schachspieler gilt. An keiner dieser Feststellungen hat die Welt das mindeste gewonnen.

Aber während der körperlich trainierte Sportler auch privatim nach Bedarf von seinen Muskeln profitieren kann, ist dem Schachspieler sein schach-trainierter Schach-Verstand über die Grenzen seines Brettes hinaus zu gar nichts nütze. Am allerwenigsten im sogenannten Rein-Denkerischen. Denn Verstand und Schach-Verstand sind zweierlei. Schach-Verstand setzt noch lange keinen wirklichen Verstand voraus, so wenig wie das Schnelldichten den Dichter voraussetzt. Der Schach-Verstand ist vom Schachbrett und seinen Gesetzen so unzertrennlich wie Lack von Leim, und nimmt man dem eingefleischten Schach-Matador das Brett vor der Nase weg, so materialisiert es sich ihm wieder vorm Kopf. Das reicht bestenfalls für ein paar Blindpartien, aber nicht, wie die Herren so gern wahr haben möchten, zur Erstellung einer philosophischen Disziplin, denn es ergeben sich keinerlei fruchtbare Welterkenntnisse.

Solange solch ein Schachspieler nicht mehr sein will als ein Mensch, der auf vierundsechzig Feldern Neger und Chinesen einander massakrieren läßt, mit ein

paar Tücken und Finten um Holzköpfe herum sein bißchen Miniaturpolitik betreibt, mag es hingehn und als leidliche Beschäftigung nach Geschäftsschluß gelten, für Leute, die bei einer Tasse Kaffee sich auf das Wiedersehn mit der Familie vorbereiten oder einen anderen Ärger abzureagieren wünschen. Wenn aber Schachmeister sich unter dem Sirenengeheul und Tamtam der Reklame napoleonisch geben, weil sie ein paar Dutzend Simultanpartien herunterleiern, dann sind das Varietéfaxen, die neben Schnellrechnerei und Schnelldichterei zu rangieren haben. Als solches mögen diese Schaustellungen hingehen. Es ist aber recht kindlich, hier von Strategie, von Genie und von dem und vielem andern womöglich noch im Superlativ zu faseln. Denn es handelt sich um die genaue Kenntnis einiger Dutzend Eröffnungen mit ihren paar hundert Varianten und um die Begabung, den Gegner zu einem Fehlzug zu vermögen, dessen Wirkungen ausgeprobt sind. Denn die Unendlichkeit der Schach-Möglichkeiten ist nur eine mathematische, praktisch hingegen läßt sich eine gewisse Stereotypie nicht leugnen. Was aber die Kenntnis der Eröffnungen und Varianten betrifft, so läßt sich dieses Wissen erbüffeln, und es gehört bei weitem nicht der Fleiß dazu, den etwa ein Abiturient aufbringen muß, um Matura zu machen.

Es bedarf nur eines Blicks in die von Schachmeistern verfaßten Wälzer, um an den Selbstbeweihräucherungen gelegentlich der Kommentare zu eigenen Turnierpartien zu sehn, daß das Schachspiel unbedingt den Charakter verdirbt. Es verleitet zu Überheblichkeit, Arroganz und ähnlichen liebenswerten Eigenschaften. Es verhilft Faulpelzen und Großmäulern in den Augen von Dummköpfen zu einem billigen Ruhm. So vielfältig das Spiel ist, so einfältig sind im allgemeinen die Spieler. Sie gleichen jenen hausbackenen Zeitgenossen, die geistreich zu sein glauben, wenn sie die Witze aus den Wochenblättern weitererzählen, und denen bei gegebener Situation nichts anderes einfällt als bestenfalls eine plumpe Grobheit. Man könnte diese kleine Caféhauswelt mit ihren wichtigtuerischen Originalen auf billige Art und Weise in einer Anzahl Typen klassifizieren, aber es verlohnt nicht der Mühe.

*

Es gibt, im Gegensatz zum Schach, eine ganz alberne Beschäftigung, die des Patience-Legens. Die Patience bezweckt, ein oder zwei gut durcheinandergemischte Kartenspiele nach verschiedenen Methoden wieder zu ordnen. Aber dabei denkt man sich etwas. Beispielsweise: Ach, wenn doch die Tante Emilie endlich der Schlag rührte! — Geht die Patience auf, so geht der Wunsch in Erfüllung, und die Tante Emilie rührt der Schlag. Geht sie nicht auf, so legt man so lange weiter, bis sie schließlich doch einmal aufgeht, wobei zu hoffen ist, daß dann der Wunsch betreffs der Tante Emilie doch noch in Erfüllung geht.

Napoleon auf Sankt Helena hat Patiencen gelegt. Vielleicht hat er sich dabei etwas gedacht. Vielleicht hat er gewünscht, die Welt noch einmal in seine Faust zu bekommen. Vielleicht sind seine Patiencen nicht aufgegangen, weil nichts daraus geworden ist.

Die blöde Patience ist so etwas wie das Bekenntnis: Es ist so wie so nicht mehr viel los. — Das geistvolle Schach ist so etwas wie die Hochstapelei: Ich bin wer!

Erich Grisar

Der alte Treuschwur

Stitz

Rudolf Großmann und George Grosz

Emil Orlik, Einstein (Oelbild)

Berlin, Pergamon-Museum

Ein Stück des Pergamon-Altars

Lilli Bielschowsky

Im Café Central in Wien

International Graphic Press

Englische Manöver, wegen Geldmangels in den Saal verlegt

Dr. Paul Wolff (Mauritius)

Verteidigung der Kartenspieler

Von

Melchior Lengyel

Von Zeit zu Zeit taucht eine große Falschspieleraffäre mit ungewöhnlich hohen Verlusten in verschiedenen Klubs und, im Zusammenhang damit, der Verdacht des Falschspiels auf. Kürzlich gab es in Wien einen Skandal dieser Art, in dessen Verfolg drei Mitglieder der „vornehmen" Gesellschaft verhaftet wurden und ein Ehepaar Selbstmord beging. Der geistige Urheber der ganzen Affäre scheint ein Baron von Berzeviczy zu sein, der auch gestanden haben soll, seinen Kameraden nach einem gewissen „Einlegesystem" Ratschläge zum Spielen erteilt zu haben. Durch Zufall kann ich mich der persönlichen Bekanntschaft dieses Herrn von Berzeviczy rühmen; ich habe ihn an einem Badeort kennengelernt und er fiel mir nicht nur durch seine ausgezeichneten Umgangsformen auf, sondern auch durch derart umfassende Kenntnisse über Literatur und Kunst, durch einen derart feinen Geschmack und derart scharfsinnige Urteile über Personen und Dinge, daß ich unwillkürlich den Eindruck hatte, es stimme bei ihm etwas nicht. Es wollte mir nicht eingehen, daß ein Angehöriger der ungarischen Gentry so ganz außerhalb seiner Klasse stehen sollte, und überhaupt ist es für mich ausgemacht, daß ein Mensch ohne die normale Standes- und Berufsbeschränktheit immer in irgendeinem Punkte defekt ist. Und wenn sein Defekt nicht durch künstlerische Tätigkeit kompensiert wird, hapert es mit ihm sonst.

Um ganz aufrichtig zu sein, halte ich den Falschspieler, besonders wenn er in den höheren Kreisen sein Unwesen treibt und eine geschlossene, vermögende Gesellschaft brandschatzt, für keinen größeren Betrüger, als jene Räuber eines bestimmten Teiles der Finanzwelt, die ihre Mitmenschen unter korrekteren Formen begaunern, indem sie mehr Rücksicht auf die Lücken der Gesetze nehmen, die Spielleidenschaft und die Ahnungslosigkeit der Massen aber vielleicht noch gewissenloser mißbrauchen. Den Falschspieler trennt vom gewöhnlichen Spieler nur ein Haar — allerdings trennt dieses Haar auch Ehrlichkeit und Anstand vom skrupellosen Betrüger; in einem Punkte aber treffen sich die beiden fast. Jeder Kartenspieler möchte sein Glück korrigieren — diesem Wunsch entspringt die ehrwürdige Sitte der Systeme und Aberglauben. Jeder möchte am Spieltisch sicher gehen — darum legt man sich Methoden zurecht, darum wird man zum eifrigen Anhänger des Serien-Gesetzes; mit der ganzen Suggestivkraft seines Willens möchte man das launenhafte Spiel der Karten lenken. Je nun, der Falschspieler realisiert diese Sehnsucht, er lenkt das Spiel in der Tat. Natürlich ist er ein Betrüger und als unanständig aus dem Klub zu jagen — aber in seinen Instinkten und Sehnsüchten, in seiner Leidenschaft ist er gleichwohl nahe den Leuten verwandt, die am grünen Tisch mit ihm zusammen saßen.

Kann ich solchermaßen nicht einmal den Falschspieler mit ganzer Entrüstung verdammen und in ihm höchstens den sittlich verwahrlosten, charakterschwachen Menschen sehen, der sich gewiß auch sonst gegen die kodifizierten Vorschriften

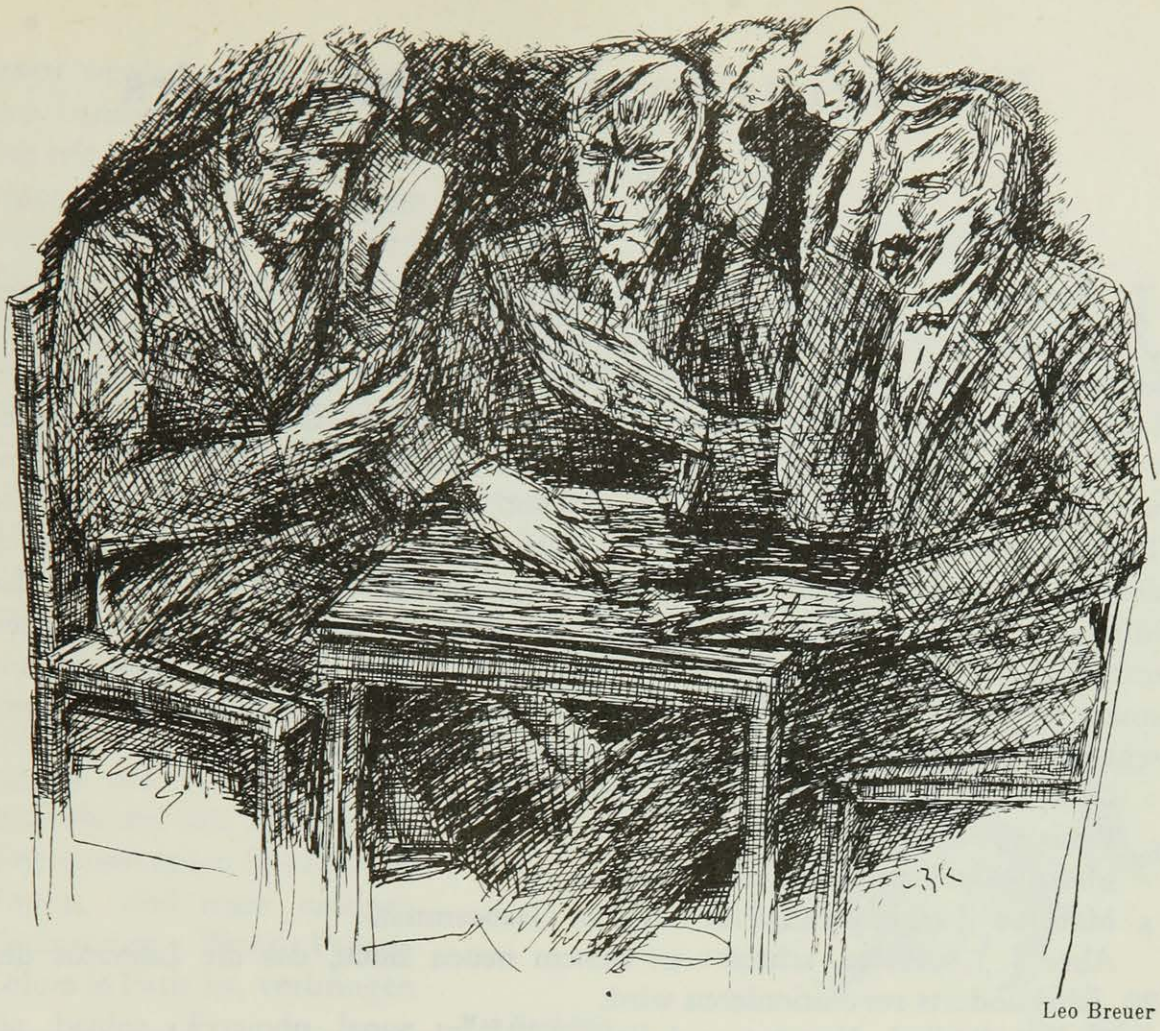
des Gesellschaftsvertrages vergeht, so ist mir der gewöhnliche Spieler schon vollends sympathisch. Denn ich behaupte, daß das Kartenspiel eine gewaltige Wohltat des Lebens ist und daß ihm sämtliche Völker dieser Erde aus sehr begreiflichen Gründen frönen. Den Karten wohnt ein konzentriertes Leben inne, das in einer Stunde eine größere Mannigfaltigkeit der guten und schlechten Chancen hervorbringt, als es das Leben selbst in mehreren Monaten vermag. Unser ganzes Leben ist ein Spiel mit weitaus höheren Sätzen als jenen, die wir auf dem grünen Tisch riskieren. Ich glaube fanatisch, daß das Leben aus Folgen der guten und schlechten Chancen besteht, und ich bin von der Existenz der „glücklichen Hand" ebenso fest überzeugt wie vom Schicksal, dessen oberstes Gesetz Pech heißt.

Natürlich läßt es sich unschwer nachweisen, daß das Pech kein Schicksal ist, sondern ein Ergebnis verschiedener Eigenschaften, daß man auch zum Glück mehr braucht als das nackte Glück, und daß es ebensowenig ein Zufall ist, wenn ein begabter Mensch gut abschneidet, wie wenn ein anderer, vielleicht gleich begabter Mensch unterliegt. Aber ich will mir das Gehirn mit der Durchforschung und Zergliederung eines jeden Falles nicht zermartern, mich hat der Kartentisch gelehrt, Dinge und Menschen zu vereinfachen. Ich verehre die glückliche Hand und gehe ihr nach, ziehe hingegen meinen Einsatz zurück, sobald eine bekannt schwache Hand das Blatt nimmt. Dem Spiel verdanke ich auch die Weisheit: hat einmal das Glück deine Segel erfaßt, sei waghalsig, rührig und kühn, bist du aber in eine schlechte Serie geraten, so sitze still und unternimm so wenig wie möglich. Dies und noch manches anderes lernt man von den Karten, abgesehen von der bis zum Überdruß wiederholten Menschenkenntnis: in der Siedehitze der Leidenschaft wird klar, wessen Selbstbeherrschung und Selbstzucht besser standhält und wer jene Noblesse besitzt oder nicht besitzt, die sich in der tiefsten Seele verbirgt und sich nur in großen Augenblicken hüllenlos zeigt . . .

Das Kartenspiel hat mächtige Gegner und hat sie seit jeher gehabt — ich pflichte ihrer Ansicht über die Gefahren des Spieles nicht bei. Vereinzelt kann es vorkommen, daß das Spiel eine ähnliche Leidenschaft wird wie das Morphium oder der Alkohol, zuweilen mag man an ihm auch zugrundegehen; wollte man aber diese seltenen Fälle näher ins Auge fassen, so könnte man im Helden wahrscheinlich immer bestimmte Defekte entdecken, die den Unglücklichen auch ohne Karten ruiniert hätten.

Demgegenüber bedeutet das Spiel für Millionen Menschen geistige Entspannung, große Unterhaltung und Zeitvertreib. Zumal seit das Bridge die Welt erobert hat, das bekanntlich kein Glücksspiel, sondern sozusagen Spiel um des Spieles willen ist, erscheint auch die Gefahr des materiellen Zusammenbruches wesentlich verringert . . . Immerhin, gewisse Staaten hüten ihre Bürger vor den Spielkasinos so sorgsam, daß sie diese, sagen wirs offen, wirksamsten Lockmittel des Fremdenverkehrs nicht zulassen. Ich frage ganz leise, ob es den Sitten Frankreichs oder Italiens wirklich so viel geschadet hat, daß in ihnen Spielbanken geduldet werden?

Das Leben selbst verschont uns sowieso nicht mit Verlusten und Versuchungen. Wer nie am Kartentisch saß und das unvergleichliche Bewußtsein des



Leo Breuer

— *Es ist doch vollkommen zwecklos, wenn wir alle drei falschspielen . . .*

Glücks und des Gewinns oder die Demütigung des Verlustes empfand, der wurde freilich niemals vom Strom der Gefühle mitgerissen — aber es fragt sich, ob die Fährnisse, die Gewinne und Unfälle des Lebens nicht mit mehr Standhaftigkeit und Überlegenheit vom Spieler ertragen werden, der sie im Kleinen schon ausgekostet, als vom Unerfahrenen, den die plötzliche Wendung unvorbereitet trifft und ins Verderben stürzt. In der Hand des Spielers ist das Geld, anstatt Selbstzweck zu sein, bloß Mittel zum Spiel, er bringt es gleich in den Umlauf, lockert seine unerbittlichen Gesetze, so wie er überhaupt mit milderem Blick das Leben betrachtet als der, der noch an seine Regelmäßigkeit und seine unabänderlichen Gesetze glaubt . . .

Eines aber gibt es bestimmt, dessen Konkurrent, ja Feind das Spiel ist: die Liebe. Von den zwei Leidenschaften: Weib und Spiel, ist dieses dauerhafter und treuer, siegt auch zumeist über jenes. Man sieht das am besten in den großen internationalen Spielsälen, in Monte Carlo, Cannes oder Deauville, wo die herrlichsten Frauen in göttlichen Toiletten hoffnungslos gegen den übermächtigen Zauber der Kartentische kämpfen. Sie helfen sich, indem sie sich selbst hinsetzen und spielen. Mit der größten Leidenschaft aber spielen überall in der Welt die alten Frauen — die letzten Chancen ihres Lebens gaukelt ihnen der Kartentisch vor, wo selbst ihnen noch Gewinne winken . . . Hätte es niemals ein Kartenspiel gegeben, ihrethalben müßte man es erfinden.

Ein Tag aus dem Leben eines Genies

Von

Iwan Goll

J. J. steht auf wie alle Bürger, gegen halb acht. Er denkt an die Post. Aber es sind nur Drucksachen. Er zieht seine Pantoffel an. Dann kommt die Schokolade, mit einem einzigen Hörnchen. Auf dem Tablett müßten Daily Mail und Le Journal liegen, er hat es dem Mädchen so oft gesagt. Aber sie wurden wieder von den Kindern weggeschnappt: Giorgio, angehender Tenor, muß wissen, wie die Prüfungen auf dem Konservatorium ausgefallen sind, und Lucia, die Tänzerin ist, will abends ins Kino. J. J. läuft durch die Wohnung und ruft nach dem Daily Mail. In der Küche steht Madame J. und bespricht das Menü für das Mittagessen: „Mein Mann ißt dieser Tage wieder so wenig. Wir müssen Linsen machen, Marie. Sein Leibgericht. Wenn wir in England sind, können wir sowieso schon keine kochen, weil dort die Linsen, die aus Kairo kommen, schlecht sind. Sie müssen grün sein. Also Esausuppe, Marie . . ."

Giorgio steigt Tonleitern hinauf und hinunter.

Lucia übt den Grand Ecart.

Marie klirrt mit Tellern und Tassen.

Madame J. schimpft im Flur mit dem Gasbeamten.

Aber J. J. schreibt, schreibt an seinem neuen Buch, das die Literatur des 20. Jahrhunderts revolutionieren wird.

Er ist halbblind. Er trägt zwei dicke Brillen übereinander und klemmt, wenn er einen lateinischen Text nachlesen will, noch ein dickeres Monokel übers linke Auge. Tausend Bücher muß er studieren, ehe er sein neues Werk vollendet, das schon vor zehn Jahren begonnen wurde. Auf dem Schreibtisch liegen engbeschriebene Seiten, mit roten, grünen, blauen Farbstiften unterstrichen. Die Manuskripte sehen aus wie statistische Tabellen oder Kinderzeichnungen.

Um 1 Uhr Esausuppe. Strikt bürgerlicher Mittagstisch.

Um 2 Uhr wird weitergearbeitet. Die Kinder gehen in die Kurse. Die Frau ins Warenhaus. Sie klagt besonders über die Hutpreise.

Gegen 3 Uhr kommt ein Journalist, der abgewiesen wird.

Gegen 5 Uhr der Biograph und Kritiker, der einen Artikel über J. J. für eine Londoner Revue vorbereitet.

Die Nachmittagspost brachte einen ganzen Stoß von Zeitungsausschnitten über den Prozeß, der in Amerika gegen den letzten Roman des Meisters ausgefochten wird. J. J. lacht bissig über die Dummheit der Menschen. Diese ist sein schönster Zeitvertreib.

Der andere ist — die Freundschaft. J. J. hat nur wenige, aber was für Freunde! Sie stammen alle aus seiner Heimatstadt und aus seiner Kindheit. Vier sind bekannt: der Opernsänger *Sullivan*, der irische Maler *Tuohy* und die beiden irischen Dichter *Padraic Colum* und *James Stephens*. J. J., der aus seiner Stadt Vertriebene, der ewige Vagant durch Europa, der Verfolgte, hängt mit allen Fasern seines Seins an Familie, Heimat, Tradition.

Mit rührender Hingabe setzt sich J. J., der einst, bevor er schrieb, auch Opern-

tenor werden wollte, für seinen Landsmann Sullivan ein, der seit kurzem an der Pariser Oper engagiert ist. Er singt dort den Tell, und nur den Tell. Aber J. J. hat bei keiner der bisher zwanzig Aufführungen gefehlt. J. J. bestellt bei allen seinen Bekannten Artikel über Sullivan, während er kalt und feindlich jeden Versuch zurückweist, eigene Arbeiten aus der Hand zu geben.

Wenn Tuohy da ist, malt er immer ein Mitglied der Familie. J. J. hat sich von keinem andern Maler porträtieren lassen. Die Bilder seines Vaters und seiner Mutter, von Tuohy, sind seine einzigen Heiligtümer. Wenn Padraic Colum in Paris ist, verbringen die beiden Freunde lange innige Abende zusammen.

Max Hauschild — *Der Autor*

J. J. ist abergläubisch, glaubt an die Gesetze der Daten, an das Schicksal der Worte. Von Stephens erzählt er, er sei in derselben Stadt zur selben Stunde desselben Tages geboren, und sie haben auch denselben Namen: James.

Aus Solidarität und Liebe hat er vor kurzem einen Sechszeiler des Lyrikers in sechs Sprachen übersetzt: ins Englische, Französische, Deutsche, Italienische, Norwegische und Lateinische.

Wir haben die ganz besondere Freude, die deutsche Übertragung des genialen Sprachvirtuosen hier zum erstenmal zu veröffentlichen:

Der Wind stand auf, ließ los einen Schrei,
Pfiff mit den Fingern schrill dabei.
Wirbelte dürres Laub durch den Wald,
Und hämmerte Äste mit Riesengewalt.
Zu Tod! heult er. Zu Tod und Mord!
Und meint es ernst: „Ein Wind ein Wort!"

Wenn J. J. abends nicht in die Oper geht, läßt er das Grammophon laufen, — aber um Russisch zu lernen. Es sei denn, daß Giorgio wieder zu laut übt, oder Lucia mit ihren Freundinnen einen Rumba tanzt, oder Madame J. gähnend bemerkt: „Es ist schon zehn. Wir müssen schlafen gehen!"

Und der als der aggressivste, ironischste, bitterste Schriftsteller, als Pornograph gebrandmarkte, als Revolutionär verschrieene, von der Zensur vieler Länder verbotene James Joyce geht schlafen.

Das traurige Handwerk Literatur

Von

Joseph Hergesheimer

Wahrscheinlich ist der Beruf des Schriftstellers die lächerlichste Beschäftigung, der ein Mensch sich ergeben kann. Dabei genießt er eine eingebildete Bedeutung, die unter seinen komischen Eigenschaften nicht die geringste ist. Bücher und die Buchdruckerkunst haben auf die Weltgeschichte einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt, der freilich ebensosehr ein Einfluß zum Schlechten war wie zum Guten; aber in den Mißverständnissen, die sich um die tatsächliche Ausübung der Schriftstellerei angehäuft haben, liegt seit langem alles begraben, was an ihr würdig und wesentlich ist.

So etwa ist das tatsächliche Schreiben von Büchern wohl die langweiligste aller Aufgaben. Es hat keine einzige versöhnliche Seite; eine endlose Tätigkeit, die fast in allen Fällen zum Scheitern bestimmt ist. So etwas wie einen guten, leichten, mühelos hingeschriebenen Satz gibt es gar nicht; Abschnitte sind natürlich noch schwerer als Sätze; ganze Bücher fertigzustellen nicht so sehr schwierig wie unmöglich. Die bloße Mechanik des Schreibens ist so eintönig, daß ein damit ausgefülltes Leben unendlich viel weniger abwechslungsreich wird als Steineklopfen.

Bücher schreiben ist ein ganz unlogischer Vorgang, eine lächerliche Art, die kurze Zeit hinzubringen, die dem Menschen zur Verfügung steht. Es gleicht einer Art Einzelhaft ohne die greifbare Beschränkung durch Riegel und Gitter, die man sich aus einer blödsinnigen inneren Eitelkeit und einer wesenlosen Hoffnung heraus auferlegt. So gehe ich zum Beispiel Jahr um Jahr jeden Morgen in ein kleines Haus, das ich in West Chester besitze, und dort schreibe ich in einem Zimmer, das eigentlich zum Eßzimmer bestimmt ist; ich schreibe, allein und ohne Unterbrechung, von zehn bis eins oder zwei Uhr — bis fünfzehnhundert handgeschriebene Wörter auf dem Papier stehen — und dann gehe ich, geistig erschöpft, körperlich bedrückt und gereizt, ins Dower House zum Lunch zurück. Am Nachmittag schreibe ich meistens wieder fünfzehnhundert Wörter. So gut wie jeden Morgen meines Lebens setze ich mich, seit ich erwachsen bin, zwei Federhaltern gegenüber hin; der eine steckt in einem silbernen, der andere in einem schwarzen Ständer, und davor liegt ein Stapel leerer Schreibhefte in blaßbraunen Umschlägen. Die leeren Hefte liegen mir zur Rechten; ich schiebe sie, wenn sie vollgeschrieben sind, nach links hinüber; und so mühevoll ich auch arbeite, immer liegen mehr leere Hefte vor mir, als ich je bewältigen kann. Der dünne Strom Tinte, der durch meine Feder fließt, ergießt sich aus einem Vorrat, den ich nie erschöpfen kann.

Diese unwiderlegbaren Tatsachen, die an und für sich unwichtig genug sind, werden mit der Zeit lästig. Die Anstrengung, die Feder über eine Seite nach der anderen zu führen, ist zwar an sich nicht besonders groß, aber als Vorstellung wirkt sie zerstörend. Manchmal muß ich neben allem anderen auch noch die Spitze der Feder beobachten, wie sie über die blauen Linien der Hefte wandert; sie senkt sich Zeile um Zeile zum Ende der Seite und steigt dann plötzlich wieder

zum Beginn der nächsten empor. Jenseits der Fenster meines kleinen Salons, den ich durch eine geöffnete Türe erblicken kann, gibt es eine hübsche Straße mit gepflasterten Bürgersteigen, mit Bäumen und dem abwechslungsreichen Getriebe der Gegend. Im Herbst sind die Blätter ganz goldglänzend und an Nachmittagen von goldenem Sonnenlicht erfüllt; man kann daran deutlich erkennen, wie draußen in West Chester die Welt aussieht — blaue Täler und grüne Berge und rotes Laub, ruhige Luft mit dem schwach beizenden Geruch der Holzfeuer und dem Duft der Apfelpressen. Ich denke an diese Schönheit und schreibe weiter, bis die Dämmerung einbricht, die Farben verblassen und der Tag anfängt kalt zu werden.

— Diese Snobs! Weil sie im Wald sind, müssen sie lieben!

Im Frühling ist es noch schlimmer: die Fenster sind offen, und zahllose heitere und lockende Geräusche dringen ins Haus; die Täler sind weiß von Blüten, die Bäche schäumen und rauschen, die Dämmerung ist erfüllt vom hellen hohen Gezwitscher der Rotkehlchen und dem tiefen Quaken der Frösche in den Wiesen. Die Müdigkeit des Monats Mai liegt in der weichen Luft. Und ich, ich sitze und schreibe an einem Tisch, der mir zu niedrig ist; mein linker Arm, den ich stundenlang in derselben Lage halten muß, wird halb gelähmt; die Finger meiner rechten Hand sind vom langen Führen der Feder ganz steif. Warum ich mir nie einen höheren Tisch beschafft habe, kann ich nicht ergründen. Seit drei Jahren bücke ich mich in einer unbequemen und ungeschickten Stellung über meine Schreiberei. In dem Zimmer, wo ich arbeite, liegt kein Teppich, und der Tisch rutscht mir unterm Schreiben weg; er gleitet, von meinem Bauch weggedrängt, davon und schließlich bin ich an der Tür angelangt, die zum Salon führt. Manchmal halte ich ihn auf, ohne es zu wissen, und schleppe ihn zurück, wo er hingehört; dann fängt er wieder an sich wegzubewegen. Mitten im Fußboden ist eine Messingplatte mit einem Steckkontakt eingelassen, und meist gelingt es mir durch geschicktes Manövrieren, ein Tischbein daran festzuklemmen; dann ist wenigstens eine Stunde lang alles in Ruhe, außer meinen Gedanken und meiner Hand.

Ich schreibe und folge dem Tisch durch das Zimmer trotz meinen Kopfschmerzen und anderen störenden Unpäßlichkeiten; ich schreibe im Winter, wenn die Heizung versagt und ich vor Kälte und Stillsitzen steif und starr bin, und im Sommer, wenn es so heiß ist, daß die Tinte auf dem Papier verschwimmt,

das von meiner Hand mit Schweiß getränkt ist. Ich aber schreibe und schreibe fort, und die einzigen Kalenderdaten sind für mich der Dienstag und der Freitag, an denen eine Putzfrau erscheint, um sauber zu machen.

Ich will damit nicht sagen, daß andere Beschäftigungen nicht auch eintönig sind und uns im Zimmer festhalten, aber ich bin überzeugt, daß die Schriftstellerei viel langweiliger und einförmiger ist als alle andere. Diese Behauptung aufrechtzuerhalten ist darum so schwer, weil allgemein die Ansicht verbreitet ist, mein Leben sei ein Paradies der Muße und des Vergnügens. Wann ich, in zwanzig Jahren, fünfzig schwere Bücher geschrieben haben soll, kann ich nicht ergründen. Das Publikum hat nun einmal von mir die Anschauung — wenn es überhaupt eine von mir hat —, daß ich meine Zeit damit verbringe, Schlipse zu kaufen, Champagner zu trinken und — um es milde auszudrücken — mich mit den schönsten weiblichen Geschöpfen zu unterhalten. Ich denke oft voll neidischer Betrachtungen an das Leben, das ich angeblich führe — die Wirklichkeit sieht ganz anders aus.

Man hält den Autor von Romanen überall für lebenslustig — ein Wort, das in den Vereinigten Staaten so viel bedeutet wie unmoralisch. Die Frauen erwarten, daß der Romanschriftsteller ihnen zu nahe tritt. Sie sind darauf vorbereitet. Wo es sich um ihn handelt, ist ihre Haltung teils die der Neugier, teils die einer abwartenden Gekränktheit, als seien sie auf das Schlimmste gefaßt. Auch wenn sie schmeicheln, ist es nicht viel besser — Frauen haben die Gewohnheit, ihre intimsten Sorgen vorzutragen, die noch dazu meist erfunden oder maßlos übertrieben werden; das erklären oder entschuldigen sie mit der Behauptung, nur der Autor könne sie verstehen. Dabei sind die Sorgen immer dieselben: die Frauen langweilen sich; jede wiederholt Wort für Wort, was ihre Vorgängerin gesagt hat. Sie drücken einem die Hand und seufzen, und dann lassen sie sich Sekt einschenken oder eine Zigarette anzünden. Die Wahrheit, die sich freilich von den Legenden wesentlich unterscheidet, ist nämlich die: Frauen betrachten Schriftsteller, besonders Roman-Autoren, ganz unpersönlich; sie betrachten sie als unpersönliche Persönlichkeiten.

Ist der Autor einmal berühmt geworden, so ist er gewöhnlich nicht mehr von anziehendem Äußeren; sein Leben und seine Gewohnheiten wirken auf seine körperlichen Reize meist zerstörend ein; und wenn die klugen und schönen Frauen sich an seinem Mitgefühl gesättigt haben, kehren sie mit ganz anderen Männern in den Ballsaal zurück. Außerdem wird jeder Mann mit dem geringsten Anspruch auf Bedeutung leicht ironisch; jedes Jahr, das vergeht, macht ihn skeptischer; und Frauen hassen Ironie und Skepsis im Manne. Noch schwieriger ist es, mit anderen Männern Freundschaft zu schließen; die meisten vorzüglichen Männer leben von Bejahungen, von positiven Handlungen und Gedanken; und die Distanz, die Zurückgezogenheit schöpferischer Schriftsteller von anerkannten Wahrheiten, Glaubenssätzen und Handlungen dient dazu, die männliche Welt an ihrer Verläßlichkeit zweifeln zu lassen. Männer wie Frauen glauben, daß ein Schriftsteller seinem Wesen nach unanständig sein muß, ein Individuum mit den Gewohnheiten — und Mitteln — eines Türken. Niemand will glauben, daß er tatsächlich arbeitet, daß seine Arbeit viel anstrengender ist als die der

Wolfgang Weber

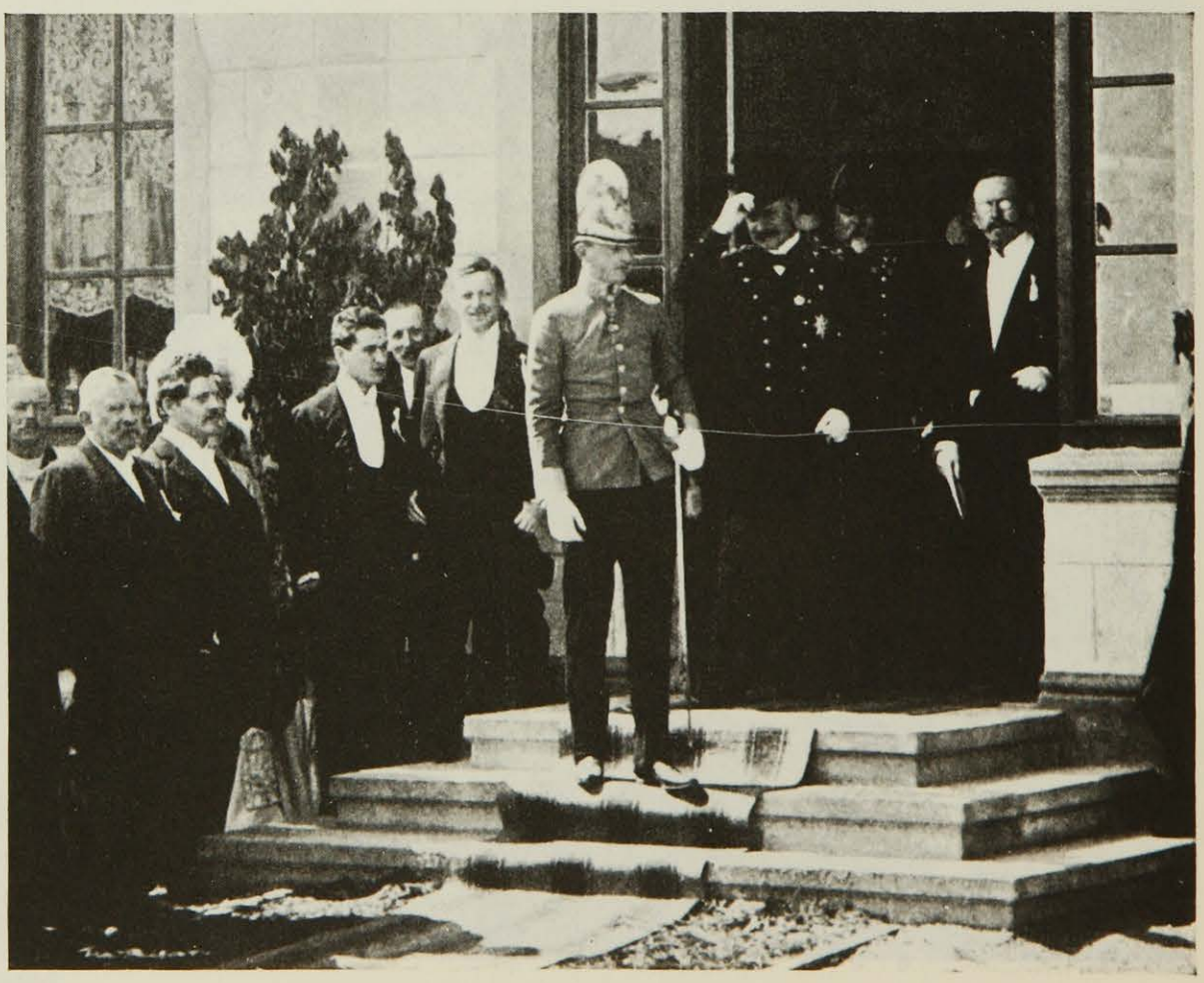
Lords auf einem Kricketplatz

Robert Sennecke

Dienerschule in Berlin

Unionbild

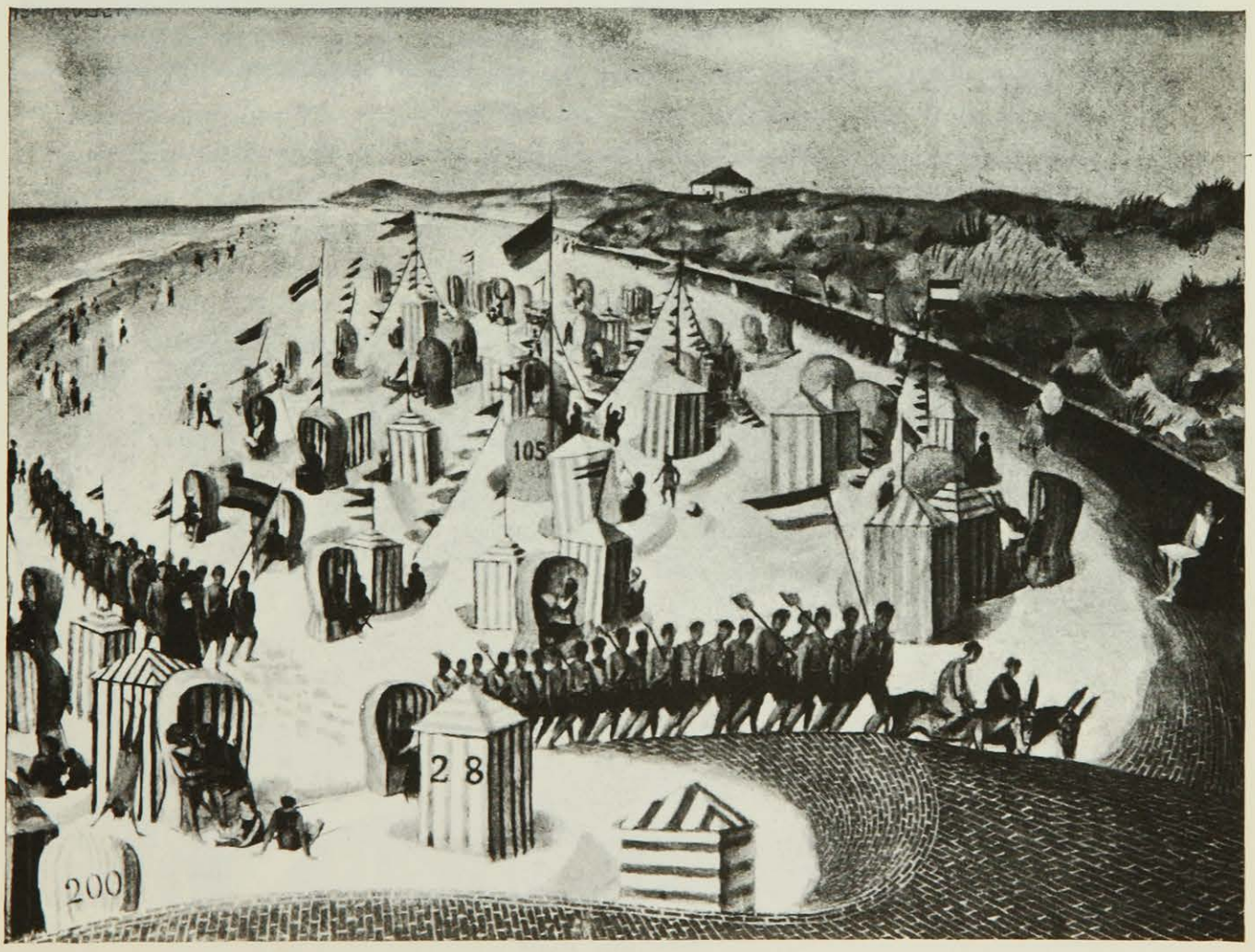
Pudowkin (mit erhobener Hand) bei der Arbeit am Film „Das Leben ist schön"



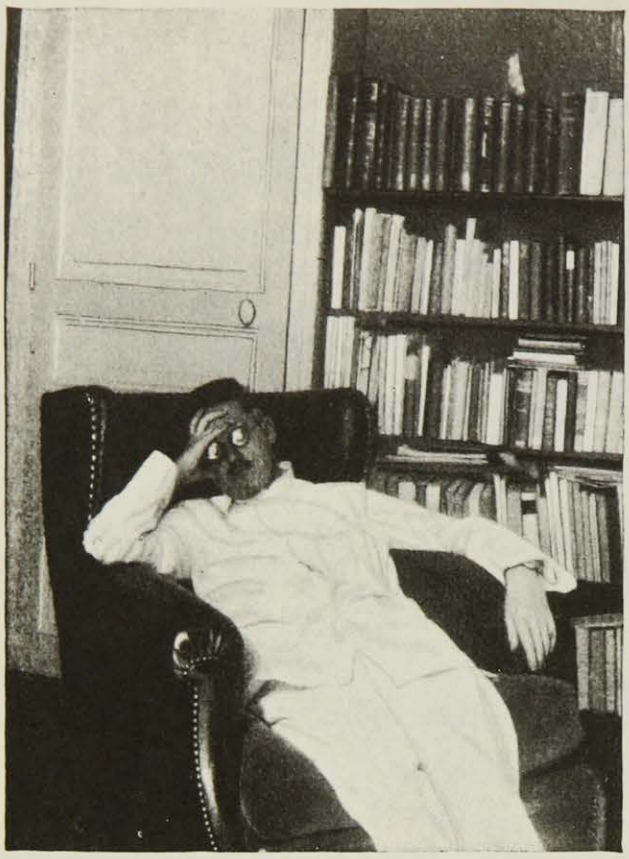
Kaiser Karl von Oesterreich als Thronfolger, beim Besuch einer böhmischen Stadt (Links: der spätere Biograph Franz Josephs, Karl Tschuppik, und Egon Erwin Kisch)

Sammlung Dr. Peterich

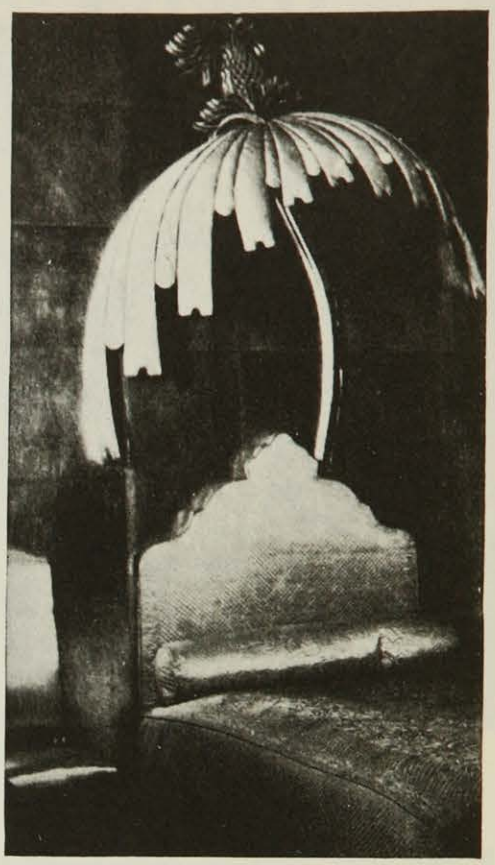
Erythräische Kunst von heute



August Heitmüller, Norderney (Oel)



James Joyce zu Hause



Wolfgang Weber
Das Bett der Schauspielerin Cécile Sorel

Lubinski
Sibirische Reise

anderen und daß er nicht nur nicht lebenslustig ist, sondern von düsterer Gemütsverfassung und verbrauchten Körperkräften.

*

Es ist schwer zu sagen, warum Männer und Frauen sich überhaupt mit dem Schreiben beschäftigen — welche die besonderen Gaben und Bedürfnisse sind, die ihnen diese Beschäftigung ermöglichen. Anfangs erscheint es, im Gegensatz zur Wirklichkeit, als angenehme und leichte Art, Geld zu verdienen; dieser hoffnungsfreudige aber vergängliche Irrtum ermutigt die meisten zu ihren Anstrengungen. Zum Teil werden auch viele Versuche dieser Art durch ein tiefes Bedürfnis erklärt, der eignen Art Ausdruck zu geben und sich vor sich selbst zu verantworten.

Bis in sein Alter hinein Literatur zu treiben, bedeutet, neben anderen unerquicklichen Erscheinungen und Zuständen, eine unentrinnbare Vereinsamung des Geistes, die schlimmer ist als ein bloßer Gewahrsam des Leibes. Von Gesundheit ist ein solcher Zustand weit entfernt. Dies zumindest ist unanfechtbar; ich verstehe hier unter Gesundheit die größtmögliche Annäherung an normales körperliches und seelisches Wohlbefinden. In Wahrheit besitzen normale Menschen fast ausnahmslos weder Verstand noch Phantasie. In der Mehrzahl sind sie äußerst dumm. Glücklicherweise empfinden sie durchaus kein dringendes Bedürfnis nach Geist. Häufig sind sie sehr geachtet und im Besitz einflußreicher Positionen und werden auch reich — aber sie sind nicht imstande, eine einzige erhabene Zeile zu schreiben. Phantasie ist eine ganz besonders quälende Krankheit.

Was mich selbst betrifft, so habe ich immer einen tiefen Abscheu gegen das Schicksal empfunden, das dem Schönen und Erhabenen im Menschen unweigerlich beschieden ist. Von jeher hat die Ungerechtigkeit des Geschehens, das fast ausnahmslos den Menschen einholt, mich ergriffen und entsetzt. Niemals hatte ich die Hoffnung, das zu ändern; ich haßte es, weiter nichts. Diese Unterscheidung ist wichtig; sie kennzeichnet den Unterschied zwischen dem Reformer, dem Tendenzschriftsteller und der Arbeit, mit der ich mich befasse. Ich könnte keinen Satz über eine reformierte Welt schreiben. Die Basis meiner Haltung, meiner Empörung war von jeher die greifbare Tatsache, daß die menschliche Existenz sich nicht vervollkommnen läßt. Man kann sie nur durch vereinzelte Augenblicke des Muts und durch Verständnis würdiger und verhältnismäßig erträglicher gestalten. Durch Mitleid. Dieses Wort ist so wunderbar in seiner Bedeutung, daß ich es nur zögernd gebrauche.

Das sind einige der Gründe, weshalb ich schreibe. Wie man sieht, ist es kein heiteres oder leichtes Unterfangen. Wer würde sich freiwillig diesem melancholischen und hoffnungslosen Geschäft unterziehen? Glücklicherweise — oder soll ich sagen: leider? — steht es außerhalb der Wahl des einzelnen. Man kann nichts dagegen tun. Ein paar Menschen sind dazu erschaffen, die Tragödie ihres fruchtlosen Gefühls auf dem Papier auszuspinnen; einige wenige, ungleich Glücklichere haben die Gabe, eine angenehme und beruhigende Prosa zu schreiben; die anderen, die überwältigende Mehrzahl der Schriftsteller, bringen es zu gar nichts. Vielleicht sind sie eher zu beneiden als die wenigen, denen ein Erfolg beschieden ist.

(Deutsch von Dora Sophie Kellner)

Meine Herren

Von einem

Kammerdiener

Wenn die Leute über einen Kammerdiener etwas besonders Gutes sagen wollen, so erklären sie: „Der Mann ist intelligent." Dabei ist Intelligenz und Takt die selbstverständliche Voraussetzung für den Beruf eines Kammerdieners. Intelligenz und Takt sind die einzigen Waffen, mit denen er den Kampf um und gegen seinen Herrn führen kann, mit denen er die vielen Widerwärtigkeiten und Tücken seines Berufes bezwingen, und mit denen er seinen Herrn vor Belästigungen und Anfechtungen bewahren kann.

Wie der Diener, so der Herr. Ein Kammerdiener hat es vollkommen in der Hand, aus seinem Herrn das zu machen, was er wünscht. Natürlich muß er dabei außerordentlich umsichtig und behutsam vorgehen. Gerade bei den Herren, die jähzornig und launisch sind, lassen sich die besten pädagogischen Erfolge erzielen. Wenn man über dreißig Jahre bei Herrschaften der verschiedensten Art gedient hat, so kennt man ja so gut wie alle Schwierigkeiten, die sich bei einem Zusammenleben von Herrn und Diener ergeben, und man kennt ebensogut alle Rezepte, nach denen zu verfahren ist, um ein möglichst reibungsloses Arbeiten zu erreichen.

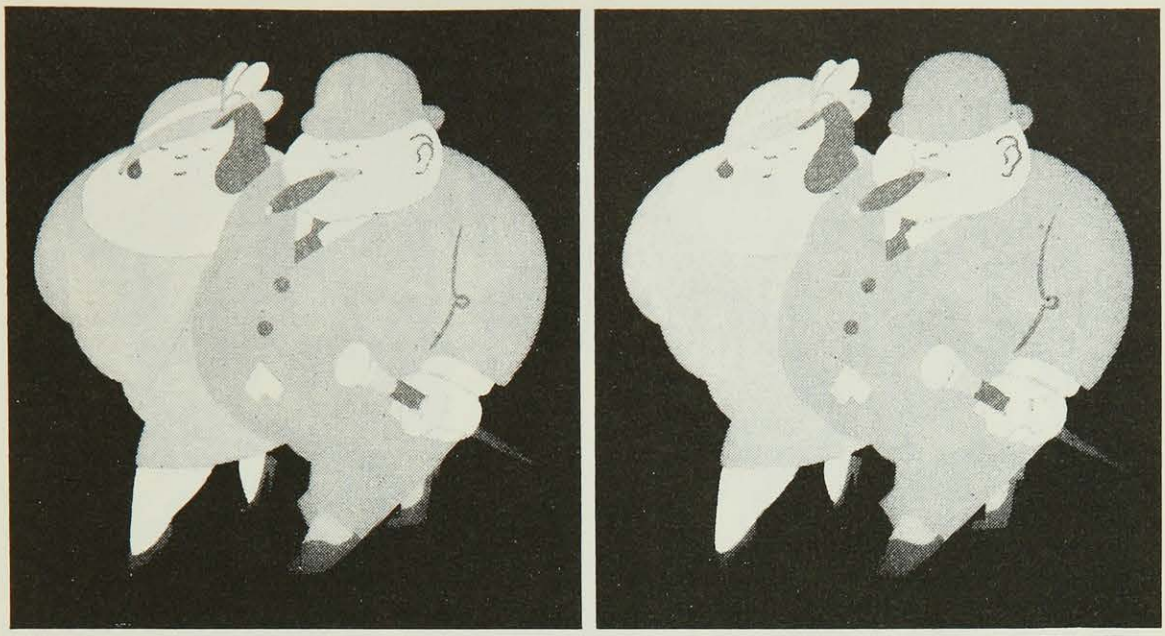
Der Herr benimmt sich seinem Kammerdiener gegenüber oft — das kann nicht verschwiegen werden — schlecht und unhöflich. Da ist es dann die erste Pflicht, nicht in denselben Fehler zu verfallen, sondern Haltung zu bewahren. Wenn die schlechte Laune des Herrn verflogen ist, wenn er kaum noch an den Zwischenfall denkt, dann ist die Gelegenheit gekommen, ihn in diskreter und feiner Weise auf die Mängel seines Verhaltens aufmerksam zu machen. Ich bin bei diesem Verfahren immer gut weggekommen. Der Herr hat lächelnd die — in einem Nebensatz enthaltene — Rüge entgegengenommen und sich noch über seinen klugen Kammerdiener gefreut. Und im Laufe der Zeit hat er sich denn auch gebessert. So ist es fast immer gewesen. Wenn der Kammerdiener seinem Herrn ein schlechtes Zeugnis ausstellt, so tadelt er sich meist damit selbst.

Ein guter Erzieher genießt Vertrauen. Der Herr weiht also seinen Kammerdiener in Dinge ein, die sonst kaum jemand erfährt. Der Kammerdiener kennt die großen und kleinen Sorgen seines Herrn. Er lernt, wie er in einer Form, die nicht verletzt, Ratschläge geben und Ermahnungen erteilen kann. Das bezieht sich aber nicht nur auf die Dinge des häuslichen Lebens, in denen selbstverständlich der Kammerdiener absoluter Herrscher ist, das gilt sehr oft auch für das Verhalten in wichtigen persönlichen Angelegenheiten. Manchmal würden die Freunde des beliebten und verehrten Künstlers oder Wissenschaftlers oder Diplomaten sehr erstaunt sein, erhielten sie Kenntnis von der Quelle, aus der die kleinen Weisheiten fließen.

Die angenehmsten Herren sind die Diplomaten, die schwierigsten die Juristen. Die Diplomaten haben Verständnis dafür, daß sie diplomatisch behandelt werden. Sie wissen die Taktik ihres guten Kammerdieners zu schätzen, sie wissen, daß er etwas zu sagen hat, auch wenn er vielleicht gerade schweigt, und sie erkennen seine schwierige Situation an: als Dienender ein Gentleman zu sein. Die Juristen sind so schwer zu behandeln, weil sie nie Zeit haben. Sie glauben, immer beschäftigt sein zu müssen, und sie lassen sich nur mit allergrößter Mühe an eine vernünftige Tageseinteilung gewöhnen. Ich erinnere mich noch an ein peinliches Erlebnis, das ich meinem damaligen Herrn, einem sehr bekannten Rechtsanwalt, zu verdanken hatte. Um acht Uhr abends war er zu einem großen Empfang geladen, um halb acht Uhr saß er noch zu Haus in einer Konferenz. Ich versuchte mehrere Male vergeblich, ihm durch Andeutungen klarzumachen, daß er seine Besucher verabschieden müßte. Um dreiviertel acht schließlich sah ich mich gezwungen, die Konferenz einfach abzubrechen durch die Mitteilung, daß sich der Herr jetzt umziehen müsse. In zehn Minuten stand er im Frack da, fünf Minuten nach acht nahmen ihm die Diener des Gastgebers den Mantel ab.

Klein und hilflos sind die „großen Männer" im Hause. Gerade die Herren mit den berühmten Namen sind dankbar und glücklich, wenn wir Kammerdiener sie als einfache Menschen behandeln. Wir ziehen sie an, wir achten auf ihre körperliche Verfassung, wir kontrollieren die Einhaltung ihrer Tagesordnung, wir wählen ihre Garderobe aus.

Von einer rührenden Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit war Deutschlands bekanntester Minister der Nachkriegszeit. In allen häuslichen Dingen war ich ihm absolut maßgebend, und sein Verhalten zu mir war vorbildlich.



Willy Heier

Vor der Kur *Nach der Kur*

Wenn er auch keine direkte persönliche Bedienung verlangte, so mußte man doch immer um ihn sein, um kleine Fehler und Mängel abzustellen, die sich infolge seiner ständigen Konzentration auf die Arbeit ergaben. Er war im Bett und im Bad und beim Anziehen immer in Gedanken versunken. Daher kam auch seine Vergeßlichkeit in den häuslichen Dingen, die er oft vernachlässigte. Wenn man ihn dann auf Mängel der Garderobe aufmerksam machte, war er sehr erfreut über die Sorgfalt seines Kammerdieners, und er gestattete es auch, daß man ihm Ratschläge und Winke gab. Sehr oft sprach er auch privat mit mir, erkundigte sich sehr freundlich und interessiert nach meinen Angelegenheiten und plauderte von seinen Eindrücken in der Gesellschaft und in der Politik. So bekam ich zum Beispiel ein gutes Bild von den ausländischen Staatsmännern mit den berühmten Namen. Mein Herr erzählte mir kleine Geschichten und Erlebnisse von seinen Reisen, und wir lachten häufig zusammen.

Bei einem populären Künstler, den ich lange Jahre betreute, hatte ich noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Ich mußte seine Zornausbrüche regulieren. Zu seiner guten Kondition und zu seinem Wohlbehagen gehörten regelmäßige, nicht zu oft auftretende und nicht zu lange anhaltende Wutanfälle. Mir oblag die Pflicht, durch entsprechende Bemerkungen für einen glatten Verlauf dieser hygienischen Verrichtungen Sorge zu tragen. Wenn er „seinen Tag" hatte, dann suchte er so lange, bis er etwas fand, worüber er sich aufregen konnte. Es hätte ihn krank gemacht, wenn ich seine Schimpfereien und Nörgeleien etwa stillschweigend hingenommen hätte. Ich mußte ihm widersprechen und ihn zu belehren suchen. Dann explodierte er, und es ging nicht sehr fein dabei zu. Wir schrien uns manchmal sogar gegenseitig an, so peinlich mir das war. Aber nachher war er dann in großartiger Stimmung, scherzte und lachte und machte Witze über meine „Empfindlichkeit", die ich natürlich eine Weile markierte. Dieser Herr gehörte zu den wenigen, die mich immer duzten. Wenn er „Sie" sagte, war das schon der Beginn eines Gewitters. Er hing unzertrennlich an mir, und es gab große Szenen, als ich schließlich doch den Abschied erbat.

Überhaupt ist fast immer der Diener derjenige Teil, der die Trennung anregt. Manchmal spielt dabei der Lebenswandel des Herrn eine entscheidende Rolle. Die Vergnügungen, deren der Diener Zeuge wird, auch wenn er, wie sich das von selbst versteht, im rechten Augenblick wegsieht, stellen gelegentlich doch eine übermäßig starke Belastung für den Angestellten dar. Wenn er aber auch auf diesem Gebiet zum Raterteilen herangezogen wird, so kann er häufig genug einen guten Einfluß ausüben. Der Satz: „Das ist nichts für uns, Herr Baron", kommt nicht nur auf der Bühne vor.

Die Zeiten haben sich gewaltig geändert, die Herrschaften auch — aber die guten Kammerdiener sind dieselben geblieben.

Eduard Braun (Holzschnitt)

Mit dem Nachttaxi in Berlin

Von einem

Chauffeur

Auch in Deutschland kommen wir dahin, alle Dinge, die das praktische Leben angehen, mit den „zufassenden" Augen des Amerikaners anzuschauen! So ist es interessant und erkenntnisreich zugleich, als Taxiführer bei Nacht durch die vielen hellen und dunklen Straßen der großen Stadt zu eilen, die das Herz Europas genannt wird und deren Pulsschlag zu jeder Nachtstunde deutlich fühlbar bleibt! Der Taxi-Chauffeur hat ihrer eine eigene Kenntnis, die sich sowohl auf Bezirke, Straßen, Brücken und Plätze, wie auch auf die in ihr wohnenden Menschen erstreckt!

Seitdem ich mein Studium abbrechen mußte, fahre ich Nachttaxi! Der Berliner Droschkenjargon würde mich allerdings als „Greifer" bezeichnen! Wie viele Dinge, die Taxifahrer verkehrspolizeilich „verbrechen", ist auch „Greifen" durchaus verboten! Es bedeutet nachts ein langsames Fahren durch die Straßen, über ihre Kreuzungen, besonders des Westens, an Lohntagen, Sonnabenden und Sonntagen aber auch der ganzen Stadt! Dabei heißt es, die Fahrgäste schnellstens als solche erkennen! Wo eine weiße Schleppe oder ein Frack sichtbar wird, wo zu später Stunde eine Gestalt nicht mehr das normale Gebaren des Homo sapiens zeigt, wo eine Gruppe von Menschen ein Haus oder ein Lokal verläßt, schießt der flinke Taxiführer heran und verlockt zum Einsteigen in das schnellste und bequemste Verkehrsmittel! Chancenreich ist Greifen sowohl zur Theaterzeit als auch um und nach Mitternacht, wo der Berliner sich an den Haltestellen leicht überzeugen läßt, daß ein Taxi unwesentlich teurer als der Nachtautobus ist, auf den man lange warten muß und in dem man gestoßen und gedrängt wird!

Zum erfolgreichen Greifen gehört ein ganz bestimmtes, erfahrungsgemäß aufgebautes Schema, in dem sowohl die einzelnen Stunden und Zeiten, wie auch die verschiedenen Verdienst-Chancen in den einzelnen Gegenden und Bezirken zu den Hauptausgehtagen in Beziehung gesetzt werden müssen! Am meisten Betrieb in der Stadt ist Freitags und Sonnabends, aber auch Mittwoch und Sonntag gehen! Bei den Hauptfeiertagen ergibt sich eine besondere Beliebtheit zum Ausgehen für die zweiten; die größte Nacht des Jahres aber, in der es kein „Abrutschen" gibt, ist die Neujahrsnacht! Auch die ersten Nächte jedes Monats habe ich in meinen Kasseneinnahmen immer deutlichst feststellen können!

Für den Taxifahrer sollen Höflichkeit und eine gewisse nicht unbedingt servile Dienstbereitschaft die Grundzüge seines Wesens bilden, die es neben schnellem und umsichtigem Handeln, also sicherem Fahren, sehr bald ermöglichen, das Vertrauen des Fahrgastes zu erwerben! Mir liegt sehr an diesem Vertrauen, welches mich mehr in persönlicher, oft auch in finanzieller Hinsicht entschädigt! So bezeichne ich es als Vertrauen, wenn ein hoher süddeutscher Beamter (als solcher durch den Portier des Kaiserhofes legitimiert) vor dem Kaiserhof mitten in der Nacht eine halbe Stunde mit mir über Berliner Verkehrsfragen diskutierte! Viele wertvolle Bekanntschaften zu unvoreingenommenen Künstlern und Gelehrten haben sich für mich aus Taxifahrten in später Nachtstunde ergeben! Aber es gibt auch genug ulkige Dinge „auf dem Bock" zu erleben!

Es ist sehr oft beim Taxifahren wie auch sonst im Leben so, daß das richtige Wort die richtige Handlung im richtigen Moment begleiten muß! War es einmal schlechtes kaltes Wetter, habe ich oft junge Damen oder auch alte Leute zu einem um ein Drittel, also meinen Verdienstanteil ermäßigten Fahrpreis nach Hause gefahren! Und es für nichts weiter als selbstverständlich gehalten! Je später die Nacht, desto besser gewöhnlich die Fahrgäste, was aber nicht mit dem Geldbeutel sondern vielmehr mit „häuslichen" Trieben zusammenzuhängen scheint! Da war eine eiskalte Nacht mit Schneegestöber, in der ich Pendelverkehr zwischen Berlin und Karlshorst eingerichtet hatte! Auf der Eisenbahnbrücke in Lichtenberg stand ein Fahrgast und hinter ihm winkte ein zweiter! Weit und breit war kein anderes Taxi in Sicht! Da beide bis Karlshorst ziemlich einen Weg hatten, machte ich ihnen den Vorschlag, zusammen zu fahren! Als dann noch zwei Fahrgäste am Wege sich um eine Fahrgelegenheit bemühten, hatte ich vier Leuten geholfen, alle waren gleich dankbar und zufrieden! Da sie zu verschiedenen Zeiten ausstiegen, machte ich den Vorschlag, daß jeder nach Belieben zahlen solle, und ich bin bei der Addition des Fahrpreises reichlich zu meinem Gelde gekommen! — Als ich in K. wieder Fahrgäste nach Berlin fand, ergab sich ein ähnliches Ein- und Aussteigen von selbst und in der Folge habe ich in den Randbezirken der Stadt oft ähnliche Fuhren zusammengestellt, ohne je einen Einspruch zu erleben!

Wenn gar niemand einsteigen will, weiß sich mancher Chauffeur durch den festen Fahrpreis zu helfen, d. h. auf dunklen Wegstrecken wird die den Fahrpreis anzeigende Uhr sowie die Uhrlampe aus- oder blindgeschaltet; so läßt sich der Uhrenpreis mit dem ausgemachten Fahrpreis leicht vereinigen! — Diese Übertretungen der Droschkenordnung können jedoch den Verlust des Droschkenscheines und ernsthafte Bestrafung nach sich ziehen, auch sind zum Teil eigens angestellte Beamte der großen Droschkengesellschaften unterwegs, um derartige Unregelmäßigkeiten aufzudecken! In einem Falle verfolgte mich der Fahrer eines anderen Wagens, der wahrscheinlich Unter den Linden (wo sehr viele Taxen vor der Friedrichstraßenkreuzung warten) von seinem Sitz aus beobachtet hatte, wie ich dort an der Autobushaltestelle Fahrgäste zum Einsteigen bewegte und eine zu niedrige Fahrtaxe einschaltete, was natürlich ebenso verboten ist!

Kurt Werth

— Wirst du gleich zu Frauchen kommen, Herkules!

Bald bemerkte ich den Verfolger, der Motor konnte auf der Charlottenburger Chaussee alle seine Kraft anwenden, trotzdem überholte mich der andere mit der stärkeren Maschine! Während er vorbeifuhr und einem am Großen Stern wachenden Beamten mein Vorgehen erklärte, hatte ich längst die richtige Taxe eingeschaltet und fuhr dort ruhig vorbei! Der andere gab die Verfolgung auf! Der Nachweis dieser Unregelmäßigkeiten, wenn er nicht auf frischer Tat erfolgt, ist sehr schwer! — Die wenigsten Fahrgäste wissen, daß sie bei allen direkten oder indirekten Schädigungen durch Droschkenfahrer das Kraftverkehrsamt in Anspruch nehmen können und schon die Nennung des letzteren hat oft eine Zauberwirkung auf den Fahrer!

In fast allen Stadtteilen werden nach drei Uhr nachts noch Lokale für Nachtbummler und Fremde offengehalten oder geöffnet, die mehr oder weniger „charakteristisch gefärbt" sind! Das eigentliche Nachtleben Berlins aber spielt sich ab in Klubs, geschlossenen Gesellschaften oder Vereinen und Lokalen, die nicht ohne Stichwort der Mitgliedskarte zugänglich sind! In der Zeit zwischen drei und sechs Uhr morgens erhält auch der Nachttaxi-Chauffeur seine ureigensten Aufträge! Hier gilt besonders der oben ausgesprochene Satz: von den hellen und dunklen Straßen der Stadt! Von der Joachimsthaler Straße aus hatte z. B. ein Paar öfters den Wunsch, morgens um etwa vier Uhr die Avus zu besichtigen! Wenn dann dichter Nebel auf der Strecke lag, der Asphalt glitschig war und ich sechzehn Stunden gefahren hatte, war ich oft am Ende meiner Kräfte und habe nur mit letzter Willenskonzentration einen Unfall verhütet! Der Fahrpreisanzeiger zeigte am Schluß dieser Fahrten bis zu 23,50 RM!! —

Ähnliche Besichtigungs-Fahrten sind, wenn auch nicht auf der Avus, von manchen Nachtlokalen aus des öfteren zu beobachten. In diesen späten oder frühen Stunden werden auch die Passagiere angetroffen, die entweder nicht zahlen wollen oder nicht mehr können! In den Fällen, wo die Leute vertrauenswürdig scheinen, notiere ich mir ihre Adresse und es ist wohl nicht bloß Glück, wenn ich bisher immer mein Geld erhalten habe! Auch die sogenannten „Pfänderherren" sind sicher, wenn das Pfand auch nur einen moralischen Wert besitzt!

Im Winter fahre ich oft mit der Taxe zu den kleineren Bällen! Unter einem dicken alten Mantel trage ich mein Kostüm und etwa um drei Uhr frage ich meine Freunde, meine Bekannten und auch Fremde, die ich herausgehen sehe, ob ich sie nach Hause bringen darf und ob sie ein Taxi nehmen! Ich frage frisch, fröhlich, frei und ohne Bedenken und so erhalte ich selten eine Absage! Daß ich mit der jeweiligen Ball-Kontrolle vorher Freundschaft schließe, daß ich mich vor meinen zahlreich draußen vertretenen Kollegen hüten muß, ist selbstverständlich! Neue Wege bringen auch hier immer Erfolge. Nachttaxifahren ist Schnelligkeit und Geistesgegenwart des Handelns! — Ich beobachte jeden Fahrgast und weiß bald, wen ich vor mir habe! Aber mein Fahrgast muß das Vertrauen beim Einsteigen in den Wagen bekommen. Auf dieser Basis erhoffe ich und erhalte ich meinen *Erfolg*.

So ist Java

Von

Heinrich Hemmer

Ach Java! Das braune Getriebe, die immer neuen Wunder der Vegetation und Formation, dazu der Duft, das Sonnengeflimmer . . . die Augen gehen einem erst allmählich auf, nach Monaten zauberischer Betäubung, in die diese schönste und bequemste der Tropentouren wohl auch den zum Bleiben, zum Arbeiten Gekommenen unweigerlich versetzt. Selbst wer Ceylon und die Südsee gesehen, mag in Ekstase geraten: edler sind die Berge und reicher die Täler Javas, und die große Sundawelt ist nicht wie die einsamen, dampfergebundenen Südseeparadiese durch das Meer isoliert, sondern durch dieses verbunden.

Die herrschende Meeresstille und gleichmäßige Winde, primitiven Eingeborenen-Fahrzeugen schon seit dem Mittelalter den Verkehr nach den umliegenden Inseln und dem Festland gestattend, haben Java zu einem solchen Völkerschmelztiegel gemacht, daß die Anthropologen vor ein, nein vor hundert Rätsel gestellt werden. Bereits 700 n. Chr. sind u. a. die geistig höher entwickelten Chinesen ins

Heinz Schmidt

— Überleg man schon immer, wie unser Pflanzerverein heißen soll . . .

Malaienland gekommen, dessen eigentliche Herren sie heute sind, haben sich hinter Pfahlmauern verschanzt und den Reishandel an sich gerissen. Und vor 400 Jahren haben die Araber auf der Insel der tausend Tempel mit Feuer und Schwert den Islam eingeführt, so daß heute die javanischen Rokokofürsten, Schein- und Schattenfürsten, noch obendrein Scheinmoslims sind, während die schönsten Baudenkmäler des Buddhismus verlassen, zerstört und von Unkraut überwachsen, zwischen ertragreichen Zuckerfeldern liegen, von niemandem besucht, außer von schwärmerischen Touristen und Archäologen.

Reichtum der Menschen — Reichtum der Erde: auch dieser beruht auf Vergänglichkeit. Von Batavia nach Buitenzorg autofahrend, sehen wir eine ununterbrochene Reihe von aneinandergrenzenden Dörfern: 38 Millionen Menschen ernährt diese fruchtbare Insel. Gute, steinfreie Muttererde findet sich nicht selten bis 18 Meter Tiefe (wodurch die Lebensfähigkeit der Gummiplantagen bedingt ist), und dauerndes rasches Wachsen und Absterben ergeben diesen Reichtum. Die Tropennatur hat die Tendenz, immer wieder in den Urzustand zurückzukehren, die Bemühungen der Menschen zu vereiteln; nichts ist solide und von Dauer bei diesem beschleunigten Lebensprozeß, weder Plantage noch Bauwerke, wenn nicht stets daran gearbeitet wird. Der frische weiße Anstrich der Häuser, der das Auge des Ankommenden entzückt, ist nur ein Mittel, die ständige Verwitterung zu bedecken. Die Süße des Erdgeruchs ist Fäulnis: Moose, Pilze, Parasiten zwingen das Frischgewachsene zum Absterben, bald sind wieder schwarze Tränen, ist parasitärer Staub an der Mauer zu sehen, und was wir oben aufbauen, wird von unten wieder vernichtet. Über ihrer lockenden Schönheit sehen wir weder die Macht noch vorerst die Nutzbarmachung javanischer Natur; drei, vier Male muß man die auch klimatisch abwechselungsreiche Wundertour gemacht haben, um zu verstehen, daß Java vor allem andern von West bis Ost ein großes, in Kaskaden abfallendes, mühsam erhaltenes Reisfeld ist — nicht eine Sammlung von Lotusteichen, Flammenbäumen, Kratern, Palmen, Rosengärten.

Alles ist industrialisiert auf Java (da gibt es allein 186 Zuckerfabriken), mit Ausnahme vom Reisbau, der sich vollständig und ausschließlich in den Händen der eingeborenen Bevölkerung befindet. Sogar die Irrigation der Reisfelder, die niemand besser als die Sundanesen versteht, bleibt ihnen überlassen. Die Regierung beschäftigt sich nur mit der Wasserrechtkontrolle und Über- und Unterführung großer Wasserläufe: indessen sind die Reismühlenbesitzer, Händler und Finanzleute Chinesen. Und wo ist es hingekommen, das einst so leicht beschwingte, sanfte, freundliche, von ästhetischen Fürsten geführte Volk der Sundanesen?

Aber, was ist der ganze modrige Hofstaat mitsamt seinen Schattenspielen, Marionettentheatern und Tempeltänzerinnen, was ist dieses sterbende Märchen gegen die höchst lebendige Macht märchenhaft reicher Chinesen, die in üppig umgrünten Marmorvillen ein Luxusleben führen, und auf deren leisesten Wink eine Kulischar lauert! Man muß die chinesischen Feste auf Java miterlebt haben, wie die Sundanesen vor buddha-artig dasitzenden fetten Chinesen tanzen und singen, wie sie Gametan spielen und sich zur höheren Ehre der Chinesen die Seele aus dem Körper jubeln.

Und die weitbehosten und knappbejackten Chinesenfrauen muß man sehen, mit Brillanten an Hals und Ohr, Brillanten an den silbernen Haarpfeilen, Brillanten

Bill Brandt

Brunnen in Barcelona

Charlie Chaplin in Juan-Les-Pins

Wide World

Galloway

Träger auf Java

Moholy Nagy

Finnische Familie

an den feinen Fingern. Sie sitzen neben den Europäern und Halfcastes, in den von bunten Glühbirnengirlanden eingefaßten zahlreichen Kinos, sie gelten als Europäer, die Java-Chinesen, sie halten sich manchmal sogar europäische Angestellte. Und sie sind ansässig, während die Europäer ihre fünf oder zehn Jahre absolvieren und wieder nach Hause fahren zu ihren Windmühlen.

Der Europäer rechnet: vor dem Kriege hat er es in fünf Jahren geschafft, heute braucht er mindestens zehn, um sein Schäfchen auf dem Trocknen zu haben, die angestrebten 50- bis 100 000 oder 200 000 bis 1 000 000 Gulden. Ein Jahr, für Idealisten zwei, dauern die Illusionen. Ach Java: Geld, vielleicht viel Geld zu verdienen, dort, wo es solch gazellenleibige, schlangenarmige, heiter-anmutige, schelmisch-kokette und freundlich entgegenkommende, wenn auch dattelkauende und rotausspeiende braune Frauen gibt . . . Und die Wasserkastelle, Tuberosenbäume, das tropische Sanssouci mit der schönsten Gewächssammlung der Erde, die Welt des Tees und der Bambuswälder, einige letzte abschießbare Tijkorai-Tiger und vierzehn alte und fünfundvierzig junge Vulkane mit und ohne Rauchfähnchen — schade, daß dies und so manches andere nicht standhält und zum Schluß nichts übrig bleibt als harte Arbeit.

Als ich das erstemal ins Garoet-Hotel trat, das damals noch klein und unansehnlich war, bedankte sich gerade eine Dame überschwenglich bei dem deutschen Hotelier für seinen guten Rat, sie statt allem andern auf den Papandajan geschickt zu haben. Einmal auf den Papandajan zu reiten ist eine Sensation, aber oben zu bleiben, auf der offenen Wunde der Erde, ist (fragen Sie den russischen Gelehrten, der dort haust!) ein Schrecknis. Nicht anders ist es mit dem größten Kraterboden der Erde, der Sandsee, aus der, wie Urwaldriesen, napfkuchenförmige Vulkane ragen. Vom Sanatorium Tosari gesehen, wo die Rosen blühen und die blauen Kelche der Daturablume, ist das fabelhaft: ein Stück Mond. In der Nähe und auf die Dauer wird das Schauspiel grausig, und man fühlt sich als ein armer Wurm. Auch die schöne Natur vermag nicht dauernd zu fesseln, es bleibt nur das Nutzbringende: das Geschäft und die *Sosieteit*, denn was die freundlichen Sundanesinnen betrifft, mit ihnen verhält es sich bei näherem Zusehen auch anders als man denkt.

Es versteht sich, daß man nicht als Glücksritter gekommen war, sondern auf fixen Posten, den man mit tunlicher Energie ausfüllen muß — und zur Zerstreuung bleibt dann nur (die Natur ist schon ganz in den Hintergrund getreten) die Sosieteit oder eine Malaiin. Es gibt zwei Kategorien von Gesellschaften: der Klub, in den man eingeführt werden muß, in dem der letzte Handlungsgehilfe die hohe Ehre genießen kann, neben einem Regierungsdirektor zu sitzen, aber in den kein noch so reicher Ladenbesitzer oder Händler hineinkommt; und der zweite ist für eben diese bestimmt und für holländisch-indisches Halbblut. Mangels geistiger Nahrung ist das Kreisbilden etwas Essentielles, von Maskenbällen und fürstlichen Geburtsfeiern ganz abgesehen. Es herrscht ein durch Stellung und Bildungsgrad bedingter Kastengeist. Der Holländer ist anfangs verschlossen. Der Zucker-, Tee- oder Kaffeebauer ist traditionstreu. Nur die Frohen tragen nicht mehr (in Gesellschaft) Sarong und das offenherzig-naive Nachtjäckchen, die Kabaia, sondern Pariser Abendtoiletten, dazu womöglich Handschuhe und Plüsch-, nein, Pelzumhänge, solange sie es aushalten, ohne daß sie der Schlag trifft. Ab und zu

eröffnen im Hotel ein Monsieur und eine Madame eine Modeschau von unanbringbaren Pariser Toiletten des Vorjahres, die dann die Frohen gierig aufkaufen, wenn auch die Seide beim ersten Tanz oder der ersten großen Reistafel platzt. Arbeiten können weiße Frauen auf Java nicht, daher haben sie ihre Sorgen. Auch sollen die ultravioletten Sonnenstrahlen eine gewisse Einwirkung haben. Erzieherinnen, die nicht die Unvorsichtigkeit hatten, schon an Bord zu flirten (das spricht sich herum), heiraten meist über kurz oder lang: je nachdem sie aussehen. Aber blonde Frauen sollten zu Hause bleiben, die dunklen vertragen das Klima „psychisch" besser, sagt der Arzt. Im allgemeinen liegen die Gesellschaftsverhältnisse so beiläufig wie in Bremen, wenn dort eine mittlere Tagestemperatur von 28 bis 32 Grad Celsius herrschte.

Aber laßt uns nun endlich von den Sundanesinnen und der Rijstafel sprechen. Der junge Mann, wenn er nun in einem Sadós oder (zweispännigen) Kosong oder gar in einem der 35 000 Automobile Javas angefahren kommt, richtet sein Auge (Weiß ist zu kostbar) auf Halbblut oder Braun — und beides ist nicht ungefährlich. Die Halbeuropäerin ist nicht schwer zu erringen, aber da sie ihrem Ehrgeiz nach Verbesserung der Rasse folgt, kriegt man sie schwer wieder los. Die heiter anmutigen Sundanesinnen aber wird man, wenn eine Zeitgrenze überschritten ist, erst recht nicht los, d. h. man kann sie wegschicken, aber es kann dann passieren, daß sie einem vorher heimlich die bekannte Pastille Nr. 11 versetzt. Dann kommt der Arzt und stellt fest, daß Sie an Herzschlag oder so gestorben sind — das Gift ist nicht nachweisbar. Auch die Bambusfasern, die durch Darm und Magenwände dringen und nach sechs bis acht Monaten den Tod herbeiführen, sind nicht nachweisbar. Der Wirt vom Hotel Garoet hatte sich auch mit so einer anmutig-heiteren Javanesin eingelassen, die ihm allerhand ins Ohr geflüstert hatte. Eines Tages versuchte er, seine Frau zu töten. Lange war er eingesperrt. Jetzt gehört das Hotel seiner Frau. Er will versuchen, ein neues zu gründen. Die Chinesen aber lächeln rätselvoll, sie halten ihre häuslichen Angelegenheiten in Ordnung.

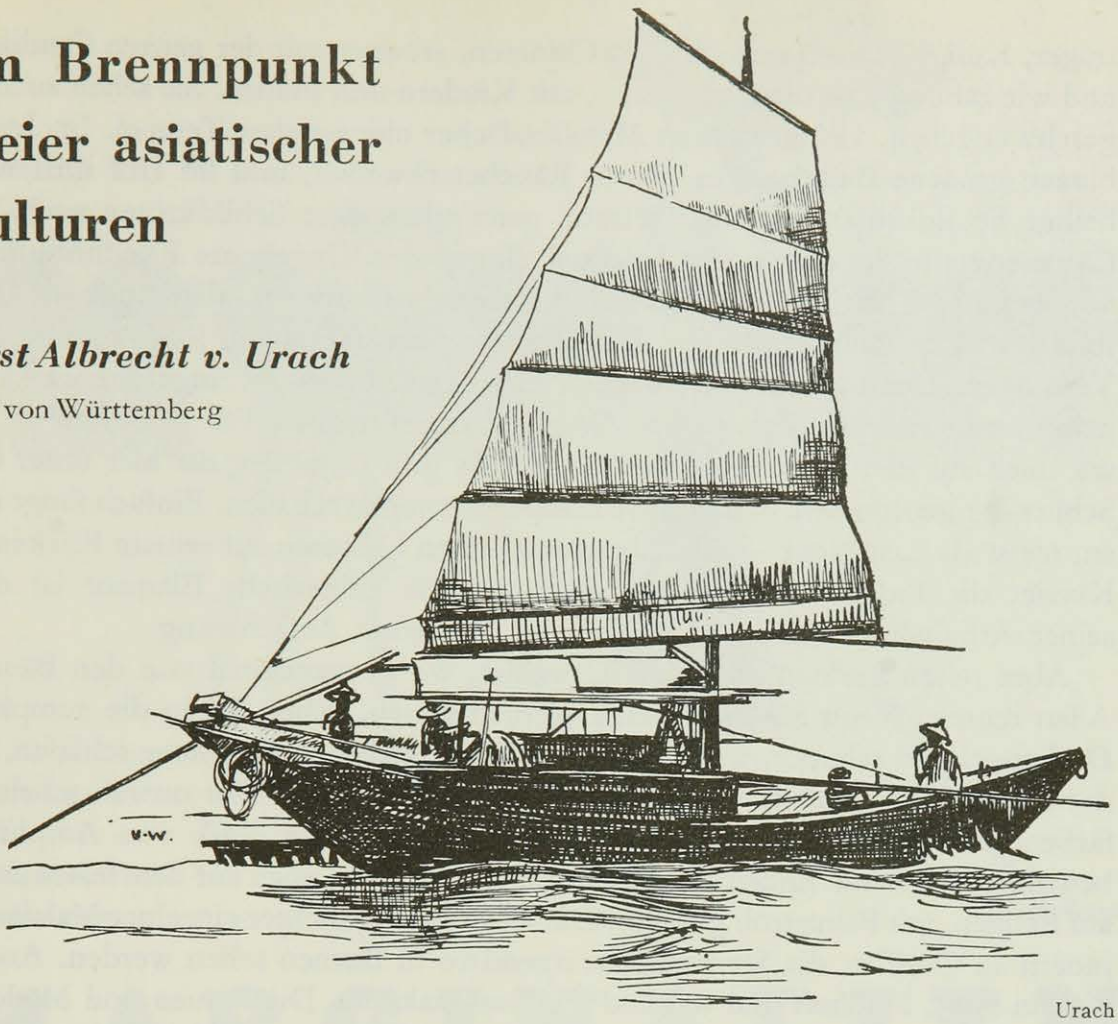
Wenn Sie sich aber nach mehreren Pait-Runden an den wohlgedeckten Tisch des Hotels des Indes (Batavia) setzen und die landesübliche Reistafel für 2 Gulden 50 bestellen, an der Sie sich für zwei Tage satt essen, so müssen Sie wissen, daß das dennoch nicht die echte feudale, sondern nur eine Hotelreistafel ist und daß man nur Platzmangels halber den Eß-Berg auf dem Suppenteller aufhäuft. In einer Zuckerfabrik oder Plantage bekommen Sie einen riesenhaften bemalten Porzellanteller mit mehreren flankierenden kleineren Tellern. Sie geben auf den ersten den locker gedämpften Reis, und drum rum assortieren Sie, wie auf einer Malerpalette, von den 25 Zugerichten, die der Reihe nach aufmarschieren, nicht alles, wie es die Touristen zu machen pflegen, sondern das, was Ihnen gerade schmeckt, diesen oder jenen Salat, Curry, bloemkool, gekookte vish; während die solideren Happen von Endvogel, Beefsteak auf die kleineren Trabantenteller gelegt werden. Und wenn Sie eine Flasche eisgekühltes Klosterbier dazu trinken, so liegen Sie unweigerlich unmittelbar nachher, wie alle Touristen, im Hotel des Indes auf dem Ruhebett, und man sieht im Vorbeigehen zehn Zehen über die Halbbrüstung ragen. Immer sieht man einmal zehn Zehen, einmal zwanzig Zehen hervorragen: so ist Java — so ist die Welt.

Am Brennpunkt dreier asiatischer Kulturen

Von

Fürst Albrecht v. Urach

Graf von Württemberg



Urach

Sie fahren von Ceylon, der Paradiesinsel, nach Osten. Da haben Sie nach einigen Tagen rechts von sich eine sehr große Insel, Sumatra genannt, so lang wie von Rom nach Kopenhagen. Und bald taucht auch links von Ihnen Land auf, das indische Festland. Es ist die Halbinsel Malacca. Sie wissen, wo die schönen, biegsamen Spazierstöcke wachsen. Die Halbinsel und Sumatra nähern sich einander immer mehr. Auf beiden Seiten sehen Sie durchs Glas Urwälder und hohe Palmen, die darüber ragen. An den Ufern ab und zu Pfahlbaudörfer. Davor kreuzen merkwürdige Segler mit hohem Heck und braunen Drachensegeln. Die ersten chinesischen Dschunken, die Sie sehen. Und abends flattern mit langsamem Flügelschlag Riesenfledermäuse, fliegende Hunde genannt, im rasch verlöschenden Tag von einem Ufer zum andern. Dann sehen Sie Lichter einer komplizierten Hafeneinfahrt. Sie sind in Singapore, dem großen Brennpunkt des fernen Ostens.

Hier berühren sich drei große asiatische Kulturkreise. Natürlich gehen Sie an Land, so bald wie möglich. Und da meinen Sie zuerst, im tiefen Indien zu sein. Turbane, große schlanke schwarze Ebenholzkörper. Dazu Hindutempel, Schlangenbeschwörer. Aber schon stürzen Rikschakulis, stämmige gelbbraune Chinesen auf Sie zu, schreien und brüllen. Um Ihrer eigenen Ruhe willen besteigen Sie das leichte Fahrzeug. Munter, schwitzend trabt das menschliche Zugtier mit Ihnen davon. Und jetzt sehen Sie auch, daß die Stadt keineswegs rein indisch ist. Der größte Teil ist chinesisch und könnte ebenso gut in Hongkong sein. Und Sie bewundern den Arbeitstrieb und die zähe Lebensenergie der gelben Rasse. Last-

träger, Kuli, Handwerker, alle sind Chinesen, arbeiten mit der ganzen Familie — und wie zahlreich ist die meistens —, mit Kindern und Frauen. Sie sehen auch die geschwungenen, viel gezackten Majolikadächer chinesischer Tempel. Im Innern blitzen goldene Buddhas aus blauen Räucherschwaden, und im Hof dürfen Sie heilige Schildkröten mit Salat füttern, ganz wie andere Schildkröten auch. Das Chinesenviertel ist der größte Stadtteil Singapores. Ungeheure Friedhöfe liegen vor der Stadt. Mit großem Pomp und Zeremoniell oder in aller Stille im Laufschritt werden die toten Söhne des Himmels hinausgetragen, je nach Stand und Vermögen. Denn Sie müssen wissen, daß der Chinese mit angeborenem kaufmännischen Instinkt und großer Zähigkeit einen großen Teil des Handels hier wie auch auf den Sundainseln beherrscht. Es gibt Chinesen, die hier unter dem Schutz der geordneten Verhältnisse riesige Vermögen schaffen. Einfach fängt man an, meist als Lastträger — ich habe einmal einen Chinesen auf seinem Rücken ein Klavier die Treppe hinauftragen gesehen. Das chinesische Element ist dank seiner Arbeitskraft hier, fern der Heimat, in stetem Aufschwung.

Aber reisen Sie nun durch die Urwälder, wo es manchmal von den Bäumen Affen regnet. Wenn Sie die Malaria nicht fürchten, gehen Sie in die sumpfigen Dschungel und schauen, wie die Krokodile im Schlamm der Flüsse schlafen. Wo der Fluß ins türkisblaue Meer mündet, steht auf Pfählen über unwahrscheinlich farbenprächtigen Korallenbänken ein Malaiendorf. Ein Volk von Amphibien bewohnt es. Überall finden Sie die Dörfer der Malaien, auch auf dem festen Land, auf Pfählen, mit Palmstroh gedeckt. Die Kannibalengesichter einzelner Malaien erinnern an Gorillas, die Sie vielleicht irgendwo in Borneo sehen werden. Andere lächeln sanft, kindhaft und wissend wie Buddhaköpfe. Die Frauen und Mädchen sind das Schönste und Edelste,was man an Rasse sehen kann. Sie biegen die schmalen Hüften in wunderbar gefärbten Sarongs. Ihre Bewegungen sind Harmonien.

Haben Sie dann das Leben eines Dorfes auf Pfählen, das Flitzen der schmalen Auslegerboote, all dies primitive, naturnahe Leben in sich aufgenommen, dann besteigen Sie ein Ford-Auto, das auch hier triumphiert. Lassen Sie sich in ein Dorf fahren, wo eine Hahnenkampfhalle ist. Dort können Sie neben Hahnenkämpfen Theater spielen sehen, so vollkommen wie nirgends sonstwo, selbst nicht in Japan.

Da vernehmen Sie aus einem nahen Hindutempel-Bezirk schrilles Flötengekreisch. Dumpfe Paukenschläge begleiten einen Zug heiliger Elefanten. Mit Goldstickereien bedeckt, schreiten sie bedächtig durch die Menge. In stummer Ergriffenheit und heiligem Schweigen säumen die dunklen Gesichter der Inder unter weißen Turbanen den Rand der sonnenglühenden Wege. Gehen Sie in den Tempelhof, so sehen Sie Dinge, für deren Ergründung Ihr bisheriges Wissen nicht ausreicht. Rätselhaft, unergründlich ist der Blick der heiligen Sadhus. Sie stehen auf Nagelbrettern, in den unglaublichsten Stellungen, tagelang. So leblos und erstarrt sind die abgezehrten Körper, daß auch bei nahem Hinsehen kein Pulsieren des Blutes, kein Schlagen des Herzens wahrzunehmen ist.

Verwirrt von so viel neuem Erleben werden Sie wieder Ihr Schiff besteigen. Dort finden Sie Inder, die Ihnen die schönsten Steine, zum Teil aus Böhmen importiert, anbieten. Chinesen bringen die Ladung mit monotonem Arbeitsgesang aus den Schuppen. Und von der hohen Bordwand springen braune Malaien nach Silberstückchen, die die belustigten Passagiere in die Fluten werfen.

Alice Garnmann — Der Hutbaum

MARGINALIEN

Die Moden von 1932

Was die deutschen Historiker allzu pompös den „Zeitgeist" nennen, das ist, glaube ich, nichts als die Mode. Was haben wir augenblicklich für eine Mode? In was für einer Zeit leben wir? Wie sieht die Bilderserie aus, die wir für die Zukunftskinos vorbereiten? Und was ist 1932?

Kleider und Mäntel

Man muß sich erst einmal bei den Schneidern umsehen; denn die haben das Wort *Mode* eigentlich gepachtet: für sie bedeutet es das *was man trägt.* Aber die Frau von heute hat keine Silhouette. Vor dem Krieg habe ich eine „russische Ballett-Mode" gekannt: Freude an den endlich wiedergefundenen Farben. Das Ideal der Frauen war die Scheherezade. Poiret schrieb schwerere Mäntel vor. Seine Memoiren erinnern uns an märchenhafte Zeiten, in welchen der Schneider es ablehnte, für respektlose Kundinnen zu arbeiten, die nicht bedingungslos an den Meister glaubten. Man wußte noch nichts von der Krise. Nach dem Waffenstillstand war es keine Mode mehr, sondern wurde zum Stil. Der Flieger war die Richtschnur: für die Garçonnes, das Kunstgewerbe, die eiligen Berichte Paul Morands und die jungen, eigens für Luxuskarosserien und Pilotensitze flach gebügelten, jungen Mädchen. Die Frauen wollen toten Epheben gleichen: der Triumph Sodoms läßt sie nicht ruhen. Verkleidung auf allen Linien, kurzes Haar, flachgedrückter Busen, Röcke bis zu den Knien. Und nun, von allen Fesseln befreit, tobten sie los: das war die Nigger-Epoche.

Aber was will man jetzt von ihnen? Der um sechs Uhr nachmittags noch kurze Rock wird sofort nach dem Cocktail unendlich lang. Dieselbe Frau, die in Juan les Pins Nacktkultur betrieben hat, äfft zwei Stunden später der Païva nach. Ich sehe bereits das Directoire wiederkommen und das zweite Empire, die hohen Taillen, die langen Röcke und die kleinen Hütchen; aber es ist eine ironische Wiederkehr. Die Frauen fallen auf diese ungewohnten Schleppen nicht herein, in denen die Füße sich verfangen, und auch nicht auf die Hütchen, die die Modistinnen ihnen grade dort aufsetzen, wo sie am wenigsten Halt haben. Sie hielten ihre Verkleidungen für Kleider, jetzt fassen sie anscheinend ihre Kleider als Verkleidungen auf. Sie sind nicht imstande, ihre Abendkleider zu hissen, ohne dabei vielsagend zu lächeln: „Ihr seht, auch ich könnte . . .“ Sie konjugieren die Eleganzportionen, welche die Krise ihnen noch übrigläßt, mit dem Conditionalis. Und gewiß, es gibt Dinge, die „man trägt“, und Dinge, die „man nicht trägt“, und gewiß ist ein Kleid von heute kein Kleid von vor zwei Jahren, aber doch ist es wahr, daß es keine Mode gibt, weil nämlich die Frauen mit ihren Kleidern nicht verschmelzen. Während des Directoire wäre es ihnen gegenrevolutionär und unrömisch erschienen, wenn sie ihre Schenkel versteckt hätten. Und unter Louis-Philippe war es im höchsten Grad unanständig, seine Knöchel zu zeigen. Nicht das winzigste Stückchen Wade durfte sichtbar werden, selbst wenn das Trittbrett noch so hoch und der Windstoß noch so unerwartet war.

Heute? Heute wissen sie nicht mehr, was gezeigt werden darf und was versteckt werden muß. Sie schwanken zwischen dem kurzen Rock und dem langen Rock, zwischen Bubikopf und Zöpfen, zwischen runden und knabenhaften Formen. Sie sagen und lesen überall, daß man wieder dicker werden soll, die Schneider müssen ihre Busenlinie unterstreichen — aber wenn ihre Waage nur um 500 Gramm mehr zeigt, fasten sie sofort wie die Wahnsinnigen. Sie sind zwischen die Anforderungen der modernen Welt eingekeilt, die Winzigkeit eines Sport-Autos, die Ungezogenheit der Männer, welche keine Kinkerlitzchen mehr ertragen können, ohne die eine gewisse Art von Eleganz undenkbar ist . . . und andererseits haben sie Heimweh nach den glücklicheren und reicheren Zeiten, als der Mann, der damals viel stärker und viel galanter war, ihnen mittels Madrigalen die anstrengende Aehnlichkeit mit zarten, schweren Treibhausblüten aufzwang.

Kleine Hütchen à la zweites Empire, Medaillons aus imitiertem Email, jenen ganz ähnlich, in denen unsere Großmütter das Miniaturbildnis eines schönen Offiziers zu verwahren pflegten; aber das Medaillon hat sein Geheimnis verloren, und unter dem kleinen Hütchen sind die Schultern nicht mehr rund und abfallend wie die der Kaiserin; im Gegenteil, die länger gewordenen Mäntel unterstreichen die Schlankheit noch. In diesem wirren Netz von Widersprüchen verlieren selbst die Mannequins ihre Sicherheit unzerbrechlicher Puppen. Sie färben sich wüst die Nägel in allen Farben, Gold, Silber, ja sogar Perlmutter inbegriffen. Sie kleben sich falsche Wimpern an die Lider, über denen die Brauen fehlen. Soll man einem Schiffsjungen oder einer Negerin gleichen? Den Damen Pisanellos mit ihren ausladenden Bäuchen? Lebende Bilder. Es gibt keine hübsche Frau 1932, sondern nur eine wirre Verfilzung von Forderungen des Tages und Heimweh nach Vergangenem.

Innendekoration

Hier sieht es ebenso aus, wie bei den Kleidern. Dasselbe Festklammern an die Moden zur Zeit des Friedensschlusses. Und dieselbe Sehnsucht nach den Gegenständen von früher. Das Genrebild hält wieder seinen Einzug,

die antike Uhr, die Chinavase und der Louis XV-Tafelaufsatz, und das alles als Schmuck der kahlen, glatten Möbel. Meißner Porzellan wird bald weniger unmodern sein als die prae-kolumbische Kunst.

Musik und Tanz

Die allgemeine Versüßlichung greift sogar auf die Musik über. Die *Melodie* hält wieder ihren Einzug. Das Tam-Tam verschwindet. Die Leute verlangen zärtliche Lieder, liebliche Träumereien und jung erblühten Flieder. Das von der Jazz verdrängte Chanson wagt eine siegreiche Gegenoffensive. Die Straßensänger erwachen zu neuem Leben. Die Tanzplatte hört auf, die Gesangsplatte zu verdrängen. Und obzwar alle Richtungen dieses weiten Gebietes sich behaupten, obzwar es immer noch humoristische und realistische Chansons gibt, tragen doch die sentimentalen Schlager den Sieg davon.

Und wie beim Lied der sentimentale Schmachtfetzen, so dominiert beim Tanz der *Walzer*. Und zwar auf der ganzen Welt. Einige Niggertänze von der Kolonialausstellung sind ja noch zurückgeblieben, und die Wochenschau im Kino berichtet, daß die Girls in Miami Rumba tanzen. Aber das Radio speist aus tausend Schleusen Tonnen von Walzern. Was immer man einstellen mag: London, Paris, Amsterdam oder Berlin: immer antwortet das All mit einem Walzer, und Walzer sind auch beinahe alle Schlager der Tonfilm-Operetten. In den Tanzlokalen kommen sechs Walzer auf einen Tango. Der Charleston ist tot: der Walzer reißt alles mit.

Und mit ihm kommt die *deutsche Musik* wieder. Schumann und Schubert unter dem Schutze von Strauß. Die englische Musik, die nach dem Krieg „No, no Nanette" zum Siege führte, verschwindet. Die Niggermusik scheint, wenigstens vorderhand, in ihrem beängstigenden Siegeszug inne zu halten. Die Wiener Musik hingegen übt einen derartigen Zauber aus, daß sie *Wien*, wenigstens im Reiche der Phantasie zur Metropole des Vergnügens erhoben hat. Die unglückselige Situation Oesterreichs, der Krach der Kreditanstalt, die drohende Hungersnot und der lauernde Putsch, nichts kommt gegen den Gedanken auf, daß die Heimat des Walzers auch die des Glücks sein muß. Die Einwanderer von Hollywood zwingen allen ihr Heimweh auf, und die Liebe der ganzen Welt gilt dem *Prater*. Im Wien von 1815: Der Kongreß tanzt, von 1910: Der lächelnde Leutnant, Die lustige Witwe, Der Walzertraum, Wiener Nächte ... Wiener Kaleschen, Wiener Cafés und Weinstuben, die Wienerin Lillian Harvey und die Wienerin Jeannette MacDonald. Sogar die Amerikaner beginnen sich nach den kleinen Prinzen und dem Kaiser Franz Joseph zurückzusehnen.

Zurück zu 1900

Wien im Raume. 1880 bis 1900 in der Zeit. Dieser Abschnitt der Vergangenheit ist am stärksten mit Poesie

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF, TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

geladen und erscheint im Jahre 1932 als die Zeit, in der zu leben eine Freude war. Die Erinnerung an 1900 ist noch zu frisch, um zeitlos zu wirken. Wie sollte man das Jahr 1905 lieben, das Jahr des russisch-japanischen Krieges? Und 1906, das Jahr von Algesiras? 1908, das Jahr, dessen Drohungen uns Jules Romains ins Gedächtnis zurückruft (Casablanca, Bulgarien, Bosnien und die Herzegowina)? Und 1911, das Jahr von Agadir?

Die Zeitlosigkeit beginnt ihren Krebsgang im Jahre 1900. Deshalb läßt Alfred Pabst seine wundervolle *Dreigroschenoper* um 1880 spielen, im victorianischen London.

Diese Rückkehr zu 1900 ist ein Weltphänomen. In England der ungeheure Erfolg von Noël Cowards *Cavalcade,* wo man die Soldaten der Königin vorbeisprengen sieht. Das Publikum hat sich an Rückblicken berauscht. In Frankreich der Riesenerfolg von *Paul Morands* Buch *1900.* Ist es eigentlich ein Buch oder eine Bitte um Entschuldigung? Oder der Versuch einer Heil-Impfung? Neugierde des Historikers? Aber warum grade diese Neugierde und keine andere? Und das gerade im Moment, in dem die Weltkrise und Weltverarmung und die Traurigkeit der Menschen und Städte Paul Morands Aesthetik und Moral des üppigen Gedeihens derart Lügen strafen? Ein Historiker, der sich erinnert, oder ein Sigambrer, der sich beugt, und zwar wütend beugt; er wirft dem Jahre 1900 Dinge vor, die ihm entschieden als die verletzendsten erscheinen: er nennt es „die Zeit der Dummheit und der schmutzigen Füße". Würde er diese Epoche so hassen, wenn er nicht Angst hätte, sie neu auferstehen zu sehen?

Später dann, wenn dieser Historiker Ouvert la nuit, Fermé la nuit, L'Europe galante an ihre Stelle setzt (diese Bücher beherrschen das Jahr 1920 für den Soziologen, wenn nicht für den Aestheten), wird man sehen, welch tolle Hoffnungen der Weltmann Morand nährte: die Hoffnung auf eine verbrüderte, durch das Flugzeug zusammengerückte Welt, die Hoffnung auf einen neuen, durch das Reisen klüger gewordenen, von den romantischen Krankheiten des Herzens durch einen klareren Verstand und einen geschulteren Willen geheilten Menschen; die Hoffnung auf einen weiteren Blick durch einen intensiveren Geschmack des Geistes an den Dingen. Wie viele noch ungesehene Länder! Wie viele noch ungeküßte Frauen! Wie viele Sensationen bleiben noch auszukosten! Und immer schnellere Autos und ein immer wachsender Komfort, von dem eine immer breitere Masse profitiert! Aber selbstverständlich: man muß reich sein! Und man muß rationalisieren! Man muß New York bewundern! Ach! Welch schöne Zeit, dieses eiserne Zeitalter!

Aus! Morand selbst glaubt nicht mehr daran. Sogar die Amerikaner sprechen von einfachem Leben. Man weiß soviel wie nichts von dem Schicksal, dem die Menschheit entgegengeht; ein gesteigertes Glück dürfte es schwerlich sein. Der Mensch traut den Maschinen nicht mehr, die er nicht zu meistern verstanden hat. Morand gibt zu, daß 1900 wenn auch dümmer als 1932, so doch jedenfalls glücklicher war. Die Traurigkeit der Welt ist es, die den fröhlichen Reisenden, der Morand einst war, in einen Historiker verwandelte.

Die Mode in der Literatur

Nun wären wir bei der Literatur angelangt. Trotz des Siegeszuges von „Lady Chatterley" bin ich überzeugt, daß der literarische Erotismus abgewirtschaftet hat. Man weiß jetzt, daß man auf diesem Gebiet schreiben kann, was man will. Die Brutalität des Ausdrucks beweist gar nichts mehr für den Mut des Autors, der sich seiner bedient; und das nimmt der Sache viel von ihrem Reiz. Außerdem sind die Männer der sexuellen Freiheit müde und die Frauen erst recht. Grelle Lichter und grelle Worte sind der Liebe selten zuträglich; sie können es auch nicht lange bleiben,

E. Bieber

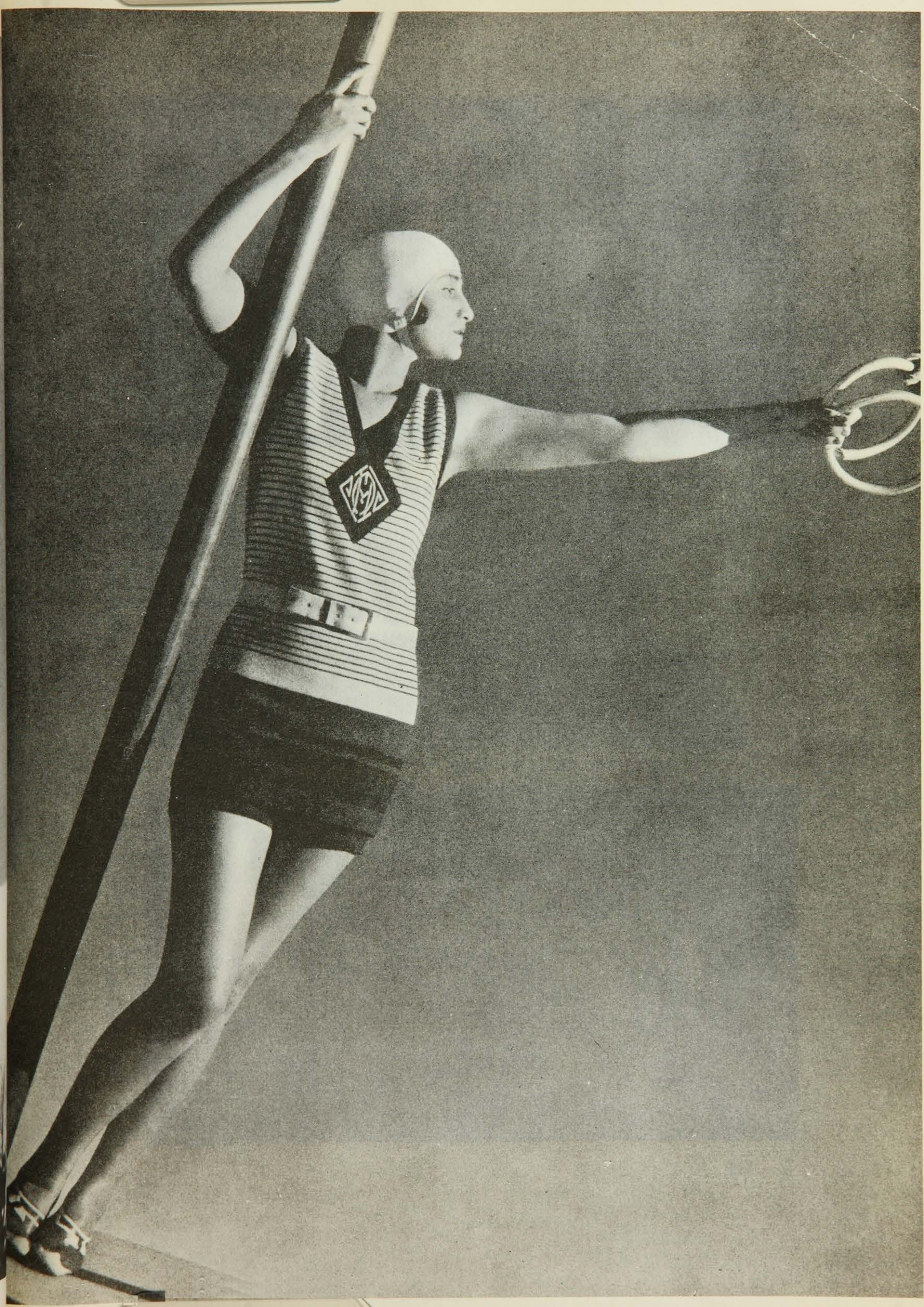
Heinrich Freiherr von Gleichen,
der Begründer des Deutschen Herrenklubs

Keystone

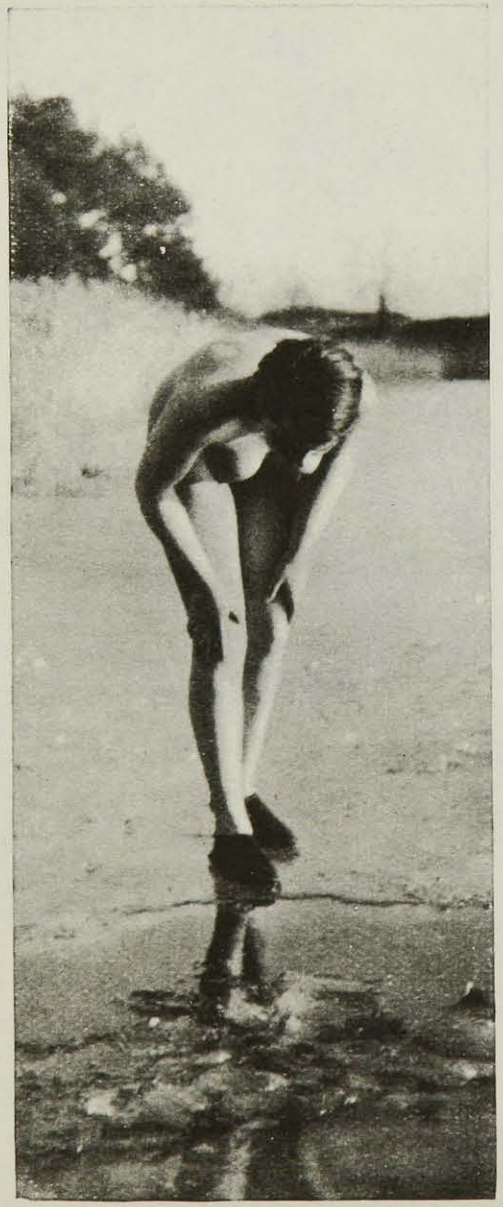
Rudolf Sieghart,
der Berater österreichischer Regierungen

Weltbilderdienst

Der Schiedsrichter (England)

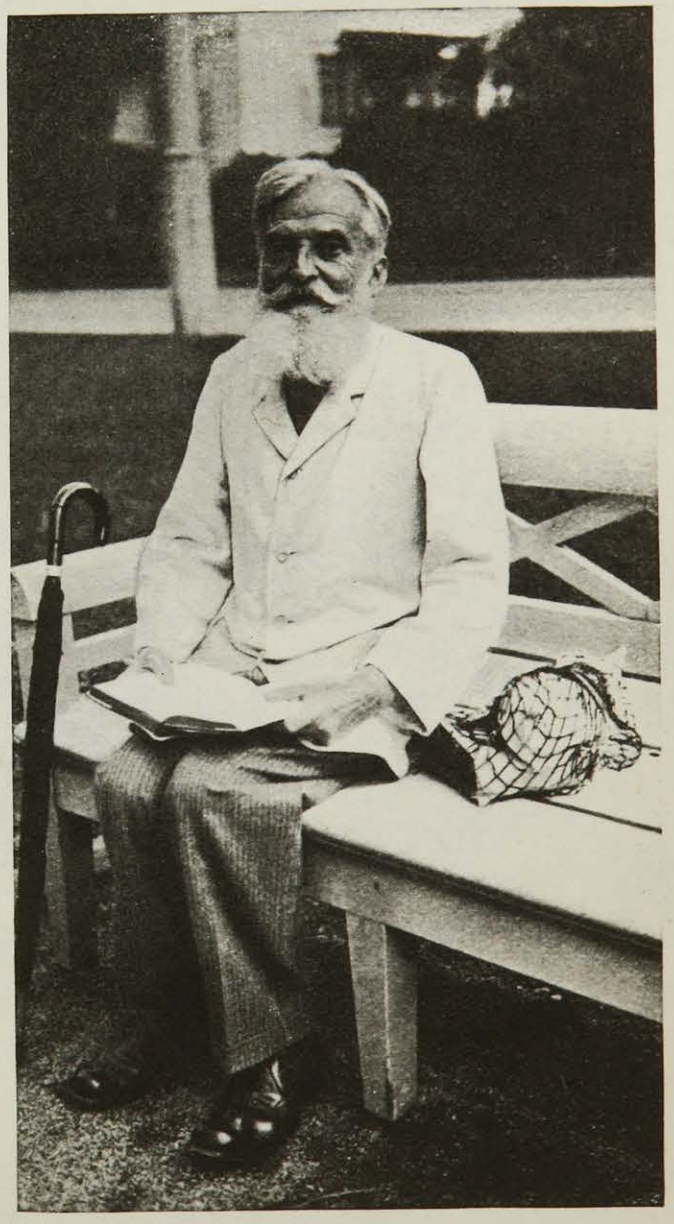


Alter Kurgast in Bad Ischl



Birkhahn

Fluß-Nymphe



Der älteste Kurgast in Baden-Baden

wenn nicht Verbote ihnen Wert verleihen. Sie haben ihren Reiz als Choc eingebüßt und an Pathetik nicht gewonnen. Sade tritt in den Schatten zurück, Freud geht still in die Berühmtheit ein, und ich sehe bereits, wie sich am Horizont eine Riesenwoge von Sentimentalität türmt. Ironie und Sentimentalität, dieser beiden Dinge waren wir am meisten beraubt. In Frankreich geht mit der Rückkehr zu Anatole France die zu Alphonse Daudet Hand in Hand. Dem, der im Jahre 1933 einen neuen „Amico Fritz" oder eine „Petite Chose" herausbringt, dem prophezeie ich viel Geld.

Und er würde es verdienen. Wir müssen endlich wieder in den Büchern Frauen begegnen, die man lieben kann. Deren, von denen der Autor erzählt, daß man sie nicht lieben kann, haben wir bereits zu viel gesehen. Schimmert nicht hinter all den Familiensorgen, welche die Romanschriftsteller von 1932 aufzählen, durch Rosenbüsche bereits die kleine Cousine hindurch?

Der Jammer über die Krise wird immer lauter. Von nun an werden die Menschen nur von Glück reden wollen und dies um so mehr, je weniger sie davon haben. *Emmanuel Berl-Paris*

Mitteilung. In Heft 5 unserer Zeitschrift haben wir eine *Summarische Antwort* von *Kardinal Faulhaber*, Erzbischof von München, veröffentlicht. Aus dem Inhalt dieser Veröffentlichung ergibt sich ohne weiteres, daß es sich um den Text einer Drucksache handelt, die Herr Kardinal Faulhaber auf die vielen bei ihm eingehenden Bittgesuche versendet, welche er im einzelnen nicht beantworten kann. Zur Beseitigung bereits entstandener und weiterer Irrtümer erklären wir, daß wir uns wegen des Abdrucks dieser „Summarischen Antwort" mit dem Herrn Kardinal Faulhaber nicht ins Einvernehmen gesetzt hatten.

Die Redaktion

Zu den Tafeln. Die Fotos *Schaukel* und *Am Trapez*, zwischen Seite 512 und 513, stammen von den Fotografen *Z. Kluger, Berlin*, und *Hoyningen-Huene, Paris* (Copyright Condé Nast).

Namen, die man nicht verwechseln darf

(Nachtrag zum Maiheft)

Heinrich Hauser (Segelschiffe)
Manfred Hausmann („Lampioon")
Wilhelm Hausenstein (Kunstbetrachter)
Kurt Heuser (Afrika)
Werner Heuser (Maler)

Bernhard Pankok (Maler in Stuttgart, Prof.)
Otto Pankok (Maler in Düsseldorf)

Stefan Großmann (Publizist)
Rudolf Großmann (Maler)
George Grosz (Maler)
Wilhelm Grosz (Komponist)

Hans Olden (Theaterstücke)
Hans Olden (Wiener Schauspieler)
Balder Olden (Romane)
Rudolf Olden (Politik)
Oldenburg-Januschau (M. d. R.)

Julius Korngold (Musikkritik)
Erich Wolfgang Korngold (Opern)
Hans Korngold (Jazzband)

Hans Müller (Theater und Film)
Hans von Müller (E. T. A. Hoffmann-Forscher)
Sven von Müller (politischer Journalist)
Karl Eugen Müller (politischer Journalist)
Johannes Müller (Sozialpädagoge)
Fritz Müller (Humor)
u. v. a.

Eugen Ortner (Dramatiker, München)
Hermann Heinz Ortner (Dramatiker, Wien)

Wilhelm Ostwald † (Chemie)
Hans Ostwald (Berliner Kulturgeschichte)
Paul Ostwald (Politik)
Richard Oswald (Filmregisseur)

Ergänzungen:

Zu Ehren —:
Ilja Ehrenburg (Das Leben der Autos)
Zu Hesse:
Max René Hesse („Partenau")
Zu Schäffer:
Ernst Schäffer (Luftfahrt-Schriftsteller)
Walter Erich Schäfer (Dramatiker)
Zu Strauß:
Emil Strauß („Freund Hein")
Ein Name, den wir selbst verwechselten:
Ernst Kantorowicz (Kaiser Friedrich II.)

Männer an der Macht

V.

Freiherr von Gleichen, der Wirt des Herrenklubs

Es gibt Kenner des öffentlichen Lebens, die sagen, Herr Heinrich Freiherr von Gleichen könnte sich getroffen fühlen, wenn man ihm den Kantus vom Wirte wundermild als Ständchen brächte. Immerhin, es gibt Hotelfachmänner ganz großen Stils mit internationalster Schule, vollendetster Distinktion und Liebenswürdigkeit, die es verstehen, den Gästen ihrer kleinen Luxuslokale das Gefühl der Exklusivität und jene Gemütsverfassung zu vermitteln, die sie glauben läßt, die Welt stünde ihnen auf jeden Wink zu Gebote.

Solch ein Gastherr ist auch Gleichen.

Daß sich die oberen Hundert Berlins in seinem Herrenklub in der Friedrich - Ebert - Straße 15, ein paar Schritte vom Potsdamer Platz, durchaus wohlfühlen, davon zeugen die allezeit mit den Trägern bedeutungsvoller Namen und den Repräsentanten wichtiger Institutionen vollbesetzten Eßtische. Hier leuchtet häufig die Glatze des Reichsbank-Präsidenten Luther, Treviranus geht als intimer Habitué aus und ein, der ewig „kommende Mann" Geßler erfreut sich und andere mit seinen temperamentvollen Tischgesprächen. Frauen sind nicht zugelassen. Dafür ist selbst der gallonierte Diener, der den Gästen in der Halle aus den Ueberkleidern hilft, einer aus der „Oberschicht", ein baltischer Baron.

Der nicht depossedierte Baron von Gleichen, Sproß thüringischen Uradels und Rittergutsbesitzer auf Tannroda an der Ilm, ein Vetter des Dichters und Schiller-Urenkels Alexander von Gleichen-Rußwurm, ist hochgewachsen; aus seinem breitgeschnittenen Gesicht blinzeln die tiefliegenden grauen Augen manchmal recht verschmitzt und verschlagen hervor. Er geht im Speisesaal von Tisch zu Tisch und weiß für jede Tafelrunde das richtige Scherzwort, das ihn in die Unterhaltung einschaltet.

Endlich hat man das politische Ziel erreicht: der Herrenklub regiert! Die Männer, die man die „Oberschicht" genannt hat, haben die Macht ergriffen! Gleichen, der bis dahin der Mann der lautlosen Konnexionen, der entscheidenden, unsichtbaren Querverbindungen war, der seit Jahren die Wochenschrift *Der Ring* herausgibt, die mit Absicht in Inhalt und Form schwierig und fast langweilig stilisiert ist, übernahm die Vorstellung des Kabinetts seiner Standesgenossen vor der breiten Vulgarität des Berliner Rundfunks. Damit trat er, der grade in diesen Tagen seinen fünfzigsten Geburtstag feiert, zum erstenmal auch für die misera plebs in die politische Oeffentlichkeit.

Wer übrigens den *Ring* zu lesen verstand, der fand ihn ganz und gar nicht langweilig. Schon lang vor Brünings Sturz kannte er die Ministerliste, die später die Unterschicht so überrascht hat. Der Stil, der heute in Ministererklärungen und Regierungserlassen der Oeffentlichkeit ganz neu klingt, im Herrenklub war er schon lange offizielles Deutsch. So schreibt Gleichen am 22. September 1929 an den heutigen Reichskanzler, Herrn von Papen: „Wir werden kaum von den Kräften der parlamentarischen Innung die unabhängige und mutige Führung erhoffen können, die die volkskonservative Bewegung braucht. Aber darum müssen wir eine derartige Führung fordern, um zu einem christlichen und deutschen Volksstaat zu gelangen."

1912 war Gleichen nach Berlin gekommen, um sich politisch zu etablieren. Kein Parteizaun sagte seinem konservativen Rebellenherzen zu. Immer

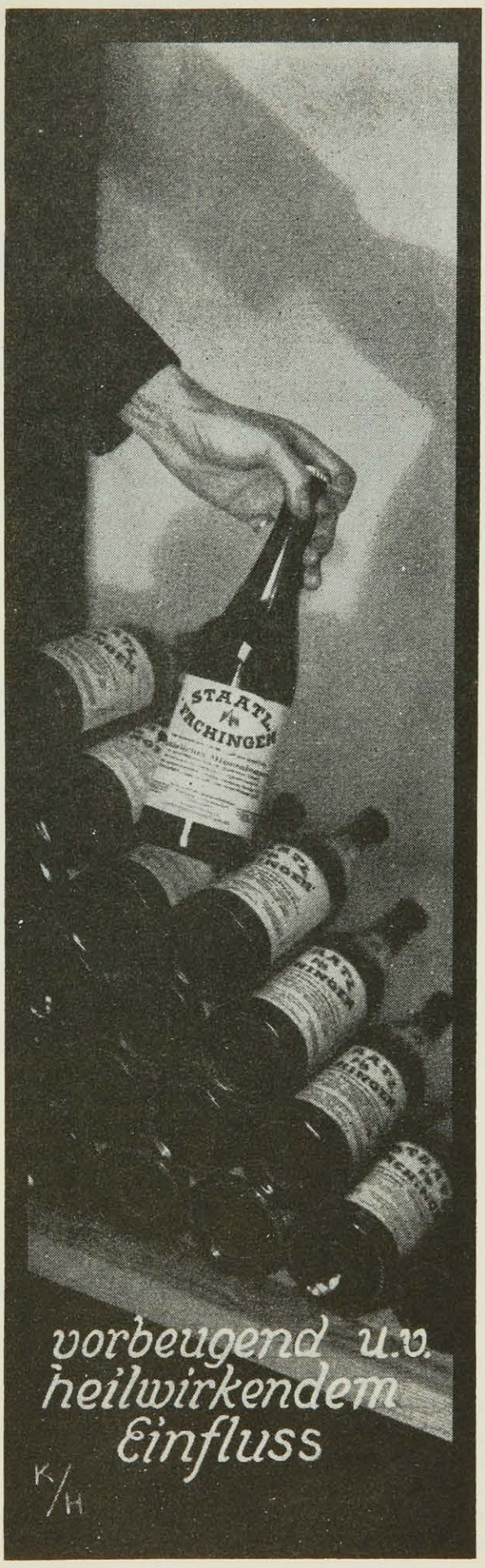
originell! Nach dem Krieg gelang ihm die schicke Bezeichnung *Jungkonservativ*, und unter dieser Kennmarke, als Oberschicht, sammelte er die jugendlichen, machtgewillten Kräfte konservativen Standorts. Dieser Gruppe galt es, ein Dach zu finden, sie sollte bereitstehen, wenn dem „System" der Hals gebrochen war.

Politik als Kunst des Klubs und des Salons, ohne bürokratische Umwege, ohne die Diätenfresser der Parlamente, das ist Heinrich von Gleichens Geschmack. Ein sehr konkreter Geschmack, wenn auch Haarspalter behaupten, der Begriff Jungkonservativ ließe sich nicht definieren. Vorsichtige Auslese geeigneter Köpfe aus allen Kreisen der guten Gesellschaft, keine Parolen aufstellen — das ist oberschichtige Staatskunst nach Gleichens Sinn.

Auf eine fabelhaft differenzierende Kartothek gestützt, verfügt der spiritus rector des Herrenklubs über eine Personalkenntnis, die bis in die intimsten persönlichen Details hinunterreicht. Wie alle klugen Leute von völkischer Grundeinstellung ist Gleichen völlig frei vom „Nationalismus der dummen Kerle": bei der Sanierung will er sich von unabhängigen Wirtschaftsberatern helfen lassen, und einer von diesen heißt Berthold Manasse und ist Gleichens Intimus. Daß der Baron sich 1919, als er den Juni-Klub startete, um Rathenaus Förderung bemühte, ist aus dem Absagebrief des Organisators der Kriegsrohstoff-Versorgung an den Persönlichkeits-Sammler v. Gleichen zu ersehen.

Das persönlichste und letzte Ziel seines politischen Fleißes hat der Freiherr aber doch noch nicht erreicht. Das Amt eines nicht bürokratisierten Staatssekretärs zur Beratung des Kanzlers schwebt ihm als besonders wichtiger Faktor zur Gestaltung eines Herrenklub-Deutschlands vor. Ob er für dieses Amt einen Geeigneteren zu nominieren wüßte als sich selbst?

Rochus Aper

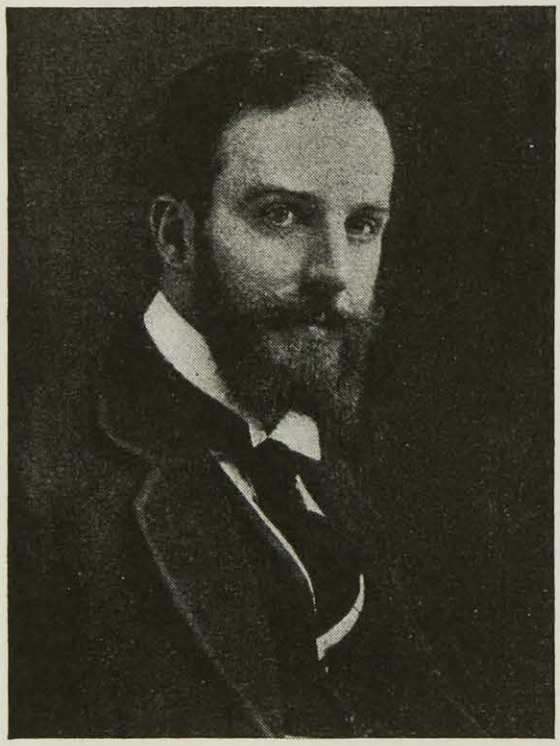


Schliemanns kleine Seele

Von Louis Graveure

Wir haben dem Konzertsänger L. G., der einst Goldgräber war, die neue Biographie von Emil Ludwig vorgelegt.

In gewissem Sinne ist es sehr schwer, Emil Ludwigs Buch über Schliemann (Verlag Paul Zsolnay) zu beurteilen. Anderseits ist es nur zu einfach. Schwierig —



Louis Graveure im Jahre 1920

es richtig einzuschätzen; leicht — es scharf zu kritisieren. Denn man kann kaum entscheiden, ob Ludwig aus der enormen Masse von Schliemanns Aufzeichnungen und Briefen das ausgewählt hat, was nötig, wesentlich oder auch nur nach menschlichem Ermessen glaubwürdig ist. Dabei darf man kaum annehmen, daß ein so erfahrener Schriftsteller wie Ludwig nicht ganz gewissenhaft bei der Auswahl des Materials verfahren ist, das Zeugnis ablegen sollte von Schliemanns Natur, seinem Leben, seinem Werk. Man müßte Ludwig blind vertrauen, daß er bei dieser Auswahl äußerst sorgsam verfahren ist. Wenn dem so ist, dann muß ich gestehen, daß mir das Buch einen ziemlich üblen Eindruck von Schliemann hinterläßt.

Zweifellos verführt berufsmäßiges Lebensbeschreiben dazu, etwas *herauf* zu schreiben, was *unten* ist und *herunter* zu schreiben, was *oben* ist. Man gewinnt den unabweislichen Eindruck, daß Ludwig aus einer irrtümlichen Voraussetzung eine wahnsinnige Mühe darauf verwendet hat, Schliemann *herauf* zu schreiben, daß dieser Versuch ihm aber schwer mißglückt ist, soweit er sich auf die von ihm erbrachten Beweise stützen muß.

Das Buch ist immer noch interessant genug, wie eben jedes Buch sein muß, das ein so interessantes Leben wie das von Schliemann darstellen will. Ganz offenbar hat Ludwig Schliemann bewundert, und er versucht, ihn zu einem Helden heraufzuschreiben. Ein verhängnisvoller Fehler. Ludwig behauptet: „Wollte man aus Schliemanns natürlichen Anlagen, aus dieser Divergenz von Tatkraft und Romantik, von Pathos und Kalkül, aus Goldfieber und Mystizismus den Helden eines Romans synthetisch bilden und ihm einen Ausgleich verschaffen, so würde man ihn vielleicht aussenden, um in der Tiefe nach geheimnisvollen Schätzen zu graben. Nach Kenntnis seines Charakters muß man Schliemanns Schicksal in hohem Maße logisch finden."

Da liegt der Hase im Pfeffer. Das ist Ludwigs eigentliches, direktes Urteil über Schliemann. Aber das indirekte, das man durch das Buch hindurchfühlt, stimmt mit dem direkten keineswegs überein. Denn, weiß Gott, Schliemann hatte nichts Heroisches an sich. Er ist nicht pathetisch, sondern schwülstig. Romantik zeigt er nur in einer Begeisterung, von deren Wert er selbst nicht viel wußte, die man in sein Leben hineinliest, die aber nicht darin enthalten war. Er war kein bißchen mystisch.

Schliemann war eine geldgierige, kleine Seele, die aus ihrer Geldgier großen Nutzen zog; für die Gold nicht Gold war, sondern ganz gemeine kleine Pfennigstücke, die nur die Bedeutung hatten, die ein Geizhals seinem Schatz beimißt. Schliemann war, ungeachtet seiner Verschwendungssucht, ein Geizhals und sogar ein extravaganter. Der Geiz betäubte in ihm eine feinere Stimme, die seinem geistigen Ohr den wahren Sinn seiner Goldsuche erklären wollte.

Diese Beobachtung führt uns an den Kern von Schliemanns Wesen und Leben: er war ein kleiner Geist, oft sehr inspiriert, aber mit einem engen Horizont. Schliemann hat in der ganzen Welt Gekenntnisse, vervollkommnete sich, soviel er konnte — aber nur fürs Geschäft, aus äußerer Neugier, oder um irgendwelche Schwarten auswendig zu lernen. So sammelte er auch seine Eindrücke: vom Ge-

Die braune Front

der Raucher
hat eine Sensation des Genusses:
die neue Abdulla-Cigarette

6 Pfg.
OHNE MUNDSTÜCK

ABDULLA & CO • KAIRO • LONDON • BERLIN

schäfte gemacht; aber er hat uns keine wertvollen Bemerkungen darüber hinterlassen. Er sammelte Gold in der ganzen Welt — aber das Gold war nur Münze für ihn, und er hatte keine Ahnung von der Schönheit oder dem philosophischen Wert des Goldes. Er sammelte Sprachschäft, von seinen Reisen, seinen Goldkäufen in Kalifornien, von den sozialen Verhältnissen in Frankreich, Rußland, Griechenland, von seinen Ehen, seiner Scheidung, seinen Kindern, Freunden, politischen und privaten Streitfällen. Alles geht vorüber an dem starren Blick dieses

Mannes, dieses *Geschäftsreisenden;* es erreicht den physischen, aber nicht den seelischen Sehnerv.

Es ist unmöglich, Schliemann in irgendeiner Hinsicht groß zu finden. Große Männer machen durch ihre Berührung geringe Dinge bedeutend, anstatt bedeutende zu verkleinern. Schliemann wäre groß gewesen, wenn er den Atem und die Weite des internationalen Lebens in die Enge seiner mecklenburgischen Heimat getragen hätte — er aber konnte auch im Getriebe der lebenswichtigen, kosmopolitischen Ereignisse die Enge seiner Herkunft nicht verleugnen. Es gibt etwas an Schliemanns Leben, das den Laien freut und den Fachmann verdrießt: daß er nämlich dort seine archäologischen Entdeckungen machte, wo die Archäologen vom Fach bei aller Gelehrtheit wie in Sackgassen herumtappten. Es ist zeitgemäß, aber ziemlich sinnlos, über den zufälligen Erfolg von Narren zu jubeln und die Irrtümer von Gelehrten zu verspotten. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Der Gedanke des Wissenschaftlers ist oft zu starr auf die konstruierten Systeme gerichtet, um aus eigener Anschauung eine einfache, tiefe Wahrheit finden zu können. Und so trugen die „Professionals", die in jahrelanger Routine den Boden Griechenlands durchforscht hatten, nicht den Ruhm davon, der dem zufällig stöbernden *Amateur* Schliemann in den Schoß fiel. Darum braucht man ihn freilich noch nicht in den Himmel zu heben. Es liegt einfach im Lauf der Welt, daß ein Amateur gelegentlich über den Experten triumphiert.

Die Intuition, die Schliemann bei seinen archä-*un*logischen Entdeckungen in Griechenland bewies, ist ebenso unbestreitbar wie faszinierend — ungeachtet dessen, daß er selbst es gar nicht wußte, wie weit seine Entdeckungen inspiriert waren.

Aber, wie kann jemand so bar jeden Schönheitssinnes sein, wie Schliemann es war? In all seinen Reiseaufzeichnungen kein einziger Satz über die Schönheit der Natur! Bei all seinen Sprachkenntnissen keine Freude an den verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten der Sprachen! In seinen Beziehungen zu Frauen kein Sinn für ihre Schönheit! Und auch die Größe der bedeutenden Männer, die ihm begegnen, weiß er nicht richtig einzuschätzen. Er erscheint dann leicht als ein prahlerischer Parvenü, von dem die wahre Größe und Bedeutung eines Mannes wie Rudolf Virchow grotesk absticht.

Mit keinem Wort spricht er von der tiefen Schönheit und Bestimmung seiner Funde, die eigentlich unschätzbar sind und von ihm mit einem Marktwert bezeichnet werden. Sie sollen in ein Museum, er will es bezahlen. Die Welt soll sie sehen. Aber warum, wozu? Weil sie schön, genial und bedeutend sind? Weil sie göttlich nach Ambrosia der olympischen Götter duften, weil sie uns den Mythos Griechenlands nahebringen? Weil sie gestaltgewordene Erinnerungen an den Uebermenschen Homer sind? Keine Spur. Sondern nur, weil ein streberhafter, engherziger, phantasieloser, kleiner Krämer klüger scheinen will als die Archäologen vom Fach.

Daß Schliemann in der Schilderung Ludwigs ein schrecklicher Parvenü ist, beweist die Art, wie er sich auf die „Eroberung" seiner griechischen Frau etwas zugute hält, wie er Virchows Tochter aufdringlich reich zur Verlobung beschenkt, wie er Virchow anbietet, auf seine (Schliemanns) Kosten, in London zu leben. Virchow und Schliemanns Frau sind wahre Oasen in der Wüstenei von Schliemanns unglaublich egozentrischer Natur. Schliemanns Frau ist der eigentliche Held seiner Lebensgeschichte. In Ludwigs Erzählung ist sie nur der Schatten eines Schattens. Aber was für ein Licht geht von dieser in den Hintergrund gedrängten schönen, feinen, menschlichen, geduldigen, sensitiven Frau aus!

Es ist immerhin erwähnenswert, daß Emil Ludwig sich in seinen Schlüssen nur auf die persönlichen Aufzeichnungen, Tagebücher und Korrespondenzen Schliemanns stützt. Und die zeigen uns Schliemann ja nur, wie er wünschte, daß die Welt ihn sah. Aber seine primitive Schlauheit täuscht nicht das Auge des erfahrenen und hellsichtigen Beobachters. Er war ein kleiner Geist, der nicht das Wesen der göttlichen Inspiration erkannte, deren er manchmal teilhaftig wurde; und der keinen Einblick gewann in die unvergängliche Macht, die ihm mit überirdischer Geduld zur Seite stand.

Last not least. Wen hat Ivar Kreuger noch betrogen?

Den Biographen Emil Ludwig.

KULINARIA
Peltzer
Telefon: A 2 Flora 1017, 1705
Johnny's
Night Club
KALCKREUTHSTRASSE 4
CASCADE
W, RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Souper M 3.50
Telefon: Bavaria B 4 0145 u. 1945
Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker
Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins
RIO-RITA
TAUENTZIENSTR. 12
DIE TANZ-BAR
4 1/2 Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr
FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester
Berlins
Originellste Unterhaltung
4.30 Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone • Saalrohrpost
PALM BEACH
Alhambra-Hotel
Kurfürstendamm 68
Der Dachgarten Berlins
Die internationale Küche
Kapelle Barnabás von Géczy
HAWIBE

Rundfunk vor 34 Jahren. Die Stadt Budapest erfreut sich seit einiger Zeit einer telefonierten Zeitung, deren zweiunddreißig verschiedene Rubriken den Abonnenten täglich von 9 Uhr morgens bis 10 Uhr abends zu festgesetzten Stunden ins Haus telefoniert werden, so daß die Abonnenten von den Vorgängen in der Welt stets einige Stunden früher in Kenntnis gesetzt werden als die Leser gedruckter Blätter. Außerdem sucht die Redaktion ihren Abonnenten noch dadurch einen besonderen Genuß zu verschaffen, daß sie von Zeit zu Zeit bekannte Autoren ans Telefon stellt, um ihre Artikel, Feuilletons, Novellen usw. in eigener Person den Abonnenten zu übermitteln. Das Abonnement kostet nur 36 Mark jährlich, und diesem verhältnismäßig geringen Preis hat es die Zeitung offenbar zu verdanken, daß sie es bereits auf 6000 Abonnenten gebracht hat. Wie viele von diesen ihr treu bleiben werden, wenn die Sache den Reiz der Neuigkeit verloren hat, bleibt abzuwarten; vermutlich werden die meisten bald finden, daß dieses merkwürdige Fin-de-siècle-Unternehmen die Wohltat zur Plage und seine Abonnenten zu seinen Sklaven macht.

(Aus fremden Zungen, Stuttgart, 1898)

Kraftaufwand beim Klavierspiel. Die Zeitschrift „Moderne Kunst" war im Jahre 1895 ihrer Zeit so sehr voraus, daß sie schon damals eine Notiz darüber brachte. Eine Notiz, die eigentlich erst in unseren Tagen kommen durfte. Denn erst jetzt, da das Grammophon uns von einem guten Teil selbstgemachter Hausmusik befreit hat, kann voll gewürdigt werden, wie viel Volksmuskelkraft durch unterlassenes Klavierspiel für den Sport freigeworden ist. Es heißt dort: „Ein Pianist hat berechnet, welches Maß von Arbeitsleistung das Klavierspiel darstellt. Um eine Taste so herunterzudrücken, daß sie grade noch ein Pianissimo erzeugt, ist ein Fingerdruck notwendig, der einem Gewicht von 110 Gramm entspricht. Der Fortissimo-Anschlag erfordert aber den stattlichen Druck von 3000 Gramm. Dieses Gewicht modifiziert sich durch den gleichzeitigen Anschlag mehrerer Tasten durchschnittlich auf den fünften bis sechsten Teil für den einzelnen Finger. Immerhin erfordert nach dieser Berechnung die letzte Etude von Chopin in C-Moll einen Kraftaufwand von 3130 Kilogramm. Wenn ein Pianist zwölf Stunden lang studiert hat, kann er auf eine tägliche Arbeitsleistung zurücksehen, die etwa der eines Dampframmbocks entspricht, denn er hat mit einigen 700 Zentnern auf die Tasten gewuchtet." *Sent M'ahesa*

Der deutsche Schlager. Ein statistisches Amt sammelte die meistfrequentierten Wörter, die in deutschen Schlagerliedern gebraucht und verwendet werden. Sieger blieb das Wort *fortgehst,* das insgesamt 38mal in Schlagerliedern dieser Saison vertreten war. Dann folgen:

32 Lippenpaar, Tangomelodie
29 Sonnenschein, Herz, die vorbei, Himmelbett
26 du, der, beide, Mädel, gequält
23 nimmer, uns, Glück, Liebeslied, geküßt
20 Natascha
19 Wien, Wein, Rhein
16 das, Sommernacht, Torero
15 Burschenlied
13 und, Märchen, Madame, heimlich, Scherz, Mond(en)schein
9 Madonnenlächeln, Zauberklang
6 Treue, glücklich, Sehnsucht, Schmerz, Rosengarten, Wolga, kubanisch
4 Spieluhr, Rasenbank
3 Liebeszeppelin. *Otto Eis*

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 11. August als Sonderheft unter dem Motto: Das andere Amerika.

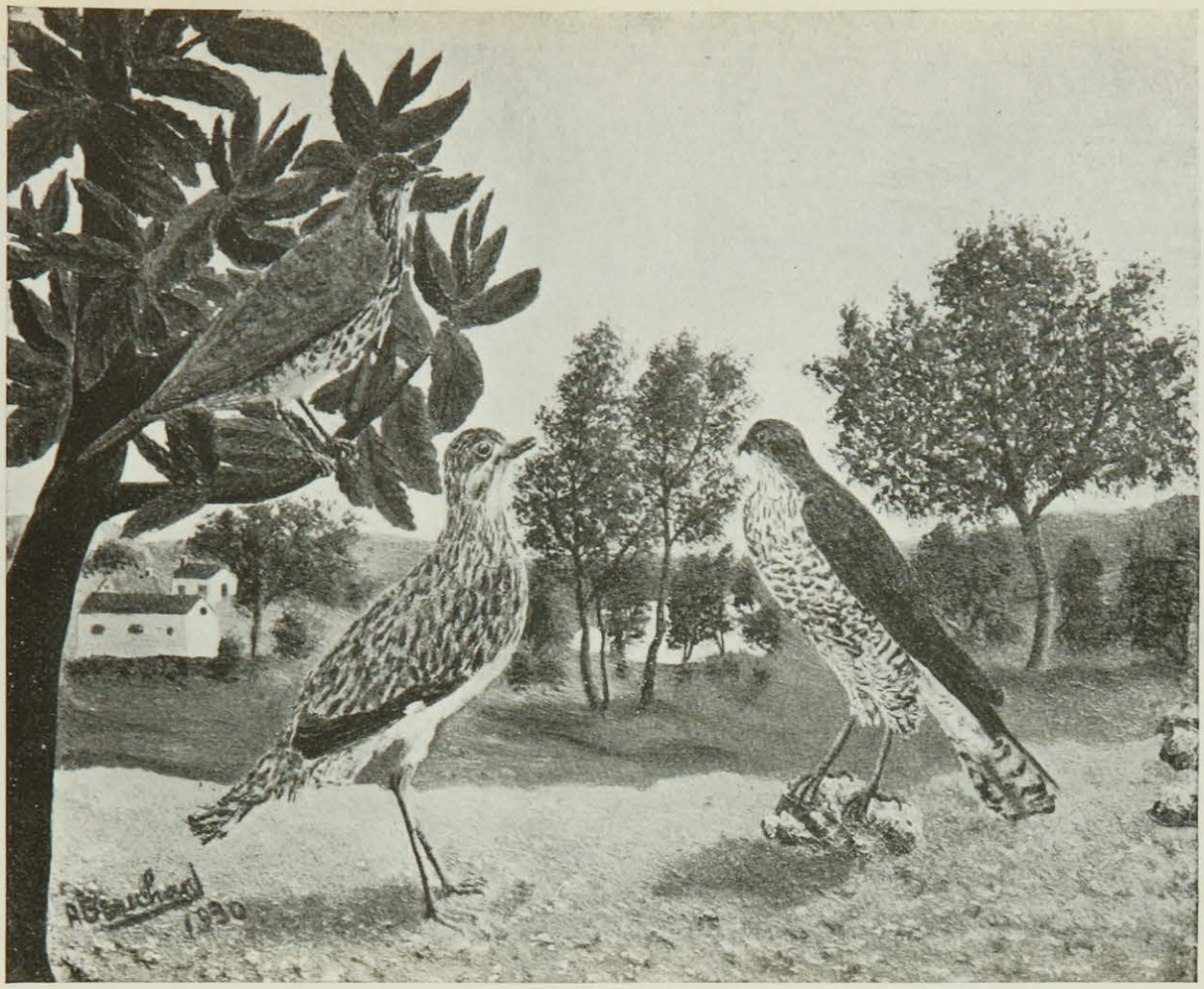
Walter Süßmann

Reise-Pause

Teppichstopferin

Galloway

Tänzerin



Galerie Jeanne Bucher, Paris

Bauchant, Die Häher (Oel)

Eli Lotar

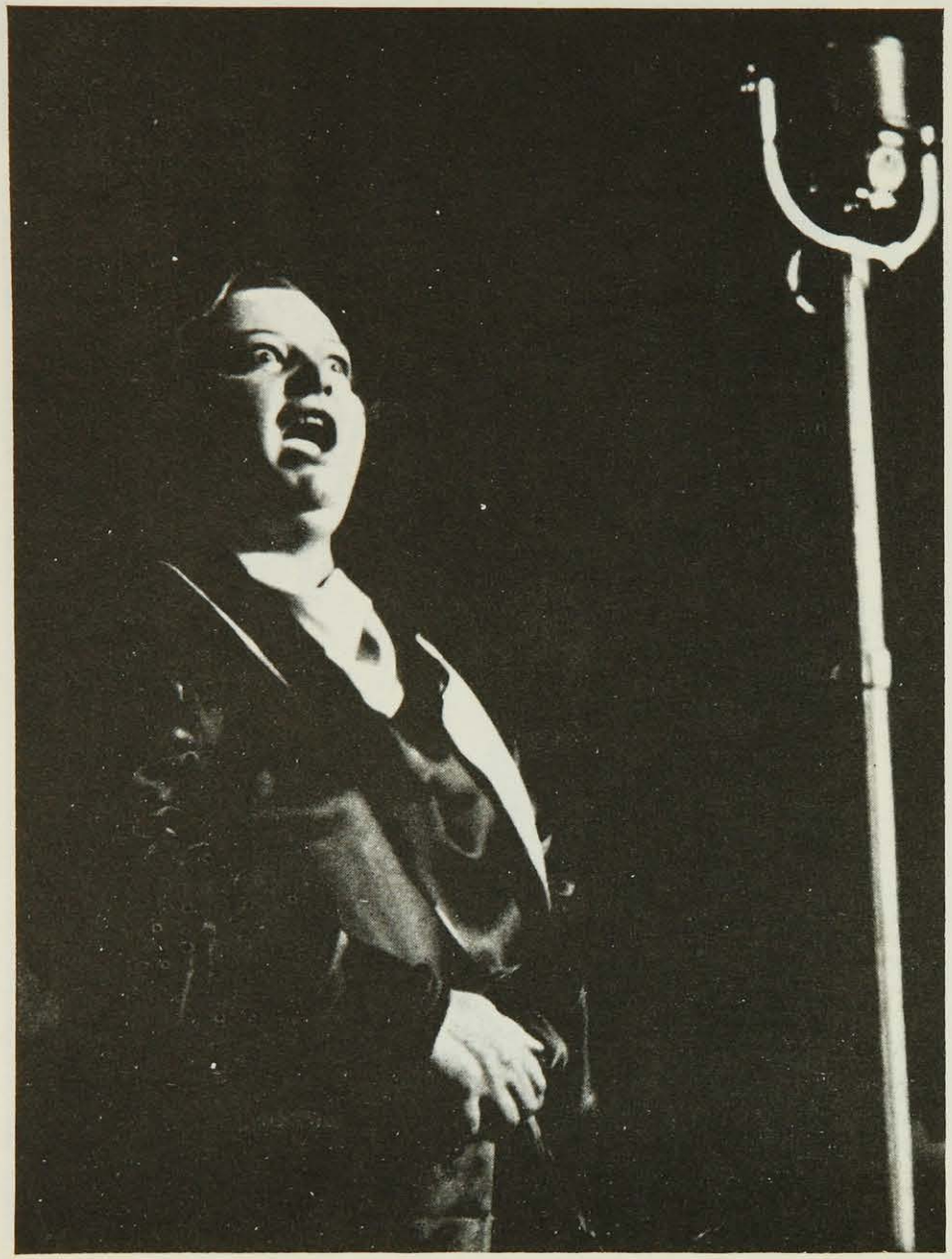
Herriot zu Hause

Sammlung H. H. Th. Boemer

Miß St. Cyr in „Treelby“ (London)

Ad. Bellson

Kaiser Rotbarts Erwachen im Kyffhäuser
(Kaiser-Festspiele der Casseler Bürger)



Walter Reuter

Kate Kühl am Mikrofon

Der chilenische Tenor Zanelli

Seidenstücker (Zoo, Berlin)

Die Unterweisung

W. Seldow

Der Regisseur Heinz Hilpert (Berlin)

PROGRAMM

Von *Heinz Hilpert*
Direktor der Berliner Volksbühne

Ich möchte, soweit es in meinen Kräften steht, dahin wirken, daß beim Theater wieder das Bild wichtiger als der Rahmen, der Dichter und seine Atmosphäre wichtiger als die aktive Behandlung des Publikums, der zum Ganzen gereifte Schauspieler wichtiger als der protheische Versteller wird. Ich möchte, wenn ich es kann, ein Helfer der Dichter und ein Förderer der Menschengestalter alias Schauspieler sein. Konstruktiv begabte Zeitstückschreiber, Parteibarden, Hetzprediger, Aktualitätenjäger setzen sich leicht durch. Dichter, die von dem aussagen, was ewig aktuell, was allen gemeinsam ist, was alle Theaterbesucher von der Galerie bis zur ersten Parkettreihe zu einer Menschengemeinde zusammenschließt, haben es schwer. Denen möchte ich helfen.

Es ist nämlich gar nicht wahr, daß die dramatische Produktion an der Schwindsucht leidet, und es ist ebensosehr wahr, daß die wirklichen Dichter keine plakatierte Reportage bringen, die schreit, um gehört zu werden. Ich möchte den Leisen, den Selbstverständlichen, den Sinnfälligen, die vom Menschen aussagen, wie er ist und wie er immer war und sein wird, zur Aufführung verhelfen.

Mit Menschen!

Denn Schauspieler, die Dichter spielen sollen, müssen in erster Linie Menschen sein. Rundum richtig. So reich wie möglich, kindhaft sinnfällig, ganz nahe den vielfältigen Eindrücken des vielfältigen Lebens, wahrhaftig in sich und in liebendem Zusammenhang mit allem, was Menschen böse und gut macht, was Menschen verdirbt und beglückt, was jenseits jeder Moral, aber ganz diesseits der Ethik liegt, mit irgendeinem Aufschwung, mit irgendeinem, ganz gleich wie empfundenen und vorgestellten Gott.

Diesen Schauspielern — diesen Gestaltern von Grund auf — möchte ich ein Förderer sein. Nicht einer, der ihnen Wirkungskrücken in die Hände gibt. Ein Löser der Fesseln, einer, der sie zurückführt zu ihrem eigensten Ich. Und sie an die Naturgebundenheit dieses Ichs glauben macht. Einer, der sie, wenn es nötig ist, in Zweifel stürzt, an denen sie sich produktiv zernagen sollen, oder ihnen, wenn es wiederum nötig ist, das Gefühl beibringt, Hahn im Korbe zu sein und im sicheren Spieltrieb des Kindes ihren Weg zu schreiten. Einer, der sie davon überzeugt — wenn sie anfangen, die tiefe Nutzlosigkeit ihres Berufes einzusehen —, daß sie ein Gottesgeschenk an die bürgerliche und proletarische Welt sind, daß sie Deuter in Kinder- und Himmelsfernen sind, daß sie noch das große Glück haben, in ihrem Spielen der Spezialisierung einer immer mehr industrialisierten Welt die Totalität eines *ganzen* Menschen entgegenzustellen. Einer, der ihnen immer wieder sagt, daß sie ganz wichtig und nicht wegdenkbar aus der unbunten Oede der Zivilisationswelt, ganz bunte Ueberbleibsel eines paradiesischen Urzustandes sind; der vom Caliban bis zum Ariel alle Skalen menschlichen Fühlens in sich begreift.

Schauspieler kann man nicht züchten. Man kann sie nur aus Verstellern zu Gestaltern formen, indem man sie an sich selbst glauben macht und in ihnen den Fanatismus weckt, mit letzter Wahrhaftigkeit ihren innersten Wesenskern zu entdecken, indem man ihnen in der praktischen Arbeit zeigt, daß solch ein wahrhafter Wesenskern vielen dichterischen Gestalten, Gestalten von vielerlei Graden und Formen, lebendige Wahrheit und Wahrhaftigkeit schenken kann.

Das größte Genie, das mir unter

Schauspielern begegnet ist, eine Vereinigung von dämonischer Gestaltungskraft, letzter Wahrhaftigkeit und kompromißlosestem Wahrheitswillen, ist für mich *Werner Krauß*. Unter den Lebenden. War *Oskar Sauer* — unter den Dahingegangenen. Solche Vorbilder in allen lebendig zu erhalten, ist mit die starke Aufgabe des Regisseurs.

Er soll aus einem Theater in jedem Falle ein *Menschenhaus* machen. Er soll die Atmosphäre schaffen, in der ein Ensemble sich zusammen*leben* kann. Ein Ensemble kann nie zusammen*engagiert* werden. Er soll so besetzen, daß jedem Mitglied dieser Lebensgemeinschaft fördernde, erweiternde, festigende Aufgaben zufallen, die dem einzelnen immer erhöhtere Lust am Spielen und Zusammenspielen schaffen.

Der vorbildlichste Regisseur für mich war *Otto Brahm*. Ich möchte, soweit es mir vergönnt ist, seinem Geist nachfolgen und etwas von ihm auf die Generation, die nach uns kommt, weitertragen. Sein Geist scheint mir der innigste, stärkste und zarteste Sinn des Theaters zu sein.

Die Ahnungslosen. Das zweite Stück, das *Dr. Beer* vorschlug, „Die Ahnungslosen" von Dr. Rudolf Urbantschitz, erschien Schildkraut auch ungeeignet, weil die Hauptrolle darin eine Frau ist, während er im zweiten Akt erschossen werden sollte. Dr. Beer nahm diese Ablehnung zur Kenntnis, bat aber Schildkraut, sie gegenüber dem Autor selbst zu vertreten. *Der Autor erklärte sich nun bereit, den dritten Akt so umzugestalten,* daß Schildkraut nicht *erschossen*, sondern nur *angeschossen* werden sollte, um im dritten Akt *weiterspielen* zu können ... Große Heiterkeit entstand, als Dr. Mahler (Verteidiger Dr. Beers), der über den Inhalt der „Ahnungslosen" gesprochen hatte, von Hugo Lifczis (Anwalt des Klägers) erfuhr, daß das, was er vorgetragen hatte, nur der erste Akt sei. Diese Heiterkeit steigerte sich noch, als sich herausstellte, daß *Dr. Beer bisher auch nicht wußte, daß der dritte Akt im Gerichtssaal spielt.* „Sie sind ja auch ein Ahnungsloser", rief Doktor Lifczis aus. *(Wiener Zeitungsbericht)*

Prinzliche Unterhaltungen. Es ergingen von seiten des Hofes in *Kopenhagen* sehr wenig Einladungen. Einmal in der Woche wohnte die königliche Familie einer Vorstellung der Großen Oper bei, natürlich von ihrer Galaloge aus. Um während der Pausen dem Publikum den Eindruck zu geben, man unterhalte sich recht angeregt und lebhaft, hatten die Prinzen und Prinzessinnen den Kunstgriff ersonnen, abwechselnd bis hundert zu zählen und dann wieder von vorne anzufangen. Der Kronprinz begann also: „1, 2, 3, 4, 5, 6" — die Kronprinzessin antwortete: „7, 8, 9, 10, 11" —; die Prinzessin Ingeborg, die gewöhnlich sehr schweigsam war, warf kurz ein: „12, 13", und die als schwatzhaft bekannte Prinzessin Thura versetzte rasch: „14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21"; wonach die Reihe an den andern Herrschaften war. Das Publikum verfolgte die Unterhaltung mit freudiger Aufmerksamkeit: „Wie lustig sind unsre Prinzen und Prinzessinnen wiederum heute abend!" flüsterte es lächelnd ...

Wladimir d'Ormesson
in der „Revue de Paris"

Die Abschaffung des Galgens. Madrid den 27. April 1832. Ein am 24. April zu Aranjuez erlassenes Dekret verfügt, daß zur Feier des Geburtstages der Königin die Strafe des Galgens in allen Staaten unter der Herrschaft Sr. kathol. Majestät abgeschafft sey und daß in Zukunft alle zum Tode Verurteilten erdrosselt werden sollen.

Allgemeine Zeitung vom 11. Mai 1832
(Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta)

Zum Sport-Heft schreibt uns Gustav Jaenecke jun.: „Ich habe bisher niemals gefilmt und werde es in Zukunft auch nicht tun. Mein Beruf läßt mir kaum Zeit genug, hin und wieder im Sommer einmal zu trainieren, so daß ich gar keine Lust habe, aus meinem Vergnügen ein Geschäft zu machen."

Halberstadt am Harz

Von *Anton Schnack*

Seit dem Jahre 1911 oder 12 war ich nicht mehr dort.
Käme ich wieder hin, wäre es mir wie eine fremde Stadt.
Inzwischen geschah dort vielerlei: Autounglücke, Brand und Mord;
So wie in jeder, die backsteinerne Mietshäuser und lichtlose Gassen hat.

In fremden Zimmern habe ich verworren gedacht.
Manchmal schrieb ich an meine Mutter einen flüchtigen Brief.
Manchmal habe ich mit einem Mädchen in den Harz einen Ausflug gemacht.
Mein Hut war aus dem letzten Jahr, und meine Absätze waren schief.

Am Rathaus sah ich den steinernen Roland stehn.
(Er steht noch immer, gestützt auf sein großes Schwert.)
Er sah mich hundertmal an sich vorübergehn,
Bleich, achtzehnjährig, von Sehnsucht und Hunger ausgezehrt.

Ich hantierte als Stift auf einem Winkelblättchen mit Schere und Leim,
Las Korrekturen und schrieb verdrossen an einem Marktbericht,
Irgendwo, wenn ich mich nicht täusche, war das Haus von einem Dichter Gleim,
Ich besang ihn dann auch in einem effektvollen Lokalgedicht.

Die alte Witwe, die mir den Ofen heizte, ist sicher schon längst gestorben.
Das Bett, worin ich schlief, vielleicht verbrannt.
Das Kind, das mir auf der Treppe immer begegnete, vielleicht verdorben.
Und käme ich wieder hin, wäre ich niemand bekannt.

Ich will hier wieder einmal die Schattenhaftigkeit des Daseins beweisen:
Ich liebte die Töchter eines kleinen Friseurs,
Ich weiß nicht mehr wie sie beide geheißen,
Ich weiß nur: sie rochen betäubend nach falschen Odeurs.

Ich liebte den Dom mit seinen herrlichen Türmen
Und den Wind, wenn er aus den Wäldern strich am Harz.
Und in den Mainächten hörte ich die Hexen zum Brocken stürmen.
Und der Mond lag glühend auf den Quadern aus Granit und Quarz.

Ein Marktplatz, ein Dom, ein Kind, ein Haus bleibt dem Gedenken,
Das andere verrinnt und kommt niemals mehr,
Wir müssen uns immer an andere Dinge verschenken,
An andere Städte, an andere Frauen, an Flüsse, Vögel und Meer.

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Englische Mädchen

Von Gaby Karpeles (London)

Kleine englische Mädchen gehen nicht in die Schule.

Sie lernen zu Hause unter der Aufsicht einer strengen governess.

Sie lernen auch Französisch. (Bitte nicht lachen.)

Sie lernen auch, wie man den curtsey vor der Königin macht, wenn man presented wird.

Weiter lernen sie nichts.

Später gehen sie in college und spielen cricket und reiten und haben mehrere Abendkleider.

Einmal im Jahr fahren sie mit Mama nach Lords, um den berühmten cricket match zu sehen. Denn schon als Kind hat die Engländerin ihre social duties.

Über sex problems zerbricht sie sich nicht den Kopf. Sie ist als Kind zu viel mit Jungens zusammen gekommen, als daß sie jetzt Sehnsucht hätte, sich mit ihnen heimlich zu treffen.

Außerdem gibt es in England keine Eiskonditoreien, wo die Schulkinder (wie in Deutschland) Rendevous machen können, und wo sie in so vielen Dingen aufgeklärt werden, woran die englischen Kinder nie denken.

Und da dem englischen Mädchen jede Freiheit erlaubt wird, versucht sie keine neuen Experimente, „just for the fun of it".

Englische Mädchen haben den Ausländer sehr gern.

Weil er impulsiver ist, and because they are SO artistic.

Und weil sie besser küssen wie der Engländer.

Der Ausländer ist meistens in den englischen Mädchen enttäuscht.

Weil Marjory gleich küssen wollte (noch schneller als Gretchen in Berlin) . . .

Aber weiter wollte sie nichts.

Auch nicht, nachdem sie den armen Hoffnungsvollen um drei Uhr morgens in ihrer bachelor flat eingeladen hatte . . .

Marjory ist eben sehr conservative und hat a very strict moral code . . . und sie will unberührt in die Ehe gehen.

Das ist conservative, wenn man etwas solange hält, was auch sonst nebenbei geschehe.

Englische Mädchen sind meistens sehr hübsch und naturblond.

Und weil es Engländerinnen sind, sagt man, daß sie gut angezogen gehen.

Und daß sie Wünsche haben.

Ja, aber nur die verheirateten, und schuld daran sind wieder die Männer.

Darum lieben sie den Ausländer.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Englische Mädchen sprechen nie von seelischem Gleichgewicht, höherem Dasein, innenschwebenden Gefühlen, Kulturmenschen, dem mit-sich-kämpfenden Ich etc.

Erstens weil sie solche Worte nicht kennen.

Und zweitens, weil sie solche für überflüssig halten.

Ich auch.

Von Geographie wissen sie sehr wenig.

„Oh, Vienna! Such a lovely country. What is it's capital? And what language do they speak there?"

Mathematik wird hauptsächlich mit Hilfe der Fingern gemacht. Schwer wird es dann, wenn die Zahl über zehn steigt.

Ihre Märchenbücher sind die schönsten der Welt. Sie sind voll mit Tieren, welche sprechen können und Kleider tragen wie die Menschen.

Darum lieben Engländer Tiere so sehr.

Und darum schätzen (verachten) sie die Menschen so wenig . . .

Aber da gebe ich ihnen wieder recht.

Englische Beschwerde

Sehr geerhter Herr,

Seit einigen Monaten lese ich den „Querschnitt", den ich hoch interessant finde.

Jetzt, erlaube ich mich aber an Ihnen zu schreiben, um ein Aufsatz im April erschienenden Querschnitt zu beurteilen. Es heißt „Die moderne junge Engländerin".

Ich bin selbst eine junge Engländerin von 22 jahren und ich war sehr erstaunt, als ich las, daß man solche Mädchen, wie Mr. Howard augenscheinlich kennt, treffe. Zum Schluß bin ich darauf gekommen, daß entweder Mr. Howard kein Engländer sei, oder sehr wenig Zeit in England verbracht hat. Es ist auch möglich, daß er mit sehr außerordentlichen Mädeln zusammen gekommen ist.

Er hat z. B. ein Irrtum gemacht. Beim Fuchsjagd schreibt er, „Dampfend steigt sie vom Pferd; der Master nimmt die Fuchsrute und taucht sie in die Eingeweide des toten Tieres — — —" Es klingt als ob jedes mal eine junge Dame jagt, läßt sie sich „bluttaufen". Dies geschieht nur einmal im Leben. Eigentlich kommt es sehr wenig vor, daß ein Mädchen neunzehn Jahre alt blutgetauft ist. Fast alle Mädchen und Buben fangen mit neun oder zehn Jahren, öfters noch jünger, zu jagen an. Das erste mal, daß sie beim Fuchstot anwesend sind, empfangen sie ihre Bluttauf. Daher sind sie gewöhnlich als zehn- oder elfjähriger schon blutgetauft.

Auch glaube ich daß, Mr. Howard nicht das Durchschnitt jungen Engländerinnen kennt. Unter allen meinen Freundinnen, kenne ich keine, die von jede Erotik absehenen. Aber vielleicht ist Mr. Howard Ihnen sehr unsympatisch! Noch schreibt er, „Nur bei Engländerinnen findet man Ahnungslosigkeit, wenn sie zum erstenmal mit ihren Gatten zusammen sind". Heute halte ich Ahnungslosigkeit beim Heirat für höchst anormal. Vor fünfzig Jahren vielleicht kam es manchmal vor.

Ich schreibe diesen Brief, weil ich sicher bin, daß, Sie Irrtümer nicht gern im Querschnitt, der immer so gut ist, haben wollen.

Hochachtungsvoll,

Celia Haynes
Burford, Oxfordshire

Die Werke von
JAMES JOYCE

Dublin · Jugendbildnis
Gebunden je RM 3.50

Ulysses

Das meist befehdete, meist gepriesene Buch der Gegenwart, mit dem sich die ganze Weltliteratur auseinandersetzt. Preis 2 Bände in Leinen RM 32.—, in Leder auf Dünndruck RM 50.—
Unerläßlich zum vollen Verständnis von „Ulysses": Stuart Gilbert: Das Rätsel Ulysses, in Leinen RM 10.—

16 seitiger Prospekt kostenlos

RHEIN VERLAG · ZÜRICH
Deutsche Geschäftsstelle München

Unsichtbare Regenten

Der Typus des unsichtbaren Regenten ist nicht an eine bestimmte Regierungsform gebunden. Es hat ihn in der Monarchie gegeben und gibt ihn in der Republik. Um bei den neueren Beispielen zu bleiben (von den neuesten abzusehen): Herr *von Holstein*, die „graue Exzellenz", war viele Jahre die mächtigste Person im Berliner Außenamt, ohne daß die Oeffentlichkeit von der Macht des unsichtbaren Mannes eine Ahnung hatte. Während der hundert Tage des Kaisers Friedrich stand als der eigentliche Berater des Kaiserpaares ein Mann im Schatten, von dessen Rolle die Welt erst jetzt, aus den hinterlassenen Tagebüchern, erfährt: *Ludwig Bamberger.*

Im Oesterreich Franz Josephs, im letzten Drittel seiner Zeit, hat eine Reihe von Jahren Exzellenz *Sieghart* regiert. Eine in Deutschland unvorstellbare Karriere. Franz Joseph hatte neben andern Schwächen auch diese, daß ihn die Daten der Geburt nicht interessierten. Wie der ehemalige Finanzminister Emil Steinbach besaß auch Sieghart keinen Taufschein. Er war mit dem Abgangszeugnis des Troppauer Gymnasiums und mit sechzig Gulden nach Wien gekommen. Er stieg vom armen Studenten zum Ministerialbeamten, zum allmächtigen Präsidialisten des Ministerrats, zum Geheimen Rat, Herrenhausmitglied, schließlich zum Gouverneur des ersten Geldinstituts der Monarchie, der Boden-Creditanstalt. Nachdem alles vorüber war, Monarchie und Karriere, zählte Sieghart erst fünfzig Jahre; so rasch war es gegangen. Eine Romantik des Aufstiegs, die es nicht mehr gibt. Dr. Rudolf Sieghart schildert sie selber in seinen eben bei Ullstein erschienenen Memoiren *Die letzten Jahrzehnte einer Großmacht.*

Der Aufstieg Siegharts war nicht unverdient; er besaß als bevorzugter Schüler des Nationalökonomen *Böhm-Bawerk* ein gründliches theoretisches Wissen und erwarb sich im staatlichen Geschäftsleben eine genaue Kenntnis der nationalen Probleme Oesterreich-Ungarns. Als nach dem mißglückten Experiment des Grafen Badeni und nach den Zwischenregierungen Thun, Clary und Witteck Herr *von Koerber* an die Spitze des Staates berufen wurde, nahm dieser kluge Mann den begabten jungen Beamten in seine Präsidialkanzlei. Dem alten Baron Hauenschild, dem Vorstand des Büros, war dieser Eindringling gar nicht recht. „Als ich mich", erzählt Sieghart, „bei Baron Hauenschild meldete, sagte er mir, er habe weder ein Zimmer noch einen Schreibtisch für mich. Zwei Jahre später war ich Vorstand des Amtes."

Hier nun begann Siegharts eigentliche Tätigkeit. Die Vorstellung vom alten Oesterreich als von einem Reich, das Franz Joseph absolutistisch regiert habe, ist ganz falsch. Oesterreich war, wie es *Victor Adler* treffend sagte, eine Republik mit einem Kaiser an der Spitze. Es hatte die freisinnigsten Gesetze. Die Unsicherheit kam von der mindern Intelligenz der niedern Beamten. Doch auch dieser Beamtenabsolutismus war gemildert durch Schlamperei. Der Kaiser hielt sich peinlich genau an die konstitutionellen Vorschriften. Er konnte, wenn er es für notwendig hielt, einen Minister entlassen; solange jedoch der Minister das Vertrauen genoß, war Franz Joseph so gewissenhaft, daß er seine eigne Meinung vor der des Ministers zurückstellte. Diese Gewissenhaftigkeit war oft ein Malheur, 1914 ein Unglück; Instinkt und Erfahrung des Greises waren ein besserer Wegweiser für das alte Reich als der Aktivismus der Conrad, Stürgkh und Berchtold.

Unter Koerber wurde wie in einer parlamentarischen Demokratie regiert. Man verhandelte, verhandelte unermüdlich und unterstützte dieses Regieren mittels Debatte durch Liebesgaben an die Parteien. In der relativ saubern Atmosphäre des alten Oesterreich war diese Methode neu. Wie anständig war das alles im Vergleich zu spätern Zeiten! In der Verhandlungstechnik, in dem schwierigen Kleinkampf um das Kompromiß — es ist das Um und Auf des parlamentarischen Regierens — war Sieghart Meister. Seine Darstellung spricht nur die historische Wahrheit aus, wenn er sagt, daß Oesterreich auf diesem Wege zu einem innern Frieden gekommen wäre. Was Koerber nicht gelang, hat *Beck* mit Erfolg fortgesetzt. Diese glückliche Anwendung der modernen bürokratisch-parlamentarischen Regierungspraxis ist von dem Thronfolger Erzherzog *Franz Ferdinand* freventlich gestört worden. Er hat den fähigsten der Minister Franz Josephs, den Freiherrn von Beck, stürzen

lassen. Er hat auch Sieghart gehaßt. Sieghart verließ den Staatsdienst; er wurde Gouverneur der Boden-Creditanstalt. Franz Ferdinand hätte die Ernennung gern vereitelt, er stieß aber auf den Widerstand des Kaisers.

Die Rache an Sieghart vollstreckte der Neffe für den Onkel. Im Dezember 1916, kurz nach dem Regierungsantritt, befahl Kaiser *Karl* unter Außerachtlassung jeder Form, daß Sieghart das Bankpalais in der Teinfaltgasse zu verlassen habe. Der junge Kaiser, von seinem Obersthofmeister Prinzen *Hohenlohe-Schillingsfürst* sehr schlecht beraten, gefiel sich damals in einer demagogischen Rolle; man mußte der hungernden, murrenden Wiener Gasse ein paar Opfer hinwerfen: der bekannte Industrielle *Dr. Josef Kranz*, Bierlieferant der Armee, wurde verhaftet; Rittmeister *Hugo von Lustig*, der Gehilfe des Kriegsministers in wirtschaftlichen Angelegenheiten, wurde verhaftet. Karl hätte am liebsten auch Sieghart verhaften lassen. Der kürzlich verstorbene Graf *Czernin* warnte den Kaiser.

Sieghart war ein toter Mann; erst die Republik hat ihn wieder an die Spitze der Boden-Creditanstalt gestellt. Er blieb ihr Präsident bis zum Zusammenbruch des Instituts. Seine Anstalt, so sagt er von dem Debakel, wäre mit einem kleinen Bruchteil jener Millionen zu retten gewesen, die später die Oesterreichische Creditanstalt verschlungen hat und noch verschlingt. Wer wollte angesichts des allgemeinen Bankenbebens hier den Richter spielen! Die einst stolzen Wiener Banken sind Ruinen geworden wie die habsburgische Kaiserburg. Mäuschen üben an der Hinterlassenschaft Kritik. *tsch.*

Diplomatie ehrenhalber. Und es erwies sich als notwendig, daß die Republik San Domingo einen Vertreter in Oesterreich habe. Ehrenhalber natürlich; wegen der Spesen. Der Ehrenkonsul (Backfischkonfektion) ging ins Ministerium des Aeußeren auf den Ballhausplatz, um sich vorzustellen. Der Minister war mehr als liebenswürdig: „Ich kenne Ihr schönes Land, Herr Konsul!“

„Ich nicht!“

Soeben erschien

Hans Fallada

Kleiner Mann – was nun?

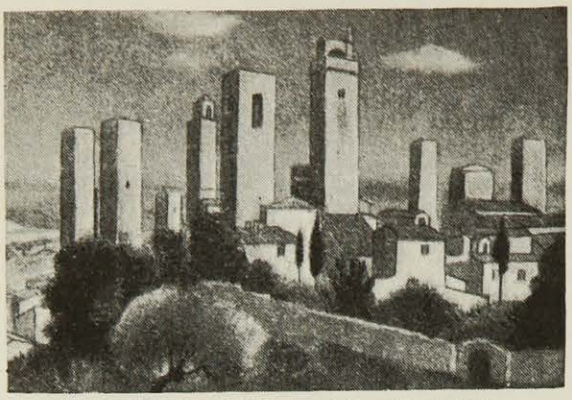
Roman · 1.-10. Tauf. · Umschlagzeichnung von George Groſz · 368 Seiten · Karton. RM 4.50 Leinenband RM 5.50

Da ſteht Er, einer von Millionen, Johannes Pinneberg, kleiner Angeſtellter, ein Garnichts, aber ein Garnichts voll Sorgen und Wünſchen, Mann ſeines „Lämmchen“, Vater ſeines „Murkel“, kämpft mit Berlin, Verwandten, Hochſtaplern, Chefs, Kollegen, verkauft viel Anzüge, verkauft gar keine Anzüge, wird arbeitslos, bekommt Arbeit, wird wieder arbeitslos und verzweifelt doch nicht. Hans Fallada, der mit ſeinem Roman „Bauern, Bonzen und Bomben“ uns in die idylliſche Hölle des Kleinſtädters eingeweiht hat, wirft hier den jungen Mann aus der Konfektion auf das Berliner Pflaſter. Wehrlos gegen die Schläge, die auf ihn niederfallen, arm im blinkenden Wirbel der Großſtadt, glückſelig bei Weib und Kind, erfährt Pinneberg Freud und Leid, wie der nackte Menſch der Urzeit, der nicht weiß, was morgen kommt.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Neue Rowohlt-Bücher



WILHELM SPEYER

Sommer in Italien

Eine Liebesgeschichte • 1.—10. Tausend • Umschlagbild: Rudolf Sieck • Einbandzeichnung: E. R. Weiß
Kartoniert RM 2.50 • Leinenband RM 3.20

Viele Sommertage muß der Ruhelose in Staub und Glanz und Meeresfeuchte der königlich schönen Halbinsel reisen und rasten, von Mädchen und Frauen und Trugbildern verlockt, bis Eine ihm wahrhaft begegnet.

LILI KÖRBER

Eine Frau erlebt den roten Alltag

Ein Tagebuchroman aus den Putilowwerken · Umschlag von John Heartfield · 1.—6. Taus. · Karton. RM 3.50

In Werkstatt und Krankenhaus, im möblierten Zimmer und auf der Straße kämpft die Verfasserin mit Lust und Qual den schweren Liebesstreit des Einzelwesens mit dem Kollektiv. Wir erleben mit einer Liebenden u. Begeisterten das Dilemma: Fünfjahresplan und Menschenherz.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

Die gefiederte Schlange. Nun kann man dieses letzte Buch von dem vor kurzem verstorbenen *Lawrence* auch in der vorzüglichen Uebersetzung lesen, die der Inselverlag herausgebracht hat. Vielleicht haben rigorose englische Kritiker mit ihrem Urteil recht, daß Lawrence ein ungeschicktes Englisch schrieb und die Technik des Romanes nur mühsam beherrscht. An der Routine von Hergesheimer gemessen, fällt er natürlich durch. Aber nie mit dem Interesse, das er erregt, wie des öftern der glänzende Routinier. Man merkt sich, was man bei Lawrence gelesen hat. Er mag ein problematischer Schriftsteller sein, aber es ist immer Problematisches, was ihn reizt und zu mehr als dessen nichts als geschickter belustigender Darstellung. Er setzt sich mit sich selber plus seinen Problemen auseinander. Das macht seine Lektüre aufreizend. Mehr als in seinen andern Bücher in diesem, das seiner dämonischen Natur am nächsten kommt, sie im Tiefsten berührt: das mexikanische Volk, das an seinen alten Göttern stirbt, mit einer Leidenschaft zum Tode, die ohne gleichen ist. *Blei*

Frieden und Friedensleute. Das Völkerbundhaus ist noch nicht erbaut, aber das Völkerbundsdenkmal ist fertig: In *Walther Rodes* schmalem Buch (Transmare-Verlag, Berlin und Leipzig.) Die Wissenschaft vom Ueberflüssigen wird am Beispiel Genf in harter, apodiktischer Sprache vorgetragen. Wie unverwirrbar ist Rodes Aug trotz Zeit und Zeitung geblieben! Wie bedingungslos setzt er sein Maß, als lebten wir in einer freien und nicht in der dümmsten Epoche der neueren Zeit! Man spürt die Freude am klaren Sehen aus jedem Satz. Wann wird Walther Rode das enzyklopädische Werk „Geschichte der Wichtigtuerei" verfassen? *—uh*

Das kunstseidene Mädchen. „Herren bevorzugen Blonde" hat natürlich die stilistische Technik des Romanes der *Irmgard Keun* zu verantworten, der im Universitas-Verlag Berlin erschienen ist. Aber daß das kunstseidene Mädchen selber ihr Buch schreibt mit allem grammatikalischen und syntaktischen Holterdipolter, ist nur der äußerliche Witz dieses tieferen Buches, in dem sich der Typus jener Mädchen darstellt, die von

der Schreibmaschine aus die Karriere machen, „ein Glanz“ werden wollen, was zwischen den Straßen, den Lokalen und zweifelhaften Betten abläuft. Da diese Mädchen immer sozusagen „aus dem Volke“ sind, bleibt es bei viel Natur und so reich an individuellen Zügen, daß nirgends das steingraue Gesicht des Soziologischen fatal aus den Zeilen schaut. Denn für diese Mädeln aus der Tiefe ist schließlich alles ein „Aufstieg“, was für die Mädeln aus der Bourgeoisie ein Absturz wäre. *Blei*

O. A. Palitzsch: *Die Marie* (Im Propyläen-Verlag, Berlin). In diesem Roman ist aller Mief und Muff der kleinen Existenzen, ist alle hilflose, ein bißchen dumme Traurigkeit der Kreatur. Sie hat ja Chancen, die Marie. Da ist sie zuerst in diesem etwas mondänen, etwas ehebrecherischen Haushalt von Rechtsanwalt Ambrosius — ihre Kollegin Marta hätte aus ihrer Mitwisserschaft mancherlei Vorteile gezogen. Die Marie — nein. Da ist sie die Geliebte des jungen Weltmannes Gobbi — man könnte glauben, daß sie auf dieser Bahn weiterginge, oder daß sie etwa eine sehr tüchtige Kellnerin würde oder eine brave satte Ehefrau bei Herrn Tod — all diese Chancen hat sie. Nein, weiter, weiter zum schlimmsten Ende bis ins Ehebett bei dem Fleischermeister Besahn, bis zu jenem Beil, bis ins Gefängnis, bis zum bitteren Tode, halb gewollt, halb nicht gewollt, Tod aus Zufall, weil es sich gerade so gegeben hat... Nein, es ist schon so: was dieses Buch zwingend macht, ist die lautere Ehrlichkeit des Autors, keine Konzessionen: den Letzten beißen die Hunde, der Schwächste muß die schwerste Last tragen, dem Aermsten wird genommen. Was dann aber weiter begeistert, das ist die Liebe des Autors zu seinem Geschöpf. Er kann ihr nichts ersparen, er darf es nicht, aber dieses bayrische Dienstmädel Marie, das so törichte Wege geht, lieben darf er es. Das darf er. Nichts kann er ihr leichter machen, aber zwischen den Zeilen, in dem Mief, zwischen den vergänglichen Torheiten singt oder summt ein Herz seine Melodie: vergängliche Geschöpfe, irdische im Schlamm, doch auf eurem letzten noch liegt ein ferner Abglanz der Sterne. *Hans Fallada*

Neue Rowohlt-Bücher

ELSE LASKER-SCHÜLER

Konzert

1.—3. Tausend
Kartoniert RM 5.50 · Leinenband RM 6.50

Die Dichterin, der Gott im Traum die Welt geschenkt hat, verkündet hier in vielerlei Prosa und Versen ihre Gotteskindschaft. Bald hymnisch, bald scherzend behandelt sie das Aktuellste wie das Ewige.

ANNETTE KOLB

Beschwerdebuch

1. — 4. Tausend · Einbandzeichnung: E. R. Weiß
Kartoniert RM 3.50 · Leinenband RM 4.50

Ein bunter Strauß von Erlebnissen und Gedanken. Anmut und Lebensweisheit vereinen sich mit einer Humanität, die tiefster Verbundenheit mit aller Kreatur entstammt. Der Liebhaber stilistischer Feinheiten kommt bei der Lektüre des Werkes in ebenso vollem Maße auf seine Kosten wie der schlichte, aufnahmefreudige Leser.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

André Siegfried: *Die englische Krise.* (S. Fischer Verlag, Berlin.) — Es gibt zwei ausgezeichnete Bücher über englisches Volk und Sitte, über Landschaft und Charakter. Das eine ist von Cohen Portheim und heißt *Die unbekannte Insel*, das zweite hat Karl Silex über *John Bull zu Hause* geschrieben. Jetzt hat André Siegfried für vieles, was in diesen beiden Werken bewundernswert oder seltsam oder bedenklich erschien, die Erklärung erbracht, indem er knapp und eindringlich die Wirtschaftsstruktur des britischen Reichs beschreibt. Was im 19. Jahrhundert für England Macht, Geld und Segen bedeutet hat: Kohlenmonopol und überlegene Leistungsfähigkeit der Industrie, ist im 20. Jahrhundert ein Fluch und ein Hemmschuh geworden. Die Kohle verliert ihre Bedeutung von Tag zu Tag, eine — damals konkurrenzlose — Industrie hat zu spät erkannt, daß Maschinen und Produktionsmethoden hätten erneuert werden müssen, um konkurrenzfähig zu bleiben. Die englische Krise verlangt, daß England alles, was es im 19. Jahrhundert gelernt hat, vergessen soll, verlangt eine Umstellung des Charakters und der Betrachtungsweise, wie sie heute bei keinem anderen Volk nötig ist. Daß ein Franzose dieses kenntnisreiche und wahre Buch geschrieben hat, ist besonders wichtig. Es gibt wenig Würdigungen Englands, die so gerecht sind, und in denen ein so vertrauensvoll europäischer Geist waltet. Denn wie es mit der Herrschaft der Kohle vorbei ist, so ist es mit dem alten englischen Aberglauben vorbei, daß England und Kontinent zwei verschiedene Weltteile seien.

Hans Rothe

H. R. Knickerbocker: *Deutschland so oder so.* (Rowohlt Verlag, Berlin.) — Auf hundert Dollar beziffert sich das Interesse jeder dreiköpfigen amerikanischen Familie an Deutschland. So viel fällt nämlich von der deutschen Verschuldung an Amerika auf sie. 100 Dollar ist auch der Betrag, der von der 80prozentigen Beteiligung der General Motor Corporation an den Opelwerken auf jeden der 350 000 Aktienbesitzer fiele, wenn der Aktienbesitz gleichmäßig verteilt wäre. Der Umstand, daß dieser Besitz, wie nachgewiesen, tatsächlich in 350 000 amerikanischen Händen ist, zeigt, wie groß die Anzahl der Amerikaner ist, die nicht nur ein nationales, sondern auch ein privates Interesse direkter Art an Deutschland haben. Dieses große, volkstümliche Interesse ist der amerikanische Hintergrund des journalistischen Buches Knickerbockers. Nach einer mehrjährigen Korrespondententätigkeit für die New York Evening Post in Deutschland, hat der Autor das Reich 2 Monate im Auto bereist, alles, was er sah, beschrieben, statistisch festgehalten und endlich mit seinem wachen, scharfen Urteil erläutert. Er hat Deutschland sehen können, wie nur wenige Deutsche hierzu Gelegenheit haben, weshalb man als Deutscher sein Buch als eine Art geistigen Teleskops benützen kann. Knickerbocker war „überall" in Deutschland: er zeigt das röteste Berlin des Wedding, hungernde Arbeiterstädte, die erschütternde Not des Städtchens Fehrenbach im Thüringer Wald, in dem 97 Prozent der Bevölkerung erwerbslos sind und fast die Hälfte der Bevölkerung von 27 Pfennig am Tag lebt. Knickerbocker berechnet, daß ungefähr 15 Millionen Menschen in Deutschland nicht so viel zu essen haben, als sie zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft brauchten. Dabei gewahrt er auf seiner

---

Aus der ewigen Unrast unserer Tage, die jedem einzelnen das Glück des erfüllten Augenblicks verscheucht, aus der quälenden Angst und Ungewißheit äußerer Lebensnöte zeigen den einzig gesicherten Weg zu einer in unverkrampfter Spannkraft und geschmeidig gelassener Tatfreude sich äußernden Selbstgewißheit die Bücher von Bô Yin Râ, J. Schneiderfranken. Sein soeben erschienenes neustes Werk „Der Weg meiner Schüler" bildet eine leicht verständliche Einführung in die Gesamtheit seiner Schriften und zugleich bietet es präziseste Bezeichnung von deren Wesensart und Ziel, die eine strahlende Welt der Freiheit aufleuchten lassen weit über der starren Öde bloßer ethischer Pflichtsetzung. Durch jede Buchhandlung zu beziehen (Preis RM 6.—) oder vom Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegründet 1816) Basel-Leipzig.

Reise überall die ursprünglich herkulische, wirtschaftliche Konstitution Deutschlands. Alles Wirtschaftliche, das ihm nach und nach vor Augen tritt, beschreibt er auf ganz eigentümliche Art, episch und statistisch zugleich, fast möchte man sagen, in epischen Zahlen und klarer statistischer Prosa. Er beschreibt so die Zeißwerke in Jena, das Leunawerk, die Opelwerke von Rüsselsheim, die großen Werke des Ruhrgebiets, er hat spannende, aufschlußreiche Interviews mit Krupp, Oswald Spengler, mit dem Führer des Reichsbanners Höltermann, mit Klagges, mit Hitler. Dieses mit außergewöhnlichem journalistischen Temperament konzipierte und durchgeführte Buch versucht eine vorbildliche Objektivität zu wahren. Sie verläßt Knickerbocker nur in ganz wenigen Fällen, z. B. bei der Wahl des politisch einengenden Titels. Da dieser Titel „Deutschland so oder so, faschistisch oder bolschewistisch" ausdrücklich für die deutsche Ausgabe des Buches gewählt wurde, — in Amerika heißt es „German Crises" —, so fällt er doch unter die Jurisdiktion des deutschen, politischen Urteils, das heute bekanntlich — hart ist. *Karl Lohs*

Als Landstreicher durch Deutschland, Erlebnisse auf der Landstraße von *Joachim Rügheimer* (Verlag Wilhelm Köhler, Minden i. W., Berlin, Leipzig). Wer ein Landstreicherbuch schreiben will, muß schreiben, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das hat der Verfasser getan. Von der Wahrheitstreue ist dieses Buch diktiert. Mit grausamer und mit für die Landstreicher und Tippelbrüder gefährlicher Offenheit zerlegt Rügheimer die Abenteuer- und Wunderwelt der Landstreicher, Vagabunden und Kunden. Nichts läßt er unberührt. Wie ein Fremdenführer, der alles genau erzählen muß, kommt er sich vor. Typen werden gezeigt, Typen, die den Teufel im Leibe und den Humor im Herzen haben, Typen, die keine Gefahr, keine Not und keine Traurigkeit kennen. Hier werden nicht Kilometer gefressen, hier wird nicht getippelt und getippelt — Rügheimer und seine Landstreicher, mit denen er zusammenkommt oder walzt, sind sehr bequem, fahren lieber mit der Bahn oder einem Lastauto. Das ist jedenfalls nicht so anstrengend, und man lernt die Welt doch kennen. Das Geld hierzu wird meisterhaft geschnurrt. Rügheimer ist kein Dauerlandstreicher, versucht nur einmal sein Glück auf der Landstraße, getrieben von Abenteuerlust und Jugenddrang und nicht zuletzt von der Sehnsucht nach der wundervollen Ferne. Mancher Landstreicher könnte von ihm lernen — lernen, wie erfolgreich getippelt, vergnügt und sorglos vagabundiert, gereist und vor allem gewinnbringend geschnurrt, gebettelt wird. Er ist geradezu ein Genie im Betteln, im Vagabundieren und in allerlei anderen Kunststücken. Ich habe selbst jahrelang auf der Landstraße gelegen, mich vagabundierend, schnurrend durch die Welt geschlagen, aber so sorglos und wunderschön, wie bei Rügheimer, war es auf meiner Walze doch nicht. Rügheimer versteht jedenfalls das Vagabundenleben richtig zu leben und bis ins Tiefste auszukosten. Lustig reist er durch die Welt, gemeinsam und auch allein. Jeder, der an seine Seite tritt, verlernt den Ernst, vergißt die Not, sein Elend. Ich war beim Lesen nicht Leser, sondern wieder lustiger Vagabund und Penner. *Hermann Nöll*

„Eine Frau mit Humor!" *B. Z. am Mittag, Berlin*

„... was es noch niemals gegeben hat: eine deutsche Humoristin." *Kurt Tucholsky*

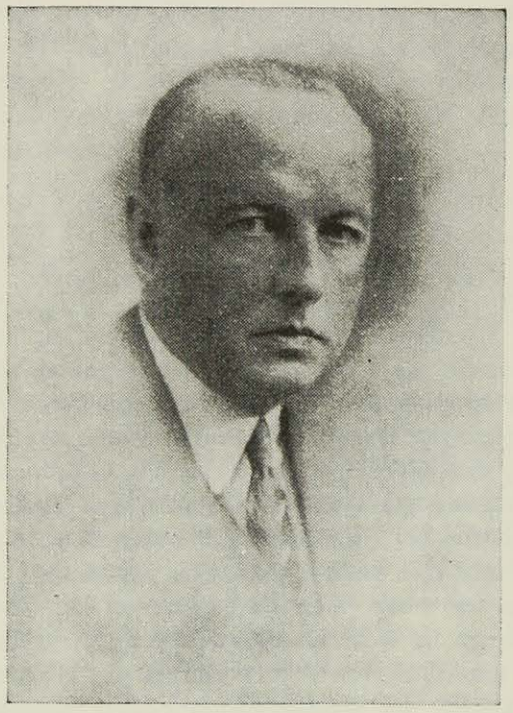
„Irmgard Keun sollte nicht nur als Dichterin, sollte auch als Frau und Mensch überall gelesen, überall verstanden werden!" *Hanns Martin Elster*

über

IRMGARD KEUN, Das kunstseidene Mädchen

In Leinen M. 4.80 / Universitas / Berlin W 50

Rudolf G. Binding: *Moselfahrt aus Liebeskummer.* (Frankfurt, Rütten und Loening). Diese „Novelle in einer Landschaft" scheint mir die schönste, reifste und reinste Erzählung zu sein, die es seit Thomas Manns Novelle „Unordnung und frühes Leid" in deutscher Sprache gab. Das Gefühl vollständiger Sauberkeit, das sich beim Trinken eines jener frischen, klaren, jungen Moselweine in Mundhöhle, Gurgel und Gaumen bis in die Eingeweide hinunter und bis in die Stirnhöhle hinauf verbreitet — (e jung Möselche zum Zähnputze, sagt man bei uns zu Haus) —, dieses Gefühl stellt sich bei der Lektüre des kleinen, klaren, unendlich sauberen Buches ein, und seine reinigende Wirkung haftet wie die von Sonne und guter Luft in der Haut. Seine Beziehung zu einer Landschaft auszusagen, eine geliebte und genossene Landschaft im Wort zu beschwören, ist ein Unterfangen, das mindestens ebensoviel Takt, Selbstzucht, seelische Ueberlegenheit verlangt, wie die Schilderung einer Liebe. Denn es handelt sich dabei um ein Erlebnis, das in allen wesentlichen Zügen dem einer Liebe gleicht. Die meisten Landschaftsschilderungen sind taktlos, indiskret, schwulstig, verlogen und ohne Vorsicht gemacht. Oder aber, sie sind „schwärmerisch", anbetend statt erkennend, unterwürfig statt andachtsvoll. — Hier aber ist die vollgültige männliche Form einer Landschaftsbegehung zur gleichwertigen Sprachform, Schreibform geworden. Dieses Buch in seiner einfachen, knappen Aussage ist von einem heimlichen Eros durchglüht, der uns das Gegenständliche und das Hintergründige dieser Fahrt körperhaft nahebringt, — die Sprache, der alles Blumige, Ueberladene, Verbrämende, auch alles Wuchernde fremd ist, umreißt die Dinge mit einer sonderbar eindeutigen und doch nicht unsinnlichen Daseinsschärfe (wie etwa Cézanne seine Früchte mit einem scharfen, blauen Kreis oder Rand gleichsam von sich selbst abstrahiert und trotzdem alle sinnliche Gewalt aus dem einfachen Umkreis aufbrechen läßt). Ich will nichts von der Geschichte selbst erzählen, ich will nur darüber aussagen, wie auf manchen Weinkarten oder -etiketten über Fläschchen ausgesagt ist, deren Inhalt man selbst ergründen muß: sie ist ebenso rassig wie zurückhaltend, ebenso feurig wie nobel, herb und süffig zugleich. Außerdem bietet sie auf 45 Seiten die brauchbarste und sachlichste Anweisung zum Befahren der Mosel, die mir bekannt ist, und ist mit einigen ungewöhnlich klaren und schönen Fotografien geschmückt, die, wie Christus in der Kelter aus der Kreuzkapelle des Weinortes Edingen, unbekannte Herrlichkeiten erschließen. Wer Bindings unersetzliche *Reitvorschrift für eine Geliebte* kennt und besitzt, muß unbedingt die *Moselfahrt* dazu haben, und wer sie nicht kennt, braucht beides. Ich schließe diese ebenso andachtsvolle wie dankbare Besprechung, indem ich eine Flasche 1929er Wiltinger Hölle und Kupp, Wachstum Egon Müller in Scharzhof, entkorke und eine Flasche 1920er Lieserer Niederberg „Helden", edelste Beerenauslese, Wachstum Graf Schorlemer, kalt stelle. Es ist die letzte Flasche, Rudolf G. Binding weiß, was das bedeutet, und ich trinke sie als eine Libation zu seinen Ehren. Nächste Woche aber fahre ich an die Mosel. *Carl Zuckmayer*



Karl Henkell, Senior-Chef der hundertjährigen Sektkellerei in Wiesbaden-Biebrich

J. B. Malina: *Orbis Catholicus.* (Atlantis-Verlag, Berlin). Diese Bilder gläubiger Menschen und geheiligter Formen sind ein Wunderwerk der photographischen Kunst. Man kann darin als in einem herrlichen Album blättern, jedoch man wird sich in diese Tiefdrucke vertiefen. Die schönste Architektur, die edelsten Landschaften, die geistigsten

Gesichter und die holdeste Einfalt sind hier ein für allemal dargestellt. Seltsam der Weg des Photographen Malina: Er war ursprünglich Schauspieler in Wien, dann Redakteur in Berlin. Heute ist er einer der ersten Photokünstler der Welt. W.

Georg von der Vring: *Station Marotta.* Roman. (Carl Schünemann Verlag, Bremen.) — Es vergeht kein Jahr, in dem nicht mindestens ein Buch über Ascona und den Monte Verità geschrieben wird. Teils sind es Schlüsselromane, teils nicht. Da sie von Ascona handeln, sind sie immer schön und manchmal komisch. Herr Georg von der Vring setzt eine Fülle interessanter Menschen in die schöne Landschaft, und sie erleben allerhand wunderliche Abenteuer. Hier wurde man nicht müde, mich nach dem Roman auszufragen. Die Einen hielten mich wegen des ähnlich klingenden Namens für den Autor, andere wollten in dem Helden Toccati einen bekannten Maler erkannt haben. Meine Freundin aber meinte, es sei ein berühmter Schofför, der gleichzeitig der beste Tänzer von Ascona sei. Wir einigten uns endlich darauf, daß das Buch zwar nicht von mir geschrieben, aber doch sehr lesenswert sei, und daß es dazu beitragen werde, den schweizerischen Fermden-Verkehr zu heben.

Eduard von der Heydt (Ascona)

Ernst Weiß: *Doktor Letham, Arzt und Mörder.* Roman. (Verlag Paul Zsolnay.) Eine Apokalypse des Laboratoriums, ein Höllenbreughel, gesehen durchs Mikroskop, ein Inferno mit exakt wissenschaftlichem Instrumentarium. Wie der Erreger des gelben Fiebers gefunden wurde, ein großartiges Kapitel aus der Geschichte der Medizin, wird zu einem Kolossalroman gesteigert, in dem das Grauen wie in ungeheuren Feuerwerksfronten zu einem unbarmherzigen Tropenhimmel emporzischt. Eine von Düsternissen überschattete Seele, ein grüblerischer, abseitiger Geist ringen miteinander und enthüllen sich bis in ihre letzten Tiefen. Gesichte des Abgrunds, skelettierte Gesichter einsamster Menschen tauchen empor, geschöpft aus einer Ueberfülle dichterischer Vision, die alles kennt, nur das Lächeln nicht und nicht Versöhnung. *Frö.*

Neuerscheinung:

HERBERT SCHLÜTER

Die Rückkehr der verlorenen Tochter

Roman. Leinen RM 4.50

Königsberger Hartungsche Zeitung:

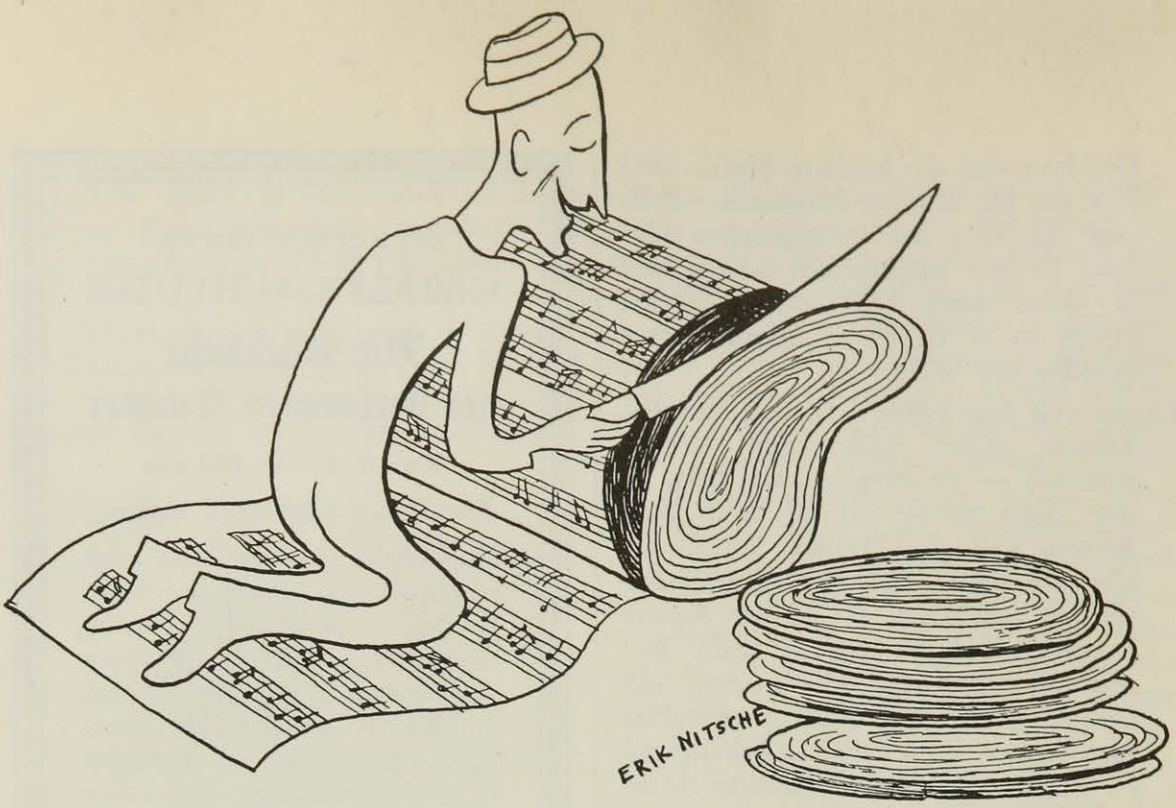
Die Gestaltung der Menschen, eines jungen Mädchens, das an einer Liebe krankt, die sie tötet, eines Arztes, eines Grundbesitzers, die Gestaltung ist ungemein eindringlich; ebenso das Bild der Landschaft, die Atmosphäre in und um ein verfallendes Haus. Daß Schlüter ein Künstler ist, das beweist er auf den letzten Seiten dieser tragischen Heimkehr. Ein wirklich schönes junges Buch.

TRANSMARE VERLAG
BERLIN

214 Seiten · Steifdeckelband RM 3.20 · Leinen RM 4.80

Ehrenburgs Urteil über das heutige Spanien ist zu gründlich und ehrlich, als daß es sich auf eine Formel bringen ließe. Aber gerade diese unvoreingenommene Vielseitigkeit der Beobachtung gibt Ehrenburg das Recht, seine Gedanken über Wille und Weg der „jüngsten Republik Europas" zu formulieren.

MALIK-VERLAG



Die Herstellung von Schallplatten

Entdeckungen auf Schallplatten

I. Zanelli

Es gibt wohl nichts auf der Welt, was so lächerlich ist wie der Ruhm und die Geltung. Caruso hat das Grammophon zu einem Weltartikel gemacht und das Grammophon den Mann zu einem Mythos. Einen König kann man entthronen, einen Diktator stürzen, einen Daviscup erkämpfen, einen Nobelpreis erhandeln, einen Iffland-Ring erben, nur Caruso soll ohne legitime Nachfolge bleiben? Wenn sich die Welt in den Kopf setzt, nur den zu seinen Erben zu machen, der Caruso am meisten gleicht, dann kann sie nur unter Künstlern wählen, die eben durch ihre Aehnlichkeit mit Caruso keine so singulären Persönlichkeiten sind, wie er es war. Nicht der täuschend Aehnliche, nur der unverwechselbar Unähnliche ersetzt einen großen Mann. Gäbe es einen Weltpreis für Tenöre, so kann unter diesem Gesichtspunkt die Wahl nicht schwerfallen. Die größte Persönlichkeit der Oper seit Caruso ist *Zanelli.*

Nicht die Gigli, Volpi, Pertile, die man in Deutschland zufällig kennt, weil sie hier gastiert haben, weil für ihre Platten mehr Reklame gemacht wird, sondern allein der Chilene venezianischer Herkunft Renato Zanelli hat Anspruch auf den Nobelpreis der Opernsänger. Einen Sänger wie ihn gab es niemals und wird es niemals wieder geben. Jeder Ton von ihm hat die Einmaligkeit eines Ingeniums. Er ist der einzige Opernsänger, der den Hörer zu Tränen aufwühlt, der einen Sturm der Erregung im Hörer zurückläßt, wie es nur echte Tragöden vermögen. Wenn Zanelli als Othello stirbt, ist es kaum noch möglich, den Nachbarn anzusehen oder etwas anderes zu hören. Das ist Rossi, plus Matkowsky, plus Rittner, plus Schaljapin. Und es gehört zu den Lächerlichkeiten des deutschen Ruhms, daß diese stärksten Schallplatten, die es überhaupt gibt, bei uns so unbekannt geblieben sind wie diese größte Erscheinung der modernen internationalen Oper.

Die sechs Opernausschnitte, die Zanelli auf drei Electrola-Platten bietet, sind freilich von einer Größe und Fülle, die kaum zu erschöpfen ist. Vier Plattenseiten bringen Verdis Othello, zwei André Chenier von Umberto Giordano, dieses puccinisch schöne, an Manon Lescaut gewachsene Opernspiel.

Das erste Zanelli-Erlebnis sind die 13 Takte, mit denen die Elektrola-Platte des großen Othello-Auftakts, der Sturmchor, schließt. Nie wieder wird Othello so groß, heldisch, ungebrochen wie in diesem Gruß des siegreichen Feldherrn vor seinen Hörern stehen. Ein Künstler

von der Ueberlegenheit Zanellis legt in diese Siegesbotschaft eine Kraft, die unerhört ist. Diese ehern gesprochenen, großartig vorgetragenen Sätze lassen auf einen Riesen an Gestalt schließen. Einer der wenigen glücklichen Deutschen, die Zanelli auf der Bühne gesehen haben, versichert, er wäre zwei Köpfe größer als Slezak und gebaut wie ein herkulischer Boxer.

Auf der Rückseite dieser Platte steht das unbeschreibliche Addio, das Othello seinem untergehenden Stern zusingt. Ich habe es neulich im Rundfunk erst von Caruso, dann von Zanelli singen lassen. Caruso singt den Abschied von Desdemona, von der Schönheit, aber auch einen Abschied in Schönheit. Erst Zanelli singt den Abschied vom Leben selbst, den unvermeidlichen Untergang. Caruso kann Desdemona lassen und weiter Othello bleiben. Zanelli ist ohne Desdemona nichts mehr. Ohne Schwertstreich hat er im voraus jede Schlacht verloren. Es ist ein Abschied von Krieg und Waffen, und wenn Othello von Desdemona singt, klirrt das Orchester von Schlacht, Pferden und Kriegstrompeten. Hier hört man zum erstenmal das Aufheulen eines Verzweifelten, die vulkanische, düstere, negerische Primitivität eines Urmenschen.

Und doch zeigt erst auf der nächsten Platte, die nun freilich zu den drei oder vier ergreifendsten der Welt gehört, Zanelli die Auflösung, das herzzerschneidende Leiden, das Gestammel eines Vernichteten. Abgesehen von der Stelle im Tristan, bei der das Orchester die traurige Weise übernimmt, gibt es in der ganzen Oper keinen so wesenhaften, ich möchte sagen biblischen Schmerz wie hier. Voce soffocata schreibt Verdi vor: mit gepreßter Stimme zu singen. Aber was besagt diese Vorzeichnung für das irre Stammeln Zanellis, für diese düsteren Baßtöne. Wie Irre eine andere Stimme bekommen, so Zanelli, nachdem er Desdemona eine Dirne genannt hat. Ist nicht ihre ganze Herrlichkeit in dem Registerwechsel ausgedrückt, der unvergleichlich in einem verschämten Schluchzen verhallt?

Gibt es nach diesem Monolog noch etwas, was mit dieser Platte verglichen werden kann, dann nur ihre Rückseite: Othellos Tod. Es ist eine Selbstzerfleischung, die nicht schmerzlich genug sein kann, um den Mord an Desdemona zu sühnen. Man

Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.

Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition" ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

Neuerscheinungen:

M. Baring: Lost Lectures
Edna Ferber: American Beauty
Luise Tottenham: The New Woman
James Hilton: And Now Good-bye

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes" vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG

sieht die Schönheit der Toten, wenn Zanelli, von Schluchzen geschüttelt, endlich den Laut: Desdemona herausbringt. Es ist unheimlich.

Auch als André Chenier ist Zanelli der einzige Sänger, der ein großes Schicksal rebellisch ausdrückt und den Schmerz ohne jede Konvention und ästhetische Milderung. Die überwältigende Weite seiner stimmlichen Gestaltung nimmt alle Schicksale in seine Register und Stimmen auf, alles Düstere und Verzweifelte in seinen Bariton, alle Leuchtschönheit der Welt in seinen Tenor. Zanelli war früher Bariton, und die fünf Platten, die er als Bariton sang, darunter die einzige große und packende Gestaltung des Bajazzo-Prologs, zählen die Diskophilen zu ihren seltensten Schätzen. Es sind Platten des akustischen Verfahrens, Inkunabeln.

Zanelli ist aber keineswegs der zum Tenor heraufgearbeitete Bariton. Er hat beide Stimmlagen und braucht sie, weil eben auch zwei Menschen in ihm stecken. Als Sänger ist er, wie alle modernen Italiener, von peinlich genauer Texttreue, wenn ihm die Musik aber ein Rubato zur Verfügung stellt, eine Chance freier Gestaltung, dann nutzt er sie überragend aus. Auch im Ausdruck wilder Erregung erlaubt er sich kleine Verschiebungen, die aber stets seinem vulkanischen Temperament entsprechen. Seine Musikalität ist jeder Aufgabe gewachsen. Sollte es eine Rolle geben, die nur Zanelli ganz erschöpfen wird, dann wird es Tristan sein. Das muß unausdenkbar sein!

Zanellis Platten bedürfen noch eines Kommentars. Sie sind erst durch meine Rundfunkvorträge über einen kleinen Kennerkreis hinausgekommen. Was taugt aber der ganze Reklameapparat der Schallplattenindustrie, wenn sie einen Zanelli wie irgendeine Nr. 70 behandelt? Vor allem hat sie endlich auch für Deutschland den ganzen Zanelli herauszubringen. Zunächst sofort das Liebesduett aus Othello, das bei *His Masters Voice* schon vorliegt. Ferner gibt es von der Platte mit dem großen Monolog (Rückseite Othellos Tod) DB 1173 zwei Fassungen. Die bessere erkennt man an der Matrizennummer. Sie lautet 32—607. Diese Fassung ist um das Orchestervorspiel des Monologs verkürzt, bringt aber den Monolog im vorgeschriebenen Tempo, einem durchgehaltenen Adagio. Die Wirkung ist noch größer.

Seit zwei Jahren hat mir die Berliner Oper schriftlich ein Gastspiel Zanellis zugesagt. Wird es der Autarkie des Geistes geopfert werden? Rundfunk und Oper können zusammen dieses Gastspiel finanzieren. Erst wenn Zanelli in Berlin war, werden wir sagen können, wir haben auf der Opernbühne einen Tragöden gesehen.

Felix Stössinger

Die 14 schönsten Schallplatten des ersten Halbjahres 1932

(Ohne Angabe von Gründen)

Frank Munn and Boswell sisters: I surrender (Brunswick)
Rossborough mit Londoner Jazz-Orchester: Liebestraum (Odeon)
Blech: Mozarts Divertimento 6 (Electrola)
Panizza: Rossinis Tell-Ouvertüre auf 2 kleinen Platten (Electrola)
Mengelberg: Tschaikowskys Romeo und Julia auf 2 großen Platten (Columbia)
Kipnis: Pogners Ansprache und 2. Rosenkavalier-Finale (Electrola)
Schorr: Haydns Jahreszeiten und Mendelssohns Elias (Electrola)
Schlusnus: Mahlers Tambourgesell (Grammophon)
Lucienne Boyer: Zwei französische Chansons (Columbia)
Commette: Mendelssohns 6. Sonate, Orgel (Columbia)
Wanda Landowska: Bachs englische Suite E-moll (Electrola)
Wilhelm Kempff: Bachs Präludium und Fuge D-dur und Partita in E (Grammophon)

Hans Reimann

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

KUNST *und* AUKTIONEN

Galerie · Verlag
Graph. Kabinett

NEUMANN-NIERENDORF

Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)

Gemälde alter Meister

GALERIE FRITZ ROTHMANN

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst
Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

GALERIE FERDINAND MÖLLER

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde
moderner Meister

GALERIE WEBER

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

Bevor Sie nach Frankreich reisen

lassen Sie sich durch das

Verkehrsbüro der Französischen Eisenbahnen

Nord - Staat - Paris/Orléans
Köln, Unter Fettenhennen 19

kostenlos beraten über

Reiseverbindungen
Fahrpreise und
Fahrpreisermäßigungen
Hotelunterkunft usw.

Sie erhalten dort Fahrscheinhefte nach allen Stationen in Frankreich und alle ermäßigten Fahrtausweise, wie z. B. Hin- und Rückfahrkarten, Bäderfahrkarten, Familienfahrkarten, Ausweiskarten, Gruppenfahrscheine für Schul-, Sport-, Studien- und Gesellschaftsfahrten.

Verlangen Sie Prospekte für Ihre Reise!

Folgen Sie unserm Rat, Sie sparen Geld!

PILOT
3×4 cm

mit Biotar 1:2,0
Mk 252.-

Mattscheiben-Reflex-Springkamera

Verlangen Sie kostenl. Druckschrift Qt

KAMERA WERKSTÄTTEN

GUTHE & THORSCH DRESDEN, Bärensteiner-Str. 514

Untergang am Überfluß!

Riesenhafte Weizenvorräte, Obst in Hülle und Fülle, eine Baumwollernte, die den Jahresbedarf der ganzen Welt übersteigt — aber ein unsichtbarer Zaun trennt die Esser von der Speise, die Käufer von der Ware. Das ist heute Amerika! 12 Millionen Arbeitslose (eher zu niedrig als zu hoch geschätzt) sind dem langsamen Verhungern preisgegeben oder leben ein Leben, von dem selbst wir im armen Europa uns keine Vorstellung machen können. Kein Land ist so aus den Fugen wie Amerika, und wer es vor drei Jahren gesehen hat, würde es nicht wiedererkennen! Wie es jetzt drüben aussieht, zeigt das neue Buch von A. E. Johann „Amerika, Untergang am Überfluß".

Ein erschütternder Bericht!

DER QUERSCHNITT

XII. Jahrgang Berlin, Ende August 1932 Heft 8

INHALT

A. Alexandre: U.S.A. 1932 537
Julien Green: Vorurteile gegen Amerika 543
Alva Johnston: Kastenwesen in Amerika 544
Theodor Dreiser: Amerikas Angst vor Kommunisten 549
E. R. Wembridge: Negerinnen vor Gericht 551
Rom Landau-London: Begegnungen mit Titanen . 554
Ernst Lorsy: Worüber staunt Amerika? 557
H. L. Mencken: Ueber unsere Journalisten . . . 561
Walther Kirchhoff: Als Zeitungsmann in Amerika 563
Paul Morand: Brennende Alphabete 565
Weare Holbrook: Amerikanische Landschaft . . . 566
Alfred Stern: Amerika philosophiert 567
H. H. Stuckenschmidt: Amerika komponiert . . . 574
U.S.ABC 579

Marginalien:

Ankunft in der amerikanischen Krise / Politische Köpfe / „Glamor" — das neue Schlagwort / Die Hausordnung / Was macht New York zur größten Stadt der Welt? / U.S.-Patent Nr. 1 / Hollywood in der Krise / Wer regiert in den Vereinigten Staaten? / Chicago / Aus dem Rekordland / Die Rauschgiftseuche / Amerikanisches / Edna Ferber / Entdeckungen auf Schallplatten: Harry Richman / Bücher- und Schallplatten-Querschnitt

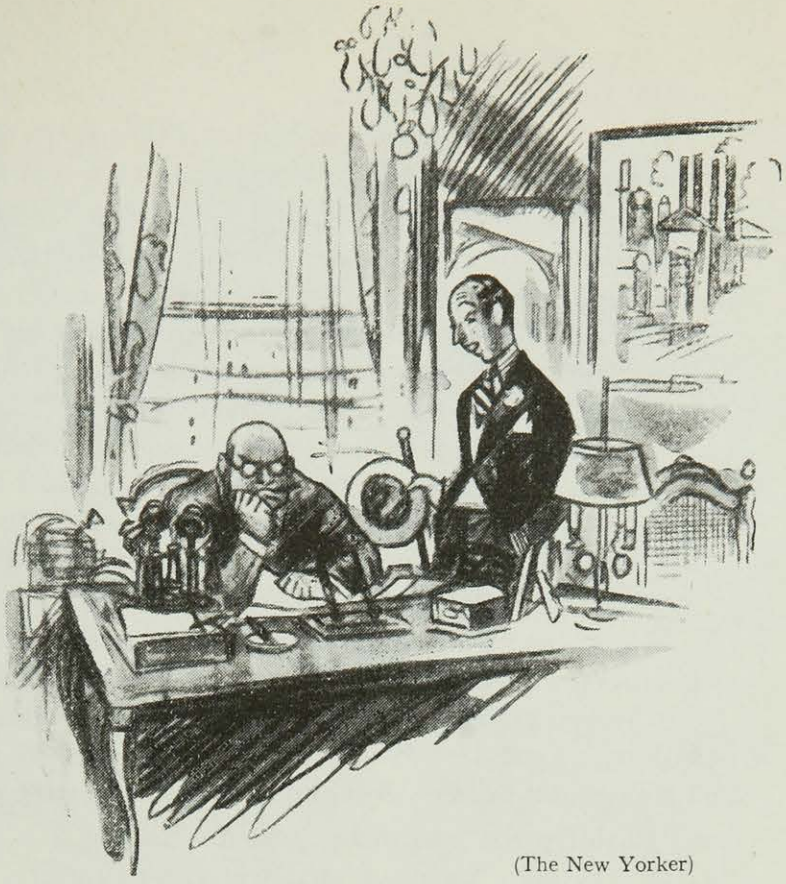
Umschlagbild nach einer Zeichnung von Georg Himmelfarb

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

Fahrt
LEUNA
DEUTSCHES IG BENZIN

mit sich niederzureißen, ihn, den Grundstein des Heiligtums. Aber wir wollen nun auch den Pessimismus nicht übertreiben, wie zuvor den Optimismus: Der Kapitalismus wankt, aber er steht, hält sich aufrecht. Nur eines ist unwiederbringlich verloren: der Glaube an dieses Amerika, die Vorstellung, daß die amerikanischen Formeln unsere alte Welt erneuern können, daß diese überhaupt noch zu retten ist.



(The New Yorker)

— *Papi, sei kein Träumer!*

Ich will hier nicht die Krise zu schildern unternehmen. Ich will nur drei oder vier ihrer Grundzüge untersuchen. Was lehren uns die?

Die Ursache der Krise ist die Überproduktion. Detroit vermag jährlich sieben Millionen Automobile zu erzeugen. Der angeblich „unerschöpfliche innere Markt" kann nur ungefähr die Hälfte davon aufnehmen. Von den 100000 Arbeitern *Fords* sind darum gegenwärtig nur 10000 beschäftigt. In Philadelphia und anderswo ist man auf die Herstellung von 15 Millionen Radio-Empfängern eingestellt — der Absatz beträgt drei Millionen. Und ähnlich ist es überall. Ich rede nicht von den besonderen Folgen, von der erbitterten Konkurrenz, dem idiotischen Ausmaß der Reklame, dieser aufregendsten aller Verschwendungen, nicht von dem überspannten Käuferkredit, der den vielbeneideten Lebensstandard nur als künstlich erscheinen läßt. Nicht weniger hohl war, wie man jetzt merkt, ein guter Teil der ganzen Steigerung des Nationaleinkommens.

Doch nicht die Papiere allein, auch die städtischen Grundstücke stiegen auf eine Höhe, die sich der Europäer nicht vorzustellen vermag, und dies geschah so schnell, daß die Makler geradezu in Einem kauften und wiederverkauften. Man erwarb irgendeine günstig gelegene Parzelle mit minderwertigen Gebäuden aus dem schrecklichen neunzehnten Jahrhundert Amerikas. Wollte man vielleicht eines der schönen neuen Bauwerke darauf errichten, das Grundstück so zu einem Maximum an Schönheit, Genuß und Nützlichkeit steigern? O nein, man ließ vielmehr die alten Häuser noch ein wenig verfallen, um dann, nach zehn Jahren oder auch nur drei Monaten, das Doppelte des Kaufpreises einzustreichen. Das ist ein Grund, warum die amerikanischen Städte so häßlich sind, so peinlich in ihrem Nebeneinander von ungeheuren Wolkenkratzern und den Tausenden schmutziger und mittelmäßiger Baracken zu ihren Füßen.

Spekulation ist Inflation. Vielleicht rettet jetzt die Allgemeinheit des Übels Amerika und die ganze Welt. Schon nach dem Oktoberkrach von 1929 war, so hieß es, das ganze Bankensystem binnen einigen Stunden „zahlungsunfähig". Alle Einleger und Kommittenten in USA hätten also ihre Forderungen nicht mehr einziehen, ihre Schulden nicht mehr zahlen können. Nun, bei solchem Umfang hat das alles eben nichts zu bedeuten. Bankerott können wohl einzelne

machen — der ganze New Yorker Platz kann es nicht. Wie weit indessen auch heute noch die amerikanische Wirtschaft sich einfach durch dieses ganz allgemeine Moratorium aufrecht erhält — wer vermag das zu sagen?

Die zweite Lehre aus der Krisis ist die folgende: Die Vereinigten Staaten sind nun nicht mehr ein wirtschaftliches Neuland. Die Wirklichkeit wird sichtbar hinter den Fabeln, die wahr noch im neunzehnten Jahrhundert, jetzt nur noch Blendwerk sind. Das Land der Pioniere, das für Jeden Raum, für Jeden eine „Chance" übrig hatte, ist verschwunden. Ein drakonisches Einwanderungsgesetz zusammen mit der Erwerbslosigkeit bewirken, daß seit zwei Jahren mehr Hände aus dem Kontinent ausgewiesen, als in Ellis Island aufgenommen werden. Die neue Welt hat sich gegen die Arbeiter Europas abgesperrt, und — dies sei bemerkt — damit zugleich ein für seine soziale Ruhe notwendiges Ventil ausgesetzt. Auch das Spiel des „selfmademan" ist ausgespielt.

Man weist zwar noch auf die paar alten Milliardäre hin, die von unten angefangen haben, auf *Rockefeller* und *Henry Ford*, indessen gehören diese Männer der Vergangenheit an, und was jetzt ans Ruder kommt, ist das Geschlecht der Söhnchen mit dem Portefeuille. Diese Kaste ist geschlossen. Die letzten, die ihre Erfolge sich selber verdanken, sind die *Bootleggers* und dann noch die *Politiker*.

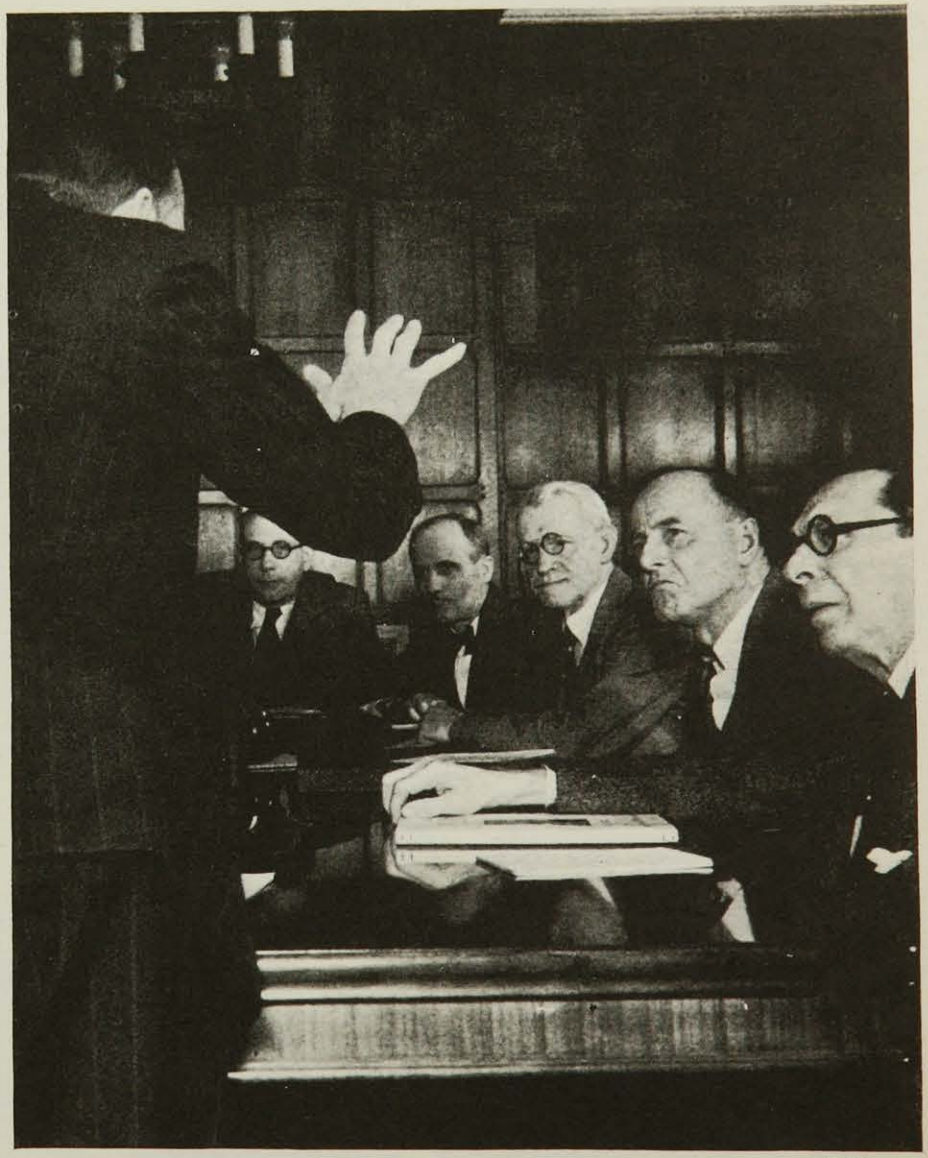
Soziologisch gesprochen, ist Amerika daran, ein Land von Pensionären, von Rentiers und Kleinbürgern, wie etwa Frankreich, zu werden. Eine ganz neue Schicht wächst auf, die auf dem Boden der Pioniere, der Selbstarbeiter nicht vorkam. Der letzte kalifornische „boom", der seit dem Kriege jährlich hunderttausend Menschen nach *Los Angeles* gezogen hat, ist kein Phänomen sozialer Jugend, ganz im Gegenteil. Nur vielleicht *Texas* und *Oklahoma* entwickeln sich noch schnell, ähnlich wie die Städte des vorigen Jahrhunderts „gleich Pilzen" aus dem Boden schießend. Jene kalifornischen Einwanderer sind keine Urwaldfäller, es sind schlichte Landleute und Ladenbesitzer aus dem mittleren Westen, die das ihre zurückgelegt haben und jetzt ihre alten Knochen an der Sonne des Südens wärmen wollen. Immerhin ist dieses Los Angeles mit seinen Kinos und seinem Petroleum noch ein aufstrebender Bezirk. Die alten Industriestädte des Ostens aber sind alle verkalkt, unheilbar dekadent geworden. Ganz *Neuengland* ist derart krank, vielleicht mehr als das alte England selber, — und beide leiden an den gleichen Übeln: Überalterung des Personals, Routine, Entferntsein von den Rohstoffen, und Wettbewerb einer jungen Industrie. Die Bezirke von Boston, Lowell, Fall Rives, New Bedford, einst mächtige Textilzentren, sind seit nahezu zehn Jahren hinsterbende Städte. Ihre Fabriken sind in den Süden abgewandert, wo die Arbeitskraft billiger ist. Mit ihren sechs bis sieben Stockwerke hohen schweigenden Ruinen, mit den geschlossenen Läden, den Erwerbslosen in ihren Straßen sind sie ein trauriges Schaustück für den Fremden. Mit ihnen verglichen, ist Lancashire von einer geradezu wunderbaren Lebenskraft.

Und die, angeblich unermeßlichen, *Naturschätze?* Der neue Sieg der Vereinigten Staaten über England war großenteils ein *Sieg des Öls über die Kohle.* In fünfzehn Jahren aber wird das Petroleum zu versiegen beginnen, und damit wird ein riesiges Stück Mauer aus dem amerikanischen Bau ausbrechen. Was wird dann der Kapitalismus dort anfangen? Was hat er denn bis jetzt angefangen? Er hat sich die Kontrolle über die Quellen von Mexiko und Venezuela gesichert, er wird dann im Inland die eingeführten Rohstoffe zu neuer Ausfuhr veredeln. Er wird seine Interessensphären schützen durch die zweitgrößte Kriegsflotte der Welt. Er wird, mit einem Wort, das tun, was England vor ihm gemacht hat! Vor fünfzig Jahren machten die gesamten gewerblichen Erzeugnisse der Ver-

Gegenüber: Brücke über den Chicago-Fluß (Photo Dr. Richter)

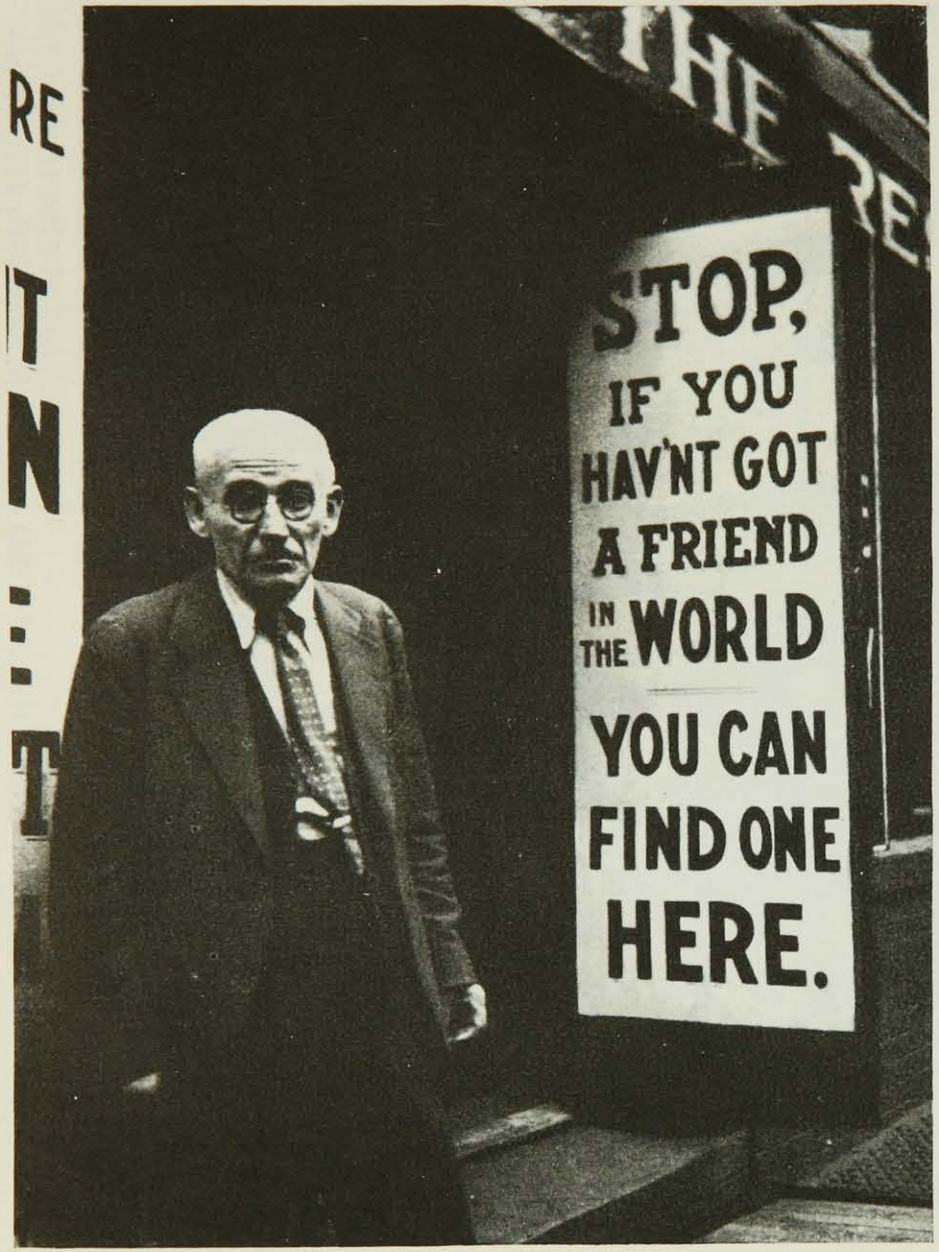
Casparius

Berufsschachspieler



Galloway

Aufsichtsratssitzung



Casparius

Kirchen-Reklame

Associated Press

Früher Schönheitskönigin, jetzt Evangelistin

Dr. Block

Fifth Avenue

einigten Staaten, Halbprodukte und Fertigwaren, nur ein Fünftel des Exportes aus, vor zehn Jahren fast die Hälfte, heute aber schon nahezu zwei Drittel. Gewiß bleibt die Union noch auf lange hinaus der große Weltproduzent in einigen, unentbehrlichen, Rohstoffen. Gegen die anderen aber, und auch auf dem Kapitalmarkt, sind sie heute bereits in der Defensive, die Konkurrenz der neuen Länder bestehen sie schlecht. So lohnt sich die Getreideausfuhr nicht mehr zu den Preisen, mit denen Rußland, Kanada und Argentinien den Markt beherrschen. Was aber wird erst geschehen, wenn alle diese Länder nun ihrerseits sich eine große Industrie geschaffen haben werden?

Dann weiterhin: Der *Klassenkampf* ist keineswegs zu Ende, auch in den Vereinigten Staaten nicht. Diese schienen nur darum das Land des sozialen Friedens, weil sie unter einer Diktatur des Unternehmertums standen, einer Diktatur, die väterlich ausgeübt wurde, wenn das ging, und notfalls mit Gewalt, in jedem Falle also absolut war. Die *Antialkohol-Gesetzgebung* ist gleichfalls nur eine Auswirkung dieser Unternehmerdiktatur: Der Arbeiter soll seinen Lohn nicht vertrinken, sondern in gewerbliche Erzeugnisse umsetzen. „Man kümmert sich heute nur noch wenig darum, ob das Trinken sündhaft ist oder nicht, oder ob der Zusatz-Artikel 18 (zur Verfassung) ein Schlag gegen die Freiheit der Person ist . . . Heute geht die allgemeine, wenn auch selten offen ausgesprochene Meinung dahin, daß sich die wirkliche Freiheit nicht auf Gesetze und Einrichtungen, sondern ganz allein auf die Erzeugung und Verteilung des Volksvermögens gründet. Wer mittellos ist, ist niemals frei. Darum hat die sogenannte Freiheit gar keinen Wert, wo sie zur Armut führt." Diese zynischen Worte schreibt Samuel *Crowther* in seinem Buch „Prohibition und Prosperity". Crowther ist, wie in Europa wenig bekannt, Mitarbeiter an den Büchern Fords gewesen!

Immerhin war, von Dingen wie dem Fall Sacco-Vanzetti abgesehen, die Flamme des Klassenkampfes in Amerika recht niedergebrannt; die letzten zwei Jahre haben sie langsam aufflammen lassen. Trotz Hoovers Lehre von den „hohen Löhnen" und seinen sonstigen Anstrengungen hat sich das Unternehmertum gegen die Arbeiterschaft gewendet und die Löhne durchgängig um 10—15 vH und mehr gekürzt. Die Arbeiter sind daraufhin nicht still geblieben. Das alte Ansehen des Gewerkschaftsbundes, der „American Federation of Labour", ist fühlbar gesunken, die Partei der Sozialisten — unter der sehr gemäßigten Führung von Norman Thomas — macht Fortschritte; man redet, zum erstenmal in Amerika, von einer kommunistischen Gefahr. Diese ist freilich bis jetzt gering. Doch hat New York einige sehr bewegte Maifeiern erlebt, die von 1930 besonders, bei welchem Anlaß verzweifelte Massen Erwerbsloser alle Gegenmaßnahmen überrannt haben. New York ist, zusammen mit Chicago, das Zentrum der revolutionären Bewegungen; die Gewerkschaften der Konfektionsbranche — der wichtigsten in New York — waren eine Zeitlang bolschewistisch. Auch in Detroit haben die „Roten" die Straße beherrscht, zwanzigtausend Menschen auf die Beine gebracht, zahlreiche Meetings veranstaltet.

Wie dem auch sei, ich sehe — und das ist die erschütterndste Lehre der Krise — das völlige Versagen des demokratischen Individualismus. *Jeder für sich!* — so lautete die Devise Amerikas. Sie war das Erbteil jener Geschlechter, die zwanzig Kilometer entfernt von dem letzten Bauernhof, die Bäume des Urwalds schlugen. „Jeder für sich" — und *Gott für alle;* es gibt ja zweihundert christliche Konfessionen und, z. B. in Philadelphia, 10000 Kirchen und Beethäuser. Haben diese in der Krise standgehalten?

Die Wirtschaftsführer, die ganze Öffentlichkeit haben zweifellos die Sache nicht heraufkommen sehen und noch weniger begriffen; sie haben die Hände

in den Schoß gelegt, sich über alles erhaben gefühlt. Ich will nicht sagen, andere Leute hätten unbedingt besseres geleistet, schlechter aber konnte man wohl überhaupt nicht vorbereitet sein. Während zweier langer Jahre hat sich *Hoover* ganz unfähig gezeigt, irgendeinen der Krise angemessenen Plan hervorzubringen, er hat nicht einmal einzelnes zu bessern versucht. Das einjährige Weltmoratorium war eine Maßnahme für den kurzsichtigen Augenblick. Und jetzt versucht man es mit einer Art geregelter Inflation, wo doch die Inflation an alledem schuld ist! Noch hat man nichts Ernsthaftes gegen die Erwerbslosigkeit unternommen; die, überhaupt minimale, Arbeiterschutz-Gesetzgebung Amerikas hat versagt. Die Union selbst lehnt jede Intervention ab, man überläßt die Sache den Anstalten, den Kirchen, freiwilligen Beiträgen, der Volksspeisung. Welch ein Einfall war das zum Beispiel — von überwältigender Komik, wenn solche Dinge komisch wären —, die Erwerbslosen Obst oder Gemüse auf der Straße frei verkaufen zu lassen! Man hat gar keinen Plan, gar kein allgemeines Programm. Man klammert sich an den Glauben, daß es schon wieder Beschäftigung geben wird, sehr bald und dauernd, und für alle! Der grandiose Optimismus ist von der Art der autosuggestiven Vorschriften Coués. Die bezahlten Broschürenschreiber, die offizielle Nationalökonomie und soundso viele andere Leute wiederholen täglich, schon zwei Jahre lang, daß „die Prosperity plötzlich wie der Wind umschlagen, also wiederkommen, wird." Defaitismus ist verfemt. Man versucht dem Bürger einzureden, gesteigerter Konsum sei jetzt höchste patriotische Pflicht, damit das Geld wieder in Umlauf kommt — während doch die Krise zum großen Teil die Folge der Verschwendung ist. Ich erinnere mich der lärmenden Losung „*Kaufe jetzt!*" mit der man zwei Jahre lang den Konsum am Leben erhalten wollte. Ebenso wurde ganz ernsthaft zur Hebung der Autoindustrie das Schlagwort ausgegeben: *Für jede Familie zwei Autos.* Ein „Volkswirt" schlug vor, alle gebrauchten Wagen gestaffelt zu besteuern, worauf die Autobesitzer sie nach wenigen Jahren abstoßen würden, auch solle man den Eintritt fremder Reisewagen und alle Gelegenheitskäufe verbieten. Dies war in keinem Witzblatt und keiner humoristischen Sonntagsbeilage zu lesen, sondern in der offiziösen Wochenschrift „The Nation's Business", im Frühjahr 1931.

Merkwürdigerweise gibt es dennoch Leute, die sich damit nicht zufrieden geben, Leute, die einzusehen beginnen, daß heutzutage auch der begeistertste Gesamtwille zum Scheitern verurteilt ist ohne einen festen Plan, mit einem Wort, daß die Kultur heute nicht mehr Blindenpfade entlang tappen kann. Der ausgezeichneteste dieser planmäßigen Denker ist der Theoretiker *Stuart Chase.* Er fordert eine geordnete, betriebswissenschaftlich gleich einem großen Industriewerk geleitete Gesellschaft, eine Gesellschaft mit dem Ingenieur an der Spitze, dem „gefesselten Prometheus unserer Zeit", der nun endlich befreit werden muß! Dann darf nicht mehr der wüste Geschäftsmann die Wirtschaft *un*ordnen, die dann auch nicht länger die Tragödie der großen Verschwendung sein wird. „Unser Schiff darf nicht länger einen Motor des zwanzigsten Jahrhunderts in einem Rumpf aus dem achtzehnten aufweisen. Das Kreditsystem muß dem Fortschritt der Technik in allen Zweigen angepaßt werden. Das große ‚Laissez faire' muß aufhören. Wir müssen unsere ökonomischen Mißbräuche revidieren. Wohin dies führen wird, weiß ich nicht, und das weiß auch kein anderer. Es ist dieses aber die Aufgabe unserer Zeit. Sie fordert ein solches Denken, ein Denken, das in einen Wolkenkratzer von tausend Fuß Höhe hineinpaßt. Wir brauchen den Aufschwung einer geradlinigen Energie, klare Strömungen, Werkstätten von dem Ernst der Kathedralen, und einen Feldzug gegen allen Schmutz, gegen Elend und Verzweiflung."

Vorurteile gegen Amerika

Von

Julien Green

Als ich nach Amerika ging, geschah es mit allen Vorurteilen des Europäers: Ich dachte dort eine Rasse zu finden, die vor allem um ihr materielles Wohl besorgt wäre und sich der ganzen Literatur, der ganzen Malerei, der ganzen Musik gegenüber einigermaßen gleichgültig verhielte. Aber was ich den Amerikanern vor allem vorwarf, war, wie man in Frankreich sagt, ihre junge Rasse. In dem Übermaß ihrer Gesundheit lag etwas, das mich erbitterte, und ich haßte ihre gute Laune.

Aber was fand ich in Amerika? Beginnen wir mit dem wichtigsten: der Religion — ein Ausdruck, den ich in einem sehr weiten Sinn gebrauche. Unter den Amerikanern, denen ich begegnen durfte, habe ich nicht einen gefunden, den das Thema des seelischen Schicksals gleichgültig gelassen hätte. Ich will nicht sagen, daß sie alle an die menschlichen Ziele im Sinn des Katechismus glauben, noch daß sie sich für die Seele in derselben Weise und im selben Grad interessieren. Im allgemeinen werden die, die am weitesten von diesen Dingen entfernt scheinen, unmittelbarer von ihnen angezogen als die andern. Das Laster ist an der Oberfläche; in ihrem Innersten haben sie etwas Unangreifbares; das erklärt die Harmlosigkeit vieler von ihnen, selbst im fortgeschrittenen Alter.

Der Vorwurf, daß sie eine „junge, allzu gesunde Rasse" seien, ist ebenfalls ein Vorurteil. Man betrachte ihre Literatur. Sie besitzt nur einen sehr großen Schriftsteller: *Poe*, und das ist ein Schriftsteller der Dekadenz. *Hawthorne*, in anderer Art, ist fast ebenso morbid. *Emerson* ist der Philosoph der gelassenen Verzweiflung. *Whitman* —, ja, hat er sich durchgesetzt? Der amerikanischen Seele liegt eine große Traurigkeit zugrund, von der man sich in Europa gar keine Vorstellung macht. Die Sorglosigkeit ist nicht amerikanischer Herkunft. Das Leben präsentiert sich ihnen unter dem Gesichtspunkt einer Tragödie. Sie machen den Eindruck einer Rasse, deren Vergangenheit sie zu sehr drückt. Was täuscht, ist ihr körperliches Aussehen, ihre Liebe zum Sport, aber das sitzt nur an der Oberfläche . . . *(Aus einem Gespräch mit Frédéric Lefèvre, deutsch von Cyril Malo)*

„Summarische Antwort"

Die Veröffentlichung dieses Textes im Heft 5 (Seite 309) hat verschiedene Zeitungen zu Angriffen veranlaßt, in denen behauptet wurde, Herr Kardinal Faulhaber hätte diese summarische Antwort als Beitrag für den Querschnitt geschrieben. Wir haben bereits im Heft 7 (Seite 513) darauf hingewiesen, daß es sich — was schon aus dem Inhalt der Veröffentlichung hervorgeht — um den Text einer Drucksache handelt, die Herr Kardinal Faulhaber auf die vielen bei ihm einlaufenden Bittgesuche versendet, die er nicht einzeln beantworten kann, und daß wir uns wegen des Nachdrucks dieses Textes nicht ins Einvernehmen mit dem Verfasser gesetzt hatten. Wir bedauern, daß Herrn Kardinal Faulhaber durch diese Veröffentlichung Unannehmlichkeiten erwachsen sind. *Die Redaktion des Querschnitts*

Kastenwesen in Amerika

Von

Alva Johnston

Die Vereinigten Staaten stehen, was Ahnenverehrung und Verschlungenheit des Kastenwesens anlangt, an erster Stelle unter allen westlichen Völkern. In diesem Lande entwickelte sich Genealogie zum ersten Male zu einer wichtigen Industrie. In Europa mögen die Aristokratien zusammenbrechen; hier organisieren sich die „Söhne", „Töchter", „Nachfahren", „Sprößlinge" und „Damen" zum ersten Male in großem Maßstabe. Ihr unmittelbarer Zweck ist, der „Roten Gefahr" zu begegnen. Die „Mayflower-Jungen", die „Ur-Urenkel der Gouverneure aus der Kolonialzeit", die „Cincinnatusse", die „Holländischen Damen", die „Söhne der amerikanischen Revolution", die „Töchter der amerikanischen Revolution" und Dutzende anderer Nachfahrenverbände halten wütende antikommunistische Versammlungen in den großen Städten ab. Zum erstenmal haben sich hier Gruppen mit Stammbaum zu einem großen politischen Block zusammenzutun versucht.

Für einen Halfcast-Amerikaner ist die Teilnahme an einer dieser antiroten Versammlungen höchst aufschlußreich; er sieht die Nachfahren unter ihren zahllosen Bannern aufmarschieren, mit ihren Rosetten, Bändern, Busennadeln, Knöpfen, Broschen und anderen Erkennungszeichen; er hört den abgetönten Applaus empörter Fingerspitzen, wenn die Redner es Stalin geben und Amerikas Gleichgültigkeit gegenüber dem roten Terror geißeln. Solange die Nachfahren von ihrem Feldzug gegen die Roten vollauf in Anspruch genommen sind, kann das Land vor den Roten wie vor den Nachfahren ruhig schlafen.

In der Aristokratie der Vereinigten Staaten gibt es drei Hauptgruppen: erstens lokale Aristokratien, hervorblühend aus dem langen Aufenthalt zahlungsfähiger Familien an ein und demselben Orte; zweitens Berufsaristokratien; und drittens nationale Aristokratien, gegründet auf die Abstammung von Leuten, die in den Kolonialzeiten oder während der Revolution eine Rolle spielten. Zur Entstehung einer alten Familie braucht es nicht viel Zeit. Es gibt alte Familien in Hollywood und wahrscheinlich sogar schon in Muscle Shoals, der Stadt an dem im Entstehen begriffenen Riesenwasserwerk. Die Vor-Petroleum-Familien haben in Tulsa, Oklahoma den unbestrittenen Vortritt vor den Nach-Petroleum-Familien. Das große Feuer von 1861 scheidet Weizen von Spreu in Chicago. In Teilen des Mormonenstaates Utah stehen Söhne und Töchter aus Vielweiberehen über Sprößlingen monogamer Familien. Ähnliche Kasteneinteilungsprinzipien findet man überall. Die Nachfahren der Mayflower-Abkömmlinge beonkeln die Mitglieder der Gesellschaft der Cincinnatusse, Abkömmlinge eines Offiziersordens aus dem Revolutionskrieg; diese dürfen freilich ihrerseits auf die Söhne der Amerikanischen Revolution herabblicken; die guten alten Familien, in deren Adern altes Kansasblut fließt, sehen die kleinen Leute, die nach der Großen Heuschreckenplage kamen, über die Achsel an.

Die alten Familien, und seien sie bloß zwanzig oder dreißig Jahre alt, bilden die solideste, dauerhafteste Art von Kaste. Berufsaristokratien steigen und fallen.

(The New Yorker)

Das Mädchen, das nur fünf Minuten bleiben wollte

Vornehme Fremde, die unser Land bereisen, werden gewöhnlich von Angehörigen der Patentmedizin-Kaste eingeladen; aber das Prestige der großen Gesundwurzel-, Pflanzensaft-, Schlangenöl- und Leberpillengeschlechter ist, zum Teil infolge des Aufschwunges der großen Drogentrusts, im Verblassen begriffen. In kleineren Städten war der Grossist der Feudalherr, und die Detaillisten waren gesellschaftlich und wirtschaftlich seine Vasallen; aber beide Stände sind nun durch die Kettenläden zum Aussterben verurteilt. Anderseits bilden die berühmten Bierbrauer- und Spritbrennerfamilien, trotz der Nachkriegsschicksale dieser Industrien, noch immer eine vornehme Kaste.

Die Schwäche der dritten Form von Aristokratie, die ihren Anspruch auf ihre Abstammung aus den Kolonialzeiten herleitet, besteht in ihrer Tendenz, sich in Unteraristokratien zu zersplittern, die sich wegen des Rechts auf den höheren Adel in den Haaren liegen. Die Kolonialdamen zerfallen in zwei Gruppen, deren beide etwas hochnäsig auf die D. A. R. herabsehen, die Töchter der Amerikanischen Revolution. Die Nachfahren der frühen Kolonialgouverneure dünken sich etwas Besseres als die Nachfahren der späten Kolonialgouverneure usw. Bis vor kurzem haben die Meinungsunterschiede hinsichtlich der feineren Nuancen von

Ahnenverdienst diese Organisation daran verhindert, ihren vereinigten Einfluß in Angelegenheiten, die die ganze Nation betrafen, einzusetzen.

In den größeren Städten ist das Kastenwesen darüber hinaus noch kompliziert durch religiöse und Rassenfaktoren und durch ehelich erworbene Titel aus Europa und den Uferstaaten des Schwarzen Meeres. In der amerikanischen Kolonie von New York City ist die Lage überaus verwickelt. Nur ein kleiner Bruchteil der New Yorker Familien lebt seit längerer Zeit in NewYork City. Seit drei Jahrhunderten zeigen die älteren Bewohner dieser Stadt die Tendenz, auszuwandern, wenn neue Einwandererwellen eintreffen, und so war das Gesellschaftsleben der Stadt immer einem stetigen Wandel unterworfen. Ward McAllister versuchte, die New Yorker Aristokratie zu stabilisieren, aber seine „400" hielten bloß eine Saison vor. Weiland Oberst Mann von den weiland „Town Topics", in seiner Glanzzeit ein Northcliffe des Gesellschaftsjournalismus, versuchte eine feste Aristokratie zu begründen aus denjenigen, die ihm Geld liehen und es nicht zurückhaben wollten. Später verlieh ein Gesellschaftsmagazin adelige Geburt denen, die ihm für mindestens tausend Mark Aktien abkauften. „Social Register" ist das Stammbuch der Gentry, aber leider wird es bald so umfangreich sein wie der Postversandkatalog von Sears-Roebuck; es droht nachgerade, Aristokratie für jedermann zu liefern. Trotz der Umschichtung, welche die Bevölkerung Jahrzehnt um Jahrzehnt erfährt, gibt es noch immer eine erhebliche Oberklasse in New York. Jawohl, es gibt auf dem Felsen von Manhattan Familien, die seit zwei Jahrhunderten in jeder Generation Geld geheiratet haben. Sie führten schon zur Zeit König Wilhelms und Königin Marys Pelzjägergeld an den Altar und heirateten seither Piraten-, Sklavenhandel-, Walfischtran-, Eisenbahn-, Gold-, Silber-, Kohle-, Kupfer-, Elektro-, Auto- und Petroleumgeld mit schönem Erfolg. Vergeblich häuft der Westen, der Mittelwesten usw. Geld an, New York wird es früher oder später ja doch erheiraten. Wie ungerecht die Anklage gegen Wallstreet auch sein mag, das Land bis zum Weißbluten auszusaugen, so gerecht wird sie, wenn sie gegen den Altar der St. Thomas-Kirche erhoben wird.

Der kräftigste Anstoß zu genealogischen Forschungen kommt aus dem Mittleren und Fernen Westen. Die Pioniervorfahren der Leute dort haben oft die Spur ihrer Vettern von der Atlantischen Küste verloren. Das natürliche Interesse an diesem Gegenstand, gefördert durch das wachsende Prestige der genealogischen und patriotischen Gesellschaften, erklärt den Aufschwung der genealogischen Büchereien der Oststaaten und den erheblichen Absatz von Büchern über Genealogie und Familiengeschichte, der in dem letzten Jahre zu verzeichnen war. Genealogische Forschung wird besonders bei Personen in mittleren und älteren Jahren zur Leidenschaft. Wenn sie nicht zu ernst genommen wird, scheint sie eine prächtige Erholung zu sein. Immerhin ist sie mit gewissen Gefahren verbunden. Wenn der Ahnenjäger reichen Vorvätern auf die Spur kommt, wird er sich eines Tages fragen: „Was ist aus all dem Reichtum geworden?" und Prozesse anstrengen. Die irrsinnigen Prozesse um die Grundstücke der Trinity-Kirche in New York, um den Küstenbesitz bei St. Johns (Neufundland), um die Drake-, Blake-, Buchanan- und andere Güter waren undenkbar ohne den Sport der Genealogie.

Man erlebt übrigens mit seinenAhnen mitunter unangenehme Überraschungen. So glauben zum Beispiel Personen, die ein *Van* oder ein *Van der* in ihrem Namen

Vilma Kihs

— Wenn Du so ergriffen zuhörst, glauben die Leute, wir sind bankrott.

haben, von adeligen Holländern abzustammen. Aber diese Partikeln bedeuten meistens nur, daß der holländische Ahn so niederen Standes war, daß er nicht einmal einen Familiennamen hatte. Als die Engländer New Amsterdam übernahmen, hatten dort die vielen Jans, Henriks und Willems oft keinen Zunamen. Allein die ordentlichen Engländer bestanden darauf, daß jeder Mensch mindestens zwei Namen haben müsse, und so nannten sich dann die Holländer nach ihrem Beruf oder ihren Herkunftsstädten. Die Einwanderer aus Hoorn, Doorn, Wyk, Winkle wurden die van Hoorn, van Doorn, van Wyk, van Winkle. Aus dem Schornsteinfeger Peter wurde Pieter de Schoorsteenveger. Ehrsame Ahnenjäger standen eines Tages staunend vor dem „scharlachroten Buchstaben" (dem Anfangsbuchstaben des Wortes *Adultery* = Ehebruch, den die Heldin von Hawthornes berühmtem Roman „The Scarlet Letter" schandenhalber am Kleide tragen muß, weil sie nicht sagen will, wer der Vater ihres Kindes ist). Dieser Buchstabe ist in Neuenglands Matrikeln sehr häufig und gab zu abfälligen Bemerkungen über das Geschlechtsleben der Puritaner Anlaß. Nach Charles Arthur Hoppin be-

gingen die Puritaner nicht mehr als die Durchschnittszahl von Fehltritten, sie führten bloß ihre Matrikeln ordentlicher als die anderen Kolonisten. Unkenntnis der biologischen Gesetze verleitete (immer nach Mr. Hoppin) die Puritaner dazu, ihren erstgeborenen Kindern unrecht zu tun. Wenn ein Puritaner im Juni heiratete, so wurde das Familienereignis für den März erwartet, trat es im Februar oder im Januar ein, war es ein Skandal. Die Puritaner glaubten nicht an Sieben- oder Achtmonatskinder, und Eltern, die solche in die Welt gesetzt hatten, wurden in Buße genommen. Die Gerichtshöfe der Puritaner faßten den Begriff des Ehebruchs sehr weit; der Schulfall ist der eines gewissen John Underhill, der 1638 wegen Ehebruchs in Boston verurteilt wurde, weil er eine Mistress Wilbore öffentlich angeglotzt habe, nachdem er zugegeben hatte, von ihren „zeitlichen Reizen" dazu verführt worden zu sein.

Für eine Familie, die über eine noch so vage Überlieferung glorreicher Abstammung verfügt, ist es sicherer, auf dieser Tradition zu bestehen und die Matrikel links liegen zu lassen. Legionen von Amerikanern sind überzeugt, ihre Ahnen hätten jenseits des großen Teichs Wappen und Schlösser mit Burggraben, Hirschjagden, glücklichen Pächtern und treuen Knechten besessen. Das ist meistens ein Irrtum. Hunderte Familien führen Wappen aus der Kolonialzeit; aber, wo es Schildermaler gibt, da gibt es auch Wappen. Fünf Jahre bevor er die Unabhängigkeitserklärung unterschrieb, bat Thomas Jefferson seinen Londoner Vertreter, nachzuforschen, ob es dort ein Jefferson-Wappen gäbe; wenn nicht, schrieb er, würde er sich eins von irgendwoher beschaffen.

Soldaten und Staatsmänner, Unterfertiger der Unabhängigkeitserklärung und Mitbürger von historischem Verdienst gelten gewöhnlich für die wünschenswertesten Ahnen; aber der Geschmack zeigt in diesem Punkt oft eigentümliche Verirrungen. Heute sind auch Piraten, Pfarrer, Hexen, Indianerhäuptlinge, Richter, Schmuggler und Kapitäne von Sklavenschiffen als Ahnen gesucht. William Childs, der Herr der großen Restaurantkette, versuchte einmal, einer Aktionärversammlung Schrecken einzujagen, indem er ihr zuschrie, zwei seiner Ahnen seien Piraten gewesen! Ein großer Stern der Genealogischen und Biographischen Gesellschaft von New York ist eine Dame, die einerseits mit der letzten Hexe von Connecticut, anderseits mit einem Freibeuter von New York zusammenhängt. Vielleicht das zahlreichste und stolzeste Nachfahrengeschlecht der Vereinigten Staaten besteht aus den Abkömmlingen der Tryn Jonas; diese Trine aber war eine der ersten berufsmäßigen Hebammen der Neuen Welt; sie war die Mutter von Anneke Jans, die vor 275 Jahren die tiefer gelegene Hälfte des Manhattanfelsens besessen hatte und deren Abkömmlinge noch immer ganze Advokatenstämme mit faulen Prozessen nähren.

Amerikanische Stammbäume werden heute nicht in großem Maßstab gefälscht, erzählen uns unsere Genealogen, da das ganze Stammbaumgeschäft in den letzten zwanzig Jahren so gründlich systematisiert wurde, daß die Entdeckung eines falschen Pedigrees eine verhältnismäßig einfache Sache geworden ist. Man sagt, daß es beinahe unmöglich ist, mit gefälschten Dokumenten in unsere wohletablierte Gesellschaft von Nachfahren einzubrechen. Parvenu-Snobismus und historischer Sinn tragen gleicherweise zur heutigen starken Nachfrage in Genealogie bei.

Dr. Erich Salomon

Amerikanische Aristokratie

Das Heim eines Neger-Professors

Photos Käte Wittkower

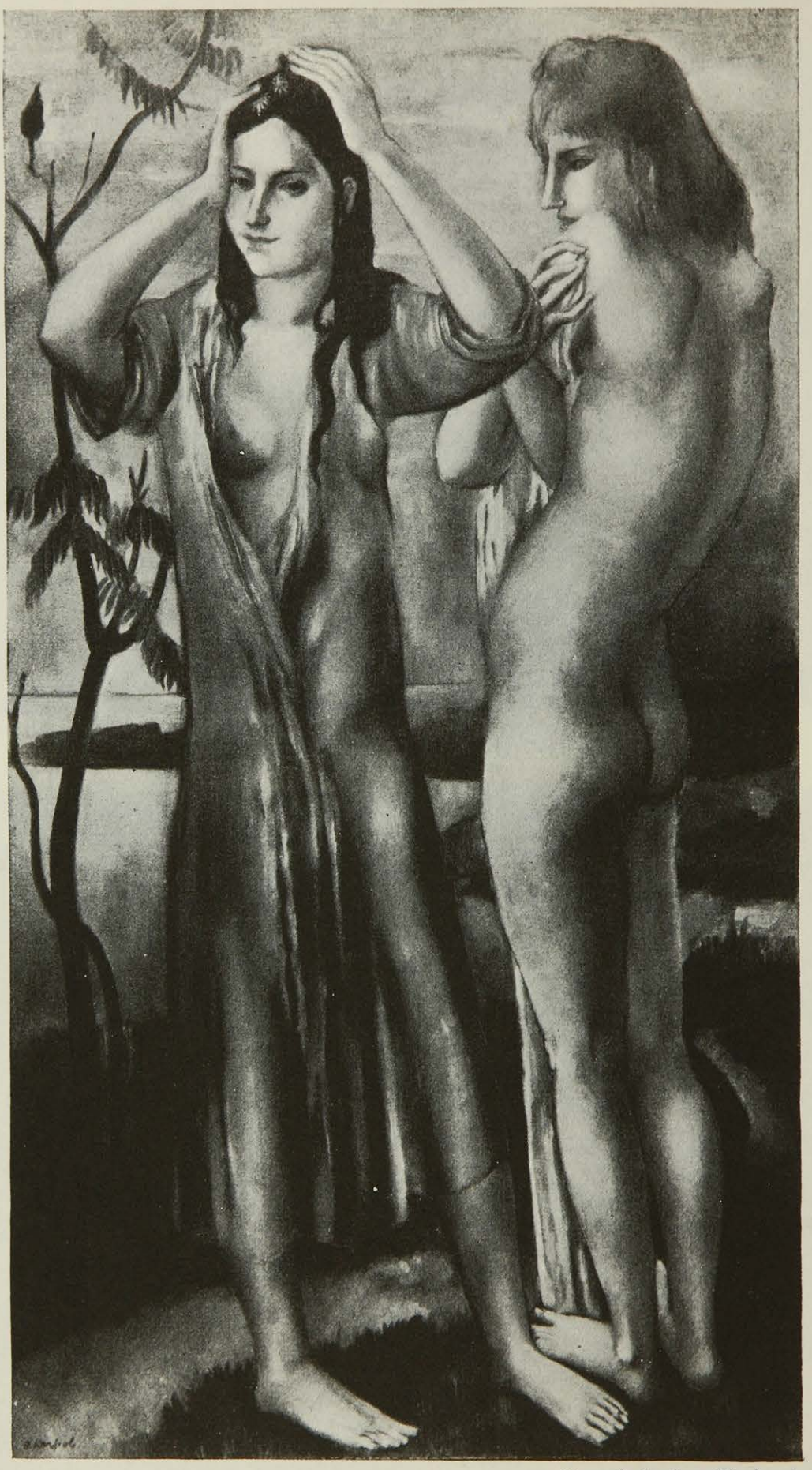
Ballsaal mit Orgel im Haus des Millionärs

Associated Press

Eine Urenkelin des George Washington

Galloway

Das Hunde-Coupé



Carnegie-Institut, Pittsburgh

Bernard Karfiol, Mädchen (Oel)

Amerikas Angst vor den Kommunisten

Von

Theodor Dreiser

Diese politische Richtung auszusperren, bedeutet für Amerika — oder würde bedeuten — eine dauernde und in den U.S.A. unerhörte Ausschließung einer bestimmten politischen Gesinnung. Gleichwohl werden die Kommunisten von entscheidenden gesetzgebenden Faktoren als unerwünschte Leute bezeichnet, wie früher die Anarchisten der Tat. Ich bestreite jedoch, daß Anhänger eines so radikalen politischen Denkens, einer so außerordentlich logischen, genauen und ins einzelne gehenden Analyse wie der des „Kapitals" von Marx für Amerika wirklich nicht wünschenswert seien. Ich für meinen Teil würde im Gegenteil den Vereinigten Staaten unter allen Umständen eine mächtige dritte Partei wünschen.

Wenn nun aber Amerika eine solche politische Analyse illegal macht, so glaube ich — aus meiner jahrelangen Beobachtung der politischen Öde und Monotonie dieses Landes —, daß aus solchem Verbot nur Schaden entstehen kann. Denn bis jetzt haben wir hier in den U. S. A. nie etwas anderes zu hören bekommen als entweder das patriotische Geschrei der „Republikaner" mit ihrer *prosperity* oder aber das hysterische Gekreisch der Demokraten über *Korruption*. Das Niveau dieser beiden Parteien ist so sehr gesunken, daß gegenwärtig eine grundsätzliche Erörterung sozialer und staatlicher Fragen von irgendeinem allgemeinen Standpunkt geradezu unmöglich ist.

Die Massen nehmen diesen Zustand hin, wenn auch mürrisch. Für sie ist jede dritte politische Anschauung von vornherein revolutionär und aufrührerisch, und ihre Anhänger werden als „*Rote*" und als *unmoralische Menschen* gebrandmarkt.

Der bekannte Untersuchungsausschuß des Deputierten Fish — dessen Weisheit schon im Fall des Einfuhrverbots von ganz Amerika und Europa bewundert worden ist — hat geradezu den Antrag gestellt, daß künftig bloße politische Anschauungen einen Ausweisungsgrund bilden sollen. Bisher fragte man nur nach Subsistenzmitteln, nach dem Zweck des Aufenthaltes; künftig aber sollen alle diese sachlichen Erörterungen nicht mehr allein gelten. Wer kommunistisch gesinnt ist, der soll die Tür nach Amerika verschlossen finden; das ist nicht nur eine törichte Einstellung, es ist auch eine Schwächung der künftigen geistigen Substanz des Landes.

Braucht Amerika wirklich keine dritte (und zwar keine sozialistische) Partei? Was würde geschehen, wenn der Sozialismus so stark würde, daß er alle wichtigen Stellen im Staat besetzen könnte? Dann würde, schlimmstenfalls, das in der Industrie investierte Kapital in die Hände der gesamten Bevölkerung gelangen. Während zur Zeit nicht einmal ein Prozent des Wohlstandes den Arbeitern und Angestellten zugute kommt. Diesen letzteren Zustand wollen jedoch die Regierenden in den einzelnen Staaten erhalten, auf Grund ihrer Überzeugung — oder auch der Überzeugung derjenigen, denen sie ihre Stellen verdanken.

Nach kommunistischer Auffassung soll bekanntlich die Diktatur der Arbeit dazu dienen, die Diktatur des Besitzes zu überwinden. Ich will nun zunächst annehmen — oder darf ich es nicht? —, die Regierung der Vereinigten Staaten sei eine solche Diktatur des Besitzes. Dann darf ich immerhin auch feststellen, daß die Arbeiterschaft die Mehrzahl der Staatsbürger ausmacht. Wie steht es nun aber mit der Arbeiterschaft in den U. S. A.? Ist diese nicht tatsächlich einer jeden Ausübung ihrer Bürgerrechte beraubt? Erstens, weil sie diese ihre Rechte nicht kennt, und zweitens, weil zu deren Durchsetzung Zeit und Geld und Macht gehören. Die Politiker aber und auch die Richter — die Legislative also wie die Exekutive — sind in Amerika ausschließlich *Besitzende* oder Männer von der Gesinnung der Besitzenden. Ich will

ihre persönliche Unantastbarkeit nicht erörtern, daß sie aber durch Geburt und Stellung zu den Besitzenden gehören, wird niemand bestreiten.

Hat also unter solchen Umständen der Kommunismus bei uns irgendwelche Aussichten? Zunächst fehlt in Amerika durchaus das „Klassenbewußtsein". Ein solches findet sich nur gelegentlich in Niedergangszeiten oder eben bei den Kommunisten; für gewöhnlich aber vergißt das Volk über seinen beliebten Tagesunterhaltungen, Kino, Radio und Autobus-Ausflug, rasch und leicht seine größeren Sorgen. Man nehme dazu die bewußte Tendenz des Besitzes, die Arbeiterschaft in Hunderte von Fach-Organisationen zu spalten, mit ganz oberflächlichen Zielen, die Hunderttausende von Arbeitern beschäftigen. Und auch noch die immer wiederholte Einhämmerung, durch die Presse, die Illustrierte, das Radio, das Kino, durch Schlagworte und Tatsachen, die beweisen sollen, wie vollkommen der Zustand der Menschheit unter der Herrschaft des Kapitalismus ist.

Man sieht also: das alles ist nicht so leicht zu beseitigen. Kein Schimmer der wirklichen Lage erhellt für gewöhnlich diese politische Nacht. Die Massen sind fast durchwegs närrisch, beschäftigt mit Fußball, mit Baseball, und zu allem bereit, wovon schon die Rede war. Man unterhalte sich einmal in voller Ruhe und Übereinstimmung mit irgendeiner Gruppe, die irgendwo Schlange steht. Alles ist in Ordnung, solange nicht jemand das Wort *Kommunist* vorbringt. Dann werden sie sogleich alle, wie sie da anstehen, aus der Reihe treten und den Kommunisten „verfolgen". Denn der Durchschnittsamerikaner ist so verbohrt und verschlossen gegen jeden ungewohnten Gedankengang, daß schon der bloße Begriff des *Kommunismus*, das Wort allein, allen seinen Erwägungen ein Ende bereitet. Es bedeutet für ihn Untergang, Sünde und Hölle, Verlust der Stellung, allgemeinen Umsturz, Verzweiflung und jedes erdenkliche Übel.

Die alte sozialistische Partei der U. S. A., voreinst streitbar und sogar mächtig in einzelnen Gebieten der Staaten, ist seit langem gespalten und kraftlos geworden. Nach dem Willen der Scharfmacher aber würde auch jedes Grundrecht der Verfassung verloren gehen, ebenso wie die Unverletzlichkeit des Privatlebens. Denn nach ihnen soll das Justizministerium gar besondere Mittel erhalten zur Durchführung eines Geheimdienstes über Namen, Persönlichkeit und Tätigkeit aller Radikalen im Lande! Eine schwarze Liste also, zunächst der Sozialisten, aber dann auch aller Denkenden überhaupt. Schon im verflossenen Jahr wurden dreimal mehr politische Prozesse vor den amerikanischen Gerichtshöfen verhandelt als zuvor, und dreiviertel von ihnen waren gegen Kommunisten gerichtet. Ich kenne Dutzende von Fällen aus Kalifornien, Pennsylvanien und sonst woher, wo Gefängnisstrafen von zwei bis zu vierzig Jahren ausgesprochen wurden gegen Leute, in deren Besitz kommunistische Schriften gefunden wurden, oder welche Versammlungen abgehalten hatten, in denen keinerlei Gewalttaten vorgefallen waren.

Unsere Leute denken eben, es wäre unmöglich, einen Kommunisten im Kongreß zu haben. Aber in Europa gibt es doch auch Kommunisten in Parlamenten und in autonomen Verwaltungsämtern. Haben denn diese Leute mit anderen Dingen zu tun, als in unseren Verwaltungen, und sind ihre Abgeordneten nicht auch Teil einer Legislative? Würden denn bei uns ihre Gesetze oder Gesetzesanträge anders behandelt werden müssen als die der jetzigen Kongreßmitglieder? Nach meiner Meinung ist die Verschiedenheit der Auffassung — in der gelegentlichen Zusammenarbeit mit mehreren Parteien wie etwa in England, Deutschland und Frankreich — nur von Nutzen. Ich behaupte: Das Ziel der Kommunisten ist das einer vollen Volksherrschaft, also einer bestimmten Regierungsform, nicht aber einer bloßen Zerstörung. Über diese Dinge zu diskutieren, ist gewiß verfassungsmäßig und darüber hinaus noch im politischen, im soziologischen und in jedem anderen Sinn — gesund.

Negerinnen vor Gericht

Von

Eleanor Rowland Wembridge

In den letzten vier Jahren machte ich die nähere Bekanntschaft von mindestens zweitausend Leuten, die Schwierigkeiten mit den Behörden hatten, darunter von mindestens fünfhundert Negern. Und diese Neger waren nun ganz anders, als ich es erwartet hatte. Ich war nicht darauf gefaßt, daß die armen Neger vor den Behörden und vor Gericht mit einer persönlichen Würde auftreten würden, wie sie die andern Armen nur selten aufzubringen imstande sind. Neger, so hörte ich immer, seien unterwürfig. Nun, ich habe nie ein Volk gesehen, das weniger unterwürfig als die Neger gewesen wäre. Meine Neger, die vor Gericht standen, waren Feldarbeiter, Erdarbeiter, Heizer, Aufwartefrauen usw., ungelernte Arbeiter im allgemeinen. Die meisten von ihnen hatten nicht einmal im Kino Gelegenheit, Eleganz zu lernen. Und trotzdem benahmen sie sich ohne Ausnahme mit einer Würde, die nicht einmal von einer Rüge des Gerichtshofes erschüttert werden konnte.

Sie fühlen sich nicht beengt, sie sind nicht aufgeregt, sie wimmern nicht, sie kriechen nicht, sie seufzen nicht, sie bitten nicht immerfort um Verzeihung. Sie betreten den Gerichtssaal und haben im Nu den richtigen Platz zum Stehen oder zum Sitzen gefunden. Sie haben ein ruhiges Gesicht, blicken mir, die ich als Fürsorgerin ihnen helfen soll, gerade ins Gesicht und warten, bis ich spreche. Der Prinz von Wales könnte sich vor Gericht nicht besser benehmen. Oft vergißt man ganz zu hören, was diese Neger sagen, so vorzüglich sagen sie es, so sehr ist man gefesselt von ihrer Art zu sprechen. Und dabei sind sie so schwer gehandikapt durch ihr seltsames Kostüm.

Wir weiße Frauen beziehen unser Selbstvertrauen beinahe ganz von unseren Kleidern. Wir treten sicher auf, wenn unsere Kleidung in Ordnung ist, wir sind gehemmt, ja, gedemütigt im falschen oder dürftigen Anzug. Eine weiße Frau, die vor Gericht als Kopfbedeckung nur ein Taschentuch hätte, wäre jedenfalls bestürzter über ihren armen Kopf als über ihre Sünden. Anders die Negerin.

In einem Harlekinkleid von bunten Lumpen, unter einem Hut, den sie offenbar aus einem Mülleimer gerettet hat, blickt sie wie die Königin von England in ihrer Toque. Ich habe nie eine Negerin gesehen, die sich wegen ihres Kostüms geschämt hätte. Mitunter sind alle möglichen Stile durch die weiblichen Mitglieder einer und derselben Negerfamilie vertreten; das junge Negermädchen ist gekleidet wie die übrigen Girls; aus nichts hat sie sich etwas zusammengeschneidert und sieht nun aus wie alle Welt; ihre Mutter macht es ebenso; ihre Großmutter trägt das hochgeschlossene schwarze Kleid aus der Zeit des Bürgerkrieges mit einem hohen weißen Kragen und einer goldenen Brosche; Urgroßmutter aber humpelt auf Krücken herbei, ihre gänzlich verschossene Bluse wird von einer großen Sicherheitsnadel zusammengehalten, ihre phantastische Haube von einem schmalen schwarzen Samtband. Aber, trotz Krücken und Sicherheitsnadel fühlt sich diese uralte Negerin keineswegs gehemmt oder gedemütigt. Im Gegenteil, Negergroßmutter und -urgroßmutter waren die einzigen ihres Familienranges,

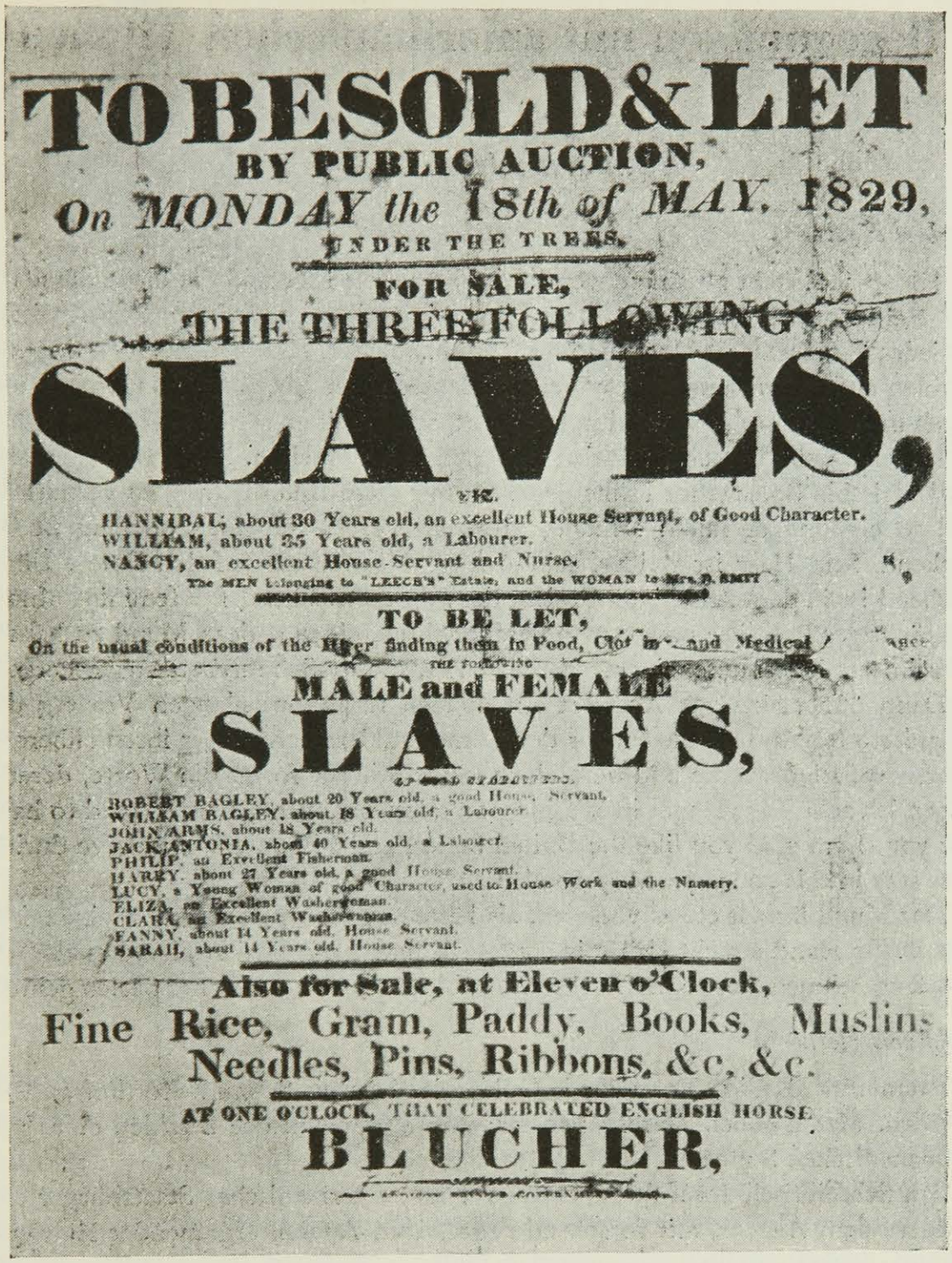
die ich je zu ihrem Rechte kommen sah. Sie sind noch Persönlichkeiten geblieben. Und das Merkwürdigste: die persönliche Würde dieser Negerangeklagten verträgt sich ausgezeichnet mit einem ausgeprägten *Sinn fürs Komische*. Möglich, daß auch die Angehörigen einiger unserer Einwandererrassen vor Gericht Komik entfalten, aber ihre Muttersprache ist nicht, wie die der Neger, das Englische, und so sind Neger die einzigen, die mich vor Gericht unter allen Umständen amüsieren. Im Auge einer Negerangeklagten flackert bei irgendeiner Wendung des Verhörs immer, und sei es noch so flüchtig, ein Funke Humor auf. Das Mädchen Sara erzählt mir in einem Atem, daß sie ihren Willie Jay ewig, ewig, ewig lieben werde, und daß sie ihn nicht riechen könne, und lacht dabei. Die Gabe, über sich selbst lachen zu können, entspringt derselben Quelle, aus der persönliche Würde kommt. Man schwebt damit gleichsam über der Situation.

Wenn eine Schlägerei zweier Weißen verhandelt wird, so können die Messerhelden ihre Leidenschaft auch vor Gericht nicht bezähmen. Zwei Neger, die aufeinander losgestochen haben, erörtern den Kampfverlauf ruhig und sachlich vor Gericht, was sie übrigens nicht daran hindert, nach Schluß der Verhandlung die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen. Da war Blanche, die man wohl ein Straßenmädchen nennen kann, und die sich vor einem Polizeigericht zu verantworten hatte. Der Richter, es war zufällig eine Richterin, hatte schon von Blanche gehört und brummte ihr, ohne sie recht zu Wort kommen zu lassen, sechs Monate Arbeitshaus auf. Dieses Urteil hätte bei jeder weißen Kollegin von Blanche einen hysterischen Weinkrampf ausgelöst; Blanche sah sich die Richterin daraufhin bloß aufmerksam und wohlwollend an und bemerkte: „Die Mädchen unten nennen Sie *die hartgesottene Mary*, aber Sie sind gar nicht so. Du bist eine ganz nette kleine Person." Unparteiischer kann man nicht sein.

Ich fragte einmal eines dieser unbezähmbaren schwarzen Straßenmädchen, wie sie ohne Scheu noch an die Möglichkeit denken könne — sie dachte nämlich daran —, wieder zu ihren ehrsamen Verwandten zurückzukehren. Sie antwortete: „Wir Schwarzen sind nicht wie Weiße. Wenn wir mit einer Sache Schluß gemacht haben, dann haben wir eben Schluß gemacht. Dann denken wir nicht mehr daran und lassen uns keine grauen Haare wachsen. Ihr Weiße aber grübelt und grübelt so lange, bis ihr euch selber nicht mehr auskennt. Wenn ich fühle, daß das Grübeln mir nicht mehr wohltut, höre ich damit auf!" Und so ist es immer bei den Negern. Tatsachen sind Tatsachen, und was vorbei ist, ist vorbei. Wo die weiße Rasse vor dem Unabwendbaren zu kreischen anfängt, hat die schwarze gelernt, daß das Unabwendbare durch Gekreisch nicht vermieden werden kann.

Die schwarze Frau hat als Frau eigentlich eine beneidenswerte Position. Von allen Frauen ist sie die emanzipierteste. Die arme schwarze Frau arbeitet wie die arme weiße Frau, um ihre Familie zu erhalten. Sind es nicht arme weiße Ehefrauen, die in den meisten unserer Fabriken die Kraftmotoren bedienen? Und wenn sie, ohne Lohn noch Dank, in ihrer eigenen Küche schuften, so arbeiten die schwarzen Frauen in anderer Leute Küchen und brauchen keinen Dank, denn sie erhalten Lohn. Die Negerehefrau behält, im Gegensatz zur weißen, ihren Verdienst für sich; gibt sie ihrem Gatten etwas davon ab, so tut sie es freiwillig.

Der schwarze Ehemann hat nicht den *Großen-Mann-Komplex* des weißen, dessen Männlichkeit von ihm fordert, den Verdienst seiner Frau mit einer Hand einzu-



TO BE SOLD & LET

BY PUBLIC AUCTION,

On MONDAY the 18th of MAY, 1829,

UNDER THE TREES,

FOR SALE,

THE THREE FOLLOWING

SLAVES,

VIZ.

HANNIBAL, about 30 Years old, an excellent House Servant, of Good Character.
WILLIAM, about 35 Years old, a Labourer.
NANCY, an excellent House-Servant and Nurse.

The MEN belonging to "LEECH'S" Estate, and the WOMAN to Mrs. B. SMITH

TO BE LET,

On the usual conditions of the Hirer finding them in Food, Cloth[illegible] and Medical [illegible]

THE FOLLOWING

MALE and FEMALE

SLAVES,

ROBERT BAGLEY, about 20 Years old, a good House Servant.
WILLIAM BAGLEY, about 18 Years old, a Labourer.
JOHN ARMS, about 18 Years old.
JACK ANTONIA, about 40 Years old, a Labourer.
PHILIP, an Excellent Fisherman.
HARRY, about 27 Years old, a good House Servant.
LUCY, a Young Woman of good Character, used to House Work and the Nursery.
ELIZA, an Excellent Washerwoman.
CLARA, an Excellent Washerwoman.
FANNY, about 14 Years old, House Servant.
SARAH, about 14 Years old, House Servant.

Also for Sale, at Eleven o'Clock,

Fine Rice, Gram, Paddy, Books, Muslins, Needles, Pins, Ribbons, &c, &c.

AT ONE O'CLOCK, THAT CELEBRATED ENGLISH HORSE

BLUCHER,

Versteigerung von Sklaven (Plakat aus dem Jahre 1829)

stecken und sie mit der anderen zu schlagen. Wenn *er* schlägt, schlägt er nur einmal. Bevor er mit ihrem Lohn das Haus verlassen könnte, hat die schwarze Frau seiner Männlichkeit ganz sicher schon eine Tracht Prügel verabfolgt. Unterwürfigkeit vor ihrem Herrn und Gebieter wird keiner noch in den Zügen einer Negerin gelesen haben. Manch ein weißer Mann schreit seiner Tochter, von dessen traurigem Verdienst er lebt, sittlich empört zu: „Aus meinen Augen! Du hast die Familie entehrt!" Der Negerpapa äußert in ähnlicher Lage: „Was immer sie tat, sie ist und bleibt meine Tochter."

Begegnungen mit amerikanischen Titanen

Von

Rom Landau-London

Herbert Hoover

Hinter ihm steht zusammengerollt das Sternenbanner und die blaue Standarte des Präsidenten von U. S. A.; vor ihm sitzt eine indifferente Stenotypistin, die jedes Wort unserer Unterhaltung festzuhalten hat. Draußen leuchten Sonnenstrahlen auf alten Bäumen des Weißen Hauses, aber Mr. Herbert Hoover sieht durch mich hindurch, weil es ihn langweilt, seine Zeit an mich zu verschwenden, anstatt eine neue Botschaft an den Kongreß vorzubereiten. Indessen hatten sich zwei veritable Botschafter Mühe gegeben, mir diese Unterhaltung zu vermitteln, und so empfing er mich: stehend, groß, schwer, durch mich oder zu Boden blickend. Sein Haar ist weißer, sein Anzug eleganter als auf den Fotos. Überraschend ist in dem fleischigen Gesicht der sehr menschliche, fast feminine Mund. Als tüchtiger Politiker müßte man darauf achten, einen andern Mund zu haben, oder ihn zumindest unter einem männlichen Prosperity-Schnurrbart zu verbergen.

Dann öffnet sich zur Antwort auf meinen fünfminutenlangen Vortrag der resignierte Mund, und die Finger der Dame umklammern fester ihren silbernen Eversharp. Eine warme und tiefe, doch müde Stimme formt die Worte, derentwegen ich acht Tage länger in Washington geblieben war: „I am so glad to have met you. I am glad you like the United States, and I hope you will have during your stay in this country a very good time."

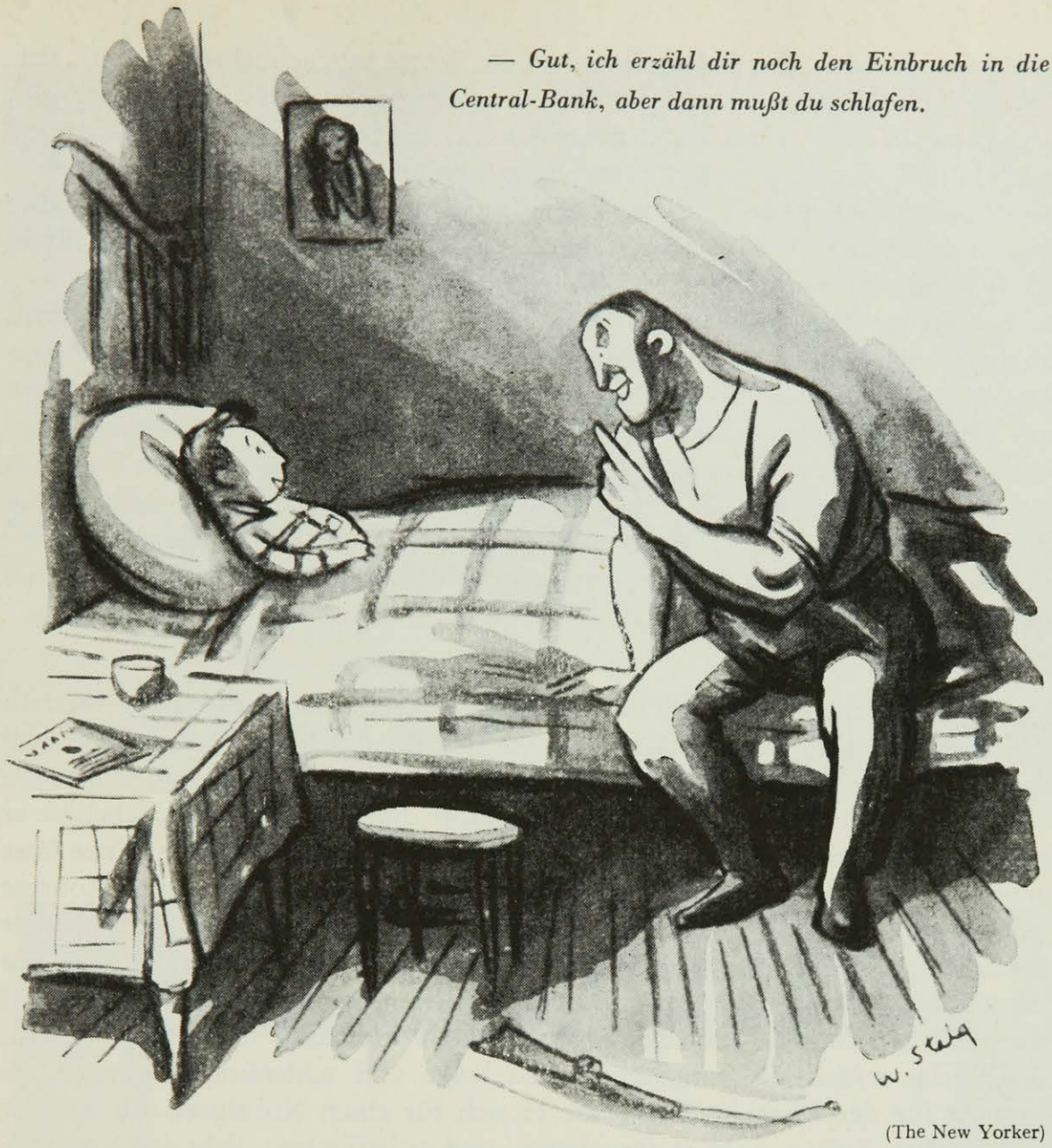
Der Mund lächelt etwas verlegen, als hätte er schon zuviel gesagt, eine feine, sehr weiße Hand streckt sich mir entgegen, und ich darf den „hand shake" in Empfang nehmen, der zu den höchsten Ambitionen amerikanischer Seelen gehört.

Josef von Sternberg

Paramount Studio, Hollywood, California. Heckel, Schmidt-Rottluff an den Wänden. Metallmöbel. Durchs Fenster: unprogrammatische Strahlen einer unproblematischen Sonne.

Am Schreibtisch Josef Sternberg aus Wien, amerikanischer Staatsbürger mit stark nasalem Akzent, mit forschend-aggressiven Augen, ergrauender Einstein-Mähne, programmatisch zerzaustem Schlips, Schnurrbart und Kragen, die mit ihrem Chaos die Unabhängigkeit von der gestriegelten Smartness der Paramount-Bonzen und Direktoren unterstreichen sollen. Der wienerisch weiche Mund spricht: „Was versteht ihr europäischen Intellektuellen vom Film, von dem Ernst, Können, der Kunst Hollywoods. Film ist für Männer der Tat, nicht für euch Intellektuelle. Ihr Europäer seid intellektuelle Snobs. Euer Leben ist Kitsch. Nur der große Film ist wahr."

Ich widerspreche nicht. Ich bitte, einige Aufnahmen machen zu dürfen. Mit beneidenswerter Milde lassen sich eine volle Stunde lang, von vorn, hinten, von oben, unten und auch von der Seite, die diktatorischen Mähnen des Napoleon Paramount von der Gier meines Objektivs verschlingen.



— Gut, ich erzähl dir noch den Einbruch in die Central-Bank, aber dann mußt du schlafen.

(The New Yorker)

Theodor Dreiser

Er empfing mich gar nicht. Ich empfing ihn. Er hatte vergessen, daß er mich erwartete, und so mußte ich mit der Aufwartung seines Negerdieners vorlieb nehmen. Der liebliche Diener war bedacht, mich ahnen zu lassen, daß die geistige Atmosphäre seiner Umgebung ihn längst schon auf eine höhere Menschheitsebene versetzt hatte. Nach einstündiger geistiger Unterhaltung fühlte ich mich fähig, mich bedingungslos Al Capone, Follie-Girls, Speak-easies und sonstigen Frivolitäten amerikanischen Daseins in die Arme zu werfen, unter gleichzeitigem Schwur unwiderruflicher Abkehr von Kunst, Literatur, Bildung. Als mein Schwur, die restlichen Lebenstage unter Analphabeten zu verbringen, perfekt werden sollte, erschien Theodor Dreiser.

Er war noch größer als die großen, unechten Barocksessel des großen Atelier-Raumes. Er trat herein wie ein unbeholfener Bär, dem man gern helfen möchte und mit dem man Mitleid verspürt, weil er sich vor neuen Menschen zu fürchten scheint. Ergrauendes Haar, ungleiche Gesichtshälften mit schiefem, sinnlichem Mund, zerwühlte Stirn des fanatischen Kämpfers. Sofort beginnt er von seinen

Kämpfen zu reden. Zu Anfang kommen die Worte zag, schüchtern heraus, tiefgewühlt; dann aber erstürzen sie sich in einem großen, vielstündigen Schwall.

„Diese Bande!" klagt seine ganze Gestalt. Eben kehrt er aus Hollywood zurück, und sein Zorn schlägt heilige Flammen um den grünen Stilsessel. „Tausende haben sie mir für Verfilmung der Amerikanischen Tragödie gegeben, aber prostituiert haben sie sie, zerstückelt, zerfleischt, enthauptet. Was wissen die in Hollywood von Kunst, vom Film? Diese Paramount, dieser Sternberg . . ."

Seit einigen Stunden schon klagt Prometheus, angekettet von seiner Bitternis an die grünen Polster des geschnitzten Sessels. Immer wieder erscheint im Hintergrund des großen Raumes der Neger: als wollte er direkt von den Sturzbächen des Geistes schöpfen. Zuletzt scheint es ihn wohl nicht länger zu halten, und er macht Anstalten, zwischen die bunten Sessel zu treten und an unserem Gespräch teilzunehmen. Da ich die mittlerweile wiedergewonnene Hochachtung vor dem Intellekt nicht durch einen neuen Treuschwur an die leichteren Lebensmächte vernichtet sehen wollte, empfahl ich mich dem Meister und dessen gelehrigem Sklaven.

Sinclair Lewis

Zuerst entschuldigte er sich für das schlechte Wetter und half mir aus meinem triefenden Mantel. Dann entschuldigte er sich für das New Yorker Essen und setzte mir zum Lunch herrlichsten Lachs, pflaumengroße Erdbeeren, wollüstige Schlagsahne vor. Da er auch glaubte, ich müßte unterhalten werden, schenkte er mir drei Stunden der amüsantesten Sinclair-Lewis-Revue. Er machte Witze über amerikanische Literaturschulen, in denen das Verfassen erfolgreicher Romane gelehrt wird; ereiferte sich über deutsche Politik; klagte über die Dummheit der Frauenklubs, in denen er Vorträge zu halten hatte; und schimpfte über die Borniertheit amerikanischer Politiker, ohne sich indessen ein einziges Mal auf das beißende Moralin-Roß des professionellen Verulkers heraufzuschwingen. Auch seine rothaarige, rotgesichtige, zu lange und schlenkrige Gestalt setzte er nicht für den Gast in Szene, wie es sich für einen Nobelpreis-Amerikaner gehört hätte. Zuletzt wird er ausgelassen, und er befürchtet nicht den Eindruck von Sentimentalität, wenn er Bilder seines zweijährigen Sohnes vorzeigt: „Von allen Werken Dorothys ist dies das vollkommenste."

Andrew Mellon

Der Privatsekretär im Schatzamt zu Washington: „Sie dürfen natürlich in der Presse nichts von Ihrer Unterhaltung mit dem Schatzkanzler veröffentlichen. Auch über Mr. Mellons Bildersammlung, die Sie in seiner Privatwohnung sehen werden, dürfen Sie nichts bekanntgeben. Da Ihr Besuch unvorgesehen war und der Schatzkanzler bereits jede Minute vergeben hatte, bitte ich Sie, ohne auf seine Aufforderung zu warten, beim Uhrschlag zwei sofort sein Zimmer verlassen zu wollen."

Im Zimmer des greisen Mr. Mellon, dem Kunstmäzen unter Finanzministern, dem Aristokraten unter Milliardären.

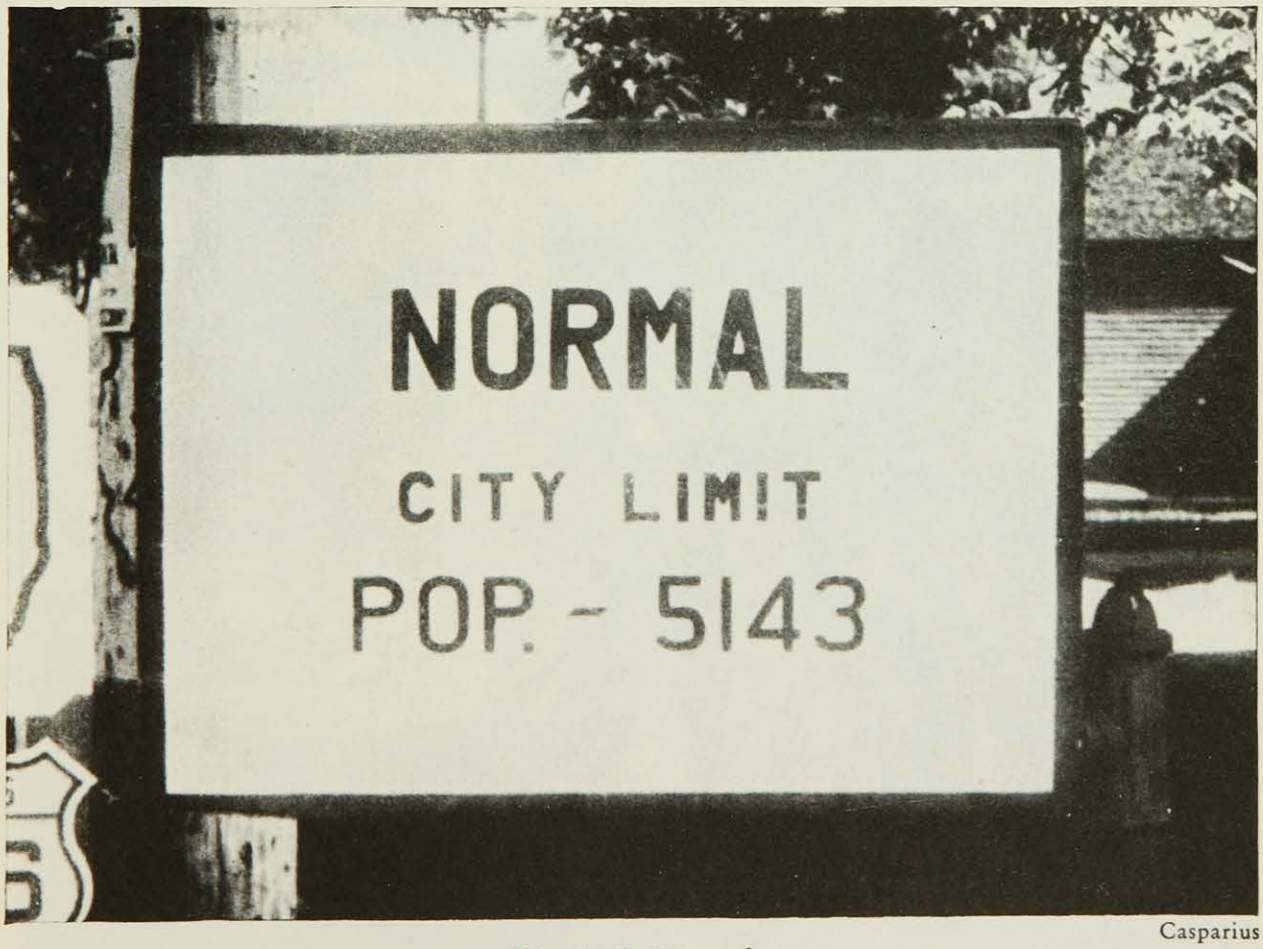
„How do you do. Mr. Mellon?"

Die Uhr schlägt zwei.

Ich fasse mich. „Pleased to have met you, good bye. Mr. Mellon."

Metro Goldwyn

Hund im Film



Casparius

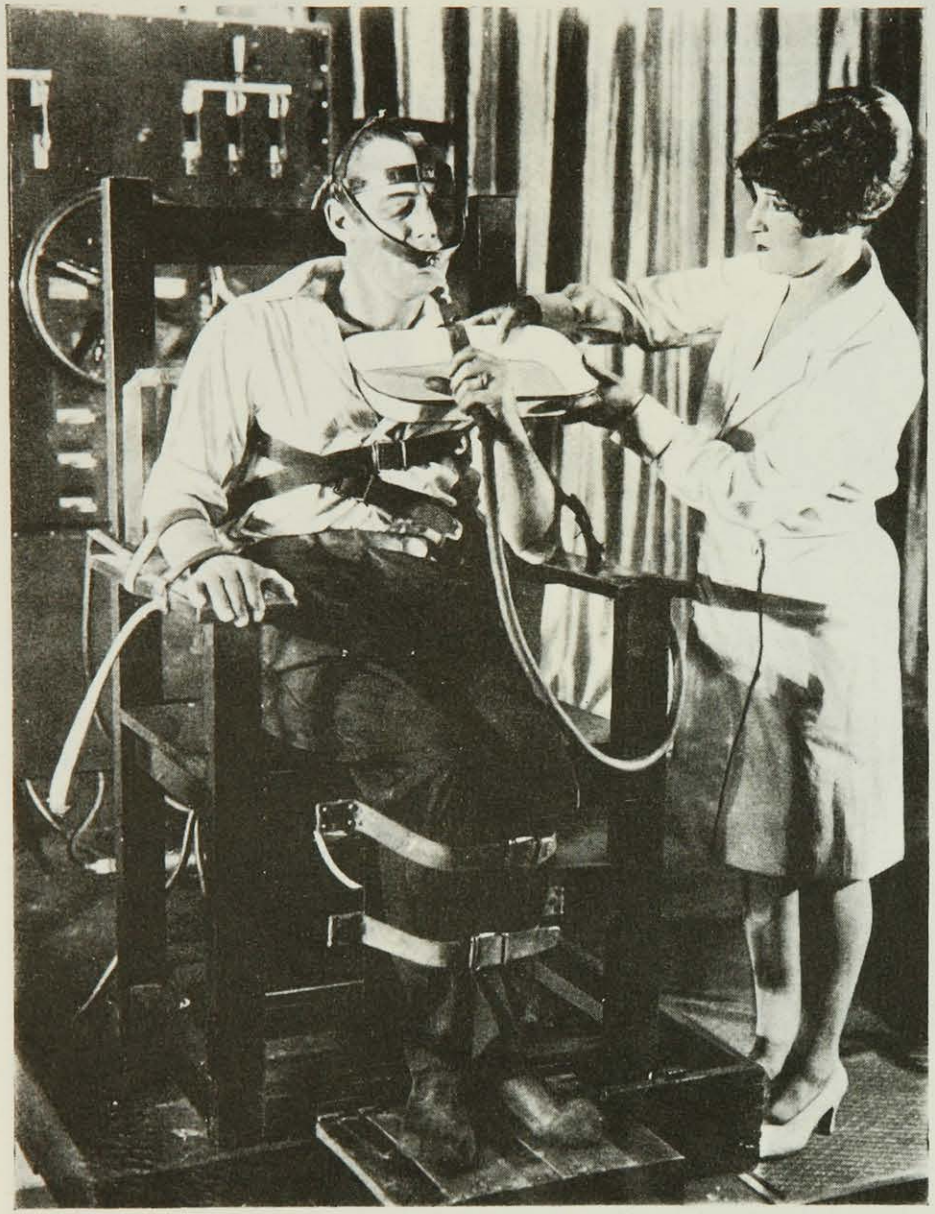
Die Stadt Normal

Associated Press

Katholischer Indianer-Priester

Wide World

Der Zahnarzt Dr. Evans, Chef des Ku-Klux-Klan
(„Amerika der Nordischen Rasse")



Ein Mann, der auf dem elektrischen Stuhl unempfindlich ist

Sennecke

Jazz beim Zahnarzt

Associated Press

Aimée Macpherson traut ihren Sohn mit einem Fräulein Smith

Pinchot

Robert L. Ripley, Erfinder des „Glaub es oder nicht“

Worüber staunt Amerika?

Von

Ernst Lorsy

Als Eroberervolk staunen die Amerikaner prinzipiell über gar nichts; als sehr junges Eroberervolk staunen sie gelegentlich noch über sich selbst; aber als ein Volk von Provinzlern stehen sie massenhaft und bedingungslos erstaunt vor den Tatsachen, die *Robert Leroy Ripley* täglich vor ihnen ausbreitet. Diese Ripleyschen Tatsachen haben zusammengenommen die größte Summe von Staunen aus der amerikanischen Seele ausgelöst, deren sie fähig ist. So werden Ripleys Tatsachen-Bücher zum Maß der amerikanischen Seele. Ripley ist nicht nur ein Millionär, er ist auch eine nationale Einrichtung geworden. Dieses brave Volk von Schuljungen und Schulmädchen erhält von ihm regelmäßig sein geistiges Lieblingsfutter vorgesetzt: *Tatsachen*, Tatsachen, die niemanden was angehen, Tatsachen, die nichts bedeuten, unverbundene, nackte, dumme und erweislich wahre Tatsachen.

Herrn Ripleys Tatsachen klingen zunächst unglaublich, aber er fordert die Nation heraus, den Beweis für sie zu verlangen. Die Nation reißt zweifelnd die Augen auf und läßt sich von Herrn Ripley Rübchen schaben. Mit erhobenem Bleistift steht er vor ihr, weist auf einen erwachsenen Struwelpeter mit Negerlippen und behauptet, dies sei der Schriftsteller A. Dumas aus Paris, der zwölfhundert Bücher geschrieben habe, so und so viele Seiten in der Stunde. Die Nation schüttelt leise den Kopf, doch Herr Ripley hat seinen unbezahlbaren Hauptsekretär, der 13 Sprachen spricht, schon im voraus auf die New Yorker Stadtbibliothek geschickt und verwahrt nun den Beweis im Stahltresor. Er geht auf sicher; er ist bereit, jedem Zweifel ein „Etsch!" des Besserwissens entgegenzusetzen. Dieses „Etsch!" wird ihm bezahlt, von ihm leben seine zahlreichen Angestellten, es hat ihn zum großen Mann gemacht. Onkel Sam hält ihn zu dem Zwecke, mit der Nase darauf gestoßen zu werden, daß nicht alle Sprichwörter stimmen, daß selbst die Bibel sich einmal irren kann und daß es erweislichermaßen mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Diese letzteren Dinge werden ver- und gezeichnet. Der amerikanische Horatio will es nicht nur schwarz auf weiß bewiesen haben, er muß es auch in Schwarzweiß vor sich sehen. Herr Ripley ist auch ein Zeichner, und so stark er im Rechnen ist, so schwach ist er im Zeichnen.

Er kommt aus Kalifornien. Eines Tages stellte er Karikaturen von Sportsmännern zusammen: einen Australier, der in vier Stunden 11810mal über eine Schnur gesprungen war, einen Engländer, der in elf Sekunden 100 Yard zusammengesprungen hatte, einen Kanadier, der, rückwärts springend, in 14 Sekunden 100 Yards erreicht, einen jungen Amerikaner, der den Kontinent Amerika, rückwärts marschierend, einen Spiegel in der Hand, durchquert, und einen Franzosen, der 6 Minuten $29^4/_5$ Sekunden getaucht hatte. Ripley gab diesem Tableau zuerst einen beliebigen Titel, dann strich er ihn durch und schrieb darüber: *Believe It or Not!* („Ob du's glaubst oder nicht"). Wie Byron erwachte er am andern Morgen und war berühmt: ein gemachter Mann.

Ein großer Mann wurde er erst durch Lindbergh. Er hatte schon seine Rubrik „Believe It or Not" in der New Yorker „Evening Post", da kam Lindbergh und hüpfte über den Atlantik. Ripley aber zeichnete ein Flugzeug vor einem Hintergrund von Luft und Wasser und schrieb darunter: „Lindbergh war der 67. Mann, der einen ununterbrochenen Flug über den Atlantischen Ozean ausgeführt hat."

Eine Flut von Telegrammen stürzte sich über ihn. Endlich kam das gewünschte „*Prove it, you liar!*" („Beweis' es, du Lügner"). Auf dieses Telegramm stürzte sich Ripley. Er bewies, daß Brown und Alcock schon 1919 den Ozean überflogen hatten; man hatte auch das englische lenkbare Luftschiff R 34 vergessen, das 1919 mit 31 Mann nach Schottland und wieder nach Amerika geflogen war, und auch das deutsche Z. R. 3, das 1924 mit einer Besatzung von 33 Mann von Friedrichshafen nach Lakehurst, New Jersey, geflogen war und später „Los Angeles" hieß. Tatsächlich war Lindbergh der Siebenundsechzigste. Ripley wanderte mit seiner Rubrik zur Hearst-Presse hinüber.

Ursprünglich erklärte er, jedem Leser, der Zweifel in seine Behauptungen setzte, in einem persönlichen Brief den Beweis liefern zu wollen. Aus der technischen Unmöglichkeit, diese Zusage einzuhalten, ergab sich die endgültige Lösung für die Form der Rubrik: ein Columbus-Ei. Ripley liefert den Beweis für die erstaunlichen Behauptungen einer bestimmten Rubrik nun immer in der nächsten Fortsetzung. Trotzdem bekommt er 1500 bis 4000 Briefe täglich, mehr als manche große Gesellschaft. Durch diese Briefe arbeitet das Publikum an der Rubrik mit, denn die meisten Einsender bringen neue Ideen, und nur jeder sechste Brief regt schon Dagewesenes wieder an, das sich mittlerweile herumgesprochen hat. So lernt Amerika von Ripley und Ripley von Amerika.

Sie belehren sich gegenseitig über das Erstaunliche, daß es sogar in der Weltgeschichte von falschen Tatsachen wimmelt. Der 17. März ist doch ein Feiertag, Geburtstag des Irenheiligen St. Patrick? Ripley verblüfft die Welt, indem er ihr mitteilt, daß der heilige Patrick weder ein Irländer war, noch am 17. März geboren wurde. Den empörten Zweiflern beweist er dann, daß St. Patrick ein Franzose gewesen und der 17. März ein Kompromiß sei zwischen dem 8. und dem 9. März, die als sein Geburtstag in den verschiedenen Biographien angegeben werden. 8 + 9 ist doch 17? Amerika lacht und staunt.

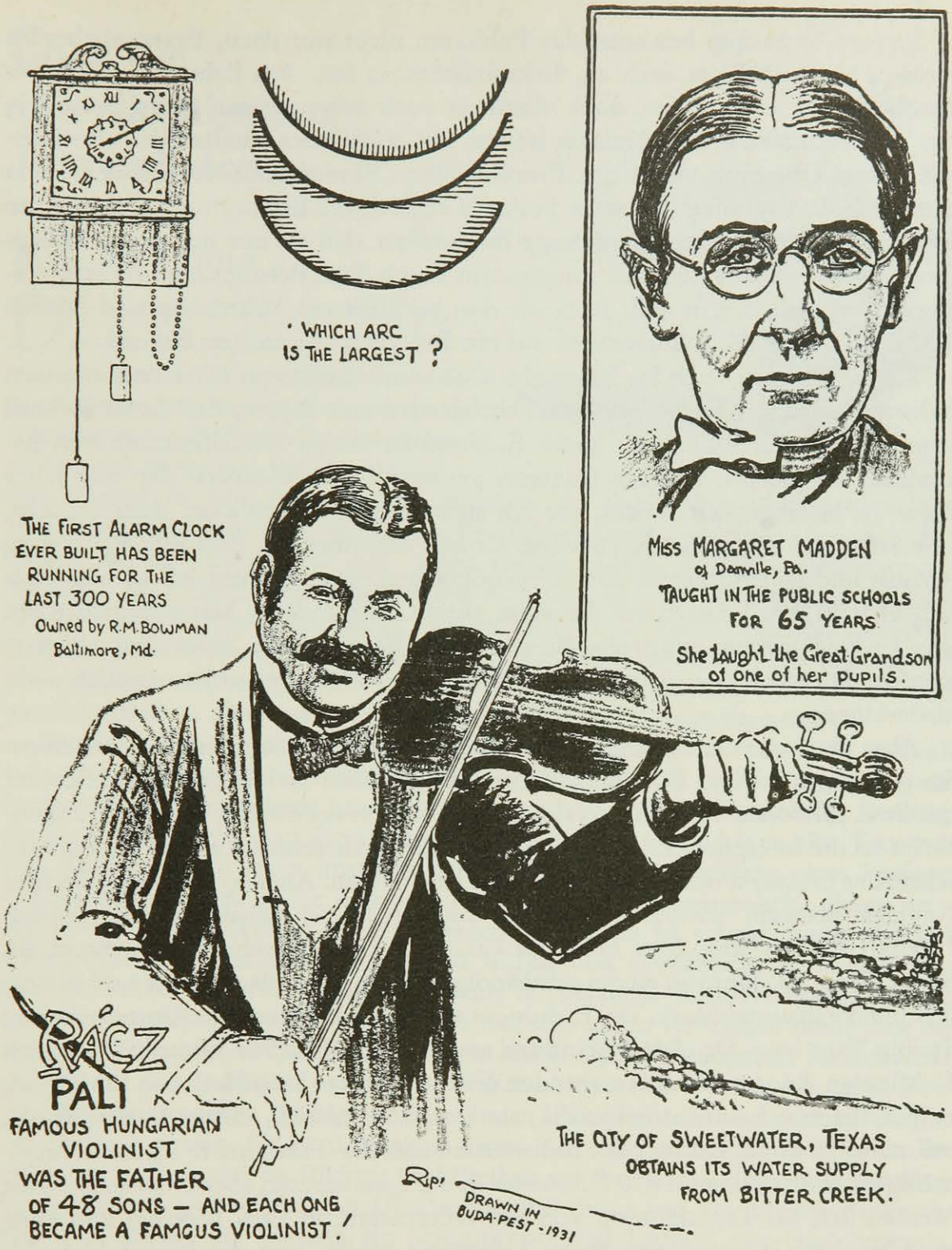
Wer tötete Goliath? Nicht David, dessen darf man sicher sein, wenn die Frage von Ripley kam. Tatsächlich schleppt er eine Bibelstelle heran, die den Riesen von der Hand Elhanans, eines anderen Riesen, fallen läßt.

Konnte Wilhelm Tell den Apfel vom Kopfe seines Sohnes schießen? Ripley führt den Beweis, daß im Kanton Uri keine Äpfel wachsen.

Wie ist das mit dem Rattenfänger von Hameln? Ratten übertreffen jeden olympischen Schwimmer: die Weser zu durchschwimmen, muß für sie ein Kinderspiel gewesen sein.

Was man die irische Kartoffel nennt, ist keine Kartoffel und kommt nicht aus Irland, sondern aus Peru. Erdnüsse sind nicht Nüsse, sie sind Bohnen.

Am 12. November 1904 schlug Herbert V. Hughes, Hotelbesitzer in Michigan, einer Anzahl Hühner den Kopf ab und gab sie einem Küchenmädchen zum Ausnehmen. Plötzlich erschrak er heftig: ein schwarzes Minorcahuhn spazierte kopflos durch die Küche. Dann nahm er sich zusammen, nährte das Huhn mit



Eine Seite mit Zeichnungen von Ripley aus seinem Buch: Believe It or Not!

der Spritze, und es lebte noch achtzehn Tage, vergnügt und bestaunt von ganz Michigan.

Ähnliche Vorfälle meldet Ripley auch aus Kalifornien, Illinois und Wyoming. Im Dorfe Cervera de Buitrago, in der Provinz Madrid, haben alle Leute an einer Hand mindestens sechs Finger, an einem Fuß mindestens sechs Zehen. In einer Stadt in New Jersey steht ein dreistöckiges Haus, das ein 63jähriger Blinder gebaut hat.

Ripleys Tatsachen bewegen das Publikum nicht nur dazu, Erstaunliches zu melden, sie stacheln es auch an, Erstaunliches zu tun. Am liebsten entdeckt er Berühmte, die Unsinn tun, doch nimmt er auch mit stummen Miltons vorlieb, mit Unberühmten, die Glorreiches leisten, mit mißleiteten Lindberghs, also Reisschreibern, Dominobaumeistern, Erdnußrollern. Einmal zeichnete er einen Mann namens E. L. Blystone, und seine Legende enthielt die Behauptung, dieser Mann schreibe auf ein Reiskorn so winzige Buchstaben, daß sie nur mit einem Mikroskop gelesen werden könnten. Angespornt durch diese Behauptung, die sein Verdienst übertrieb, kaufte sich Blystone nun wirklich ein Mikroskop und schrieb mit dessen Hilfe 1615 Buchstaben auf ein Reiskorn, ein stolzer Rekord.

Ripley zeichnete auch Sig Edwards, neben einer Säule von 111 Dominosteinen stehend. Aus allen Teilen der Welt schrieb man nun Ripley, daß dieser Rekord schon längst geschlagen sei. James E. Hood ist bis zu 139 Dominosteinen gekommen. In Boston lebt Mr. Conners, genannt Cigars Conners, der eine Kiste Zigarren in einer Zeit raucht, die ein gewöhnlicher Sterblicher dazu braucht, eine Schachtel Zigaretten zu rauchen. Er hält nebenbei den Bostoner Rekord im Hinauf- und Hinab-Rennen über Wolkenkratzertreppen; ferner hat er eine Erdnuß über 27,6 Kilometer mit der Nase gerollt. Ein anderer Mann freilich rollte eine Erdnuß bis zur Spitze des Berges Pike's Peak; mußte leider disqualifiziert werden, da er sich eine Stange an die Nase gebunden hatte; wollte nämlich nicht niederknien.

Aber auch, was jenseits seiner Grenzen vorgeht, erfährt Amerika zu seinem Staunen dank Ripley. Ein französischer Autor füllte 400 Bogen Kanzleipapier mit zwei Millionen Punkten; Verleger hatte ihm vorgeworfen, in seinem Manuskript sei die Interpunktion vernachlässigt; zur Strafe schickte er ihm die Punkte; schaffte es in zwei Wochen, dazu vier Tage Nachzählen. Anderer Franzose, Dichter Angelus Breteuil, schrieb zwei Jahre Liebesbrief an Schauspielerin; schrieb 1000001 mal *Je t'aime.* Mrs. Frederica Cook aus London schrieb von ihrem 20. bis zu ihrem 40. Jahre an einem achtbändigen Testament; da starb sie und hinterließ hunderttausend Mark. Dr. Lichtinger aus Wien lächelte ohne Unterbrechung dreißig Tage lang. Dr. Adolf Leinwand aus Wien erzählte 960 Witze in 3 Stunden 40 Minuten. Längste Schlittenfahrt der Weltgeschichte: 3210 Meilen in 155 Tagen, ausgeführt von Leutnant Schwatka; starb an Sonnenstich, mitten in der Arktis, bei minus 20 Grad. Männer des Indianerstammes der Tarahumare legten in regelmäßigem Staffettendienst 830 Kilometer in 6 Tagen zurück; aber Norweger Ernst Mensen lief, bei Tagesleistung von 200 Kilometern, in zwei Wochen von Paris nach Moskau. Hochzeitsmarsch aus Lohengrin ergibt, von der letzten Note bis zur ersten gespielt, Chopins Trauermarsch. Die Chance, daß Rot beim Roulette 27 mal nacheinander herauskommen werde, ist 1: 68,801,864; aber Rot ist im Januar 1910 in Monte Carlo 27 mal herausgekommen. Es gibt einen Mann, der nur auf der linken Seite atmet; das konnten weder Napoleon noch Lincoln. Es gibt einen Fuchs, der, um seine Flöhe los zu werden, ein Zweiglein ins Maul nimmt und ins Wasser springt; Flöhe flüchten auf Zweiglein, Fuchs läßt es ins Wasser fallen, schwimmt an Land. Ich darf wohl schon Undsoweiter sagen.

Das ist Ripley. Das ist Amerika. Damit verdient Ripley an Amerika Millionen. Du magst es glauben oder nicht. Ich glaub's.

Über die amerikanischen Journalisten

Von

H. L. Mencken

Martin Hahm

Die meisten Übel, an denen der amerikanische Journalismus heute leidet, rühren nicht von der Schurkerei der Besitzer oder auch nur von den Anschauungen der Direktoren her, sondern einzig und allein von der Dummheit, dem Mangel an Mut und dem Philistertum der Redakteure und Reporter. Die Mehrzahl ist in fast allen amerikanischen Städten ganz unwissend und noch stolz darauf. All die Kenntnisse, mit denen sie ihr Gehirn beladen, sind jedem vernünftigen und kulturellen Sinn nutzlos; es ist die Art von Kenntnissen, über die nicht ein Mitglied der freien Berufe verfügt, sondern ein Polizeihauptmann, ein Postbeamter, der Mann, der beim Börsenmakler die Kurse anschreibt. Sie bestehen aus Nichtigkeiten und kindischen Daten; was ihnen abgeht, ist alles, was zu wissen sich wirklich lohnt — alles, was zum Allgemeinwissen der Gebildeten gehört.

Es gibt in den Vereinigten Staaten Dutzende von Chefredakteuren, die noch nie etwas von Kant und von Johannes Müller gehört, die noch nie die Verfassung der Vereinigten Staaten gelesen haben; es gibt Handelsredakteure in leitender Stellung, die nicht wissen, was eine Symphonie oder ein Streptokokkus ist; es gibt Tausende von Reportern, die nicht imstande wären, die Aufnahmeprüfung eines besseren Collegs zu bestehen. Diese ungeheure und streitbare Unwissenheit, dieses weitverbreitete und bodenlose Vorurteil gegen Intelligenz ist schuld daran, daß der amerikanische Journalismus so rührend hilflos und gewöhnlich, so ausnahmslos übel beleumdet ist. Wenn jemand so wenig intellektuelle Initiative besitzt, daß er, obwohl er täglich mit Nachrichten zu tun hat, sein Leben verbringen kann, ohne das wirklich Wissenswerte an diesen Nachrichten in sich aufzunehmen, so kann man sicher sein, daß es ihm an beruflicher Würde ebenso fehlen muß wie an Wißbegier. Die empfindliche Angelegenheit, die man Ehre nennt, kann nie eine Funktion der Dummheit sein. Sie ist denjenigen eigen, die echte Mitglieder der freien Berufe sind, weil sie sich an Bildung und Freiheit auf das Niveau einer wahren Aristokratie erhoben, weil sie sich mit Überlegung und Erfolg von der großen Menge abgesondert haben, der Bildung ein Schimpfwort und Freiheit eine Qual bedeutet. Wenn die Journalisten von heute versuchen, diesen Zustand zu erreichen, stellen sie den Wagen vor das Pferd.

Diese Tatsachen sind jedem amerikanischen Journalisten, der sich über das Niveau eines Rollkutschers erhebt, wohl bekannt, und bei den traurigen Konferenzen des Gewerbes werden sie oft besprochen. Im allgemeinen leidet der Journalismus jedoch an einem Mangel von wachsamer und tüchtiger Kritik der Fachgenossen; seine Sklaven prangern aus einem natürlichen Minderwertigkeitskomplex heraus jedes freie Wort darüber als Verrat an, und man hat auch mich als Feind des Volkswohls hingestellt, weil ich immer wieder auf die unerträgliche Unfähigkeit und Scharlatanerie der überwiegenden Mehrzahl aller Korrespondenten in Washington hinweise. Diese Dunkelmännerei gibt es in keinem der freien Berufe. Kein Architekt

kann der Öffentlichkeit eine Mißgeburt seiner Phantasie aufzwingen, ohne daß ihm von den anderen Architekten tüchtig die Meinung gesagt wird, und ein Dichter kann überhaupt nichts drucken lassen, ohne daß die anderen Dichter mit dem Knüppel dick und schwer über ihn herfallen. Selbst Dramatiker, Filmschauspieler und Politiker kritisieren sich gegenseitig und zwingen so einander, das Äußerste herzugeben. Journalisten keineswegs. Wenn es vorkommt, was selten genug geschieht, gilt es für unanständig. Liest man die Fachblätter für Journalisten — die es genau so gibt wie Ärzte für Ärzte —, so bekommt man den Eindruck, daß jeder Zeitungsbesitzer in den Vereinigten Staaten ein Prominenter von Rang und jeder Propagandachef ein Tausendkünstler ist. Die Redakteure machen nie etwas falsch; sie sind nicht nur alle Genies, sondern sogar Helden.

Anders steht es mit den Professoren für Journalismus in unseren großen Bildungsfabriken und den Redakteursverbänden in den Agrarstaaten. Diese Herren üben eine sehr strenge Kritik, die keine andere Wirkung hat, als daß der Journalist endlich auf den Gedanken gekommen ist, es sei an der Zeit, seinen Beruf einer gründlichen Revision zu unterziehen. Vielleicht kommt es einmal dahin, daß er sich wirklich mit den Problemen, denen er sich gegenübersieht, beschäftigt, ja, sie sogar eines schönen Tages zu lösen versucht. Lösbar sind sie fast alle; ja, sie können von den Journalisten gelöst werden, ohne daß sie irgendwelche Moralexperten zu Hilfe rufen.

So etwa das Problem der unrichtigen Meldung. Woran liegt es, daß so viele falsche Nachrichten in die amerikanischen Zeitungen kommen? Sogar in die besseren? Sind Journalisten, als Stand gesehen, Gewohnheitslügner, ziehen sie das Unwahre dem Wahren vor? Das glaube ich nicht. Eher kommt es daher, daß die Journalisten in der Mehrzahl äußerst dumm, sentimental und leichtgläubig sind — daß die meisten nicht die scharfe Urteilskraft besitzen, die sie zur sachgemäßen Erfüllung ihrer Pflichten nötig hätten. Man denke nur an die groteske Lähmung, die angesichts des Orkans von Miami im Jahre 1926 die ganze amerikanische Presse befiel.

Der durchschnittliche amerikanische Journalist glaubt auf höchst naive und automatische Art an alles, was er schwarz auf weiß sieht. Man sollte annehmen, daß seine tägliche Erfahrung mit dem geschriebenen Wort ihn dagegen mißtrauisch machen müßte; und er selbst schmeichelt sich auch mit der Überzeugung, daß er dagegen gefeit sei. In Wahrheit aber frißt er es weit öfter, als er es ablehnt, und zwar um so begieriger, je unwahrer es ist. Läuft es in Gestalt eines Telegramms ein, so macht er sofort den Mund auf; kommt es in telegrafischer Form von irgendeinem Pressesyndikat, so wird es auf der Stelle verschluckt. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß alle Redakteure alle Meldungen aller Syndikate bringen; aber wo sie geschickt aufgemacht sind, und wo es besonders leicht ist, sich zu irren — mit anderen Worten, wo man sich besonders vorsehen müßte — schluckt er sie in neun Fällen von zehn.

Nun gibt es freilich Fälle, in denen es ebenso wichtig ist, Gerüchte zu bringen wie Tatsachen, in denen die Leser das Recht haben, zu erfahren, was erzählt, angedroht, berichtet wird, und nicht nur, was tatsächlich passiert ist. Solche halbgaren und zweifelhaften Nachrichten sollten zwar gebracht, aber von den Meldungen, die mit überwältigender Wahrscheinlichkeit richtig sind, deutlich unterschieden werden. Die meisten europäischen Blätter von Rang machen diesen Unterschied, indem sie die Quelle der Meldung angeben und nicht selten eine ironische Bemerkung darauf folgen lassen. Mit anderen Worten, sie bemühen sich, ihre technischen Beschränkungen als Sammler von Nachrichten wieder gutzumachen; sie tun ihr möglichstes und gestehen es offen ein, wenn es nicht weit her damit ist. Ich bin der Ansicht, daß es den amerikanischen Zeitungen gar nichts schaden könnte, sich an ihnen ein Beispiel zu nehmen.

(*Deutsch von Dora Sophie Kellner*)

Als Zeitungsmann in Amerika

Von

Kammersänger Walther Kirchhoff

Bei der Übernahme der „Freien Zeitung" in Newark N. J. am 1. Oktober vorigen Jahres erinnerte ich mich einer jener Skizzen von Marc Twain, der im „Zeitungswesen vonTenessee" den amerikanischen Journalismus ironisiert. Er beschreibt darin, wie er als Herausgeber einer landwirtschaftlichen Zeitung sachkundige Ratschläge gibt, nämlich, daß es Zeit sei, die Rüben von den Bäumen zu schütteln oder die Rosinen zu wässern. So etwa kam ich mir vor, als ich, auf Grund einer 25jährigen Opernkarriere, die politischen und kulturellen Richtlinien einer deutschen Zeitung zu bestimmen hatte. Mit einem Worte, ich war von keinerlei Sachkenntnis

The World

FINAL NEWS EDITION

VOL. LXX. NO. 24,048—DAILY. NEW YORK, TUESDAY, DECEMBER 16, 1919. TWO CENTS

108 Perish in Gale On European Seas; 69 Vessels Suffer

Barometer Reading 27½, Lowest in 50 Years—Hurricane Worst in English History; New Storms on Way

MANY HEROIC RESCUES OFF THE BRITISH ISLES

Thames Is Two Miles Wide—Northern Portugal Flooded After 15 Days of Rain

CONSOLIDATED GAS HAS $200,000,000 'WATER,' IS CHARGE

Stock Costing Consumers $14,000,000 a Year to Carry, Says Harvard of Community Councils

HE ASSAILS PRENDERGAST, ASKS P. S. C. IMPEACHMENT

Merger With Brooklyn Edison Is Cited to Support Accusation of Favoritism

Seer and 'Miracle' Worker, 'Confidant' of Divinity, Held

B. T. Spalding, Accused of $4,805 Forgery; Was Fellow With the Ancients; Cheops a Handy Repair Man

WIRE, RADIO, CABLE UNIFICATION IN U. S. IS ASKED BY YOUNG

Secretary to Keep Country Abreast of Other Nations, Senate Committee Is Told

BITTER DEBATE STIRRED OVER WILSON'S ATTITUDE

Senators Doubt Statement That Late President Favored Closer Relations

Hoover to Delay World Court Move In Senate a Year

Following Protocol Signature at Geneva, Republican Leaders Fear Debate Before Congressional Elections

DIE-HARDS WILL INSIST ON MAKING FUTILE FIGHT

Gratification at American Action Is Expressed Generally in League Circles

ACCUSED of Favoring Valley of Exposure of Public to Auto Gases

WILLIAM A. PRENDERGAST

COLORADO DISBARS EX-JUDGE LINDSEY

Accepting Gift From Mrs. Stokes Held to Be Improper

HE BLAMES POLITICAL FOES

He Originated Children's Court, Advocated Trial Marriage

AMERICAN WOMEN FLEE FROM NANKING

Arrive at Shanghai as Rebels Advance on Capital

U. S. CRUISER IS OR WAY

6 Destroyers Also Rushed From Manila for Protection

PUBLISHERS TO ASK U. S. TO HELP THEM

Boost in Bourgeois Prices Declared to Be Unjust

BLOCK TO USE LESS PAPER

Premier Ferguson Doubts If Washington Can Aid

AMERICAN Change Of Nations, Who Began World Court Movement

JAY PIERREPONT MOFFAT

SENATE TAKES UP TAX CUTS FRIDAY

Two Days' Debate Agreed On to Speed Up Reduction

OPPOSITION THOUGHT WEAK

Borah Favors Limitation If Tariff Is Not Sidetracked

Biller Quizzed Five Days After Murder of Rothstein

McKenna Ill With Pneumonia Before Arrest, Not a Fugitive, Associate Declares—Police Trial Delayed

City Marshal Evicts Drug Store And the U. S. Revives It in Street

SEARS, ROEBUCK TO RUN ON 13-MONTH SYSTEM

New Schedule Will Bring Salary Readjustment for 40,000 Employes

Huge Water Main Bursts in the Bronx, Floods Apartments Five Floors High

CONFESSES HE KILLED PROFESSOR LAST JUNE

Eine vollkommen symmetrisch angeordnete Zeitungsseite

getrübt. Und ich tunkte meine Feder in hoffnungsfrohe Tinte, formte bedeutsame Sätze, schmiedete Kraftstellen wie: „. . . nur, wer den Glauben an sich behält . . .", und war mit nachtwandlerischer Zähigkeit Chefredakteur und Herausgeber der 74 Jahre alten deutschen Zeitung in Newark im Staate New Jersey. Diese Stadt hat etwa 750 000 Einwohner, von denen 10 vH. deutschsprachige Amerikaner sind, aber leider nur 10 vH. die Zeitung lesen. Aber, sie lesen sie lange und intensiv. Wir hatten 50jährige und ältere Leser, und der Kreis ihrer politischen Belange umschrieb alle Schattierungen, vom rotesten Kommunismus bis zum äußersten reaktionären Flügel. Da man es sich nicht leisten kann, auch nur einen Leser zu verlieren, so war man verpflichtet, den politischen Leit-Ergüssen über die Vorgänge in der alten Heimat möglichst alle Farben des Regenbogens zu verleihen, wobei ohne Frage die Farbe der eigenen Auffassung eine stärkere Betonung erhielt.

Herrlich das ununterbrochene Arbeiten voller Verantwortung. Ich war von morgens um 9 Uhr und oft auch früher bis abends 8 Uhr in der Zeitung gefesselt. Danach hieß es, die Vereine, die das Rückgrat des Deutschtums ausmachen, besuchen und danach wieder zurück in die Presse, um zu kontrollieren, ob auch alles klappt. Die Zeitung ist eine Morgenzeitung, die täglich mit acht großen Seiten erscheint, Sonntags hat sie mit allen Beilagen 24 Seiten. Die neuesten Nachrichten erhält sie direkt durch einen Ticker, den ein Nachrichtenbüro in Bewegung setzt. Eine große Rolle spielen die Vereins- und Personalnachrichten. Nie fehlen darf der Leitartikel, der mit großem Eifer gelesen wird, und auf dessen Seite erscheinen die größeren Berichte über kulturelle, technische, wissenschaftliche und medizinische Neuerscheinungen, die von Agenturen der alten Heimat geliefert werden. Schwierig sind die neuesten Nachrichten wiederzugeben. Gegen Abend, so etwa um 8 Uhr, setzt die Hochflut ein. Dann rast der Ticker und speit breite Streifen langer Telegramme aus. Die Redakteure, alles famose, praktisch geübte Fachleute, arbeiten mit verteilten Rollen und übertragen aus zum Teil verstümmeltem Telegrammstil die Nachrichten in knappes und gutes Deutsch. Denn der Ticker tickt Englisch.

Eine besondere Kunst ist die „Aufmachung" der Zeitung, die drüben fachwissenschaftlich betrieben wird. Da stehen sich, schon in der Verwertung der Drucklettern, Nachrichten verwandtschaftlich gegenüber, die einander hassen. Die Überschriften müssen den Inhalt erschöpfen und in der Buchstabenzahl dem Raum angepaßt sein. Ich erinnere mich einer Überschrift aus einer andern deutschen Zeitung: *Lose Mutter verursacht Schiffsuntergang.* Bei näherer Betrachtung stellte es sich heraus, daß die „lose Mutter" nicht etwa eine leichtsinnige Familienmama war, die den Kapitän und die ganze Besatzung durch ihr exzentrisches Benehmen um den Verstand gebracht hatte, es war vielmehr eine Schraubenmutter, die sich gelöst hatte und das Schiff steuerlos machte.

All die literarischen Arbeiten waren eine produktive Tätigkeit, die fortzeugend Neues gebären ließ. Anders die finanztechnische Seite des Unternehmens. Niemand ahnt in Deutschland, wie groß die Depression in U. S. A. ist. Der Mangel an Geld ist schmerzlich fühlbar und lähmt die Wirtschaft. Hat man drüben schon immer auf viele Dinge verzichtet, die hier Selbstverständlichkeiten sind, so ist jetzt das Leben von einer kaum zu überbietenden Eintönigkeit, dort, wo ich es kennenlernte. Weder liefert dir morgens jemand zum ersten Frühstück frische Semmeln ins Haus,noch putzt dir jemand die Stiefeln. Man geht also in eine Drogerie und nimmt seinen ersten Imbiß ohne die Poesie der Häuslichkeit ein und eilt ins Büro, vorbei an hastenden Menschen, umrauscht vonTausenden von Autos, durch ungereinigte Straßen in den tiefen Häuserschluchten, wo ein ewiger Zugwind saust. Im Büro ist Gedrücktheit und ein ebensolcher Mangel an Reklameaufträgen, wie eine immerwiederkehrende Anzahl von Zahlungswünschen. Die großen Warenhäuser erfinden wohl neue Methoden des Warenabsatzes, sie haben in letzter Zeit zum Teil ganz junge Leute als Leiter eingestellt, aber unsere deutsche Zeitung kommt kaum in die Zahlenreihe ihrer Berechnungen. Der Etat ist oben und unten gekürzt. Ich machte selbst Besuche zusammen mit dem Chef meiner Reklameabteilung und habe oft stundenlang antichambrieren müssen, bis man zum Allgewaltigen vordrang, dann hieß es, die Vorteile einer guten Reklame in der deutschen Zeitung in überzeugenden, alle Zweifel hinwegschwemmenden Worten auseinanderzusetzen — und das Ende war ein Händedruck, dem kein Auftrag folgte. Ich erklärte, man müsse das Geld zum Fenster herausschmeißen, damit es zu den Türen wieder hereinkäme. Man fand diese Bemerkung herrlich — aber man richtete sich nicht danach.

Und mit dem Wegbleiben der Reklameaufträge ist ein Unternehmen wie eine Zeitung in ihrem Nerv getroffen. Wohl gelang es mir, die Zirkulation zu erhöhen. Der Lesestoff wurde auf

Associated Press

Eine Dame der Gesellschaft mit ihren Eidechsen

Amerikanische Mumifizierung

Gulliland (Mauritius)

Ein Haus des Al Capone

das sorgfältigste ausgewählt, bunte illustrierte, komische Beilagen erhöhten die Nachfrage, wir errichteten in New York ein Büro. Ich selbst schleppte die Zeitungen in der ersten Nacht, in der wir unsere Kampagne dort eröffneten, von Zeitungsstand zu Zeitungsstand — aber die mit Gewitterschwüle lastende Depression erstickte alle Bemühungen, der Zeitung jenen Auftrieb zu geben, wie ich es erhofft hatte. Dennoch war die Zeit für mich nicht nur lehrreich, sondern auch voller starker Eindrücke, die zum großen Teil eine beglückende Erinnerung hinterlassen. In den Vereinen fand ich viele Männer und Frauen, die mit bewundernswerter Zähigkeit am Erhalten deutscher Kultur arbeiten. Vor allem waren es die *Gesangvereine*, die treu zum deutschen Lied und Wort standen. Trotzdem viele unserer deutschen Brüder dort drüben ohne Arbeit sind und einer sehr trüben Zukunft entgegensehen, fanden und finden viele von ihnen den Weg zu den Vereinen und singen tapfer mit. Sie sind pünktlich zu den Proben und müssen oft lange Wege zu Fuß zurücklegen, um mitmachen zu können. Auch ich habe im ersten Tenor mitgesungen. Hervorragend auch die sportlichen Vereine, und kameradschaftlich die ehemaligen Kriegsteilnehmer, die mich zu ihrem Vorsitzenden erwählten.

Es wird in Amerika — von kleinen Auswüchsen abgesehen — keine deutsche Parteipolitik getrieben. Man sieht über den großen Teich die alte Heimat in ihrer Geschlossenheit als die geliebte Mutter vieler verschiedenartiger Kinder, als die unsterbliche Empfindungswelt deutscher Art und deutscher Kultur. Man blickt hinüber in Liebe und Anhänglichkeit, mit jenem leisen, schmerzlichen Gefühl, das immer vorhanden ist, wenn aufrichtige Wünsche für besseres Wohlergehen vorhanden sind. Aus der zwangvoll primitiven Art, dort drüben zu leben, ist der Blick in die alte Heimat eine selbstverständliche Erholung, aus der ein jeder immer wieder Anregung und Kraft für den weiteren Kampf des Lebens schöpft.

Brennende Alphabete

Von

Paul Morand

1762 mußte jeder New Yorker noch selber eine Laterne
vor seinem Haus anzünden.
Heute ist in der 42. Straße die ganze Nacht hindurch
herrlicher Sommermorgen.
Man könnte beinahe weiße Flanellhosen und einen Strohhut tragen.
Die Theater, Night-Clubs, Kinos und Restaurants
illuminieren ihre sämtlichen Tore;
unvorstellbare Lichtbrechungen; wunderbar farbige Regenbogen.
Über den Köpfen brüllen die Reklamen:
GILLETTE, KÖNIG DER RASIERAPPARATE . . .
KAUFT EUCH PRACHTMÖBEL . . .
ACHT TAGE IN MIAMI . . .
Die Wolkenkratzer verschwinden in halber Höhe,
und man sieht nur noch den Strahlenkranz ihrer Kuppeln
in buntem Nebel verschwimmen.
Regen wird goldenes Wasser in goldener Luft.
Wie sagte doch jener General, der kürzlich
Nicaragua bombardiert hatte?
Hier sind seine Worte, in farbiger Schrift:
CHESTERFIELD-ZIGARETTEN KRATZEN NICHT IM HALSE.

(Deutsch von H. B. Wagenseil)

John Sloan

Amerikanische Landschaft

Von

Weare Holbrook

Die Amerikaner sind ein tüchtiges und selbstbewußtes Volk, das stolz darauf ist, in jeder Beziehung auf eigenen Füßen zu stehen — wenn man von den Verhältnissen auf der Untergrundbahn absieht.

Wenn der Amerikaner auf Reisen geht, so zieht er mit einer reichhaltigen Sammlung verschiedenster Daten bewaffnet aus, und der Zweck seiner Reise ist, vor allem festzustellen, ob die Wirklichkeit sich auch an die Angaben der Reisehandbücher hält. Er gleicht einem Fabriksdirektor auf einer Inspektionstour. Eine Kathedrale bedeutet ihm ein etwas unübersichtliches Gemenge von Geometrie und Geschichte — er wird so lange gebannt vor ihr stehenbleiben, bis er sich überzeugt hat, daß die Spitzbogen genau den auf Seite 337 seines Reisehandbuches festgelegten Vorschriften entsprechen.

In anderen Ländern offenbaren sich die landschaftlichen Schönheiten am besten in einer bestimmten Jahreszeit. So ist die englische Provinz am schönsten im Frühling, Norwegen im Sommer, Frankreich im Herbst und Süditalien im Winter. Aber für den, der die Lieblichkeit der amerikanischen Landschaft bewundern will, ist eine Jahreszeit so gut wie die andere geeignet. Plakatflächen und Benzinstationen sind glücklicherweise dem Wechsel der Jahreszeiten nicht unterworfen. Nichtsdestoweniger schwärmt der Amerikaner leidenschaftlich für schöne Landschaften. Wo immer er ein Stückchen malerischer Szenerie, ein paar Sträucher, einen blühenden Baum entdeckt, gräbt er es säuberlich aus und nimmt es nach Hause. Oder wenn die Szenerie zu schwer ist, um mitgenommen zu werden, umgibt er sie mit einem hohen Zaun, der sich selbsttätig mit Kaugummireklamen bedeckt.

Kein Besucher ländlicher Gegenden sollte es verabsäumen, den Volksliedern zu lauschen, die dem Herzen des amerikanischen Landvolkes so teuer sind. Es wäre übrigens schwer, ihnen nicht zu lauschen, es sei denn, man wäre stocktaub, da jeder Schuppen und jedes Bauernhaus mit einem Lautsprecher neuester Type versehen ist. Die Volkslieder wechseln von Woche zu Woche, aber ihr Thema bleibt stets das gleiche: synkopiertes Heimweh — jemand hat eine Person oder einen Ort verlassen und möchte in Begleitung eines Saxophons dahin zurückkehren. Woran man ihn begreiflicherweise hindern will.

Und hierin offenbart sich Amerikas Seele vielleicht am deutlichsten.

(Deutsch von Leo Korten)

Amerika philosophiert

Von

Alfred Stern

Amerika verzeichnet gegenwärtig eine Hausse in „Geist". Theodor Dreiser schreibt Problemromane, umfangreich wie die Dostojewskis, George Santayana, der Philosoph der Harvard-University, verkündet einen als neu etikettierten „Critical Realism", und James Watson eröffnet mit seinem Behaviorismus eine Art amerikanisches Konkurrenzunternehmen zur Psychoanalyse. Freilich, es gibt Skeptiker, die da meinen, Amerika verstehe unter „Geist" ganz anderes als wir — so wie Fontane einmal behauptet hat, wenn der Engländer „Christentum" sage, meine er Baumwolle. Ist es auch nicht das England Shakespeares und Humes, Shaws und Galsworthys, das da betroffen wird, so gewiß das mancher Diener der anglikanischen Hochkirche. Da fällt mir soeben die „Christliche Anweisung" des englischen Theologen Baxter in die Hand: „Wenn Gott Dir einen Weg zeigt, auf dem Du rechtmäßigerweise mehr verdienen kannst als auf einem andern (ohne Deine Seele oder einen andern zu schädigen) und wenn Du dann das verschmähst und den weniger einträglichen Weg wählst, so widerstrebst Du einer der Bestimmungen Deines Berufes und weigerst Dich, Gottes Haushalter zu sein." Die Skeptiker meinen nun, so wie dem englischen Begriff des Christentums müsse auch dem amerikanischen Begriff des Geistes mißtraut werden. Tatsächlich will es manchmal scheinen, als wäre es nicht unberechtigt, zu behaupten: Wenn der Amerikaner Geist sagt, so meint er *prosperity* oder — was praktisch dasselbe ist — Dollar! Seit Jahrtausenden ringt die Metaphysik der alten Welt um ein absolutes Wertprinzip — Amerika, das glückliche, scheint es schon zu besitzen. Die Wertphilosophie der neuen Welt könnte vielleicht in einem einzigen Satz zusammengefaßt werden, der, frei nach Protagoras, lautet: „Aller Dinge Maß ist der Dollar". Paradigmata dafür liefern in Fülle alle Gebiete amerikanischer Geistigkeit — Philosophie und Literatur nicht minder wie Recht und Religion.

Etwa zum Kapitel *Religion*: Seit undenklichen Zeiten ist Amerikas Geistlichkeit in zwei erzfeindliche Lager gespalten, das der „Modernisten", die eine symbolische Deutung der religiösen Begriffe fordern, und das der „Fundamentalisten", die für eine buchstäbliche Auffassung der Bibelworte eintreten. Auf dem jüngsten Bibelkongreß nun gab der Präsident der Fundamentalistenvereinigung über jenen „Kampf der Geister" folgende aufschlußreiche Erklärung: „Nichts hält Modernisten und Fundamentalisten, diese grimmigen Gegner, zusammen als die Milliarden angelegter Dollars." Unmöglich könne man doch das von beiden Seiten in Colleges und Seminaren, Missionsanstalten und Verlagen investierte Kapital entwerten, und darum müsse der Kampf gegeneinander fortgesetzt werden — im gemeinsamen Interesse.

Nun wissen wir wenigstens, was in Amerika hinter „geistigen" Kämpfen steckt.

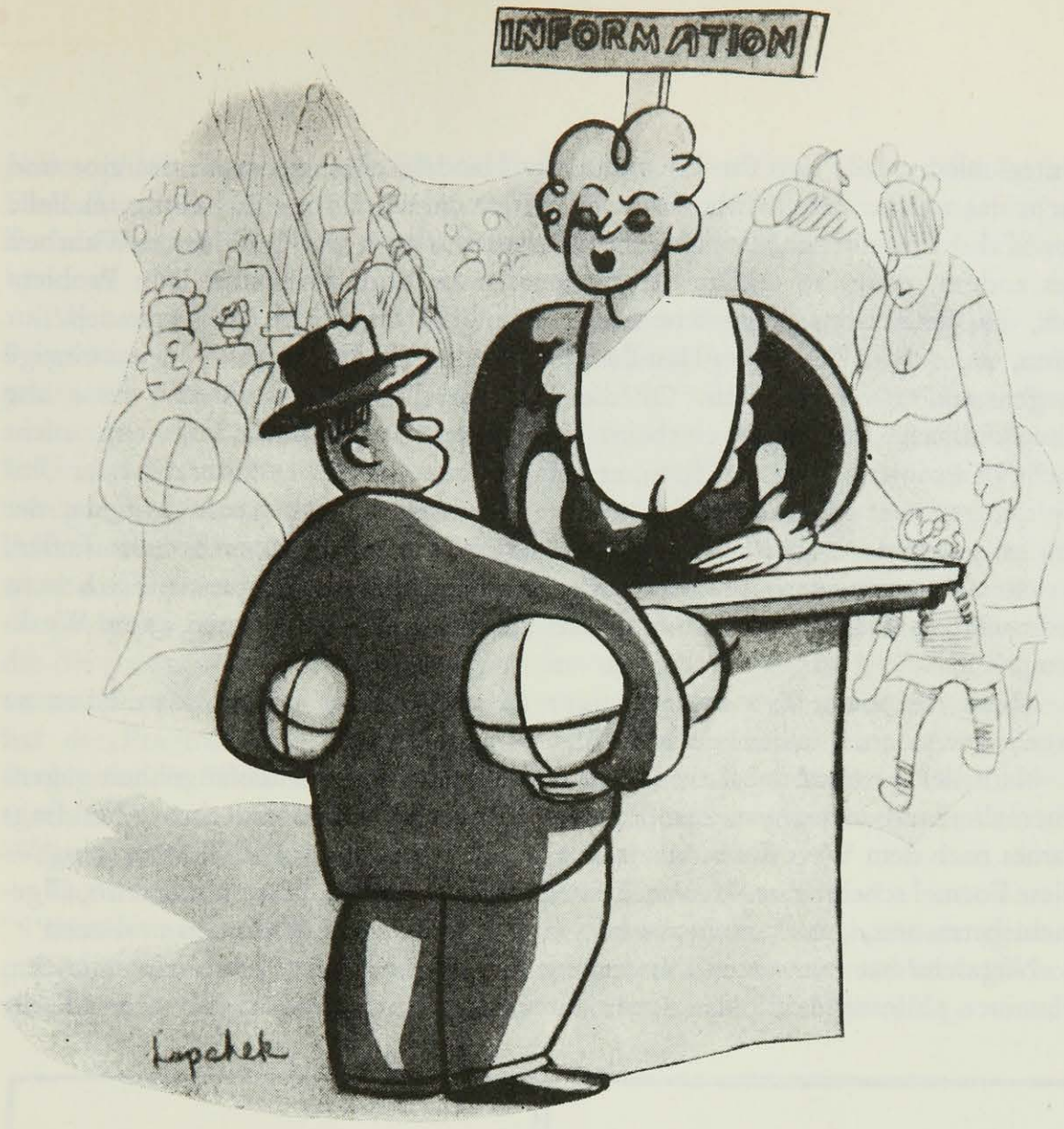
Ein anderes Beispiel:

Die große christliche Bibelvereinigung „Broadway Temple", New York, veröffentlicht einen Aufruf zur Zeichnung von Schuldscheinen „als fünfpro-

zentige Anlage im Seelenheil deines Nächsten. Broadway Temple soll eine Vereinigung von Kirche und Turmhaus sein, von Religion und Einkünften, von Seelenheil und fünf Prozent, und die fünf Prozent fundiert auf ethischem christlichen Grund." Vorsichtshalber wird allerdings noch hinzugefügt, die fünf Prozent seien nicht nur auf christlichem ethischen Grund fundiert, sondern überdies noch auf erstklassigen Grundbesitzhypotheken. Sicher ist sicher! Wenn schließlich der amerikanische Dichter seinem Publikum die übermenschliche Größe seiner Romanhelden nur durch genaue Rechnungslegung über deren phantastische Dollareinkünfte begreiflich machen kann — man denke etwa an die für den europäischen Leser unerträglichen Kontoaufstellungen aus Dreisers „Titan" — oder wenn der amerikanische Richter dem betrogenen Ehemann sein Recht in Form eines Dollarbetrages zuspricht, als Äquivalent für die verlorene Gattinnenliebe —, dann wird noch deutlicher offenbar: Der Dollar ist der einzige, für den Durchschnittsamerikaner faßbare Wertmaßstab — für Waren ebenso wie für intellektuelle und moralische Größe, ja für Liebe und Tod.

Aus geistigen Voraussetzungen dieser Art allein ist die amerikanische Philosophie zu verstehen — als Dienerin der „prosperity", als Methodologie des Dollarverdienens. Wie derlei möglich sei, fragt der naive Europäer, die Philosophie richte doch grundsätzlich ihren Blick auf überweltliche, überzeitliche Dinge! Gewiß — aber nicht in Amerika. Kant, der größte europäische Philosoph, spricht einmal von den psychologischen Motiven, die, allen Schwierigkeiten zum Trotz, immer wieder zu metaphysischen Untersuchungen drängen, und sagt da: „Es ist umsonst, Gleichgültigkeit in Ansehung solcher Nachforschungen erkünsteln zu wollen, deren Gegenstand der menschlichen Natur nicht gleichgültig sein kann." William James aber, der größte amerikanische Philosoph, erklärt das Gegenteil: „Das Absolute verwickelt mich in, wie ich finde, unannehmbare metaphysische Paradoxien. Aber ich habe genug Unannehmlichkeiten im Leben und will diese nicht noch dadurch vermehren, daß ich mich mit diesen logischen Inkonsequenzen belaste." Wozu nur noch zu bemerken wäre, daß James Professor der Philosophie an der Harvard Universität war, also gewissermaßen „von Amtswegen" dazu verpflichtet gewesen wäre, mit jenen „Unannehmlichkeiten" sich zu belasten.

Es gibt in Amerika zwei Arten von Philosophie — eine verschämte, die nach Europa schielt, und eine ungenierte, die reinster Amerikanismus ist. Die ungenierte hat den Vorzug, aufrichtig zu sein. Die europäistische Philosophie Amerikas, auf Rousseaus Zeitgenossen Jonathan Edwards zurückgehend — sie ist übrigens schon so gut wie ausgestorben —, schminkt sich Farben eines mißverstandenen europäischen Spiritualismus theologischer Nuance auf und mischt das meiste, was von Sokrates bis Leibniz gedacht wurde, zu einem Ragout — nicht alles, was gut ist, aber bestimmt alles, was billig ist. Die andere, moderne amerikanische Philosophie ist durchwegs Theorie der prosperity — ist Pragmatismus. Pragmatismus aber ist hundertprozentiger amerikanischer Geist — ja er ist *der* Geist Amerikas in ein philosophisches System gebracht. Seine erkenntnistheoretischen Begriffe sind der Bankpraxis entnommen, seine metaphysischen Gleichnisse dem Fußballsport entlehnt, sein Ziel ist die Erkenntnis dessen, was nützt, was den Wohlstand fördert. Und doch ist dieser Pragmatismus, philosophie-



(The New Yorker)

— *Ich möchte um eine Auskunft bitten: wollen Sie meine Frau werden?*

geschichtlich betrachtet, nicht ohne Bedeutung, nicht ohne Originalität. Wohl hatte es schon eine utilitaristische Ethik gegeben und eine utilitaristische Ästhetik, die das Gute beziehungsweise das Schöne dem Nützlichen gleichsetzten. Den Amerikanern aber blieb es vorbehalten, mit ihrem Pragmatismus auch eine utilitaristische Logik zu begründen, die das Wahre mit dem Nützlichen identifiziert.

Mit der unsentimentalen, praktischen Sachlichkeit des Kaufmanns, der einzig die Rentabilität seines Unternehmens im Auge hat, fragt darum *William James*, der große Systematiker des Pragmatismus: „*Was ist, kurz gesagt, der Barwert der Wahrheit, wenn wir sie in Erfahrungsmünze umrechnen?*" Dies die eigentliche Kardinalfrage des Pragmatismus, der Mittelpunkt des ganzen Systems.

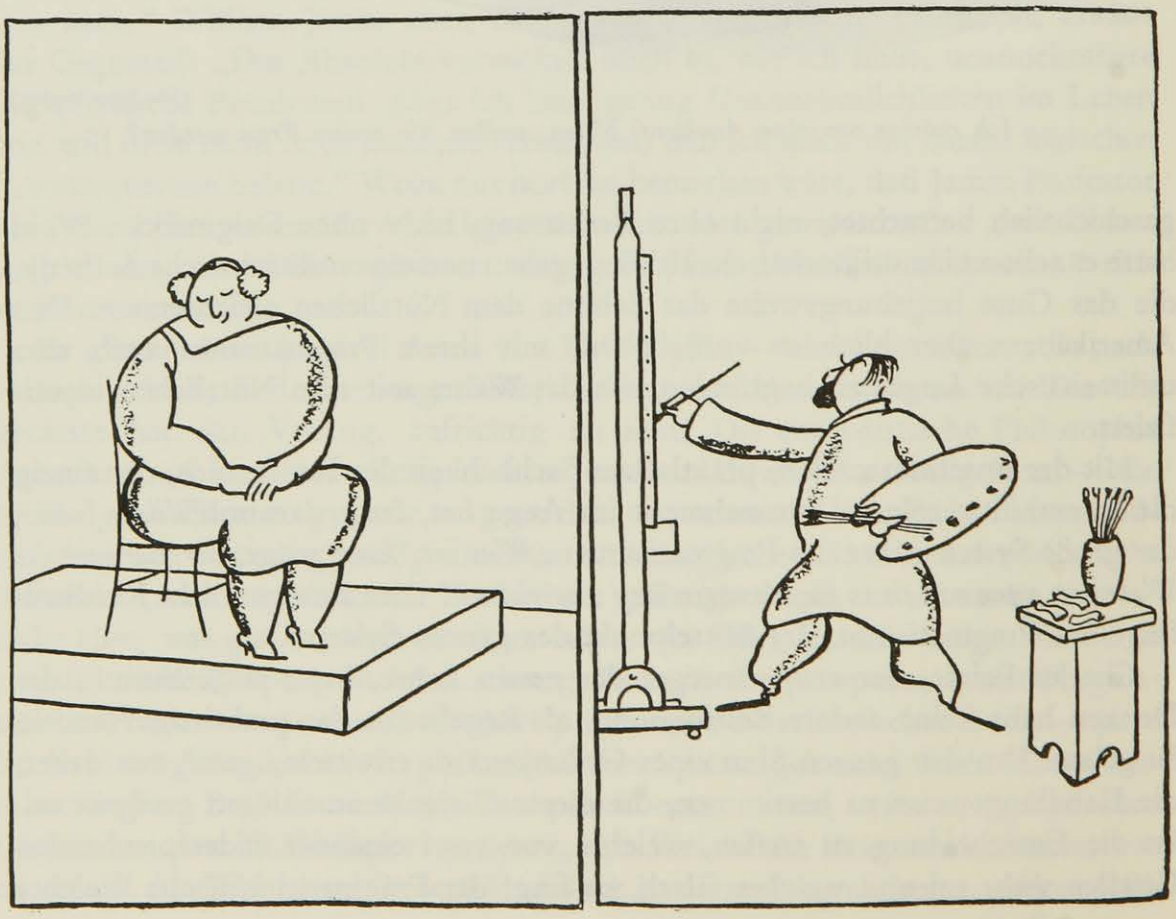
Charles Peirce, der erste Anreger der neuen Lehre, hatte ja „erkannt", das Denken habe keine andere Bestimmung, als Regeln für das praktische Handeln zu geben. Um den ganzen Sinn eines Gedankens zu ermitteln, genüge es daher, die Handlungsweise zu bestimmen, die dieser Gedanke auszulösen geeignet sei. Ist die Entscheidung zu treffen, welches von zwei einander widersprechenden Urteilen wahr sei und welches falsch, so fragt der Pragmatist einfach: Welcher

Unterschied würde sich für das praktische Handeln ergeben, wenn das eine und nicht das andere Urteil wahr wäre. Resultiert dabei, daß die Handlung im Falle der Wahrheit des einen Urteils ebenso verlaufen würde wie im Falle der Wahrheit des andern, dann, so erklärt der Pragmatismus, liege überhaupt kein Problem vor, und jeder wissenschaftliche Streit sei müßig. Sinn habe das Denken ja nur dann, wenn es im Dienst der Handlung stehe, die Tat, das Pragma, sei der einzige Gegenstand der Erkenntnis. Ob die Welt „real" ist oder „ideal", diese alte philosophische Streitfrage erscheint darum dem Pragmatisten überhaupt nicht mehr als Problem, denn praktisch, in seinem Tun, muß sich ja der Idealist der Umwelt gegenüber genau so verhalten wie der Realist. „Die ganze Aufgabe der Philosophie", so sagt James, „sollte lediglich darin bestehen herauszufinden, welchen Unterschied es für Sie und für mich in bestimmten Momenten des Lebens ausmacht, ob diese oder jene Weltformel die richtige ist . . . Theorien sind Werkzeuge!"

Wenn das nicht hundertprozentiger Amerikanismus ist, so wäre kaum zu sagen, wie er noch reiner herausdestilliert werden sollte.

Natürlich gewinnt der Amerikaner dadurch auch seine Unbefangenheit gegenüber allerhand metaphysischen Problemen zurück, und nicht ohne Witz fragt James nach dem Wert der monistischen Weltanschauung: „Die Welt ist ‚eins' — diese Formel scheint eine Art von Zahlenmystik zu sein . . . warum soll denn, allgemein betrachtet, ‚eins' erhabener sein als ‚43' oder ‚zwei Millionen und zehn'?"

Nietzsche hat mit seiner Umwertung der Werte gelehrt, „wie man mit dem Hammer philosophiert", der Amerikaner zeigt uns, wie man mit dem Messer

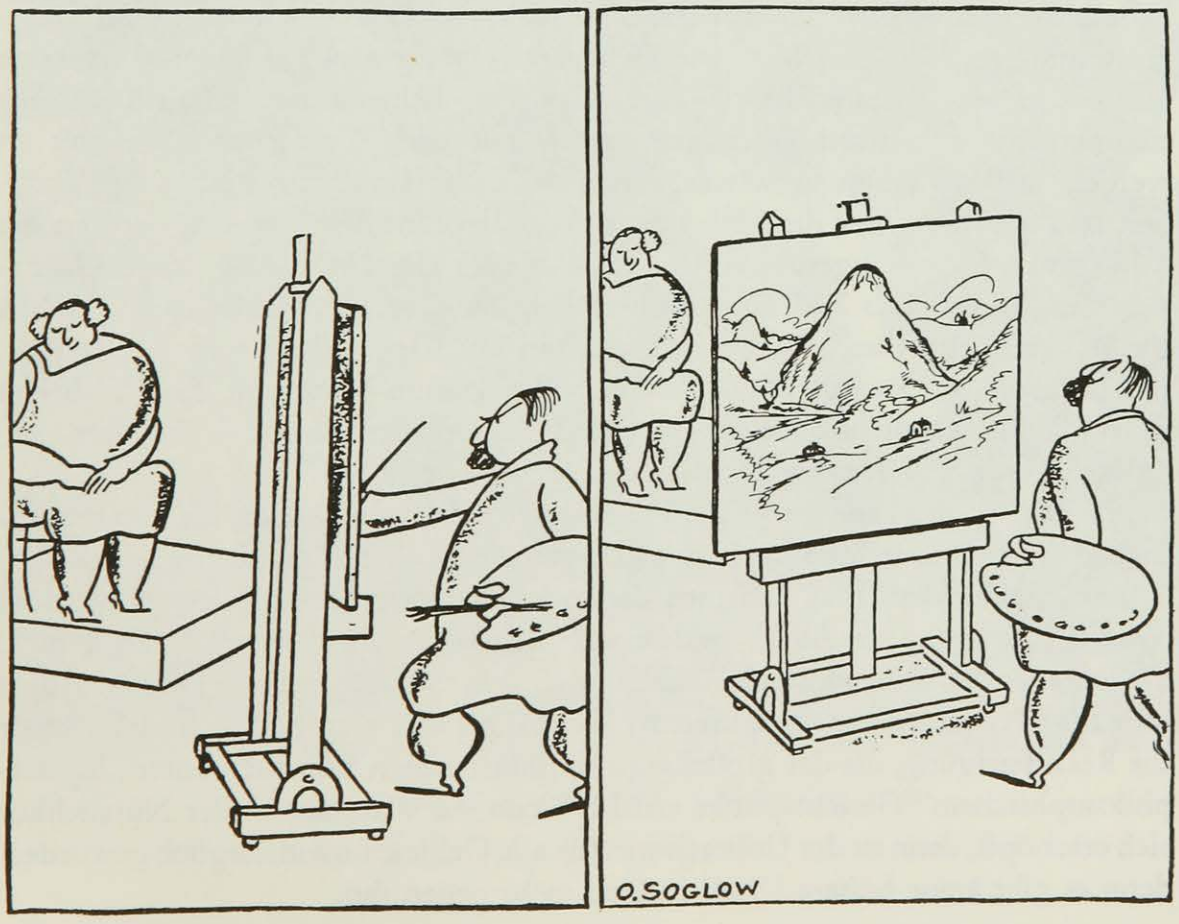


philosophiert. Indem er nämlich die Existenz aller Probleme leugnet, die keinen Einfluß auf sein Handeln ausüben, schneidet er ihnen die Füße ab, damit sie ihn auf seinem Wege zu erfolgreichem Tun nicht mehr verfolgen und stören können.

Aber erst mit seiner „Lösung" des Wahrheitsproblems erhebt sich der Pragmatismus ganz auf die Höhe seiner Bestimmung als Philosophie der prosperity. Er erklärt es für unmöglich, daß das Weltbild des gesunden Menschenverstandes mit seinen Dingen, das des Physikers mit seinen Atomen und das des Erkenntnistheoretikers mit seinen Empfindungsinhalten *alle wahr* seien, denn infolge ihrer Verschiedenheit könnten sie nicht alle mit ein und derselben Wirklichkeit übereinstimmen. Darum sei es das beste, um diese Probleme sich gar nicht zu bekümmern und all jene Erkenntnisse für „wahr" zu erklären, die *nützen*, die praktisch *lohnend* sind, die sich im Handeln gut bewähren, die *Erfolg* bringen, die die prosperity fördern oder — was fast dasselbe ist — die Dollar-Einkünfte vermehren helfen. Alle Urteile, die dies nicht vermögen, sind dann falsch. Damit hat der Pragmatismus wieder zu seinem Messer gegriffen und alle weiteren Probleme, die Wahrheit und Wirklichkeit aufgeben, abgeschnitten. Die Theorie macht dem amerikanischen Philosophen wenig Sorge — Hauptsache ist, daß der Weg zu erfolgreichem Handeln freigelegt ist.

Hat man dazu aber überhaupt einer Philosophie bedurft?

Es ist nun nicht nur philosophiehistorisch, sondern überhaupt geistesgeschichtlich höchst interessant, daß Amerika just mit seinem brutalen logischen Utilitarismus zum ersten Male *Einfluß auf die europäische Philosophie* gewinnen



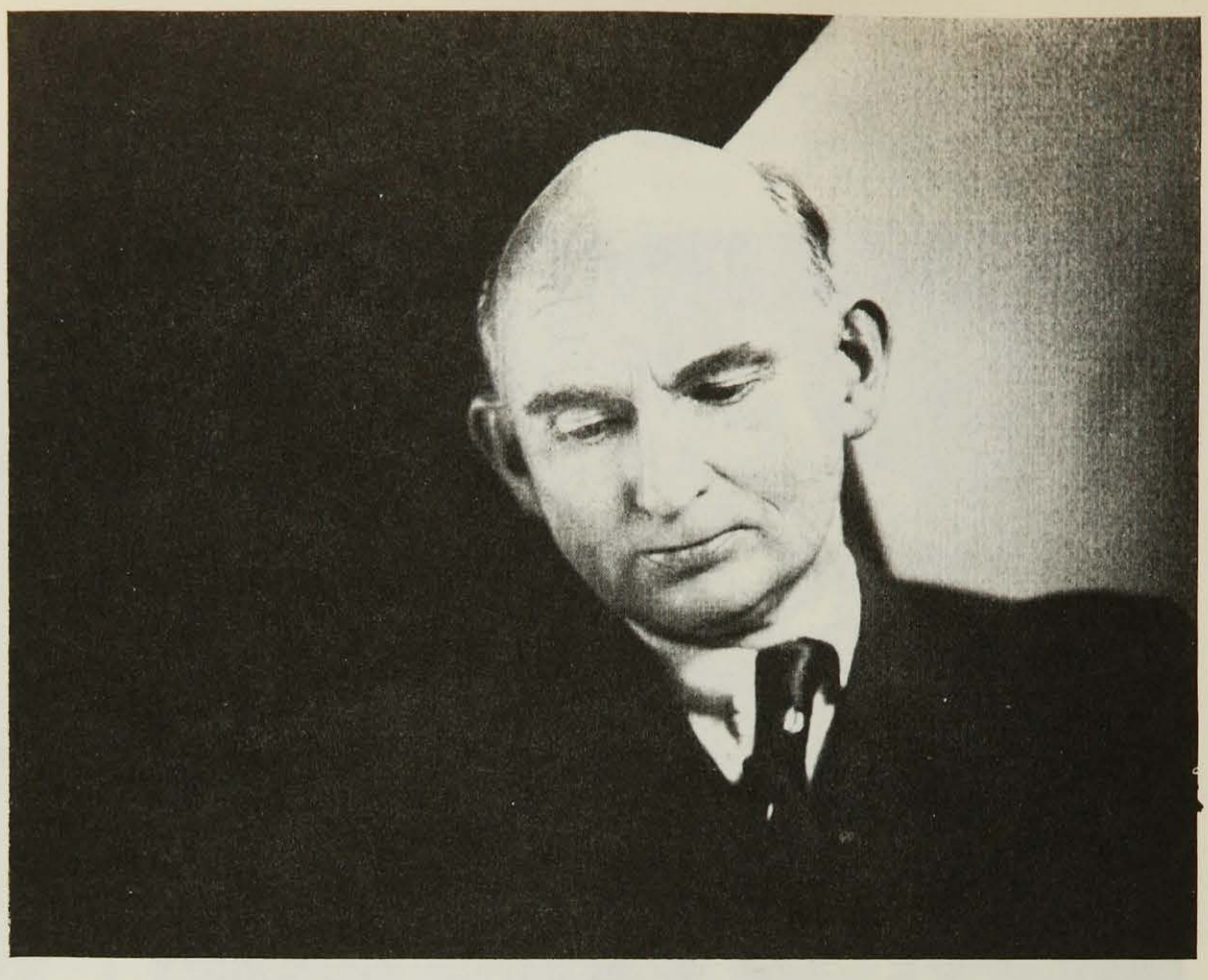
konnte. Der Gedanke, die alte Welt, seit Jahrtausenden die Urheimat aller Philosophie, könnte jemals Geist und dazu noch philosophischen Geist aus Amerika beziehen, wäre vor noch nicht langer Zeit als Gipfel der Paradoxie geschmäht worden. Allein seit der amerikanische Pragmatismus gar in das Allerheiligste der europäischen Philosophie, in das abgründige Reich des Kantianismus, einzudringen vermochte, muß man jene scheinbare Ausgeburt einer perversen Phantasie wohl oder übel als Tatsache anerkennen. Hat doch der Hüter des Kantschen Erbes, der Begründer und Führer der Kant-Gesellschaft, der Schöpfer und Herausgeber der Kantstudien, Professor Hans *Vaihinger* — nach seiner eigenen Aussage — den Antrieb zu seiner berühmten *Philosophie des Als-Ob* erst durch die frühesten Äußerungen der pragmatistischen Bewegung Amerikas empfangen. Der Kantianer Vaihinger selbst wird heute geradezu schlechtweg als Pragmatist bezeichnet — so auch vom Berliner Philosophen Liebert —, obgleich er selbst den pragmatischen Wahrheitsbegriff formell ablehnt. Allein, wenn der Schöpfer der Philosophie des „Als-Ob" etwa sagt, „die Fiktion sei ein legitimer Irrtum, . . . der das Recht seines Bestehens durch den Erfolg nachzuweisen habe" oder: „das Denken diene einem andern" und: „Alles Theoretische sei nur ein Mittel zum Praktischen", so ist es zweifellos der „Geist Amerikas", der Odem des Pragmatismus, der uns hier anweht. Auch Kants Kategorien haben sich von Vaihinger die unglaublichsten pragmatistischen Verrenkungen gefallen lassen müssen, und nicht wenig Mühe kostet es Vaihingers Gegner, Kant gegen seinen Protektor vor völliger Amerikanisierung zu schützen.

Was dem Pragmatismus übrigens zugute kommt, ist der Umstand, daß sich auch der Wahrheitsbegriff der europäischen Philosophie in einem Krisenstadium befindet. Auch hier, wie in Amerika, ist man von der Unhaltbarkeit der Übereinstimmungstheorie der Wahrheit überzeugt, — wenn auch aus anderen Gründen als jenseits des Ozeans. Die Wahrheit unserer Erkenntnisse nämlich vermag darum nicht aus deren Übereinstimmung mit dem Wirklichen abgeleitet zu werden, weil wir ja, um zu wissen, was wirklich ist, bereits im Besitze der Wahrheit sein müßten. Über die Wahrheit unserer Erkenntnisse gibt uns also nur ein subjektives Wahrheitsgefühl Aufschluß, das eine Gewähr für objektive Gültigkeit nicht bietet. Das Bedürfnis nach einem objektiven Kriterium der Wahrheit bleibt daher unbefriedigt. Hier springt nun der Pragmatismus in die Bresche, indem er die praktische Nützlichkeit der Urteile zum Kriterium ihrer Wahrheit erhebt. Praktisch nicht verwertbare Urteile stehen dann jenseits von Wahr und Falsch, womit alle Theorie dem Untergang geweiht ist.

Es gibt angesehene deutsche Philosophen, die, ohne über die erkenntnistheoretische Undurchführbarkeit jener amerikanischen Kriterienlehre im Unklaren zu sein, dem Pragmatismus dennoch sein entschlossenes Einspringen als Verdienst anrechnen. Allein das, woran man sich „drüben" hält, sind nicht die erkenntnisphilosophischen Tiefen, die der theoretisierende Geist Europas selbst im Pragmatismus aufspüren zu können glaubt; man hält sich vielmehr an die Rechtfertigung, die das großzügige Businessmachen nun auch unter „logisch-philosophischem" Gesichtspunkt erhält. Wenn die Wahrheit in der Nützlichkeit sich erschöpft, dann ist der Utilitarismus für alle Gebiete unwiderleglich geworden; denn es gibt keine höhere Urteilsinstanz mehr gegen ihn.

Carnegie-Institut

Edwin W. Dickinson, Cellospieler (Oel)

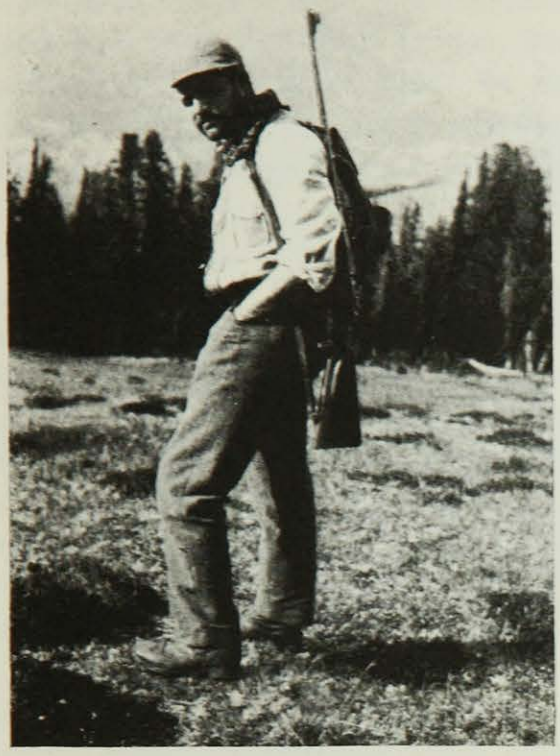


Charles Ruggles

Photos Andrew Foka

George Gershwin

Arbeitspausen



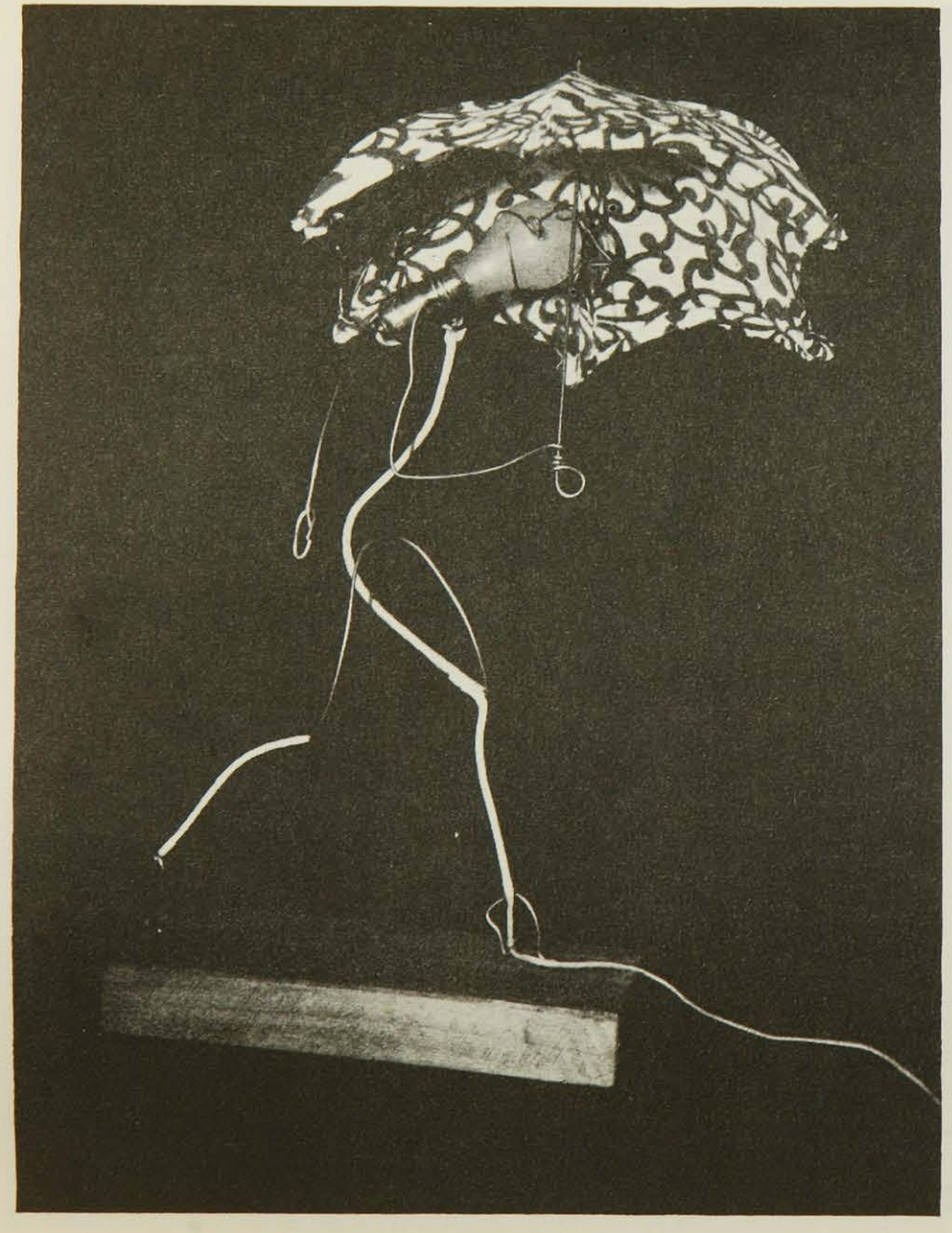
Hemingway

Käte Wittkower

Dreiser

Dr. Erich Salomon

Upton Sinclair



Calder, Drahtplastik

Calder, Holzplastik

Doch noch eine spezielle Aufgabe hat die pragmatistische Philosophie in Amerika zu erfüllen: Es muß ja schließlich auch für die Kollegen von der theologischen Fakultät etwas getan werden, wo doch in ihren Institutionen „Milliarden Dollars" investiert sind. Wohl ist der Pragmatismus empiristisch und positivistisch orientiert und lehnt jede Metaphysik „grundsätzlich" ab. Allein, er läßt auch mit sich reden, er ist nicht kleinlich, er reitet keine Prinzipien. Unter Umständen läßt er also auch metaphysische Behauptungen als wahr gelten, sofern sie sich praktisch bewähren. Und darum steht er mit Religion und Theologie auf bestem Fuß. „Der Pragmatismus ist zu allem bereit", sagt James, „als annehmbare Wahrheit gilt ihm einzig und allein das, was uns am besten führt . . . Wenn theologische Ideen das können, wenn speziell der Gottesbegriff sich hierbei bewährt, wie könnte da der Pragmatismus die Existenz Gottes leugnen? Er könnte gar keinen Sinn darin erblicken, ein Urteil, das praktisch so erfolgreich war, als unwahr zu betrachten . . . Wahr heißt alles . . . was sich als gut erweist."

Ja — der Pragmatismus ist praktisch im doppelten Sinn. Den Unannehmlichkeiten eines Daytoner Affenprozesses setzt er sich keinesfalls aus!

Darum schließt er auch ein wunderbares Kompromiß zwischen Darwinismus und Religion und hat keinerlei Mühe, es dem amerikanischen Publikum begreiflich zu machen; denn klugerweise wendet er sich an den ausgeprägten *Sportsinn* seiner Landsleute, erklärt einfach das Weltgeschehen nach Analogie eines Fußballmatches und die Naturgesetze als Spezialfälle der Spielregeln des football.

Die Tatsachen des Darwinismus, so meint James, könnten nämlich ohne weiteres so gedeutet werden, daß ein göttlicher Plan sich in ihnen offenbart. „Das Ziel einer Partei im Fußballspiel ist ja nicht bloß, den Ball in ein bestimmtes Tor (goal) hineinzutreiben (wenn das so wäre, so könnten sie ja in einer dunkeln Nacht aufstehen und ihn ins Tor legen), sondern ihn hinzutreiben mittels eines festgelegten Mechanismus von Bedingungen, ich meine die Spielregeln und die Gegenpartei. *Ebenso* könnten wir sagen, ist das Ziel Gottes nicht nur, die Menschen zu schaffen und zu erlösen, sondern er will, daß dies durch die Tätigkeit eines ungeheuren Mechanismus der Natur sich von selbst vollziehe. Ohne die staunenswerten Gesetze und Gegenwirkungen der Natur, wäre die Schöpfung und Vollendung des Menschen ein viel zu einfaches Vollbringen, als das Gott es geplant haben könnte." (!)

Fehlt nur noch die modernste amerikanische Ethik: Ihr Schöpfer ist *Walter Lippmann*, Philosoph, Politiker, Mitarbeiter Roosevelts, Adlatus Wilsons während der Versailler Friedensverhandlungen, Herausgeber der New York World. Sein neues Buch „A Preface to Morals" ist dem Amerikaner Offenbarung, mehr noch: Sensation! Seine Resultate: Die eigentliche Tugend ist die Selbstlosigkeit. Warum? Weil sie sich in der Praxis am besten bewährt. „In allen drei großen Bereichen des menschlichen Interesses, im Geschäftsleben, im Staatsleben und in den geschlechtlichen Beziehungen" führt sie nämlich zu den erfolgreichsten Ergebnissen. Die Ethik ist eine Erfahrungswissenschaft, der Ethiker hat nur die eine Aufgabe, „den Menschen ihre wahren Interessen vor Augen zu führen." Also — der Ethiker als Führer zur prosperity, die Höhe des Dollar-Einkommens als absolutes Kriterium des Guten!

Panamerika komponiert

Von

H. H. Stuckenschmidt

Wer Autoritäten mißtraut (und welcher rechtschaffen Schaffende täte das nicht) sollte immer versuchen so zu leben und zu denken, als hätte noch niemand vor ihm die Technik des Lebens und Denkens beherrscht. Mit der angeblichen Probatheit eines Verfahrens ist bekanntlich nichts bewiesen; Shaw hat es ausgeplaudert, daß die wissenschaftlichen Berufe Verschwörungen gegen die Laien sind, und was die Künstler betrifft, du lieber Gott! Objektivitäten? Absolute Gesetze? Beweismöglichkeiten? Empirie?

Es gibt kein wissenschaftliches oder künstlerisches Gesetz, das während der letzten zwanzig Jahre nicht mindestens dreimal über den Haufen geworfen wurde. Die Chance, mit sogenannten wissenschaftlichen Methoden der Kunst nachzuleuchten, ist nicht größer als die, einen mathematischen Lehrsatz in Akkorden auszudrücken. Es gibt komische Käuze unter den Kritikern, besonders unter denen der jüngsten Generation, die glauben, daß zum Beispiel die Musik eine unumstößliche Terminologie besitzt, und daß man infolgedessen zu evidenten Resultaten kommen könne. Nun existiert beides leider nicht einmal in der Mathematik (hundert gegen Einstein!), und wenn es in der Musik existieren könnte, so hätte das nächste Genie nichts Eiligeres zu tun, als den Porzellanladen der Begriffe zu zertrümmern. Eine Zeitlang maß man dieser Neigung zum Zertrümmern absolute Bedeutung bei; die jungen Künstler gewannen darin eine erstaunliche Fertigkeit, und es gelang ihnen, einen Teil des Publikums, an der Spitze die orakelnden Libertins der Presse, zu nasführen. Doch diese Sicherheit erwies sich als trügerisch; als kein Porzellan mehr übriggeblieben war, hörte auch das Talent der Destruktöre auf, und man einigte sich auf andre Ewigkeitsfixierungen.

Es wäre schön, wenn es Logarithmentafeln der Ästhetik gäbe; Tabellen nach Art derer, die man als Amateurfotograf über die Belichtungszeit zu Rate zieht, unfehlbare Systeme, an denen Art und Wert eines künstlerischen Phänomens sich ablesen ließe. Die apodiktische Sicherheit, mit der auch unqualifizierte Leute oft über Kunst urteilen, läßt auf den Besitz einer solchen Tabelle schließen; zu unsrer Erheiterung übersehen sie jahrelang, daß das Ding nicht funktioniert.

Nun geschieht irgend etwas ganz Tolles. Zum Beispiel untersteht sich ein Erdteil, den überlieferte Anschauung und Erfahrung zur künstlerischen Unproduktivität verdammt hat, uns mit Werken zu überfallen, die zweifelsfrei nicht aus den Gefilden des wissenschaftlich anerkannten Schöpfertums stammen. Etwa: amerikanische Komponisten veranstalten ein Konzert. Außer dem Yankee Doodle und der Washingtonpost und ein paar Niggerliedern liegt bisher nichts vor; also kann das nur ein Bluff sein. Man setzt die europäische Brille auf, man mißt Harmonie, Melodie, Orchesterklang und Faktur an gewohnten Vorbildern — und ist schon auf dem Holzweg.

Der Fall, von dem ich spreche, hat sich in Berlin und Paris wiederholt. Und jedesmal war nachher die Kritik aufs äußerste blamiert.

Ich erinnere mich an manches Unisono der entrüsteten öffentlichen Meinung, an die nahezu astronomische Regelmäßigkeit, mit der gegen Äußerungen von musikalischen Genies protestiert wurde; aber selten war man in so kordialer Übereinstimmung voneinander geschieden, wie an jenem Abend, als Ernest Ansermet, der Mathematiker unter den Dirigenten, Sinfonisches aus dem Land der Unbegrenzten Möglichkeiten serviert hatte. Es war im Dezember 1931, Bachsaal, und schon drei Monate später erschien der behende *Nicolas Slonimsky*, um in zwei Konzerten Ansermet zu übertrumpfen und noch nachdrücklicher für Jungamerika ins Zeug zu gehen.

Nun gibt es in der Tat nichts Vorurteilsloseres als den Stil, in dem diese teils jungen, teils bejahrten Amerikaner ihr kulturelles Nationalbewußtsein komponierend erhärten. Vor wenigen Jahren noch hielt man es für einen Witz, wenn einer sich aufs Klavier setzte, behauptend, so klinge moderne Musik. Die Vorstellung, man könnte mehrere unmittelbar benachbarte Töne in akkordische Verbindungen bringen, erschien so absurd, wie einst die Farbenanalyse des Neo-Impressionismus. Und doch war das schon im Debussyschen Klavierstil eingehend vorbereitet.

Die jungamerikanische Musik hat eine auffallende Vorliebe für solche Akkord-Formen. Den Anfang dürfte *Leo Ornstein* um 1912 in seinen Klavierstücken und später in der berüchtigten Violinsonate gemacht haben. Hier finden wir, neben einem Akkord aus den Tönen e-f-g-a-ais-h-c-cis-d-dis-fis auch die spielanweisende Fußnote: mit dem Daumen sind die e- und f-Tasten, mit dem Handballen g-a-h-c-d, mit den Fingern die schwarzen Tasten ais-cis-dis-fis anzuschlagen. Die Wirkung ist anfangs chaotisch; nach kurzer Zeit aber lernt man die Klang-

Irmgard von Reppert

— *Wir können jetzt ruhig Beethoven spielen, es ist ja kein Mensch im Lokal . . .*

farben solcher Akkorde unterscheiden, und 1930 waren sie in Amerika so gebräuchlich, daß *Henry Cowell* in seinem aufregenden Buch „New Musical Resources" (bei Alfred A. Knopf, New York) die theoretische Analyse der *Tone-clusters* unternehmen konnte.

Leo Ornstein gehört zu den interessantesten Komponisten jener anarchischen Periode, der die neue Musik bisher fast alle ihre sprachbereichernden Werte verdankt. In Rußland geboren, kam er elfjährig nach New York, wo er schon sehr jung Aufsehen als Pianist erregte. Seine ersten Kompositionen (Klaviersuite bei Hansen in Kopenhagen) sind puerile, russisch-melancholische Salonmusik, im Niveau etwa zwei Etagen unter Rachmaninow. 1911 muß er Schönbergs op. 11 gehört haben. Nun entsteht der radikale Bruch; die klangliche Analyse; der Stil der perfekten Dissonanz (Préludes, „Impressions de Nôtre Dame").

In diesen Übergangswerken ist es sehr interessant, festzustellen, wie ständig eine impressionistische Grundhaltung durch konstruktive Unternehmungen durchbrochen wird; ein ähnlicher Vorgang, wie ihn gewisse Bilder Cézannes spiegeln, und wie er gedanklich in Bergsons Philosophie vorbereitet wird. Schon aus diesem Grunde erscheint Ornstein als eins der wichtigsten Profile in der amerikanischen Musik. Er hat seinen Nachfolgern — und wer von den jungen Panamerikanern hätte nicht von ihm gelernt! — eine Materialanalyse von äußerster Gründlichkeit und Kühnheit überlassen. Und selbst sein Beispiel, sein intellektueller Ernst, seine östliche Unerbittlichkeit sind als Gegengewichte für die Jazzjugend von hohem Wert. Ornstein ist 37 Jahre alt und lebt jetzt in North Conway, New Hampshire.

Henry Cowell ist der Systematiker der Gesellschaft, bei ihm nimmt die hemmungslose Experimentierfreude an allen Elementen der Musik sozusagen wissenschaftlichen Charakter an. Er verblüffte vor ein paar Jahren die europäische Kritik durch Klavierabende, an denen selbst George Antheils Kühnheiten in Schatten gestellt wurden. Er spielte nicht nur mit Armen und Fäusten, sondern er behandelte das Klavier als Harfe, zupfte an den Saiten, deren Klangfarbe er durch allerlei Dämpfungsmittel alterierte. Er benutzte in kammermusikalischen Vorführungen die altindianische „Donnerkeule", ein Schwinginstrument, das barbarische, nie gehörte Töne von sich gibt. In der richtigen Erkenntnis, daß seine theoretische Begabung der kompositorischen mindestens gleichwertig ist, ging er mehr und mehr zur Wissenschaft über. Sein Buch erwähnte ich. Augenblicklich arbeitet er an einem Projekt von unerhörter Großzügigkeit: einer Art vergleichender Musikwissenschaft, die alle exotischen Musikkulturen Asiens, Afrikas und Amerikas in ihre Forschung einbeziehen will.

Sein Hauptverdienst aber liegt in der organisatorischen Arbeit, die er für eine Vereinigung aller amerikanischen Avantgarde-Musiker geleistet hat. Ihr verdanken wir die sensationelle Vierteljahresschrift *New Music*, die statt Aufsätzen über Musik die Kompositionen der modernen Komponisten selbst druckt. Von diesem Grundstock aus konnte dann die „Panamerikanische Komponisten-Vereinigung" gegründet werden, zu deren eifrigsten Förderern der junge Deutsch-Amerikaner *Adolphe Weiß* gehört. Cowell ist Kalifornier, Jahrgang 1897, lebt bald in Berlin, bald in Menlo Park. Seine „Synchrony", in der die Tone-clusters

einer polyphonen Idee dienstbar gemacht werden, haben wir 1932 unter Nicolas Slonimsky gehört.

Merkwürdig übrigens, wie groß augenblicklich Berlins Anziehungskraft für diese Musik-Amerikaner geworden ist. Als Antheil 1922 herkam, war es eigentlich guter Ton, in Paris bei Nadja Boulanger zu studieren. Jetzt leben hier ständig zwei der begabtesten Leute: *Roger Sessions* und *Aaron Copland*; die junge *Ruth Crawford* hat sich monatelang in Berlin aufgehalten, Cowell arbeitet hier in Hornbostels Phonogrammarchiv, *Marc Blitzstein* sah man in allen Charlottenburger Ateliers. Adolphe Weiß, der regelmäßig seinen Sommer in Berlin verbringt, hat allerdings stärkere Bindungen. Er stammt aus dem Schönberg-Kreis, studierte hier in der Akademie die Zwölftönemusik an der Quelle und fühlt sich auch durch Abstammung in Deutschland halb beheimatet. Er ist technisch der gebildetste unter seinen panamerikanischen Kollegen; sein Handwerk umfaßt die Universalität der schönbergischen Systeme und die neuen „sonorités" der transatlantischen Gruppe. Er hat in „American Life" die Synthese von Jazz, Tonecluster und Zwölftonreihe gefunden. Weiß ist einundvierzig, kommt aus Baltimore, bläst Fagott, lehrt junge New Yorker Kontrapunkt, schrieb Streichquartette, ein Chorwerk nach Aeschylos und etliche Orchestersachen.

Covarrubias — Leopold Stokowski

Eine Art magischer Aura umgibt das Schaffen und die Existenz *Edgar Varèses*. Er ist der konsequenteste Outsider der Musikgeschichte, verzichtet auf ein Jahrtausend kompositorischer Erfahrung und geht, oft im Kampf gegen das Material, an seine Arbeiten mit einem mathematischen Plan. Die Titel seiner suitenartigen Symphonien sind „Oktander", „Integral", „Hyperprism", im harmloseren Falle „Offrandes" oder „Arcana". Alles, was wir als Element und Achse unsrer Musik zu betrachten gewohnt sind, ist bei Varèse Nebenprodukt, Zufallserscheinung, unvermeidliche aber unwichtige Realisationsform. Daß er im Grunde, wie die meisten dieser begabten Leute drüben, impressionistisch vorgeht, lehrt uns allerdings der flüchtigste Blick auf seine Partituren. Hier ist alles Klangdynamik, differenzierte Farbschwingung, Chemie der Obertöne, sensuale Algebra. Im Crescendo und Decrescendo, in der Mischung von Schwellendem und Verklingendem entsteht ein tatsächlich ganz neuer Orchesterstil, neben dem etwa Schönbergs polychromste Partituren wie eitel Grau anmuten. Varèse

betreibt in Paris die kühnste, voraussetzungsloseste kompositorische Versuchsstation, von wenigen verstanden, von vielen ehrfürchtig beobachtet.

Zwei Neu-Engländer verdienen Interesse, merkwürdige Naturen von etwas altfränkischer künstlerischer Haltung bei aller Radikalität der kompositorischen Mittel. Der eine, *Carl Ruggles*, ist eine Schönberg verwandte Natur, mehr visionär als spekulativ veranlagt, mit überwältigend persönlicher Klangfantasie begabt, die in den herben „Portals" für Streichorchester, in den spukhaften Bildern des symphonischen Ensembles „Men and Mountains", im „Sonnenläufer" nach Robert Browning sich eigensinnig, genialisch und mit einer agressiven Innerlichkeit mitteilt. Auch sprachlich erinnert Ruggles an Schönberg, obwohl er ihm schulmäßig fernsteht.

Der andere, *Charles E. Ives*, ist mit seinen 58 Jahren fast ein Jahrzehnt älter als Ruggles und der Senior der ganzen panamerikanischen Gruppe. Er gibt seinen großen symphonischen Werken gern programmatische Erklärungen bei, er hat national-folkloristischen Ehrgeiz und neigt einem stilisierenden Realismus zu, der merkwürdigerweise in der Materialbehandlung zu ähnlichen Resultaten führt wie die spekulative Art Cowells oder Varèses. Über den zweiten Satz seiner IV. Symphonie, die dirigiertechnisch verzwickteste Partitur, die ich kenne, schreibt er selbst: „Der zweite Satz ist kein Scherzo im üblichen Sinne des Worts, sondern eher eine Komödie — erregender, leichter, weltlicher Lebensweg wird in Kontrast gesetzt mit den Prüfungen der Pilger auf ihrer Wanderung durch sumpfige und unwirtliche Länder . . . Der Traum, die Fantasie endet mit einem Einspruch der Wirklichkeit — dem Volksfest am 4. Juli, mit Blechmusik, Trommelchören usw."

Das klingt straußisch, aber nur im Programm. Musikalisch hat es nichts mit Strauß zu tun; eher mit Strawinsky oder Milhaud (wenn man 30 vH Amerika, 30 vH Innenleben und 30 vH persönliche Handschrift dazu rechnet).

Antheil, Copland und Sessions brauchen in Deutschland nicht vorgestellt zu werden; sie sind die interessantesten, fortschrittlichsten, vielseitigsten Talente, doch alle drei noch nicht zu einem eigentlichen Oeuvre gelangt. Für ihre Propaganda sorgt teils eine literarische Schutztruppe, von der sich die Persönlichkeit Ezra Pounds merklich abhebt, teils die *Cos Cob Press* mit ihren vorbildlichen Drucken jung-amerikanischer Partituren, teils die von Minna Lederman virtuos redigierte Quartalsschrift „Modern Music", das bestinformierte Spezialorgan für neue Musik.

Von der Größe und Zielsicherheit dieser schöpferischen Bewegung macht man sich in Europa keine Vorstellung. Überall tun sich Schulen, Gruppen, Anhängerschaften zusammen; von Boston bis Florida, von Mexiko bis Seattle ist die Kultur organisiert. Ein Katalog, den Claire Reis im Auftrag der International Society for Contemporary Music herausgab, zählt neben 164 weniger wichtigen 55 wichtige Komponistennamen auf, darunter allerdings Herren älterer Schule wie Carpenter, Chanler, Loeffler, Sowerby und Wetzler sowie die Gruppe Achron, Bloch, Gruenberg, Saminsky. Bemerkenswert ist aber, daß (im Gegensatz zu Irving Berlin) der Jazzkomponist George *Gershwin*, Schöpfer der Rhapsodie in Blue, für würdig befunden wird, in dieser Highbrow-Gesellschaft zu verkehren, die sonst Jazz kaum dem Namen nach zu kennen scheint.

U.S.ABC

Amerika ist eine Bezeichnung, die nur in *God's own Country* und in Europa für die Vereinigten Staaten anzuwenden ist. Der Reisende, der außerdem noch Kanada oder Lateinamerika aufsuchen will, wird sich zweckmäßigerweise merken, daß die Einwohner von Montreal oder Buenos Aires die Monopolisierung des Namens Amerika durch die Gegend zwischen Mexiko und Kanada übelnehmen.

Bootlegger wird in Amerika der gute Samariter genannt, der die in der Prohibitionswüste Verdurstenden mit (alkoholreichem) Getränk versieht. Wohnt man in einem Hotel, so wende man sich vertrauensvoll an den *Bellboy*, den Hotelpagen, der einem für ein paar *Bucks* (Dollars) das Nötige besorgt. In der Gegend des New-Yorker *Broadway* erhält man die gewünschten *Bottles* im nächsten „Delikatessen", der *Barker* (Ausrufer im Rundfahrtauto) ist auch in dieser Beziehung entgegenkommend, namentlich wenn man ihn *Buddy* (Kamerad) anspricht. Wenn alle Quellen ausgetrocknet sind, frage man getrost einen

Cop, zu deutsch einen Schutzmann. Der weiß am besten Bescheid, wird aber vorsichtshalber *Officer* angeredet. Mit dieser Anrede dürfte der Reisende mittlerweile vertraut sein, denn der erste Amerikaner, mit dem er auf amerikanischem Boden zu tun hat, ist der *Customs Officer*, der Zollbeamte. *Tips*, also Trinkgelder, sollten diesem nur von Leuten angeboten werden, die entweder durch angeborene Nonchalance oder langjährige Übung in der Lage sind, das unbemerkt zu tun. Unter dieser Voraussetzung und der weiteren, daß sie in *Cash* (bar) sind und zwischen zwei und fünf Dollars betragen, werden sie gern genommen. Sie garantieren, daß man nach der Revision auch alles wieder in seine Koffer hineinbekommt und Bücher wie *Candide*, *Lady Chatterleys Lover* oder die *Contes drolatiques* nicht im nächsten amerikanischen Buchgeschäft neukaufen muß.

Depression ist das große Modewort des heutigen Amerikas, des Amerikas ohne *Dough* (Geld vom *Dime*, dem Zehn-Cent-Stück, bis zur Million *Dollar*). Wer auch heute noch *Dough* für kleine Mädchen springen lassen kann, ist ein *Darling*, im Superlativ, also wenn er es dauernd und dabei nur für eine bestimmte tut, ein *Daddy*, wofür auch die Form *Sugar Daddy* gebräuchlich ist. Bezeichnungen wie *Dame* und *Doll* sollte man auf bessere weibliche Bekanntschaft möglichst nicht anwenden, desgleichen ist Fluchen mit *Damn it* verpönt. Man gewöhne sich rechtzeitig an die gleichstarke, aber ungleich feinere Form *Darn it*.

Ellis Island, die Einwanderer- und Deportationsinsel, wird der Leser dieser Zeilen totsicher nicht kennenlernen, es sei denn, daß er eine Leserin ist und sich auf dem Dampfer die Feindschaft einiger alter Amerikanerinnen (*Spinsters*) wegen zu ausgiebigen Flirts und allzu häufiger Mondscheinpromenaden auf dem Bootsdeck zuzieht — was zu telegrafischen Denunziationen führen kann. Die *Elevated* ist die (fürchterlich schmutzige) New-Yorker Hochbahn, der *Elevator* aber der in jedem Haus befindliche, meist elegante Fahrstuhl. *Elefanten* in Zeitungskarikaturen stellen die republikanische, *Esel* die demokratische Partei dar. *Elche* dagegen sind eine Brüderschaft, eine Art Fastnachtsorden, ähnlich der Schlaraffia. Das *Empire State Building* ist das höchste Gebäude der Welt und steht in der

Fifth Avenue, die vor Jahrzehnten einmal die vornehmste Straße der Welt war. Heute wohnen *Follies Girls* und was sonst noch schön und teuer ist, in der Park Avenue. *Frisco* ist eine Bezeichnung, die nur Seeleute und auch die nur in mindestens hundert Meilen Entfernung vom Goldenen Horn auf *San Francisco* anwenden dürfen — wobei deutschen Besuchern dieser schönsten Stadt Amerikas noch zu raten ist, niemals vom Erdbeben, sondern immer vom *Feuer* zu sprechen, das diese Stadt 1906 zerstörte. Von wegen der Ansprüche gegen deutsche Versicherungs-Gesellschaften nämlich. *Ferry* heißt die Fähre, die zwischen New York und New Jersey pendelt. Zum Commodore eines Ozeandampfers sage man *Ferry-Captain* aber nur, wenn die Seekrankheit einem Selbstmordabsichten eingegeben hat. Einen

Golddigger kann nur ein *Greenhorn* für einen Menschen halten, der in den Hügeln Californiens nach *Nuggets* gräbt. Ein *Gentleman* weiß, daß dieses Wesen heute ein *Girl* ist, das die Hosentaschen von *Babbitts* als die fündigsten Stellen ansieht und in Reinkultur in Hollywood lebt. Der *Gangster* ist Chicagos Geschenk an die Kulturwelt. *Gin* ist das Nationalgetränk Amerikas und darf nicht mit *Ginger Ale* verwechselt werden. *George* heißen sämtliche

Pullmandiener sämtlicher amerikanischer Eisenbahnen. Die *Giants* sind eine berühmte New-Yorker Baseballmannschaft. Die *G. O. P.* steht für *Grand Old Party* und ist ein bescheidener Untertitel der Republikaner. *Graft* zerfällt in *honest* (ehrliche) und gemeine Bestechung, wobei *honest graft* das ist, was nach Meinung aller anständigen Amerikaner nun einmal bei einem bestimmten Posten zum Gehalt zuverdient werden muß, damit der Beamte leben kann. Das *German Vice* hieß schon in früheren Zeiten in Amerika so.

Hoover hatte schon eine *Hell of a time*, seine Wiederwahl durchzusetzen, bevor er uns *Heinis* (Spottname für die Deutschen in Amerika) sein Moratorium gewährte. Seitdem die Amerikaner kaum noch für *Horn & Hardart* (Amerikas Aschinger) genügend Geld aufbringen können, stehen die Aktien des Mannes, der vor seiner ersten Wahl die Ausrottung der Armut versprach, schlecht. *Hearst* ist der Zeitungskönig Amerikas, aber noch lauter als er schreit *Joe Humphreys*, der Ansager aller großen Boxkämpfe seit Jeffries Zeiten. Der *He-Man*, auch *Cave-Man* oder Höhlenmensch geheißen, ist das Ideal aller unverstandenen amerikanischen Frauen, die anderen zwei Dutzend haben sich inzwischen dem *Hooch* (Alkohol jeder Art) ergeben. Der *Hollandtunnel* läuft nicht unter dem Ozean bis nach Amsterdam, sondern unter dem *Hudson*, und ist, genau wie die Negerstadt *Harlem*, eine Sehenswürdigkeit. *Halloh* ist das meist gesprochene, unverfänglichste Wort der amerikanischen Sprache, nur soll man es — als Fremder — nicht gerade zur Nachtzeit in einer dunklen Straße zu einer alleingehenden Dame sagen, wenn man nicht Bekanntschaft mit *His Honor*, dem Richter des Nachtgerichts, machen und zu zehn Tagen Arbeitshaus verurteilt werden will.

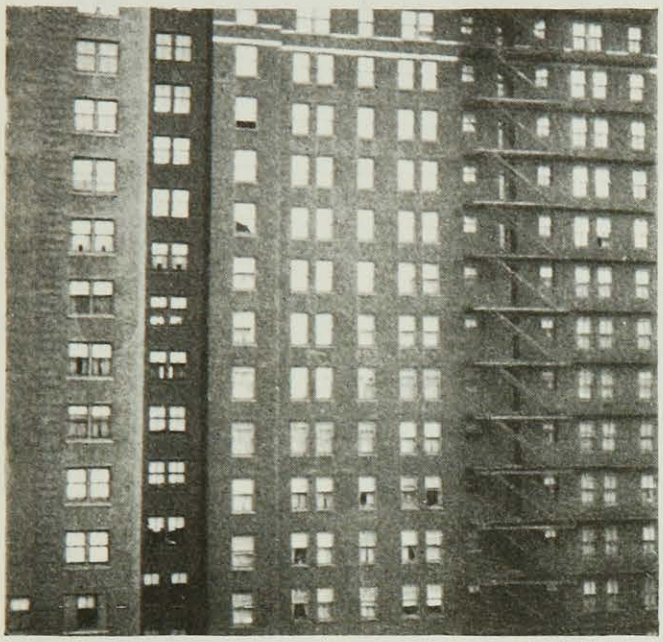
Intercourse ist eine Sache, von der man in Amerika niemals, niemals, niemals spricht, trotzdem es, zumal mit dem Epitheton ornans „*Sexual*" versehen, nicht unwesentlich zu der Eroberung und Aufschließung Amerikas beigetragen hat. Jedenfalls sollte man, bevor man sich mit solchen Dingen einläßt, den *Justice of the Peace* besucht haben. Der *Immigration Officer* dagegen, den man noch an Bord des Ozeandampfers begrüßen konnte, hat nichts mit diesen Dingen zu tun, trotzdem er für die ordentliche Einwanderung zu sorgen hat. Deutlich aussprechen wird das Wort nur der *Judge* in der Scheidungskammer, wenn er aus Diskretion nicht den Ausdruck *Intimate Relations* vorziehen sollte. Im Urteil allerdings wird nachher doch nur *Incompatability* (bitte nicht die Zunge abbrechen, es heißt Unverträglichkeit) oder *Cruelty* (Grausamkeit) stehen. Die Untergrundbahn in New York heißt, nebenbei, *I. R. T.*, *Interborough Rapid Transit Company*. Besonders interessant nachmittags um fünf und morgens um drei Uhr.

Kidnaping ist nicht erst seit der tragischen Lindberghaffäre einer der lohnendsten Erwerbszweige der amerikanischen Verbrecherwelt. Menschenraub um des Lösegelds willen hat es schon zu Zeiten *Kid Carsons* (des berühmtesten amerikanischen Grenzers, viel berühmter als Buffalo Bill, Texas Jack, Sitting Bull und Al Capone) gegeben. *Korking* ist die amerikanische Lautmalerei, für die wir einstmals *Knorke* gebrauchten. *Kentucky Home* ist das schönste Heimwehlied der Welt und hat internationale Geltung. *Kept Women* gibt es in Amerika nicht, sie leben aber — in New York — zwischen der 72. und 96. Straße vom Broadway bis zum Riverside Drive herunter. Wir nennen sie Freundinnen, und auch in Amerika sieht man in dem bezeichneten Distrikt die schönsten, nettesten, feinsten und angenehmsten Frauen der ganzen Stadt. Ihre Wohnungen heißen in der amerikanischen Presse, wenn in ihnen einmal etwas passiert, poetisch

Love nest und sind, wenn man den Beschreibungen der amerikanischen Reporter glauben will, meistens phantastisch eingerichtet. So eine Geschichte ist für die Skandalzeitungen dann durchweg ein *Lucky Strike*, ein glücklicher Treffer, während im normalen Tagesleben *Lucky Strike* die meistgerauchte Zigarettenmarke (neben *Chesterfield*, *Old Gold* und *Camel*) ist. Über die *Statue of Liberty* sollte man eigentlich keine Witze mehr machen. Höchstens das bissige Wort von Jannings, der der Jungfrau mit der Gebärde des Fackeltragens den Ausspruch unterlegte: Auch auf Sie haben wir nicht gewartet. *Liberty Cabbage* (Freiheitskohl) hieß im übrigen während des Krieges unser gutes Sauerkraut in Amerika, jetzt mundet es den Yankees schon lange wieder unter seinem alten deutschen Namen.

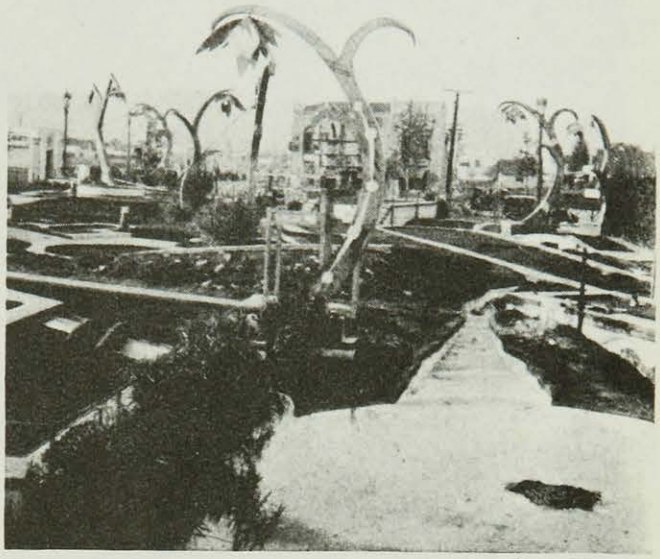
Manhattan ist nicht nur ein Highball, sondern auch der Kern von New York, die Insel, die der Holländer *Peter Minuit* den Indianern vor dreihundert Jahren für 24 Dollar abkaufte. Sie geht von der *Battery* (wo das deutsche Generalkonsulat steht) bis zur *Bronx* (wo man den

Gegenüber: Manhattan Photo Mondiale



A. E. Johann

Aussicht aus einem New-Yorker Fenster



Luis Trenker

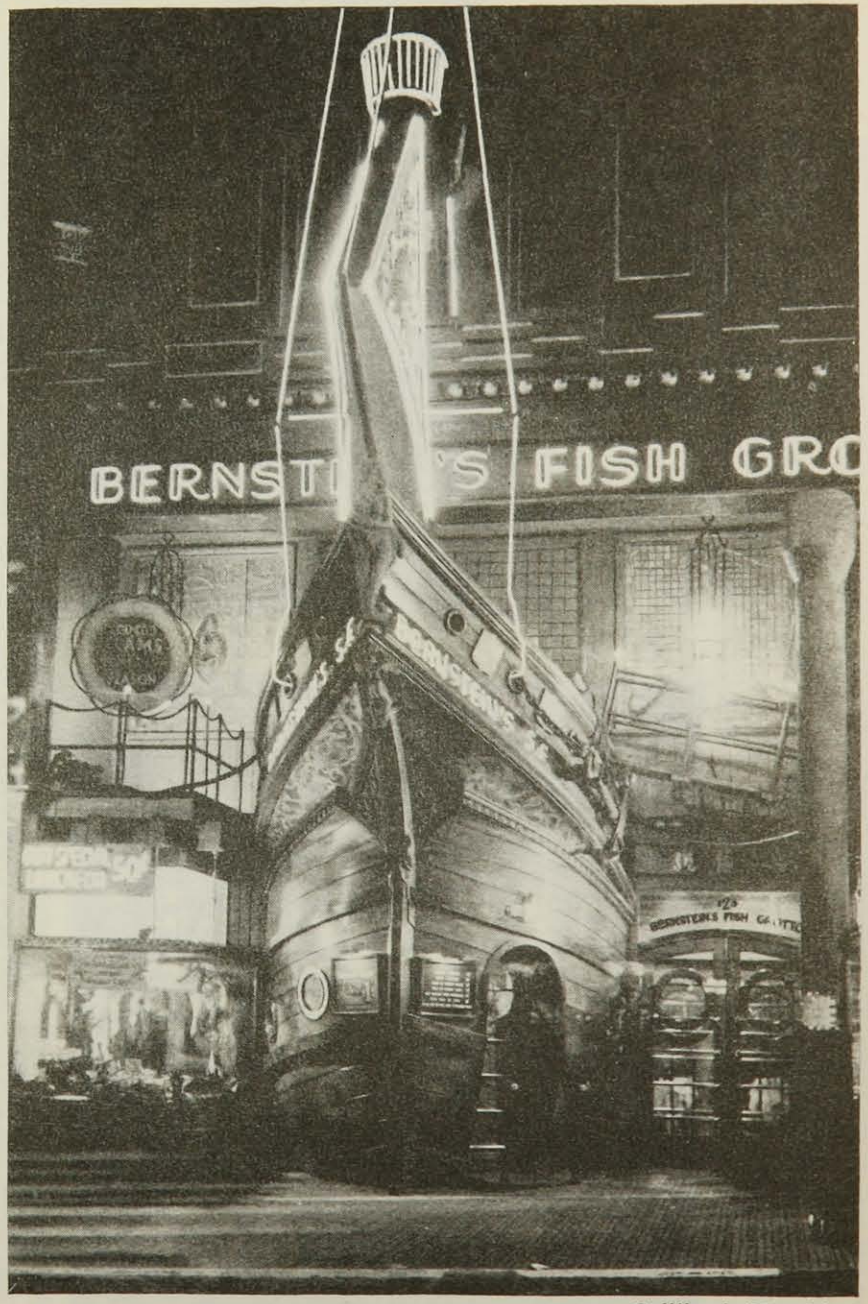
Künstlicher Golfgarten der Mary Pickford

Gulliland (Mauritius)

Gefängniszelle

Käte Wittkower

Die Haus-Bar



Gulliland (Mauritius)

Nachtlokal in San Francisco

Walker Evans

An der Hochbahn (6. Avenue)

gleichnamigen Cocktail auch nicht kennt). Auf ihr liegt der *Great White Way*, der Broadway mit seinen *Movies* und *Midnight Shows*, dem *Madison Square Garden* und jener anderen Sehenswürdigkeit von New York, der *Morgue* (Totenschauhaus). Im Umgang mit Zeitungsleuten, die einem am schnellsten Eingang zur *Morgue* — besichtigungshalber — verschaffen können, bedenke man aber, daß im Zeitungsjargon *Morgue* auch das Archiv einer Zeitung heißt. Also klar ausdrücken, was man sehen will!

Neddick wird der Fremde im heißen New-Yorker Sommer an jeder dritten Straßenecke lesen können. Dort wird köstlicher Apfelsinensaft ausgeschenkt, das schönste Getränk, das Prohibitions-Amerika populär gemacht hat. Zu einem *Neger* sollte man, wenn man nicht sehr stark und boxgewandt ist, nie *Nigger* sagen. Und selbst die höfliche, abstrakte Bezeichnung *Negro* sollte man immer mit großem N schreiben, weil die Negerrasse seit Jahren darum kämpft. *Negro Spirituals* sind echteste amerikanische Musik, nur wirken sie in *Night Clubs*, die der Fremde in Harlem aufsucht, meistens deplaziert. *New Jersey* ist der Nachbarstaat von *New York*. Trotzdem das Fährgeld dahin über den Hudson nur fünf Cents beträgt, sollte es nie ein Herr für eine befreundete Dame bezahlen. Noch immer besteht der *Mann Act*, ein Gesetz gegen den Mädchenhandel, dessen Voraussetzungen eben mit der gemeinsamen, vom Manne bezahlten Überquerung der Staatsgrenze erfüllt sind.

O.K. (gesprochen *OKay*) sagt der Amerikaner, wenn er das ausdrücken will, was der Deutsche mit *all right* von sich gibt. *Observation Car* heißt der letzte, der Aussichtswagen in einem Luxus-Pullmanzug (siehe Shanghai Expreß). Kluge Leute benutzen diese Wagen allerdings nicht, ohne sich vorher ihr ältestes Zeug anzuziehen und ein heißes Bad zu bestellen. *Operators* heißen die Damen vom Amt und in allen privaten Telefonzentralen, die, ach so beglückend schnell, Verbindungen selbst über den ganzen Kontinent herzustellen wissen und immer freundlich bleiben müssen, so sehr man auch schimpfen und toben mag. *Oysters* sind wirklich das Volksnahrungsmittel in New York, in Coney Island kostet ein Dutzend zehn Cents.

Penthouse — der Traum aller Europäer, die längere Zeit in Amerika wohnen müssen, das kleine Häuschen, das amerikanische Architekten auf die Flachdächer von Wolkenkratzern setzen und das zu wahnsinnigen Preisen vermietet wird. Wunderbar geeignet zu allen möglichen *Parties*, seien es einfache *Dinner-*, *Bridge-*, *Birthday-* oder die schwierigeren *Cocktail-*, *House-warming* und *Lease-breaking Parties*. Für *Necking Parties* dagegen sind die altmodischen *Porches* (Veranda) oder die Autos am mitternächtlichen *Riverside Drive*, dem Chambre separee von New York, besser. Die *Postal Telegraph* ist eine der großen Telegrafengesellschaften Amerikas, der *Pawnbroker* (Straßenschild drei goldene Kugeln) ist der Pfandleiher, *Pork and Baked Beans* und *Sweet Potatoes* bilden die amerikanischen Nationalgerichte. Von *Prosperity* soll man in Amerika lieber schweigen. O rühre, rühre nicht daran.

Quarantine ist der Punkt, wo der Europadampfer jenseits des Ozeans zum erstenmal Anker wirft. Die letzten Meilen vor der Quarantine sind die Ozeanstrecken, auf der die meiste Besäufnis zu verzeichnen ist, weil bei Ankunft in der Quarantine die Alkoholvorräte des Schiffes unter Zollverschluß gelegt werden müssen. *Queens* ist ein Stadtteil von New York, von dem man genug gesehen hat, wenn man über die große Ausfallstraße Queens Boulevard gerast ist. *Queu* nennen die Amerikaner, was wir früher Schlange nannten; das Schlangestehen der Arbeitslosen um eine Tasse Kaffee und ein Stückchen Brot ergibt aber die *Breadline*, die man seit zwei Jahren überall beobachten kann. Das

Roadhog (Chausseeschwein) stellt auch auf Amerikas Landstraßen keine beliebte Erscheinung dar; der Europäer, der mit den amerikanischen Verkehrsgesetzen nicht Bescheid weiß oder Angst vor der Unmenge Autos hat, halte sich rechts. Die *Roaring Forties* (41. bis 50. Straße) sind der Vergnügungsbezirk auf Manhattan. Mißvergnügte nennen sie die *Boring Forties*, die langweiligen Vierziger. Vergnügter muß es schon früher im *Red Light District* zugegangen sein, aber die Gasthäuser zur *Roten Laterne* sind, in New York wenigstens, schon seit geraumer Zeit geschlossen worden. Man decke seinen Bedarf in den sogenannten *Call Houses*, deren Telefonnummern einem nur der beste Freund verrät. Auf telefonischen Anruf wird die — vorher ausgesuchte — Ware frei ins Haus zugestellt. *Real Estate Agenten* sind Bestien, im gewöhnlichen Leben heißen sie Grundstücksmakler. Vorsicht ist immer am Platze. Einen *Rodeo* (Wildwestschau) im Madison Square Garden sollte man um keinen Preis versäumen. Es lohnt sich heute noch. Das

Social Register ist der Gotha von New York, alle feinen Familien, bei denen also die Art, wie sie ihr Geld gemacht haben, schon vergessen worden ist, stehen drin. Wer eine Mesalliance eingeht, fliegt dagegen raus. Amerikas *Sweetheart* war lange Zeit Mary Pickford, aber seitdem sie sich die Haare schneiden ließ — und alt wurde — ist es Joan Crawford. *Strip Poker* ist eine besonders feine Abart des gewöhnlichen Haus-, Speakeasy- oder Schiffspokers; der jeweils Verlierende muß ein Kleidungsstück ausziehen. Irgendwo findet diese Pokerpartie dann schon ihr natürliches Ende. New Yorks Untergrundbahn heißt *Subway*, sein Bolle *Sheffield*, seine Wolkenkratzer, viel hübscher als im Deutschen, *Scyscraper*, seine üblen Wohnviertel *Slums*, sein übelstes Haus *Stock Exchange*. Jeden Abend von elf bis zwölf gibt es am Radio die schönste wohltuendste Musik in der *Slumber Hour*. Sage zu einem Amerikaner „*Son of a bitch*" und du bist deines Lebens nicht mehr sicher, sage zu ihm das gleichbedeutende, aber völlig unverständliche „*Son of a gun*" und er wird dich lachend umarmen.

Tammany Hall heißt die politische Organisation, die seit Jahrzehnten die Stadt New York beherrscht — und ausplündert. Walker, der Bürgermeister, und Smith, der ewige Präsidentschafts-Kandidat, sind ihre besten Vertreter, der *Tiger*, reißend, beutegierig, stark und geschmeidig, ihr Symbol in der Karikatur und im Wahlkampf. Eine Straßenbahn heißt nicht *Tramway*, sondern *Trolley*. Man benutze sie aber ebenso wenig wie ein Taxi, wenn man es eilig hat. Dem *Traffic* entgeht man nur, wenn man unter die Erde flüchtet. *Traffic-Jams* (Verkehrsstörungen) sind aber sehr beliebte, immer hingenommene Entschuldigungen für Zuspätkommende. *Tabloids* sind die besondere Art von Bilderzeitungen, die Amerika entwickelt hat und die Nachrichten überhaupt nicht mehr, dagegen um so mehr und um so bessere Skandale enthalten. Sehr amüsant einmal zu lesen. Aber man lasse sich von seinen Bekannten dabei nicht abfassen. Es schadet dem Ruf.

Union Square, um die vierzehnte Straße herum gelegen, war ursprünglich ein Platz, der der Staatenunion gewidmet war. Heute benutzen ihn die radikalen *Unions* (Gewerkschaften) für ihre Demonstrationen, wobei die amerikanische Polizei meistens demonstriert, wie gut sie den Gummiknüppel anzuwenden weiß. Billige, aber nicht ganz ungefährliche Art, amerikanische Demokratie, amerikanische Gedankenfreiheit in der Praxis zu studieren! Aber da es immer beim Gummiknüppel bleibt, hat der *Undertaker* (Beerdigungsunternehmer) wenig Freude von den Demonstrationen. *Usher* heißen die Platzanweiserinnen in den Theatern, und *Ukulele* ist eines der Musikinstrumente, die Amerika der Welt bescherte (obgleich sie in Hawai erfunden und jetzt wahrscheinlich in Markneukirchen hergestellt werden). Mitglied der

Vice Squad, der New Yorker Sittenpolizei zu sein, ist eine der lohnendsten Beschäftigungen. Einer, so kam neulich heraus, sparte von einem Gehalt von 3600 Dollar jährlich 50000 Dollar in knapp vier Jahren. Der *Valet* im Hotel ist der Mann, der Hosen bügelt, Knöpfe annäht, Schuhe zum Besohlen annimmt und sonst für die Adrettheit des Gastes sorgt. *Veterans* aber nennen sich die Amerikaner, die in irgendeine Beziehung zum Krieg gekommen sind und sei es auch nur, indem sie einmal einen Kasernenhof von innen sahen. Daraus leitet ihr Verband, die *American Legion*, auch die Helden-Gewerkschaft genannt, jetzt das Recht ab, den Staat finanziell zu ruinieren, so daß es noch gar nicht ganz ausgemacht scheint, wer denn nun eigentlich den Krieg gewonnen hat.

Weltschmerz und *Wanderlust* braucht der Deutsche, wenn er diese Wörter jemals anzuwenden Gelegenheit hat, nicht übersetzen. Sie sind mit Kindergarten, *Wurscht*, Sauerkraut, Frankfurter, Lagerbeer, Hausfrau, aber auch mit solchen Charaktergegensätzen wie Gemütlichkeit und Schadenfreude, unverändert in den amerikanischen Sprachgebrauch übergegangen. *White Rock* dagegen muß man sich einprägen, weil man das zu einem guten Glase *Whisky* braucht, wenn man nicht stark genug ist, ihn *pure* zu trinken. Der *White Collar Man* ist der Stehkragenproletarier, die *World Series* aber die Weltmeisterschaft im Baseball, Höhepunkt eines Jahresablaufs.

Xmas steht im Amerikanischen immer da, wo Christmas stehen sollte. Und ist das einzige Wort unter X, das eine Erwähnung verdient. Wobei gesagt werden soll, daß in Amerika alle Feiertage, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, nur einen Tag lang gefeiert werden. Unsern zweiten Feiertag kennt man drüben nicht.

Yankee ist bei weitem nicht eine Bezeichnung für alle Amerikaner, sondern nur für diejenigen, die in Neuengland, also um Boston herum leben. Außerdem gibt es noch einen Base-

Herbert Lehmann

— Nächsten Winter soll ich für meinen Wiener Club nach Lake Placid, aber ich trau mich gar nicht hin. Mein amerikanischer Onkel wird mich anpumpen . . .

ballverein, dessen *Yankeestadion* bekannt als Schauplatz des Weltmeisterschaftskampfes Schmeling-Sharkey (des verunglückten) war. *Yeast* ist die Erfindung eines Herrn Fleischmann aus Chicago, der damit Millionen verdiente, weil er den Leuten einzureden verstand, daß Yeast — Hefe in seiner Zubereitung — die Verdauung befördere. *Yeah* aber ist die unübersetzbare, in tausend Modulationen und Variationen gebrauchte amerikanische Silbe, die mit einem Schlage die stärksten Lobestiraden, die wildesten Zukunftsprophezeiungen und die größten Aufschneidereien abschneidet. Yeah wird im Deutschen erst noch erfunden.

Zero schließlich steht im Amerikanischen für Null, wer aber telefonieren will, muß für die Null einfach den Buchstaben o aussprechen, wenn er verstanden werden will. Wobei noch zu bemerken ist, daß man nicht wie in Deutschland beim Anruf je zwei Zahlen zu einer Zahlengruppe zusammenfaßt, sondern jede Zahl einzeln ausspricht. Der *Zoo* ist in Amerika eine Angelegenheit des Volks. Eintritt frei. Philosophische Betrachtungen würde man also an einem Sonntagnachmittag im Sommer besser an anderer Stelle versuchen. Auch für Rendezvous ist er wenig geeignet, wenn man nicht Wert darauf legt, einander zu verfehlen.

— Du hast in New York zu viel getrunken, Bubi, aber die Seereise wird dir gleich guttun . . .

MARGINALIEN

Ankunft in der amerikanischen Krise

Ein Freund, der lange in Europa in einem journalistischen Beruf tätig war, beschreibt mir seine Ankunft in Amerika so: Schon wenn man vom Schiff kommt, sich ein Auto nimmt, gewahrt man eine Folge der Krise, und keine unangenehme: der Schofför ist höflicher, zur Hilfeleistung bei den Koffern bereiter, als die Schofföre vor Jahren waren. Mein Autolenker dankte sogar für das Trinkgeld, — was einen durch Europa verzärtelten Amerikaner angenehm berührt.

Wenn man Freunden telefoniert, ist man erstaunt, um wieviel besser der Telefondienst nun funktioniert. Diese Folge der Krise erklärt man so, daß die Leute sich jetzt lieber ein paar Brötchen kaufen, als daß sie an der Strippe die Gefühlsergüsse ihrer Rendezvouspartner einsaugen. Weniger erfreulich wirken sich andere Sparmaßnahmen aus! Bisher, wenn man zum Beispiel ein Dienstmädchen engagieren wollte, rückte man die Anzeige am Sonntag ein. Eine meiner Bekannten versuchte das vor kurzem. Es kamen bloß sechs Briefe, von Unbrauchbaren. Sie versuchte das gleiche nochmals am Donnerstag: sie konnte sich vor Telefonanrufen nicht retten, das Telefon schrillte und klingelte den ganzen Tag. Es meldeten sich über hundert, größtenteils brauchbare, tüchtige Mädchen. Alle, die man

frug, warum sie sich am Sonntag nicht gemeldet hätten, meinten: „Am Sonntag kaufen wir uns keine Zeitung, das ist für uns zu teuer." Die Folge dieser und ähnlicher Sparmaßnahmen ist, daß heute tausende Reklamefachleute und Journalisten brotlos sind.

Eine sehr eigentümliche Erscheinung ist jetzt zu beobachten: man kocht im Privathaushalt gar nicht mehr im früheren Sinn. Vielleicht ist dies nur eine vorübergehende Mode, wie man auch in Deutschland zur Zeit der Revolution aus gleichen Motiven von Nahrung in Pillenform sprach. Um heute in Amerika zu kochen, bedarf es nur einer elektrischen Kochplatte und eines Büchsenöffners. Dies trifft besonders auf die gepflegten Haushalte zu. Die Gemüsehändler in den guten Vierteln verkaufen, wie sie sagen, fast gar kein frisches Gemüse mehr, sondern nur noch Obst. Die Dosennahrung ist allerdings in bester Form. Die Fabriken kaufen nur ausgewählte Ware, haben erstrangige Köche, was sich bei Markenartikeln, die einen großen Ruf gewinnen, durch die Menge des Konsums bezahlt macht. Man hat alle Fleischsorten, alle Arten Geflügel in Büchsen. Ferner zwanzig Sorten von Suppen, Hummer, Krebse, alle Arten von Gemüse aus Florida und Kalifornien, alle Obstarten, die direkt vom Baum in die Büchse wandern. Es gibt auch Wiener Frühstücksbrötchen in Dosen, die nur fünfzehn Minuten im Ofen zu Ende gebacken werden. Man hat auch schon geschlagene Schlagsahne in Dosen, ferner Frühstücksschokolade, dann auch flüssige Schokolade zum Uebergießen von Puddings und sonstigem, fertig käuflichen Gebäck.

Uebrigens haben die Arbeitslosen den Verkauf des frischen Obstes in die Hand genommen und betreiben ihn auf der Straße. Einer sagte mir, daß es ganz gut ginge. Er verdiente als Maschinist 23 Dollar die Woche, hatte aber einen Betriebsunfall. Er zeigte mir seine Hand, die fürchterliche Narben aufwies, sozusagen Bisse des Ungetüms Maschine. Jetzt verdient er nur 15—18 Dollar die Woche (man muß bei solchen Angaben die immerhin höheren New-Yorker Preise, zum Beispiel Wohnungspreise, in Betracht ziehen). Er ist im Hinblick auf die viel ärgere Situation der andern zufrieden!

Wie leben die ehemals ganz Reichen, die einen großen Teil ihres Vermögens verloren haben? Durch Zufall kann ich jetzt hie und da einen Blick in diese Welt werfen. Ich war auf Wohnungssuche. Ich wollte nicht mehr in meinem teuren Hotel wohnen mit seinen kleinen Zimmern, mit seinen Privatbadezimmern von einem Ausmaß, daß man gleich von der Tür aus ins Bad steigt. Ich wollte auch keine Wohnung nehmen, für welche ich einen Vertrag hätte unterschreiben müssen, da ich nicht wußte und weiß, ob ich in New York bleiben kann oder nach der Westküste fahren muß. Auch hatte ich nicht Lust, in einem der muffigen boardinghouses unterzukriechen, die mit den schönen, gut verwalteten Fremdenheimen von München und Berlin nicht in einem Atem zu nennen sind. Da fand ich in einer Zeitung die Anzeige eines eleganten Zimmers mit Privatbad und eigener Kochnische. Ich telefonierte und machte mich auf den Weg.

Ich fand die Straße in der Nähe der Fifth Avenue. Das Haus, das mir am Telefon bezeichnet wurde, war, wie ich jetzt sah, ein Palais, gegenüber dem Palais Rockefeller. Ich zögerte, läutete aber trotzdem an. Ein Diener führte mich zu einem der paar Fahrstühle und fuhr mich in den fünften Stock. Das Zimmer selbst war herrlich eingerichtet, komfortabel, ein großes Prisma voll Licht, da sich kein Wolkenkratzer in der Nähe des Hauses befand. Das Bad fand ich sehr schön, die Kochnische abenteuerlich... Auch Bedienung schien da zu sein — in

Amerika eine Seltenheit! In solchen Fällen muß man sich sonst eine Aufwartefrau nehmen, was im Monat für eine halbe Stunde täglicher Bedienung 10 Dollar = 40 Mark kostet. Der Diener stellte sich als Mannheimer heraus, seine Frau — das Stubenmädchen — ist Frankfurterin. Als ich mit ihnen Deutsch sprach, sagten sie mir im Vertrauen, daß sie beide jetzt das ganze fünfstöckige Haus in Ordnung zu halten hätten, da außer ihnen nur noch ein belgischer Koch da sei. Früher wären noch vier Leute dazu angestellt gewesen. Im selben Stock sei noch ein ebenso großes Zimmer wie dieses, das auch Privatbad hätte, und gleich diesem als Fremdenzimmer gedient hätte. Ferner noch drei kleinere Zimmer, die zusammen ein Badezimmer hätten, frühere Mädchenzimmer. Alle diese Räume seien vermietet, ebenso die einzelnen Zimmer des vierten Stocks. Keiner der zehn Mieter sollte — programmgemäß — vom andern etwas wissen, auch sollten Besucher keine Ahnung haben, daß ein Teil des Palais vermietet werde. In den unteren drei Stockwerken wohnten die Eltern mit drei Kindern, die aus ihrer Privatschule genommen wurden. Der Preis des Zimmers war der für New-Yorker Verhältnisse niedrige von 150 Mark — die Leute schätzten die Verhältnisse richtig ein, waren kulant. Abends rief ich nochmals an und wurde von der Hausfrau empfangen. Sie verlange gesellschaftliche oder geschäftliche Empfehlungen, aber auch nur formhalber. Sie sagte mir, daß bloß der fünfte Stock vermietet wäre. Den nächsten Tag zog ich ein.

Die wirtschaftliche Lage der Leute ist folgende: der Mann hat durch Wochen hindurch jede Woche eine halbe Million Dollar verloren, sie haben noch Aktien, noch Liegenschaften von großem Wert, die in der Krise unverkäuflich sind. Die vermieteten Räume dieses Hauses bringen ihnen etwa 360 Dollar im Monat, womit sie die Wohnung aufrechterhalten können, das Personal bezahlen. Dabei können sie ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen erfüllen, Gäste empfangen, Bridgeparties geben usw. Keiner ihrer Gäste kennt ihre Situation, und sie können sogar mit einiger Ruhe warten, bis die Kurse anziehen, die Krise etwas von ihrer Schwere verliert. Dies ist ein krasser Fall, aber kein unsymptomatischer!

Amerika ist aber trotz der Krise das gleiche geblieben, in seiner großartigen, optimistischen Kraft, in seiner unheimlichen Besserwisserei gegenüber der Natur, einer Besserwisserei, die — sagen wir einmal — aus seinem Pioniertum kommt. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft ging ich in Queens Borough spazieren. Ich erfreute mich an einem grünen Rasenteppich, wollte nähertreten, um seinen frischen Duft zu atmen. Was sah ich, o Schrecken! Das Gras war kein Gras, sondern eine wie Gras gestaltete Masse von Schiefer und Asphalt. Der Stadtrat hat beschlossen, die Natur tüchtig zu beschämen! Dieses Gras kennt nicht die Krise vom Sommer und Winter, aber auch die andere Krise nicht, um die wir uns bekümmern. *Karl Lohs*

Während seines ganzen Lebens wurde Alexander Dumas mit Plagiatsklagen verfolgt. Keinen seiner Romane soll er selbst geschrieben haben. Alle stammen von „Negern". Besonders gut Unterrichtete schwuren, Maquer habe die Bücher von Dumas geschrieben. Was ist das aber gegen den Vorwurf, den die *Los Angeles Review* dem großen französischen Romancier macht? „Das Szenario zum Film ‚Die eiserne Maske' hat einen französischen Schriftsteller — Alexander Dumas — veranlaßt, diese Episode in seinem Roman ‚Le Vicomte de Bragelonne' aufzunehmen. Dem Schriftsteller ist dabei nur der Vorwurf zu machen, daß er den von Douglas Fairbanks so meisterhaft behandelten Stoff ein wenig zu frei bearbeitet hat."

Politische Köpfe

Der amerikanische Senat ist vielleicht die politisch unabhängigste Körperschaft der Welt. Mehr ein Klub von Politikern als ein Parlament, hat er zwar einen Vorsitzenden, der sogar gleichzeitig Vizepräsident der Vereinigten Staaten ist. Aber der gute Charles *Curtis,* seiner Rasse nach halber Kaw-Indianer, darf den Mund nur auftun, um die Sitzungen zu eröffnen und zu schließen. Ansonsten tut der Senat, was ihm beliebt, und gegen den Willen eines einzigen Senators können in der Regel die übrigen Fünfundneunzig nicht ankommen. Zum Senat streben also alle Politiker, die sich auszeichnen wollen. Der Senat ist deswegen eine Sammlung von sonderbaren Charakteren und Typen.

Da ist der, uns in Deutschland bekannteste, Senator William E. *Borah* von Idaho. Der glänzendste Redner des Senats. Vorsitzender des wichtigsten, des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten. Ein Mann aus dem wilden Westen, in seinem Aeußeren, in seiner Art, sich zu geben und zu sprechen. Wenn eine Borah-Rede bevorsteht, sind die Tribünen immer ausverkauft. Er ist ein wütender Gegner der französischen Nachkriegspolitik, er ist der einzige Befürworter einer Annäherung Amerikas an Rußland, und er ist schließlich ein warmherziger Freund Deutschlands. Angeblich soll er mit Luthers Frau, Katherina Borah, verwandt sein, aus der gleichen Familie stammen. Da er der belesenste Mann der amerikanischen Politik ist, scheut sich jeder, sich mit ihm in eine Diskussion einzulassen.

Ihm beinahe gleichgeordnet an Bedeutung ist Reed *Smoot,* Vorsitzender des Finanzausschusses. Weckt man ihn nachts um drei aus dem Schlaf, dann ist er imstande, sämtliche Paragraphen sämtlicher Schuldenabkommen runterzurasseln, die Amerika mit europäischen Staaten getroffen hat. Er stammt aus Salt Lake City und ist in der Mormonenkirche einer der geistigen Führer. Engländer, Franzosen und sonstige, die jetzt nach Abschluß des Lausanner Vertrages Schuldennachlaß von Amerika wünschen, werden einen harten Stand bei ihm haben. Während Borah arm wie eine Kirchenmaus ist, gehört Smoot, wie es einem guten Mormonen zukommt, zu der Millionärsklasse. Nebenbei: siebzig Prozent aller Senatoren sind Millionäre.

Dazu gehört auch der Senator, der noch am ehesten in Amerika die Richtung repräsentiert, die Hitler in Deutschland angibt: David *Reed* aus Pennsylvania. In Hamburg gab es in der ersten Nachkriegszeit einen berühmten Einbrecher, den man, seiner Eleganz wegen, den „Lord von Barmbeck" nannte. Dave Reed könnte nicht nur, was Eleganz, sondern auch was Haltung, Mienenspiel, innere Einstellung

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF, TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

und politische Methoden betrifft, in Anlehnung daran der „Lord von Pittsburgh" genannt werden. Er ist Vorsitzender des militärischen Ausschusses; wichtiger aber ist, daß er der Vertrauensmann und Rechtsberater des drittreichsten Amerikaners, des Londoner Botschafters und früheren Schatzministers *Mellon* ist.

Tom *Heflin,* Alabama, war, bis er bei der vorigen Wahl durchfiel, die bunteste Persönlichkeit im Senat. Sein Steckenpferd: der Papst und die katholische Gefahr. Seine Gegner, also die Anhänger des derzeitigen katholischen Präsidentschaftskandidaten Al *Smith,* boten ihm schließlich ein Kriegsschiff an, damit er vor dem Hafen von New York den Papst abfangen und ihm eine Schlacht liefern könnte. Sein größter Kummer: Reporter machten seinen Sohn auf einer Reise von Havanna nach New York betrunken und brachten das Bild in alle Zeitungen. Heflin behauptete nämlich, er und seine Familie seien absolut trocken.

Tom *Walsh* von Montana, seines hängenden Schnurrbarts wegen das Walroß genannt, machte sich einen Namen als Enthüller des größten Skandals seit Panama, des Teapotdome - Skandals. Er wäre längst Präsident der Vereinigten Staaten, wenn sein Heimatstaat Montana nur größere Bedeutung hätte und größere Wählermassen auf die Beine stellen könnte. Er wirkt wegen dieses Mißstandes leicht melancholisch.

Jüngster ist — oder war bis vor kurzer Zeit — „Fighting Bob" *La Follette,* Sohn des einstigen progressiven Präsidentschafts-Kandidaten. · Er kam schon mit dreißig Jahren in den Senat, bezeichnet sich als Republikaner, ist, wie sein Vater, ein Progressiver, und dürfte in seiner inneren Einstellung dem am nächsten kommen, was man in Europa einen Sozialisten nennt. Er ist ein schöner Mann, trotzdem er keinen Wert darauf legt.

Royal *Copeland* dagegen, der Senator von New York, legt Wert darauf und hat dabei auch Erfolg. Er ist von Haus aus Arzt, aber heute dürfte er nicht mehr nötig haben, zu praktizieren. Er schreibt dafür jeden Tag einen medizinischen Artikel für die Hearst-Zeitungen, spricht zwei- oder dreimal wöchentlich über Radio und hat sich dadurch eine Anhängerschaft erzogen, die ihn von politischen Organisationen fast ganz unabhängig macht. Copeland ist in New York ein Schlagwort. Und das weiß sein Träger.

Gleichwertig dem Titel Senator ist im politischen Amerika nur noch der Titel Secretary, der da angewandt wird, wo wir Minister sagen. Der erste ist der Secretary of State, der Außenminister *Stimson.* Ihn als „Wrong Horse Harry" zu bezeichnen, ist eine Bosheit, trotzdem er manchesmal in seiner dreijährigen Laufbahn als Außenminister auf das falsche Pferd gesetzt hat. Stimson ist vom Typ der Grandseigneure, und für die Erfinder des Spitznamens dürfte er nur Verachtung hegen. Die gleiche Verachtung, die darin zum Ausdruck kommt, daß er, der schwerreiche Mann, uralte Schlipse, aufgesprungene Kragen trägt und eigentlich niemals richtig gekämmt ist.

W. Sch.

Unter Kollegen. Im Gefängnishof von Newgate. Die Gefangenen werden spazierengeführt. Zwei Sträflinge verständigen sich über die wichtigsten Daten ihrer Lebensgeschichte.

— Wieviel? — fragt der eine.

— Fünf Jahre — antwortet der andere resigniert.

— Grund?

— Ich habe die First Birmingham Bank beraubt. Und du?

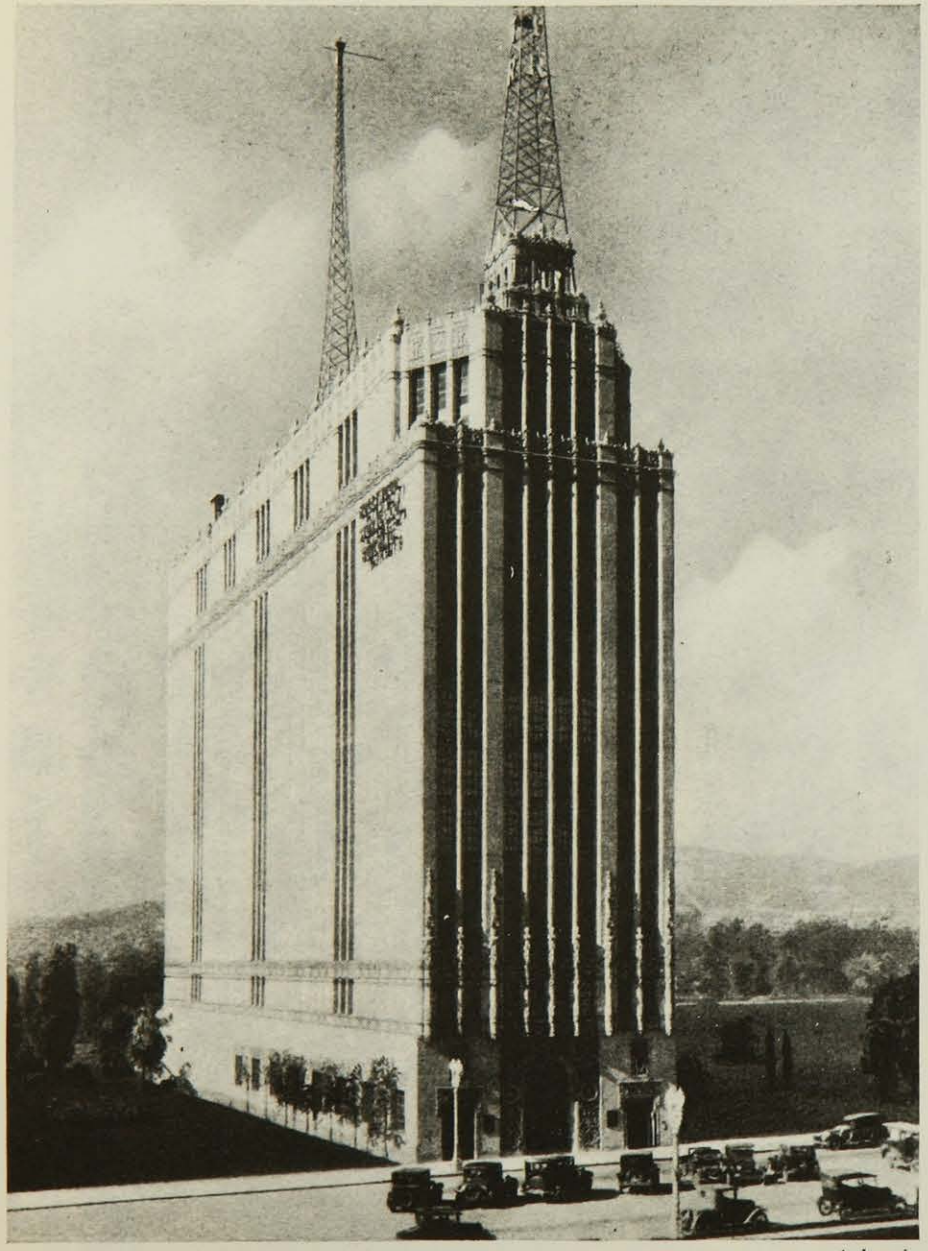
— Zehn Jahre.

— Grund?

— Ich war es, der sie gegründet hat.

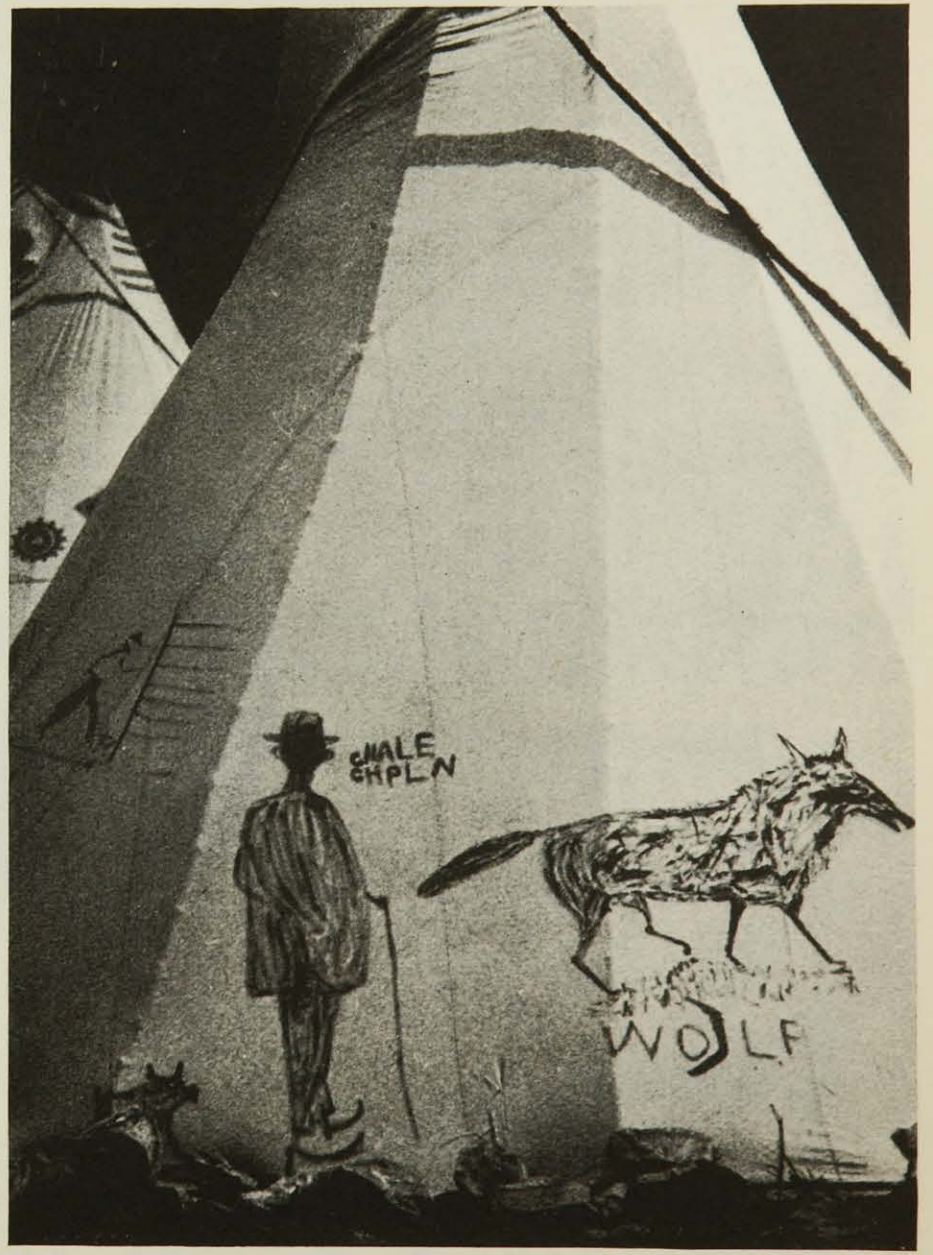
Universal

Der neue schwarze Typ (Die Filmschauspielerin Sidney Fox)



Atlantic

Hollywooder Architektur



Casparius

Indianerzelt

Die Stadt, die Murnau für seinen Film „Sonnenaufgang“ aufbaute (1927)

Die Filmschauspielerin Myrna Loy

„Glamor" — das neue Schlagwort

New York, Sommer 1932

Mit gemischten Gefühlen melde ich den Tod des Wortes Sex appeal. Die Sache selbst wird wohl in absehbarer Zeit nicht sterben, aber das Wort ist bereits ersetzt durch ein anderes: Glamor. „Sex appeal" war ein herzlich dummes Wort, und das Dümmste daran war, daß es überhaupt erfunden und in Umlauf gesetzt wurde zur Bezeichnung von etwas, was die Menschen immer gefühlt haben, ohne es zu benennen. Hollywood mußte kommen, die Epoche der amerikanischen Prosperität mußte kommen, um eine Lücke des Wortschatzes zu entdecken dort, wo er Hunderte blitzender Brillantfacetten, aber keine Scheidemünze bot. Und so entstand das fürchterliche „Sex appeal", indem eine Tafelrunde von Filmgeschäftsmännern sich über den englischen Gegenwert des *Je ne sais quoi* den Kopf zerbrach, ein frisch von den Rattenexperimenten seiner Universität kommender junger Mann schüchtern „sex appeal" in Vorschlag brachte und ein Präsident sich auf die Stirn schlug und ausrief: „Da haben wir's!" Der junge Mann war zu schüchtern, um zu erklären, daß er es so ernst gar nicht gemeint hatte, und bald erfuhr die Filmwelt und durch sie die Welt, was sie so genau gar nicht hatte wissen wollen, daß all die vergötterten Helden und Heldinnen die Sexualität der Zuschauer angesprochen hatten. Aber in einem Amerika, dessen Hauptproblem der nackte Hunger ist, wird das amerikanische Wort für nackte Liebe zu Grabe gelegt zusammen mit manchen anderen Produkten des falschen Schönwetterjahres 1928.

Glamor ist ein altes feines Wort, das sich zunächst die Filmbranche mit ihrer Vorliebe für alte feine Dinge angeeignet hat. Man findet es nur in den großen Wörterbüchern, es bedeutet Glanz, Glanz einer Erscheinung, Glanz eines Werkes, eines Lebens, einer Leistung, einer Abfuhr, einer Arie usw. Glamor bedeutet heute, wie aus Hollywood mitgeteilt wird, mehr und weniger als Sex appeal. Es gibt Sterne, die ins zweite Treffen gerückt waren, weil es ihnen an Sex appeal fehlen sollte, und die jetzt wieder in den Vordergrund treten dürfen, weil das Luchsauge der Direktion Glamor in ihnen entdeckt hat. Ich brauche Ihnen das Wort nicht näher zu erklären, denn Sie werden es bald bei sich in Deutschland haben, der Filmverleih wird Glamor fordern. Man könnte es provisorisch mit sachlichem Glanz übersetzen.

*

Glamor ist das, was *der neue Capone-Film* in sich hat. Sie kennen ihn nicht; Sie müssen sich aber nur fragen, wie ein Capone-Film beschaffen zu sein hat, von dem man in Amerika auch heute noch ein Geschäft erhofft. Es handelt sich um den Film „Scarface", den der junge Millionär Howard *Hughes* für 750 000 Dollar, also 3 150 000 Mark hat herstellen lassen. Eine hübsche Summe, besonders heutzutage, aber ein Pappenstiel gegen die Herstellungskosten des Fliegerfilms „Hell's Angels", den der junge Hughes gegen den Rat aller Sachverständigen, und zwar dreimal hatte drehen lassen, den jeder für einen Reinfall hielt und mit dem er doch auf seine Kosten kam. Der Capone-Film unterscheidet sich von den paar Dutzend Gangsterfilmen, die wir schon haben, abgesehen von einem Plus an Authentizität und einem Plus an Leichen, lediglich durch Glamor. Soviel ist in einem Film überhaupt noch nicht gemordet worden wie in „Scarface". Es soll auch furchtbar echt darin zugehen, alle Reporter, die sich seinerzeit um die Aufklärung bestimmter Morde besonders bemüht hatten, sind zur Bearbeitung der einschlägigen Manuskriptteile herangezogen worden. Der Glamor des Films soll übrigens in der Hauptsache von dem wunderbar

gangsterhaften Milieu herrühren. Es sei unmöglich, heißt es, bei „Scarface" nicht das Gruseln zu lernen. Es wird aber vielleicht doch möglich sein, denn vielleicht wird der Film des Außenseiters, trotz oder vielleicht wegen seines Glamors, gar nicht gezeigt werden. Die Zensur macht ihm enorme Schwierigkeiten. Und zwar kommen diese Schwierigkeiten nicht von der gefürchteten Mrs. *Winter,* Amerikas Oberfilmparze, die Winter unseres Mißvergnügens, die die allmächtigen Frauenklubs und ihre Zimperlichkeit in Hollywood vertritt: sie kommen direkt von *Will Hays,* dem New-Yorker Filmzaren, ehemaligem Generalpostmeister, den die Filmproduktion vor Jahr und Tag als Diktator über sich eingesetzt hat. Man weiß, daß auch der Zar moralisch ist, er hat auch Zehn Gebote erlassen. Nun spitzt sich der Konflikt Hughes — Hays folgendermaßen zu: der Filmzar will den Narbenalphons-Film freigeben, wenn Hughes einen neuen Schluß drehen läßt, in dem *Al Capone gehängt* wird. In der vorliegenden Fassung wird er nämlich nur von Maschinengewehrkugeln durchsiebt. Um diese feine Nuance geht es. Hays lächelt und fordert den schimpflichen Galgentod, Hughes lächelt und bleibt beim ehrenvollen Straßenkampf mit der Polizei. Auch Capone lächelt in seinem fidelen Gefängnis, von wo aus er seine Organisation ungestört weiterleitet. Und alle Drei haben Glamor in sich: der Filmzar, der Filmmillionär und Capone; der hat von allen Dreien wahrscheinlich auch heute noch den meisten.

*

Ein Mann ohne Glamor hingegen ist Mr. *William J. Sirovich,* Arzt, Dramatiker und demokratischer Abgeordneter von New York, der vor dem Urheberrechtsausschuß des Abgeordnetenhauses eine Brandrede gegen den Theaterkritiker Amerikas gehalten hat. Das amerikanische Drama sei auf dem Hund, stellte er fest, und wer sei schuld daran? Die zynischen Kritiker! Sie verrissen alle Stücke, die das Publikum gern haben möchte, schüchterten die braven Direktoren ein, trieben sie in den Bankerott, entmutigten die Banken, den Theatern Geld zu leihen, und verstünden dabei nicht einmal ihr Handwerk, sie könnten wahrscheinlich nicht einmal orthographisch schreiben! Wie kommen sie überhaupt dazu, über Stücke zu urteilen?! Man müßte von ihnen den Befähigungsnachweis fordern wie von Aerzten und Rechtsanwälten! Der Ausschuß stimmte den Ausführungen des Mr. Sirovich zu und beschloß auf seinen Antrag, eine Anzahl von namhaften Theaterkritikern vor seine Schranken zu fordern, damit sie dort zu sagen versuchen, was den amerikanischen Theatern von heute fehle und auch, was es mit den Vorwürfen des Mr. Sirovich auf sich habe.

Aber sie bedankten sich für die Ehre, sich mit Mr. Sirovich, dessen „Schemers" (Intriganten) sie alle mehr oder weniger abfällig kritisiert hatten, in Washington über Freiheit der Kritik, Rechtschreibung und verwandte Gegenstände zu unterhalten. *Winchell* vom New-Yorker „Daily Mirror" erklärte: „Ich verlasse New York grundsätzlich nicht, um einen Zirkus zu sehen: ich warte, bis er nach New York kommt. Und Sirovich muß seinen Zirkus überhaupt erst besser aufziehen, bevor ich hineingehe. Ich sah mir seine Produktion seinerzeit auf dem Broadway an, und sie gefiel mir nicht." Alle sagten nette Frechheiten, aber die netteste sagte Gilbert *Gabriel* vom „American", gegen den Sirovich vor dem Kongreßausschuß seinen „hochherzigen Herausgeber" William Randolph *Hearst,* ausgespielt hatte. Er meinte: „Das einzige englische Wort, dessen Orthographie mir nicht geläufig ist, heißt: Sirovich."

Der Glamor dieses Ausspruches erledigte Sirovich. *Peter Amondo*

Die Hausordnung

1. Prices, $ 3.00, $ 5.00, $ 10.00 and $ 20.00 according to the length of time.
2. Girls must get their money in advance as house is not responsible.
3. Board $ 18.50 with Stove $ 20.00 per week.
4. Lights must be turned off on leaving room or girls will be charged extra.
5. Girls getting drunk outside must not come in the parlor.
6. Parlor hours Eight to Four. All girls not busy must be in the parlor at proper hours.
7. Girls are allowed one night off each week.
8. Girls must not swear over phone or phone will be cut off.
9. No men barred from spending money in this house except girls' sweethearts that board in the house, as men can spend their money with whom they please.
10. Girls must not sit on men's laps in the parlor.
11. Girls must not grab and squabble over one man as that runs men out of the house.
12. Any girl starting argument in the parlor will be sent to her room.
13. Girls must not tell men in the parlor to leave as landlady will attend to that.
14. Girls must not turn lights out on men in the parlor.

(Aushang in San Antonio, Texas, Haus Monte Carlo)

Was macht New York zur größten Stadt der Welt?

Der blinde Bettler am Broadway, der ein Schild mit den Worten „Keep Smiling, It Might Be Worse" trägt.

Der Panamahut bei Dobbs, Fifth Avenue, der 1000 Dollar kostet.

Das alte rote Haus John D. Rockefellers sen. neben der modernen großen Villa seines Sohnes in der 54th Street.

Der feminine junge Mann (kürzer Fairy oder Pansy), der, mit einem Blumenstrauß an seinem blau-weißen Blazer, Sonntag nachmittags Fifth Avenue unsicher macht.

Das tote Pferd, das drei Tage lang auf dem Pflaster der Spring Street, einer Straße im italienischen Viertel, lag.

Der Gentleman im Gehrock und Zylinder, der, von seiner Gemahlin begleitet, Sonntag vormittags in der Park Avenue einen Kinderwagen schiebt.

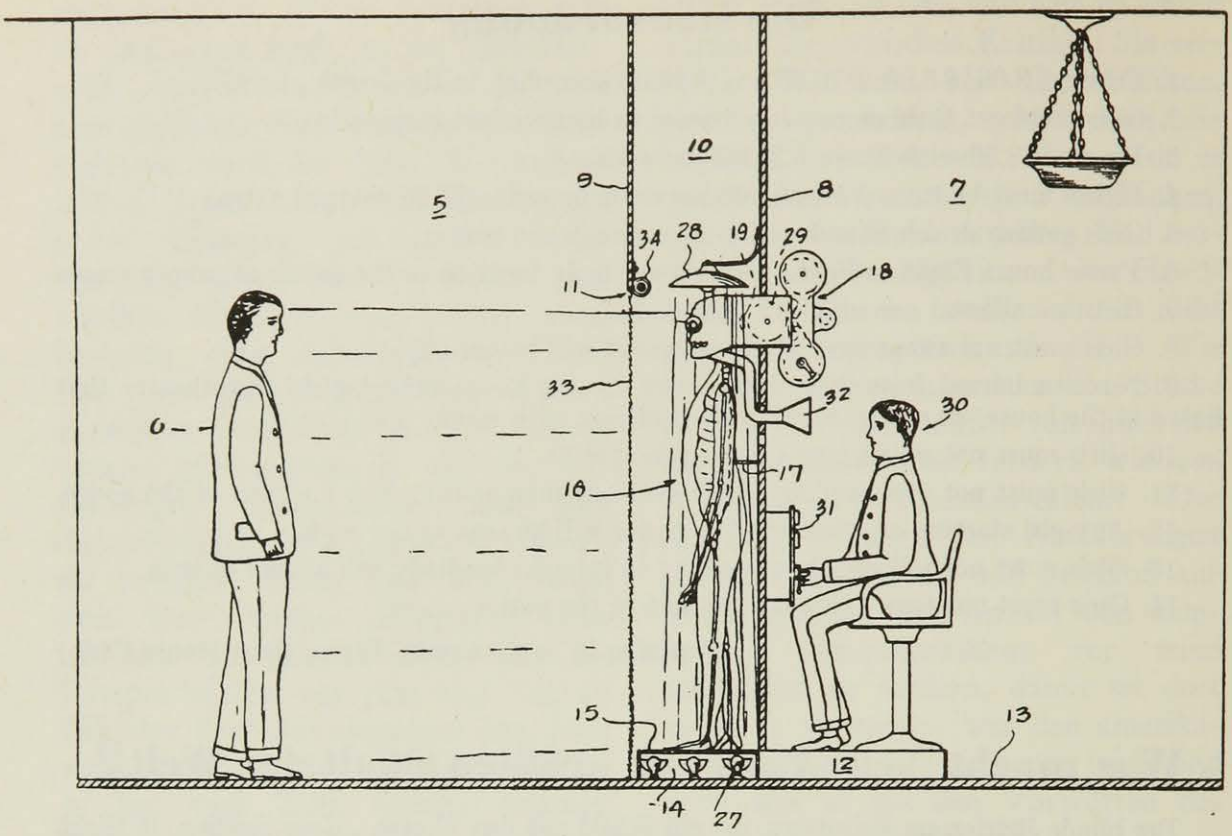
Die alte Schießbude direkt neben dem New Amsterdam Theatre (Heim der Ziegfeld Follies) in West 42nd Street.

Das folgende Augenblicksbild: Ein vornehmer Rolls Royce in der Park Avenue, in welchem der Chauffeur die „Times" und eine aristokratisch aussehende Dame das rosafarbige Skandalblatt „Evening Graphic" liest.

Die Schafherde, die an schönen Tagen, von Autos umrast, auf einer Wiese im Central Park weidet.

Franz Wolff

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

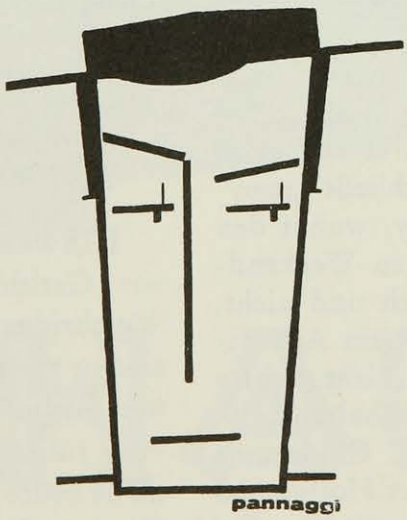


U. S. Patent Nr. 1, 749, 090 vom 4. März 1930. — *Helene Adelaide Shelby* aus Oakland, Oklahoma: *Apparat zur Erlangung von Verbrechergeständnissen und zur fotografischen Festhaltung dieser.* Die vorliegende Erfindung bezieht sich auf einen neuen und nützlichen Apparat zur Erlangung von Geständnissen Angeklagter oder Verdächtiger und zur fotografischen Festhaltung dieser Geständnisse in Bild und Ton. Hauptsache bei meiner Erfindung ist die Anwendung einer Apparatur zu Erzeugung von Illusionseffekten, dazu bestimmt, die Betreffenden durch den übernatürlichen Charakter der Erscheinung zu beeindrucken und dem Untersuchungsrichter die Möglichkeit zu geben, Geständnisse zu erhalten und sie aufzuzeichnen. Es ist eine in der Kriminalpraxis wohlbekannte Tatsache, daß Geständnisse, die man durch die gewöhnlichen Methoden erlangt, später fast unweigerlich zurückgezogen oder abgeleugnet werden, wobei der Verbrecher den Vorteil hat, daß die Geständnisse ja durch Druck oder Einschüchterung zustande kamen. — Mein Apparat beinhaltet eine neue Kombination wohlbekannter Elemente, die derart angewendet werden, daß sie, betätigt, einen Gemütszustand herbeiführen, der veranlaßt, im Schuldfalle geständig zu werden. Das Skelett ist an der Zwischenwand angebracht und steht auf der Glasdecke einer Lichtkammer, deren Lichtquellen das Skelett von unten befluten, während eine zweite Lichtquelle, die über dem Schädel an der Zwischenwand angebracht ist, es von oben beleuchtet. Zweck dieser Anordnung ist die Erzielung des Eindrucks einer „Erscheinung" mit transparenten Formen (Astralleib) und leuchtenden Hüllen (Aura). Das Licht muß so gestreut werden, daß es einen geisterhaften Eindruck macht und die Skelettumrisse doch scharf herausbringt. Um die Täuschung vollkommen zu machen, müssen die Lampen, die die Augen des Skeletts vorstellen, bei den Antworten des Inkulpaten blinken können; die Augen sind teils rot, teils blau.

Hollywood in der Krise

Das neue Modewort in Hollywood ist: *Cut*. Cut bedeutet nicht etwa „Cutaway" (der ja in angelsächsischen Ländern „Morning Coat" heißt), sondern einfach „Schnitt", und zwar Gagenschnitt. Heute kann man in Hollywood nirgends hingehen, ohne vom „Cut" zu sprechen oder zu hören. Die Sache fing schon im vorigen Jahr an und hat dann immer hübsch mit dem Wachstum der allgemeinen Wirtschaftskrise Schritt gehalten. Zuerst kam ein rigoroser Abbau im Verwaltungsapparat. Dann begann es auch die Filmschaffenden zu treffen. Regisseure, Schriftsteller, Darsteller, Kameraleute bekamen den Jahresvertrag nicht mehr erneuert, wurden nur mehr von Film zu Film engagiert, konnten also nicht mehr zwischen den Filmen wochenlang mit schöner Gage „spazieren gehen". Andere Verträge wurden nicht mehr auf 52 Wochen, sondern nur mehr auf 40 abgeschlossen, wobei die Firma das Recht hat, die 12 unbezahlten „Ferienwochen" jederzeit, nach Belieben, und mit nur einwöchiger Ankündigung, einzuchalten.

Ende vorigen Jahres kam dann der erste richtige Cut, und zwar nicht nur für die Mehrzahl der ohne Vertrag von Woche zu Woche Angestellten, sondern auch für die Prominenten mit Jahresvertrag. Denen wurde eben nahegelegt, „freiwillig" auf einen Teil ihrer vertraglichen Bezüge zu verzichten. Das taten sie auch und tun sie immer wieder. Wehe dem, der sich da auf den Rechsstandpunkt stellen und prozessieren wollte. Er würde einfach ausbezahlt und nirgendwo anders engagiert. Die großen Firmen halten zusammen wie Eisen gegen einen, der es wagte, wider den Stachel zu löken. Um das zu riskieren, muß man schon sehr unabhängig oder im Augenblick ganz besonders erfolgreich sein.



Buster Keaton

Der erste Cut kam bei *Paramount* und betrug 10 Prozent. Die anderen Firmen folgten bald nach. Um die Jahreswende kam dann der „große Cut", je nach Gagenhöhe von 10 bis 25 Prozent gestaffelt. Das gab schon eine tolle Aufregung in Hollywood und Berverley Hills. Aber es nützte alles nichts. Der Cut blieb. Die ganz Großen, wie zum Beispiel *Lubitsch* (den man von wöchentlich 7000 Dollar auf 5000 „schneiden" wollte), grollten, unterschrieben nicht, verhandelten mit der Bühnenkonkurrenz des Broadway, bis dann doch ein etwas günstigeres Kompromiß gefunden wurde.

Josef Lir — Menjou

Später gab es dann noch einen generellen zehnprozentigen Cut, und jetzt spricht man wieder davon, daß bei *Metro-Goldwyn* die Gagen von 1500 Dollar aufwärts bis zu 35 Prozent geschnitten werden sollen. Bei dieser Firma haben übrigens schon vor einigen Monaten die beiden Chefs (beide mit mehr als 10 000 Dollar Wochengage) ein gutes Beispiel gegeben, indem sie, für sechzehn Wochen in diesem Sommer unseres Mißvergnügens, ganz auf ihre Gage verzichteten, mit der Bedingung, daß, in dieser Zeit, auch

die anderen Angestellten mit mehr als 3000 Dollar Wochengage in hinreichende Kürzungen willigten, um den „kleinen Leuten" einen neuen Cut zu sparen. Nur *Greta Garbo* erhielt eine Erhöhung ihrer Gage von 6000 auf 12 500 Dollar wöchentlich.

Warum der amerikanische Film in diese Krise gekommen ist? — Das liegt nur teilweise an der allgemeinen Wirtschaftsdepression, vor allem aber an der Umstellung auf Ton. Dadurch hat sich Hollywood einerseits in finanzielle Abhängigkeit von den großen Elektrokonzernen begeben, andererseits aber durch sprachliche Begrenzung sich der früher riesenhaften Exportgewinne beraubt. Dazu kommt, daß es, ebenso wie gute und schlechte Weinjahre auch gute und schlechte Filmjahre gibt. Die letzten waren besonders schlecht. Das Kinogeschäft ist enorm zurückgegangen.

Jedenfalls sind in Hollywood die ganz großen Zeiten goldenen Ueberflusses vorbei. Auch die Großverdiener haben noch heute nicht die Folgen des Börsenkrachs von 1929 überwunden. Vorbei sind die Zeiten, in denen der vier- und auch fünfstellige Wochenscheck eine Bagatelle bedeutete neben den Börsengewinnen und dem Profit aus Oel und Grundstücksspekulationen. Grade an Oel haben in den letzten Jahren viele Hollywooder, auch einige unserer deutschen Freunde, ein Vermögen verloren.

Wilde Verschwendung gehört übrigens schon längst nicht mehr zum guten Ton, auch bei denen, die es sich noch leisten könnten. Heute schließt „man" das große Haus in Beverly, wohnt den langen Sommer im früheren Weekend-Häuschen in Malibu Beach und zieht, ein paar Wintermonate, in ein Appartment House, wo man nicht teures eigenes Dienstpersonal unterhalten muß.

Hollywood ist aus dem Goldrausch erwacht. Hollywood rechnet. Hollywood spart. *Heinrich Fraenkel*

Der Gegenkandidat. Aus einem offenen Brief, den ein Kandidat für den amerikanischen Senat an den bisherigen und wiederkandidierenden Inhaber dieses Senatssitzes richtete und der durch die Zeitungen und Nachrichtenagenturen verbreitet wurde:

> Gestatten Sie mir, einige Fragen an Sie zu richten. Ist es nicht wahr, daß Sie einmal vor einer Menschenmenge fliehen mußten, weil diese Sie wegen Ihrer außerordentlichen Grausamkeit gegen Ihre liebenswürdige Frau lynchen wollte? Ist es nicht wahr, daß ein Anwalt Ihrer Frau einmal Geld geben mußte, damit sie Essen für Ihre Gäste kaufen konnte, während Sie sinnlos betrunken in einem berüchtigten Speakeasy lagen? Ist es nicht wahr, daß Freunde Ihre Frau einmal aus der Stadt schaffen mußten, um Sie zu hindern, sie zu töten? Ist es nicht wahr, daß Sie ein übler Saufbold Ihr ganzes Leben lang gewesen sind?
>
> Sie sind die Verkörperung von allem Gewöhnlichen, Gemeinen und Ueblen. Sie sind von jenem Typ Männer, die sich als Gast an eine Tafel setzen und der Frau des Hauses gegenüber die gemeinste und gewöhnlichste Sprache führen. Sie sind der Mann, der Tausende von Dollars aus dem amerikanischen Schatzamt dafür bezieht, daß er seine Zeit für besoffene Ausschweifungen benutzt. Sie sind der Mann, den die Politiker gern weiter im Amt sehen würden, weil sie durch Sie zu weiteren unverdienten Dollars der amerikanischen Regierung kommen. Sie sind der Mann, der neun Zehntel seiner Zeit so betrunken ist, daß man Ihnen in Washington den Namen ‚Kotzbehälter' gegeben hat, und dessen tüchtiger Sekretär all die Arbeit tut, die Ihnen nachher gutgeschrieben wird.

Hinweise. Der Beitrag „Negerinnen vor Gericht" von Eleanor Rowland Wembridge ist aus dem Buch „Life among the Lowbrows" (Verlag Houghton Mitlin, New York), der Beitrag von Julien Green aus der Sammlung „Une heure avec" von Frédéric Lefèvre (Verlag Gallimard, Paris).

Zum guten Ton gehört ein Schaub

Lieben Sie Kleider vergangener Epochen? — Vielleicht — aber Sie tragen sie sicher nicht! — Zu Ihrem gepflegten Heim gehört auch ein Radio, das nicht veraltet ist — ein Radio, dessen Tonqualität und Fernempfangs-Leistung bewundert wird, dessen Name Qualitätsbegriff ist: ein Schaub! Kein Gerät mit verwirrenden Drähten und Zahlen — ein elegantes Möbelstück von edler Linie mit einem Einstellknopf. Alle Schaub-Serien — von RM 136.— o. R. an — haben geeichte Skala und aufgedruckte Namen der wichtigsten Stationen. Mit dem neuen Schaub-Superhet, dessen Wellenbereich 16—2000 m beträgt, hören Sie auch Überseestationen und alle für Fernempfang geeigneten Europasender. Verlangen Sie unverbindl. Vorführung. In Berlin bis 10 Uhr abends (kein Verkauf) Kurfürstendamm 13.

dorland

SCHAUB

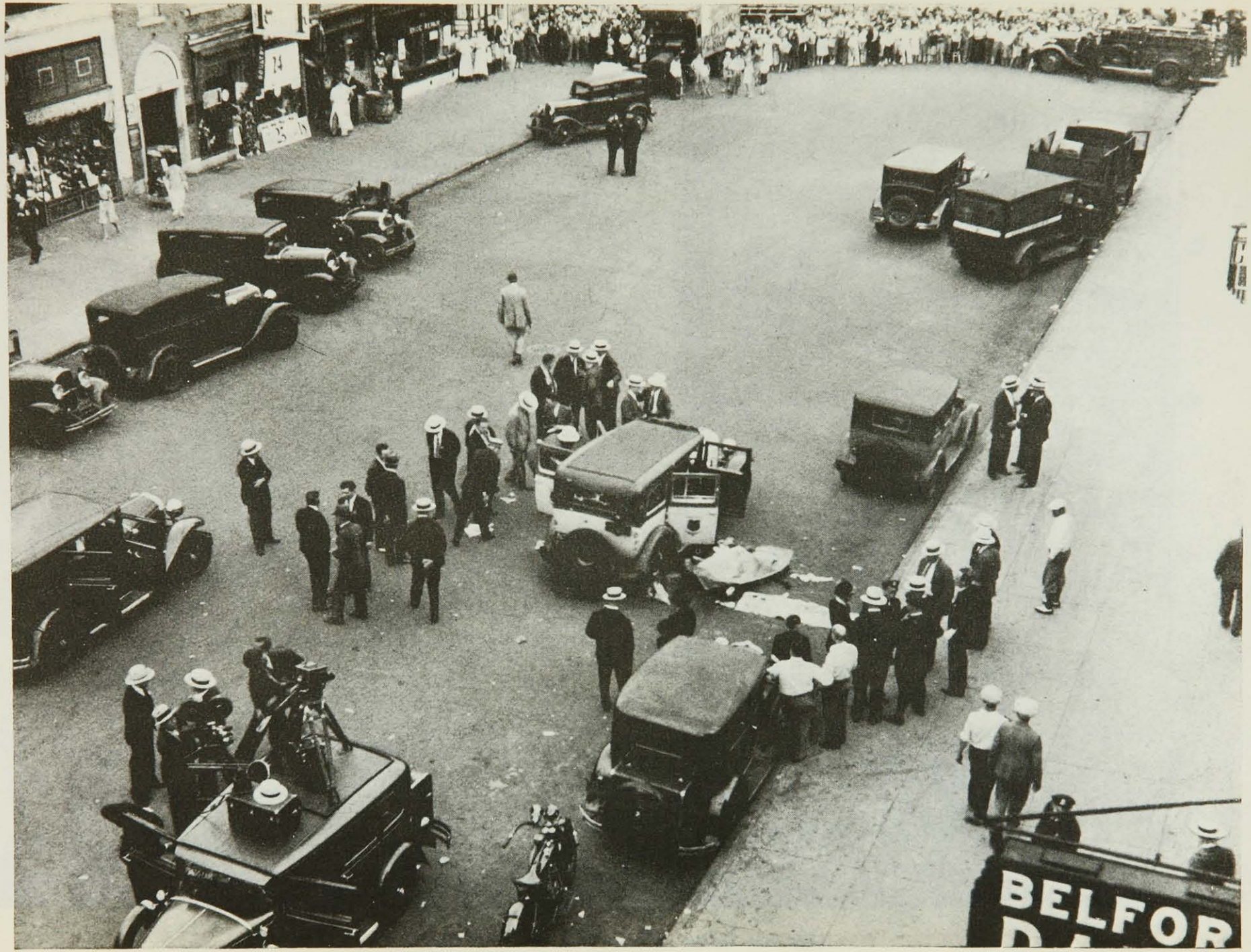
G. Schaub Apparatebauges. m. b. H., Berlin - Charlottenburg 5

Dem Soziologen läge es nahe, auf diese Frage zu antworten: Der Erfolg. Und diese Antwort hat, genauer besehen, nicht nur ihre gesellschaftliche und methaphorische Richtigkeit, sondern sie trifft auch das politische Herrschaftsverhältnis. Ein amerikanischer Präsident, der Erfolg hat und sich überdies noch populär zu machen versteht, hat eine größere Macht im Guten und Bösen als irgendein europäischer Staatslenker. Allerdings hat ihm die Konstitution ein Gegengewicht gesetzt im Kongreß und besonders im Senat, der außer seinen legislativen auch gewisse exekutive und judizielle Befugnisse genießt. Die ausschließliche Initiative steht dem Präsidenten nur in den auswärtigen Angelegenheiten zu, wobei freilich Staatsverträge der Sanktion des Senats bedürfen, die meist nur langsam gegeben und von allerlei Klauseln und Abänderungen abhängig gemacht werden, was die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten sehr erschwert. Eine Kriegserklärung bedarf der Zustimmung des Kongresses, aber sie ist noch niemals verweigert worden, wenn einmal durch die völlig selbständigen diplomatischen Aktionen des Präsidenten das Prestige der Vereinigten Staaten engagiert worden ist. Wir haben das im Jahre 1917 erlebt, und wir haben auch gesehen, über welche unumschränkte Gewalt der Präsident während des Krieges verfügt.

In den inneren Angelegenheiten teilt er die Initiative mit den Abgeordneten, und wiewohl ihm ein Vetorecht zusteht, kann er die Gesetzwerdung von Maßnahmen, die er nicht billigt, auf die Dauer gegen den Willen des Kongresses nicht aufhalten. Er kann sogar in Anklagezustand versetzt und vor ein Senatsgericht gestellt werden, wie das dem Nachfolger Lincolns, *Andrew Johnson,* im Jahre 1868 geschah, der starrköpfig und heftig die Wiederaufnahme der besiegten Südstaaten in den Bund nach seinem eigenen Ermessen gegen den Willen des Kongresses regeln wollte und der Verurteilung nur entging, weil zu der erforderlichen Zweidrittelmajorität für den Schuldspruch eine Stimme fehlte.

Trotz dieser konstitutionellen Beschränkungen ist auch im Frieden der Präsident der wirkliche Lenker der Vereinigten Staaten, so lange er Erfolg hat und nicht die Gesten eines Selbstherrschers annimmt. Als *Wilson* bei den Friedensverhandlungen versagte, war es aus mit seiner Macht. Das Maß aber, an dem der Erfolg gemessen wird, ist in erster Linie der wirtchaftliche Zustand der Vereinigten Staaten. Nichts ist gefährlicher für einen Präsidenten, als wenn unter seiner Regierungszeit eine schwere wirtschaftliche Depression eintritt. Wenn die republikanische Partei in den Vereinigten Staaten um so vieles öfter und länger regierte als die demokratische, so lag dies daran, daß die demokratischen Präsidenten in wirtschaftlicher Hinsicht meist Pech hatten. So wurde Grover *Cleveland,* der ein sehr tüchtiger Präsident war, eine Zollreform durchführte, Hawai annektierte und den Venezuela-Konflikt mit England auf friedlichem Wege zugunsten der Vereinigten Staaten erledigte, nicht wieder gewählt, weil ihm die Krise von 1893 zur Last gelegt wurde. So verlor auch *Roosevelt* am Ende seiner zweiten Präsidentschaft durch die Krise von 1907 vieles von seiner Popularität.

Und *Hoover,* dessen außenordentliche Energie und Begabung, dessen hohe Ethik den Stolz seiner Landsleute gebildet hatte, stößt, seit die Krise so große Dimensionen angenommen hat, in allen seinen Aktionen auf den heftigsten Widerstand des Kongresses. Man weist nicht mit Unrecht darauf hin, daß er dem Umschwung

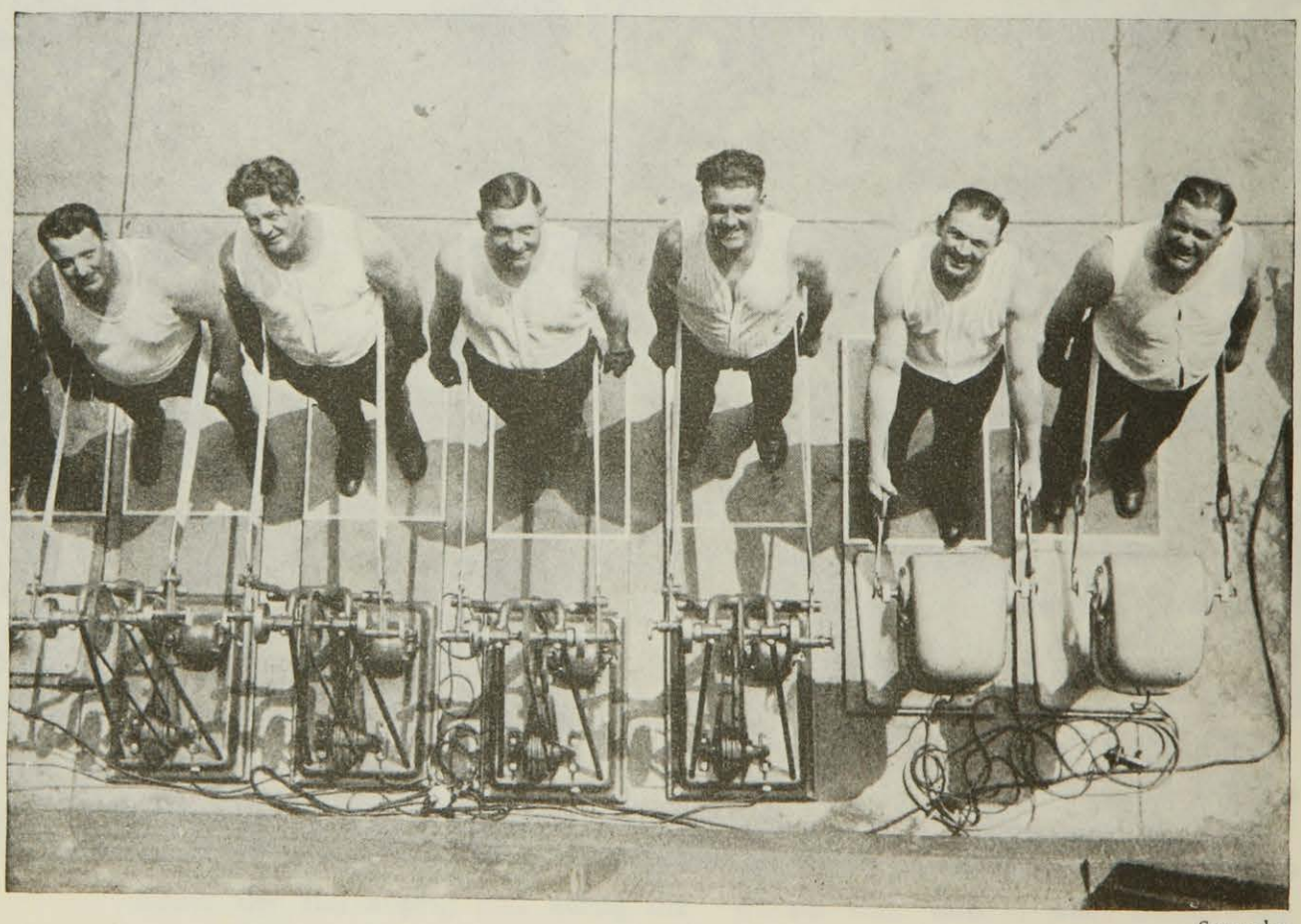


Acme

Nach der Straßenschlacht (Broadway)

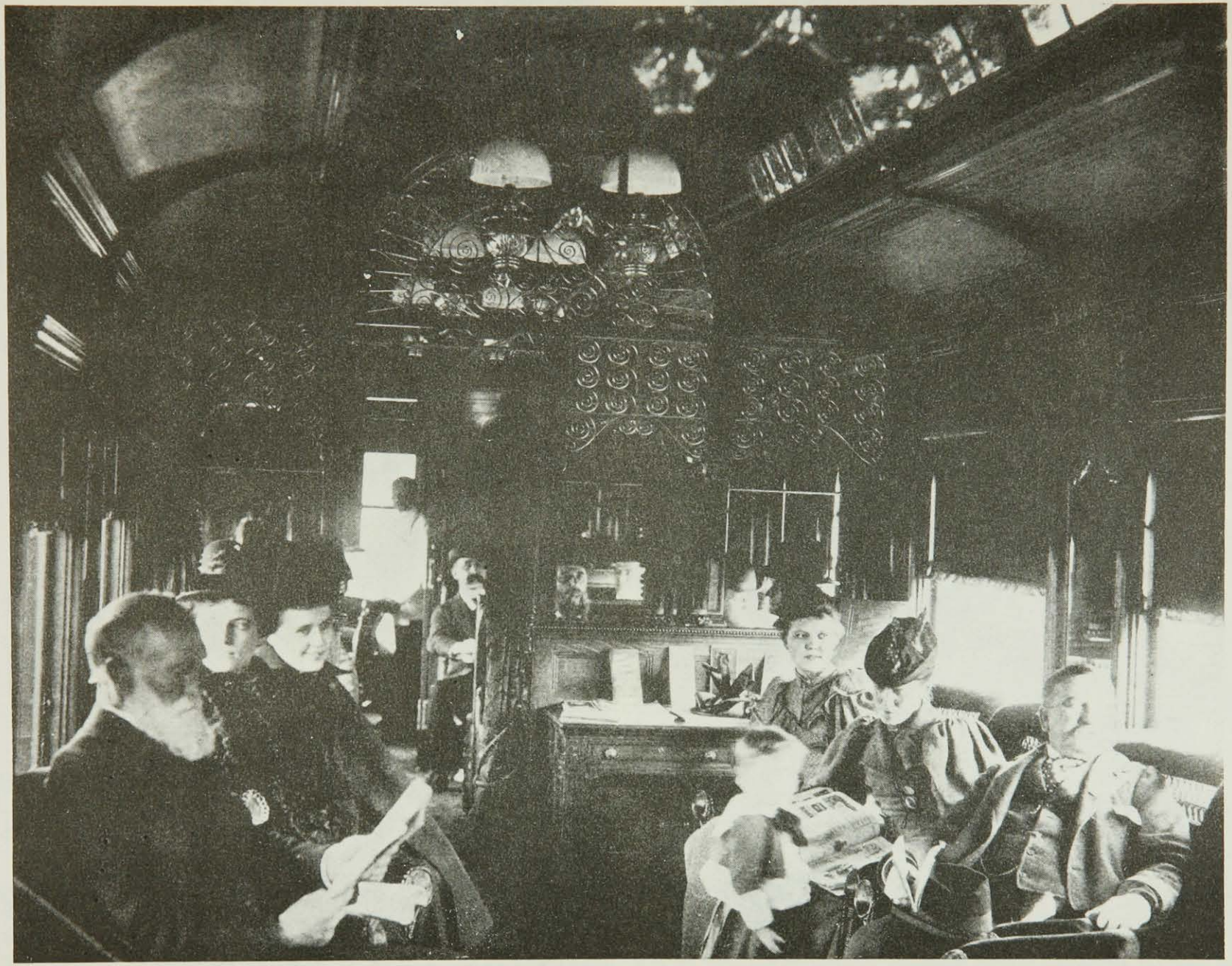
Atlantic

Gangsters (Chicago)



Sennecke

Polizisten (New Yersey)



European Picture

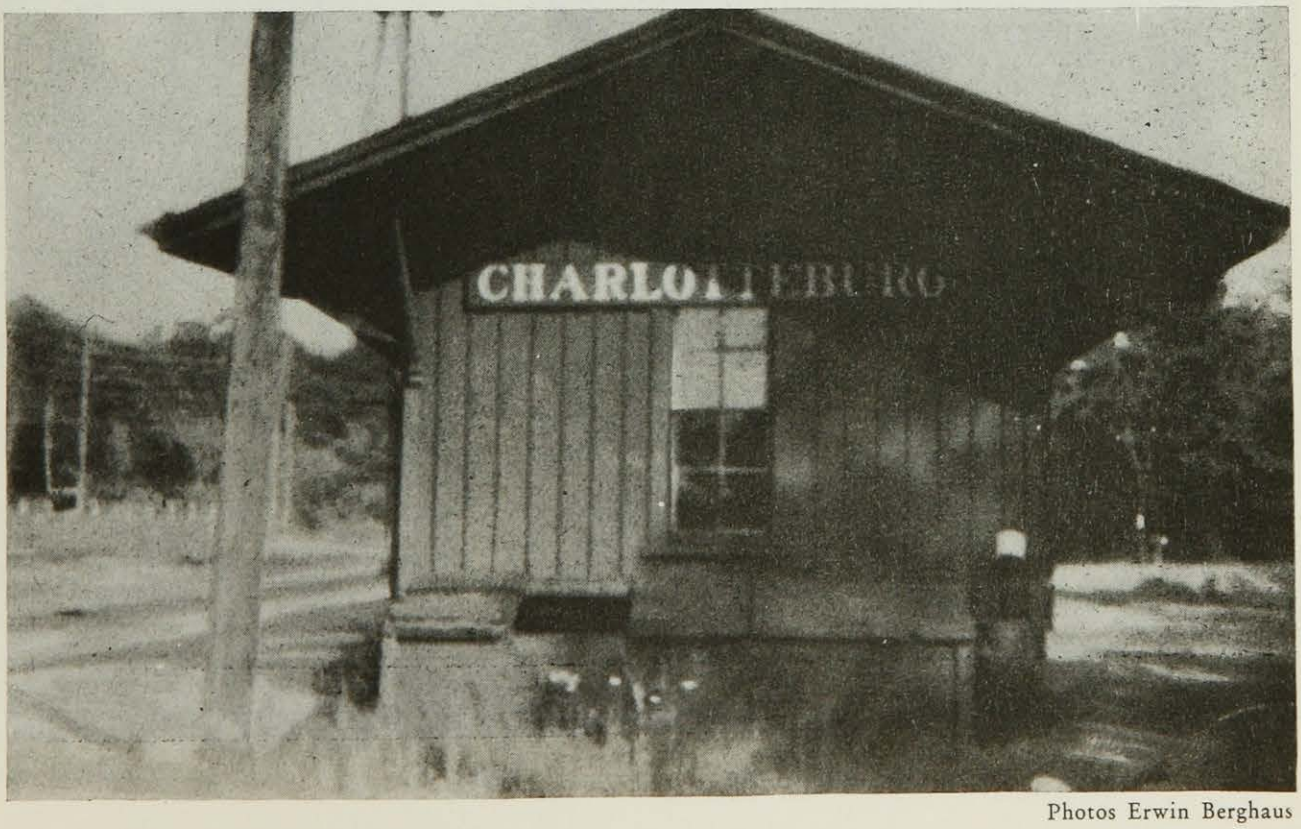
Luxus-Reise mit dem Pacific-Expreß um 1895

„Bin aus Chicago und stolz darauf"

„Eben geheiratet"

Photos Erwin Berghaus

Im Staate New Yersey



Photos Erwin Berghaus

Baynes Sidney

Nach dem Erdbeben von San Francisco (1906)

ahnungslos gegenübergestanden war, daß er an eine ewige Prosperität geglaubt und als Präsidentschaftskandidat das Zukunftsbild einer Nation entwickelt hat, in welcher es keine Armut und kein Elend mehr geben werde; man wirft ihm weiter vor, daß er bei Einbruch der Krise gemeint hatte, sie mit einer gewissen Aktivität leicht überwinden zu können. Als er dann Deutschland das einjährige Moratorium gewährte, erhöhte die Großzügigkeit dieses Schrittes vorübergehend sein Ansehen. Da aber auch diese Maßnahme wirtschaftlich wirkungslos blieb, trat die schärfste Reaktion ein. Der Senat verbot ihm bei verschiedenen Konferenzen, die Frage der Aufhebung oder Verringerung der internationalen Kriegsschulden auch nur in Diskussion zu stellen. Und er fügte sich dieser Weisung, wenn er auch nicht davon Abstand nahm, die gefährlichen Maßnahmen zur Beseitigung der Krise, die vom Kongreß gelegentlich vorgeschlagen wurden, auf das heftigste zu bekämpfen. Er konnte sich in der letzten Zeit eher auf die Demokraten des Kongresses, als auf die Angehörigen seiner eigenen Partei stützen.

Um so seltsamer ist die Tatsache, daß er auf dem Republikanischen Konvent einstimmig und unter größter Begeisterung als Kandidat für die nächsten Präsidentschaftswahlen aufgestellt wurde. Zwar würde es jeder amerikanischen Tradition widersprechen, wenn er trotz der Krise wieder zum Präsidenten gewählt würde, und wenn die Demokraten einen halbwegs ebenbürtigen Kandidaten finden, so haben sie zweifellos die größeren Chancen. Aber immerhin ist dieser Beschluß des Republikanischen Konvents wieder einmal ein Beweis dafür, daß auch in der Brust der Amerikaner zwei Seelen wohnen, daß nicht nur der Erfolg, sondern auch die Persönlichkeit eine starke Anziehungskraft auf das Volk ausüben. *A. Schw.*

Das Erdbeben. Eines Nachts fuhren die Gäste des St.-Francis-Hotels in San Franzisco mit einem heftigen Schreck aus ihrem Schlaf auf. Das große Haus wankte wie ein Schiffsmast im Sturm. Notdürftig bekleidet, stürmten sie aus ihren Zimmern. Sie wollten ins Freie. Es war das große Erdbeben von San Franzisco. Auf der großen Treppe begegneten sie einem Mann im Pyjama mit angstverzerrtem Gesicht und rollenden Augen. Sein Kopf zuckte ununterbrochen. Dazu sang er in einemfort: „Do re mi fa so la si do — do si la so fa mi re do".

Entsetzt von seinem Anblick, lief eine Frau zum Portier und schrie: „Sehen Sie den Mann dort? Er ist verrückt geworden. Man muß ihn in ein Irrenhaus schaffen." (Was übrigens in jener Schreckensnacht unmöglich war.)

„Beruhigen Sie sich, meine Dame", antwortete ihr der Portier, „das ist der Caruso; er möchte nur wissen, ob er seine Stimme nicht verloren hat."

Amerikanische „Tit-bits". Unsere Delegierten reisten nach Genf, fest entschlossen, die Rüstungen herabzusetzen. Sie ließen sich von einer Gruppe hervorragender militärischer und marinetechnischer Ratgeber begleiten, um stark genug zu sein, dieser Versuchung zu widerstehen. — Man empfiehlt uns, um uns besser an die Krise anzupassen, allen Dingen zu entsagen, die unsere Großväter nicht gekannt haben. Ausgerechnet aber gehört die Krise selbst zu den Dingen, die ihnen unbekannt waren.

Neger. Es ist wahr, daß die Zeugen Neger sind, aber ihre Aussagen erscheinen trotzdem nach jeder Hinsicht glaubwürdig.

(Aus einer Urteilsbegründung des Strafgerichts in Texas)

Time is money

„Das ist kein gewöhnlicher Orangenpflücker, Lucie", sagte der Orangenkönig, mit seiner wuschelköpfigen Tochter gnädigst an meinen in Reih und Glied stehenden Farmbaum herantretend, „sondern ein deutscher Dichter, der sich eine Reise nach Mexiko zusammenpflückt."

Ich hätte, wenn auch Zeit Geld ist, als Dichter einen Augenblick mit dem wahnsinnigen Geknipse innehalten, mich höflich verneigen, und Orangen Orangen sein lassen müssen. Aber es war schon spät am Nachmittag, wenn vom ewigen Beugen und Strecken die Knie zittern und der Orangensack wie mit Bleikugeln gefüllt an meiner schmerzenden Schulter hing ... da fiel ich wie ein Galeerensträfling über den armen Baum her, schor ihm die restlichen Früchte ab, drehte der Millionenerbin den Rücken, und ging zum Depot, um beim Leeren des Sackes ein wenig zu verschnaufen.

Ein paar Wochen darauf, als es noch früh am Morgen war und ich mich wirklich wie ein Dichter fühlte, kam der Orangenkönig wieder mit seiner Tochter. Da blickte ich von den Orangen, die wie goldene Lampions im dunklen Laube hingen, zu den fernen Schneebergen hinüber, verneigte mich vor dem Millionengirl und lächelte süß. Aber diesmal hatte mich der Orangenkönig nicht als Exemplar eines deutschen Dichters angesehen, sondern auf meine Leistungsfähigkeit als Arbeiter hin, der ihm zwei Minuten Zeit, das heißt Geld, gestohlen hatte.

Er nahm mich mit nach dem Büro, ließ mich entlohnen, und meine Reise nach Mexiko fiel ins Wasser.

Heinrich Hemmer

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 8. Sept.

Chicago

Chicago: Stadt
Gebaut auf einer Schraube!
Elektro-dynamo-mechanische Stadt!
Spiralgeformt —
Auf stählerner Scheibe —
Mit jedem Stundenschlag
Kreisend um sich selbst!
Fünftausend Wolkenkratzer —
Granitene Sonnen!
Die Plätze —
Meilenhoch, sie galoppieren gen Himmel,
Wimmelnd von Millionen Menschen,
Geflochten aus Stahltrossen,
Fliegende Broadways . . . usw.

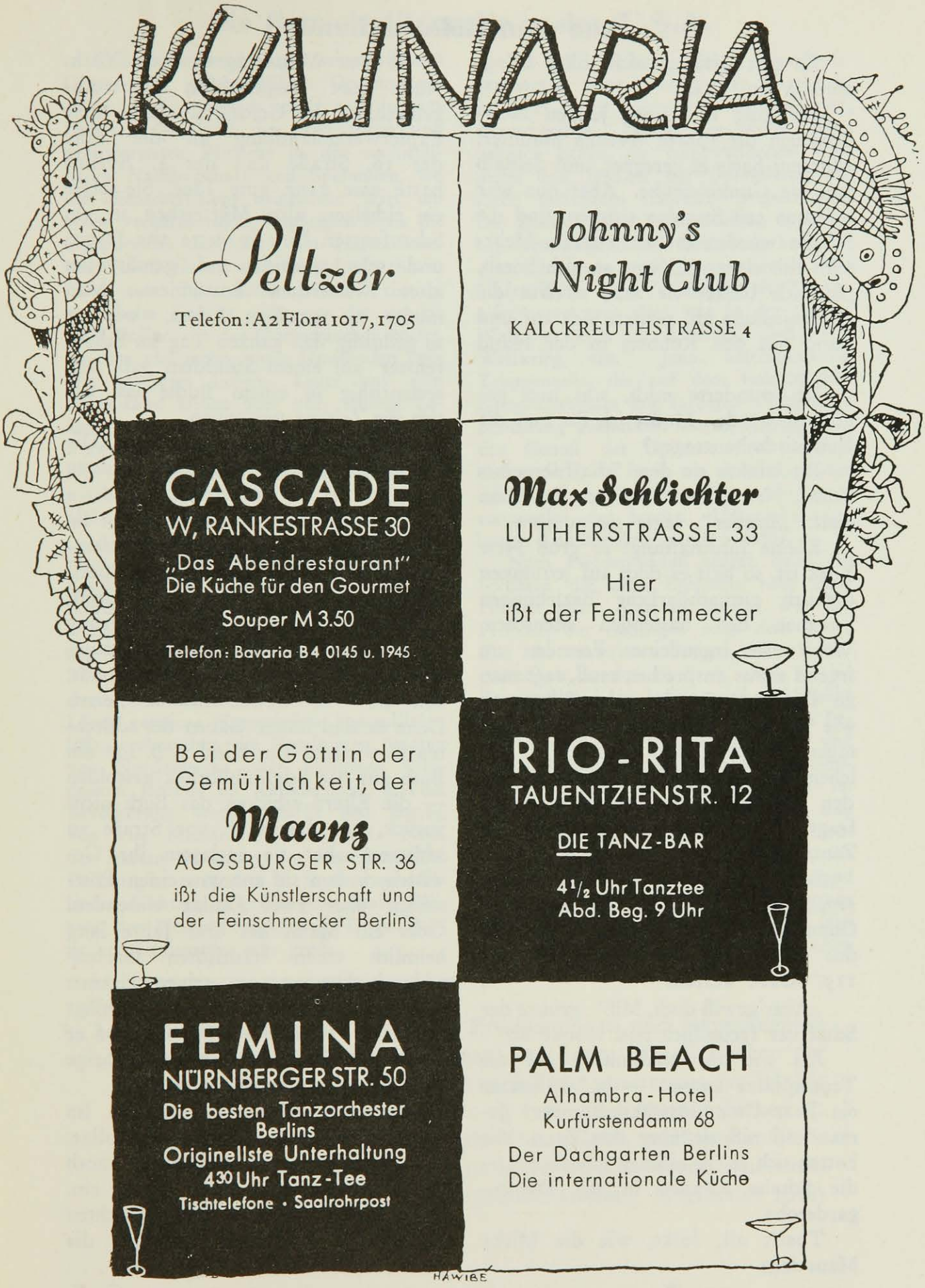
— hat die Zahlung der Kommunalgehälter eingestellt.

Sigismund von Radecki
(Die Verse von Majakowski)

Chicago. Walter Noak wurde gestern zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, weil er zwei Dollar gestohlen hatte. Die Durchführung der Gesetze ist in Chicago so streng, daß man, außer bei Mord, nicht durch die Maschen des Gesetzes schlüpfen kann.

(Chicago Tribune)

Die Carl Schurz Memorial Foundation hat Professor Eugen Kuehnemann von der Universität Breslau, den bedeutenden Philosophen und Goetheforscher, zu einer Vortragsreihe in den Vereinigten Staaten eingeladen. Professor Kuehnemann ist ganz besonders geeignet, die Begeisterung seiner Zuhörer zu entfachen. Für die Zeit von Januar bis Ende Mai dieses Jahres sind ungefähr 75 Vorträge — 43 in Englisch, 32 in Deutsch — an den hauptsächlichsten Universitäten, an Colleges, Klubs und Vereinigungen *gebucht* worden.

(Pressenotiz, für deutsche Zeitungen bestimmt)

KULINARIA
Peltzer
Telefon: A2 Flora 1017, 1705
Johnny's
Night Club
KALCKREUTHSTRASSE 4
CASCADE
W, RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Souper M 3.50
Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945
Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker
Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins
RIO-RITA
TAUENTZIENSTR. 12
DIE TANZ-BAR
4½ Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr
FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester
Berlins
Originellste Unterhaltung
4.30 Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone • Saalrohrpost
PALM BEACH
Alhambra-Hotel
Kurfürstendamm 68
Der Dachgarten Berlins
Die internationale Küche
HAWIBE

Aus dem Rekord-Land

Es gibt wirklich nicht bloß Gangsters in Amerika.

Ich ging mit einer jungen New-Yorkerin die fünfte Avenue hinunter. Morgens hatte es geregnet, und deshalb trug sie Gummischuhe. Aber nun war es schon seit Stunden trocken, und die Schuhe wurden ihr zu warm. Mehrmals sah sie unschlüssig an sich herab, plötzlich bückte sie sich, streifte die Gummischuhe ab, richtete sich auf und stand mit den Rubbers in der Hand da . . .

Ich wunderte mich, was nun geschehen würde. Mußte ich ihr nun die Gummischuhe tragen?

Da winkte sie dem Schaffner eines Busses Nr. 5, der eben an der Ecke hielt. „Bruder", sagte sie zu ihm —

Kleine Einschaltung: so groß New York ist, so hält es doch auf sozusagen dörfisch gutnachbarliche Beziehungen zwischen den hastenden Menschen. Wenn man irgendeinen Fremden um irgend etwas ansprechen muß, sagt man zu ihm gern Bruder oder Schwester, wie wir etwa gemütlich Herr Nachbar sagen würden. Man kann es oft erleben, daß ein sechsjähriger Knirps auf den Verkehrsschupo losgeht und ihn fragt: „Bruder, wie komme ich zum Zentralpark?"

„Bruder", sagte sie also zum Schaffner, „würden Sie so gut sein und diese Gummischuhe im Vorbeifahren über den Zaun der Tennisplätze an der 119. Straße werfen?"

„Aber gewiß doch, Miß", grinste der Schaffner freundlich und läutete ab.

Als wir am Nachmittag auf die Tennisplätze kamen — ja, sie hatten ein Paar Gummischuhe gefunden. Jemand schmiß sie über den Zaun. Sie hatten sich ja ein bißchen gewundert — die Schuhe stünden in der Damengarderobe.

That's all, folks, wie die Micky Maus sagt.

*

Es war Muttertag in New York. Auch dort hauptsächlich eine Angelegenheit der Geschäftsreklame. Eine Papierwarenhandlung an der Ecke der 16. Straße und der 4. Avenue hatte eine ganz gute Idee. Sie setzte ein richtiges, altes Mütterchen in ein Schaufenster. Eine so nette alte Dame, und sehr geschickt auf gemütvolles altes Mütterchen kostümiert. Man mußte sie gradezu lieben, wie sie so geduldig den ganzen Tag im Schaufenster auf einem Stühlchen saß und seelenruhig in einem Buche las, um sich die Zeit zu vertreiben.

Das Buch, das sie las, war „Die Kameradschaftsehe" von Ben Lindsey.

*

Die Stadt New York bekommt im Laufe jeden Jahres eine ganz ordentliche Menge Geld anonym zugeschickt. Obwohl sie die Absender nicht kennt, weiß die Stadt aus langer Erfahrung doch ungefähr, wofür ihr das Geld gesendet wird. Sie tut es in einen Fonds, den sie den Gewissensfonds nennt. Denn es sind lauter Gaben des schlechten Gewissens. Ein Kind z. B. hat ein Buch aus der Schulbibliothek gestohlen — die Eltern schicken das Buch nicht zurück, um das Kind vor Strafe zu schützen, aber sie entlasten ihr Gewissen, indem sie anonym einen Postscheck über zwei Dollar einsenden. Oder ein Mann hat drei Jahre lang heimlich einen städtischen Gartenschlauch benutzt, um seinen eigenen Vorgarten zu sprengen — dann schlägt ihm eines Tages das Gewissen und er sendet 15 Dollar ein, als dreijährige Abnützungsgebühr sozusagen.

Daher alo der Gewissensfonds. Im Jahre 1930 betrug er noch 2300 Dollar. Für das Jahr 1931 gingen nur noch 75,26 Dollar auf diese Weise ein. Was beweist, daß in den schlechten Zeiten der Krise das Gewissen die Menschen erheblich weniger beißt . . .

G. K.

Die Rauschgiftseuche in den U.S.A.

Kalifornien wird wegen seines schönen Obstes und seines billigen Opiums gerühmt, und tatsächlich erhält man in dem früheren Goldland die prächtigsten und preiswertesten Pfirsiche in der unmittelbaren Nachbarschaft von Spelunken, wo der dienstbeflissene chinesische Wirt um einen verhältnismäßig niedrigen Preis die Opiumpfeife darbietet. Im Hafenviertel von Frisco findet man in jedem zehnten Haus eine Opiumhöhle. Leider riskiert man beim Eintritt nicht nur die ein bis zwei Dollar, die das Opiumrauchen kostet, sondern viel mehr, unter Umständen auch sein kostbares Leben. Leute aus dem Mittelstand ziehen aber vor, teurere Lokale aufzusuchen, und lassen sich das Vergnügen fünf, sechs Dollar kosten, wobei sie noch immer um gut die Hälfte wohlfeiler abschneiden als in den Giftklubs von New York oder Boston.

Allerdings stellt sich nur das Opiumrauchen an der Westküste billiger. Die Erzeugnisse der europäischen Chemikalienfabriken, Morphium, Kokain und Heroin, werden auch hier zu horrenden Preisen abgesetzt. Nach den Feststellungen des Völkerbundes, der den Rauschgiftkonsum durch eine eigens zu diesem Zweck ins Leben gerufene Kommission kontrollieren läßt, verbrauchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika vier Millionen Kilogramm jährlich an Rauschgiften, und die Bevölkerung wendet dafür den Betrag von vier Milliarden Dollar auf. Nach der letzten Schätzung der amerikanischen Polizei gibt es in den U. S. A. zwei Millionen Süchtige, ungefähr eineinhalb Prozent der Gesamtbevölkerung. Diese Zahl ist verhältnismäßig sehr groß.

Die Verbreitung des Rauschgiftgenusses in allen Gebieten der Staaten ist in erster Reihe der gelben Einwanderung zuzuschreiben. Bereits vor vielen Jahrzehnten haben die eingewanderten Chinesen und Japaner das Opiumlaster aus ihrer asiatischen Heimat eingeschleppt. Die Zentren des Opiumrauchens befinden sich dementsprechend auch noch heute in den Chinesen- und Japanervierteln der Hafenstädte. Eine Verstärkung des Rauschgiftgenusses trat aber, wie in der ganzen Welt, so auch in Amerika, nach dem Weltkrieg ein. Jene amerikanischen Truppenteile, die auf dem französischen Kriegsschauplatz mit farbigen Truppen in Berührung gekommen waren, lernten bald den Genuß des Opiumrauchens kennen und verfielen in Paris, wo sie als Urlauber der Westfront ihre freie Zeit verbrachten, rettungslos der Seuche. Unternehmungslustige Lokalbesitzer sorgten dafür.

Nach Friedensschluß trugen dann die Soldaten die neue Epidemie nach ihrer Heimat mit. Auch in Europa war das Problem der Süchtigen nach dem Krieg eine der schwersten Sorgen der Volksgesundheit, in den U. S. A. aber, wo bis Kriegsausbruch in legislatorischer Hinsicht die größte Freizügigkeit bezüglich des Lebenswandels des einzelnen herrschte und nur gesellschaftliche und religiöse Hemmungen den Hang zu Ausschweifungen im Zügel hielten, artete die Morphium- und Kokainsucht viel leichter aus. Zu spät kamen die behördlichen Maßnahmen, die Verfolgung von Rauschgifthändlern und sogar der Süchtigen. Inzwischen richteten sich die großen Rauschgiftkonzerne auf regelmäßige Belieferung des amerikanischen

Die Beschäftigung mit okkulten Erscheinungen und Experimenten endet immer mit Enttäuschungen und Leere. Das Erwecken der geheimnisvollen seelischen Kräfte nach den Anweisungen der Bücher von Bô Yin Râ hat damit nichts zu tun und führt mit Sicherheit zu dauernder voller Lebensfreude. Das zuletzt erschienene Werk „Der Weg meiner Schüler" ist in jeder Buchhandlung erhältlich. Preis RM 6.—. Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegründet 1816) Basel-Leipzig.

Kontinents ein, und das Opiumkapital ist heute ebenso mächtig wie das Alkoholkapital seit der Trockenlegung der U. S. A.

Die Versorgung Amerikas mit Betäubungsmitteln erfolgt zum größten Teil noch immer durch Erzeugnisse der europäischen Chemikalienfabriken. Die Drogen geraten auf Umwegen in die Hände der großen Schmuggelkonzerne, die sie dann auf dem Seeweg nach den U. S. A. versenden. Einige Rauschgiftkönige besitzen auch selber Fabriken, wie der russisch-französische Josef Raskin im Elsaß, der Pariser Mèchelaire und der Japaner Sugino Mashayosho in Konstantinopel oder der Aegypter Mohammed Mustafa Neffei in Kairo. Die Hauptsitze der Schmuggelorganisationen befinden sich in Paris, Konstantinopel und in Japan. Und die Hauptwege des Schmuggels richten sich entweder über die europäischen Hafenstädte direkt nach New York, oder aber die Drogen werden über das Mittelmeer via Aegypten—Suezkanal nach Indien und Japan gebracht, um dann über den Stillen Ozean nach den kalifornischen Hafenstädten befördert zu werden.

Der ständige Kampf der Weltkonzerne gegen die Kontrollbehörden der Staaten gebar eine neue, blutige Romantik, die jener des Alkoholschmugglertums voranging. Die Helden der Schmugglerepopöen sind in erster Reihe die sogenannten „Begleiter", geriebene Gesellen, die angesichts der scharfen behördlichen Kontrolle sowohl in den europäischen wie auch in den amerikanischen Häfen eine besondere Geschicklichkeit, Findigkeit und Geistesgegenwart entfalten müssen, um ihre kostbaren Transporte unbeanstandet den Genossen am Bestimmungsort in die Hände zu spielen. In den Vereinigten Staaten wurden Schmuggler angehalten, die einen falschen Bauch aus Kautschuk trugen, vollgestopft mit Betäubungsmitteln. Man fand aber auch Morphium und Kokain in hohlen Stiefelabsätzen, in Blumensträußen, in Tuben, deren oberes Ende mit Zahnpasta gefüllt war, in Reisekoffern mit doppeltem Boden, in Puderdöschen, Seifenstücken, Zigaretten und Zuckerhüten. Daß Rauschgifte in Kleidern eingenäht oder in den Falten von Pelzen verborgen werden, gehört zu den primitivsten Tricks der Schmuggler. Vor einigen Monaten verhaftete man einen Begleiter, der an Bord eines Mississippi-Dampfers mit zwei kleinen Kindern in der Rolle des zärtlichen Familienvaters seinem Reiseziel zustrebte. Das mitgeführte Heroin war in den ausgehöhlten Spielzeugen der beiden Kinder verborgen.

Erst im April dieses Jahres machte die New-Yorker Hafenpolizei wieder einmal einen großen Fang. An Bord des Luxusdampfers „Ile de France", der einige Wochen früher auch den damaligen französischen Ministerpräsidenten Laval zum Besuch des Präsidenten Hoover nach New York trug, entdeckte man unter einem größeren Posten Nürnberger Spielwaren fünf Kisten Morphium im Werte von eineinhalb Millionen Dollar. Es stellte sich heraus, daß der Schmuggelkonzern des griechischen Bankiers Eliopoulos mit Hilfe zahlreicher Komplicen die Sendung über Nürnberg — Hamburg — Paris—Le Havre nach New York befördern ließ. In vielen Fällen überlassen aber die Begleiter ihre kostbare Beute nicht ohne weiteres den beschlagnahmenden behördlichen Organen.

Das Geheimnis der überaus kühnen, oft bravourhaften Meisterstückchen der Rauschgift-Schmuggler erklärt sich aus der großen materiellen Versuchung, die sie dazu bewegt, täglich ihre Freiheit und ihre Haut zu Markte zu tragen. Ein Kilogramm Rauschgift kostet im Großhandel 120 bis 150 Dollar. Der Süchtige braucht für eine Opiumpfeife, für eine Morphiuminjektion oder für eine Prise Kokain ungefähr 15 bis 20 Milligramm des betreffenden Betäubungsmittels. Da ein solches Quantum im Detailhandel durchschnittlich 50 Cent kostet, erzielt der Detailist bei einem Kilogramm eine Einnahme von annähernd 20 000 Dollar. Aber auch der Begleiter eines größeren Transports erhält eine Prämie, die zwischen 5000 und 15 000 Dollar schwankt. Nur zwei gut gelungene Schmuggelfahrten — und er ist für sein ganzes Leben versorgt. Tausende und aber Tausende unterliegen daher der Verlockung, über Nacht reich zu werden: Stewards von Luxusdampfern, bestochene Polizisten, Modedamen von Palmbeach, Wirte verdächtiger Lokale, Portiers vornehmer Hotels, Indianerhäuptlinge der Petroleumgebiete, Fremdenführer in New York und Eisenbahnschaffner des Pacific-Expreß, sie alle stehen im Solde der Koksorganisation.

Dr. L. Frank

Soeben erschien

ALBERT EHRENSTEIN

Mein Lied 1900-1931

Mit 8 lithographischen Zeichnungen von
OSKAR KOKOSCHKA

Eintausend numerierte Exemplare auf deutschem Japanpapier
im Mittelgrad der Walbaumantiqua gedruckt
365 Seiten · Format 16 × 24 · Gesamtausstattung: E. R. Weiß
Interimspappband RM 12.— · Halbpergamentband RM 18.—

Dieser große Sammelband, der den echten Freunden der Dichtung und Geistesfreiheit geboten wird, vereinigt Ehrensteins Lyrik aus all seinen Jahres- und Lebenszeiten, aus Heimat, Wanderwelt, geschauter und geträumter Ferne und dem Diesseits und Jenseits des eigenen Herzens. Diesem Meister des Wortes, der über alle Reize von Reim und Rhythmus verfügt, wird die Kunst nie ein eitles Spiel mit Gefühlslauten. Er hat biblisches Pathos und die karge Anmut des Volksliedes, er kann antike Versgebilde bauen und chinesische Pinselstriche zaubern. Mit einer Kühnheit, die die Bürger erschreckt, bekennt er sich zu allen Verführungen des Fleisches. Klagend und anklagend steht er mitten unter seinen Zeitgenossen, und das Gesindel der satt Besitzenden trifft sein vernichtender Hohn, sein geradezu physischer Haß. Dieser Stolze kann sich aber auch in zerknirschtem Sündergefühl in den Staub werfen und den vergänglichsten Stoff küssen, indes sein Geist in dauernder Abschiedsschwermut und -bereitschaft sich nach dem Freunde, dem Tode, sehnt.
In einer Zeit, die kaum noch weiß, was ein Dichter ist, was er als Richter seiner Zeit und als unmittelbarer Bekenner des ewig Zeitlosen bedeutet, wird uns dieses Versbuch zum kostbarsten Besitz.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Amerikanisches

Shampoo-Jüngling wird verlobt. Blondex ist Shampoo für blonde Haare. Das Blondex-Inserat zeigt ein blondes Mädchen in leidenschaftlicher Umarmung mit einem blonden Jüngling. „Keine einsamen Abende für diese Blonde", erläutert die Schlagzeile, und aus dem Text erfahren wir, daß jenes Haarwaschmittel die Haare der Dame so goldglänzend gemacht hat, daß es nun sozusagen keinen jungen Mann gibt, der der Versuchung, die Besitzerin dieser Haare zu küssen, einigermaßen erfolgreich widerstehen könnte. Eines Tages verweigerte ein Frauenmagazin die Aufnahme des Inserats mit der Begründung, es lasse wahllose Küsserei als nicht unerwünscht erscheinen: der Jüngling auf dem Bilde, schrieb es, sei eben ein beliebiger Jüngling; falls die Haarwaschmittelleute Wert auf die Aufnahme ihres Inserats legten, müßten sie sich dazu entschließen, unmißverständlich klarzustellen, daß der Jüngling der Verlobte der blonden Dame sei. Das Haarwaschmittel entschloß sich zur Verlobung. Nachdem diese, zeichnerisch und textlich unmißverständlich klargestellt und also „Safe for blondes" worden war, erschien das Inserat weiter.

Sie sparen. Ein Klub hielt Generalversammlung ab. In diesem Klub war es Sitte, den Vorstand jedes Jahr auszuwechseln. Wie immer, wollte man auch diesmal zur Abstimmung über die Liste schreiten, die vollkommen neue Namen enthielt. Doch da erhob sich ein Mitglied und lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die Tatsache, daß noch zweitausend Briefbogen vorhanden seien, deren Kopf die vollständige Vorstandsliste vom vorigen Jahr enthalte. Darauf wurde der ganze Vorstand wiedergewählt.

Noah, schwarz oder weiß? Unter ihren schönen, stillen, ausgestopften Tieren führen die Beamten des Naturhistorischen Museums in New York ein gehetztes Leben. Ein wißbegieriges Publikum bringt sie durch seine telefonischen Anfragen um ihre Ruhe. Seit die Kreuzworträtselpest im Abflauen begriffen ist, ist es ja etwas besser geworden, aber es ist noch immer schlimm genug. Vor allem klingelt es andauernd in der Anthropologischen Abteilung. Aus irgendeinem Grunde betreffen die meisten Fragen Indianer. Durchschnittlich siebenmal am Tage wird gefragt: *Sind die Indianer kahlköpfig?* Ferner muß es eine Verschwörung um Vater Noah geben, und zwar sind die Verschworenen ausschließlich weiblichen Geschlechts. *War Noah ein Weißer oder ein Neger?*, das ist die Frage, die beharrlich an die Beamten der Anthropologischen Abteilung gerichtet wird. Die Antwort ist standardisiert: „Sprechen Sie mit Ihrem Seelsorger!" Nächst der Noah-Frage beschäftigt die Phantasie des New-Yorker Publikums vor allem die, ob *alle* Kopfjäger die erbeuteten Köpfe einschrumpfen lassen oder nicht. Neben diesen Fragen, die zum eisernen Bestand des naturhistorisch interessierten Publikums gehören, gibt es auch Saisonfragen. Die Frage dieser Saison lautet: *Gibt es in Afrika einen Negerstamm von einäugigen Schwanzträgern?* Weiß Gott, wer den New-Yorkern diese Sorge geschenkt haben mag. Immer und immer wieder wünschen Leute das indianische Wort für gewisse Dinge zu erfahren, besonders im Frühling, wenn sie Namen für ihre Sommerlager suchen. Was heißt *Hütte am großen Wasserfall* auf indianisch? Und was *eins, zwei kleine gemütliche Nestchen?* Standardantwort des Museums: Eine „indianische" Sprache gibt es nicht. Pfadfinderinnen suchen indianische Blumen- und Tugendnamen, die sie sich selbst beilegen wollen. Ein Mädchen fragte, wie *eine, die die höheren Dinge des Lebens sucht und die niedrigeren vermeidet*, wohl auf indianisch heiße. Sie fragte so artig, daß ihr das Wort mitgeteilt wurde, das die Dakotasprache für „ein Weiser" besitzt.

Die Zähne des Generals. General Pershing, im Weltkrieg Generalissimus der amerikanischen Armeen in Frankreich, ließ sich in Washington einige Zähne ziehen. Eines Tages entdeckte er, daß seine Zähne in einigen feinen Läden als „Souvenir de Washington" für sieben Dollar fünfzig Cent feilgeboten wurden. Der General, kochend vor Wut, schickte sofort drei Adjutanten aus mit der strengen Weisung, alle Pershing-Zähne aufzukaufen, auf die sie nur Hand legen könnten. Die Adjutanten verteilten sich über Washington. Am Abend brachten sie hundertfünfundsiebzig Zähne mit.

A. E. Johann: *Amerika, Untergang am Ueberfluß.* Verlag Ullstein, Berlin.

Es war eine brillante Idee, über Amerika ein unbrillantes Buch zu schreiben. Dieses Amerika hat in den letzten Jahren Dutzende von Schriftstellern mattgesetzt, indem es sie verleitete, seinen Glanz der Erscheinung ihrem Glanz des Stils entgegenzusetzen; sie verloren sich und fanden nicht Amerika. A. E. Johann suchte Amerika in tausend einfachen Gesprächen mit tausend einfachen Menschen, und sein Facit ist ein Querschnitt, nicht nur, weil er ihn in einer intensiven sechsmonatigen Kreuz- und Querfahrt durch den winterlichen Krisen-Kontinent gewonnen hat, sondern auch, weil er sich das Innere vieler und verschiedenartiger amerikanischer Menschen aufschließen konnte und entdeckte, daß sie alle im Grunde das Gleiche fühlen. Nicht einmal, viele Male stand er in der Suppenschlange, genannt „Hoovers Café", und ließ sich geduldig den Lebenslauf eines von den dreizehn Millionen erzählen, die unter das Riesenrad Amerika gekommen waren. Das ehrlichste Fragenbuch, das heute über Amerika geschrieben werden kann. Es begnügt sich damit, die vorläufige Antwort zu suggerieren, daß es so, wie es bisher gegangen ist, nicht weitergeht, und daß im Elendsheer der Arbeitslosen schnell wachsende Korps die Fäuste ballen. Vom fürchterlichen Zusammenbruch des Amerikanismus als Erfolgsreligion in seinem Geburtslande und dessen tiefe Schock-Wirkung auf die enttäuschten Gläubigermassen lesen wir in Johanns Buch den ersten, klaren, erschütternden Bericht. Ein dumpfes Grollen geht durch seine erschütternden Seiten, und es hat Zahlenkolonnen, die Sturmzeichen sind. Ich möchte mich von diesem verläßlichen Reisenden gern über einen besonders schwierigen und kontroversen Gegenstand unterrichten lassen, über ein Land, von dem wir weniger wissen als über U. S. A., über Deutschland.

Ernst Lorsy

Herbert Tingsten: *Amerikanische Demokratie.* Grundzüge des Verfassungsrechts der Vereinigten Staaten von Amerika. (Aus „Jedermanns Bücherei" bei Ferdinand Hirt, Breslau.)

Klar, knapp, einfach, übersichtlich bietet dieser Band eine Monographie des stolzen Scheins von Amerika: Seiner demokratischen Verfassung. Man wird Tingstens saubere Arbeit mit erheblichem Nutzen zu Rate ziehen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die amerikanische Wirklichkeit im großen Ganzen jenseits der amerikanischen Verfassung beginnt. Von denen, die diese Verfassung eingesetzt hat, wird Amerika kaum regiert. *-y.*

AMERIKA-BÜCHER

SINCLAIR LEWIS

BABBITT

100. Tausend

Ungekürzte Sonderausgabe

In Leinen RM 3.35

★

SINCLAIR LEWIS

DR. MED. ARROWSMITH

20. Tausend

In Leinen RM 7.50

★

E. J. DIES

DER SPEKULANT

Aufstieg und Sturz des amerikanischen Weizenkönigs

In Leinen RM 6.75

★

J. K. WINKLER

JOHN D. ROCKEFELLER

Ein Ölporträt

In Leinen RM 5.40

★

R. I. WARSHOW

VON DREW BIS MORGAN

Die Geschichte der Wallstreet-Milliardäre

In Leinen RM 6.75

★

Transmare Verlag

Edna Ferber

Sie ist eine der beliebtesten und eine der meistgelesenen amerikanischen Schriftstellerinnen. Das spricht nicht gegen sie. Der Geschmack der amerikanischen Leser gibt uns allen Anlaß zum Respekt; ja, in die Mauselöcher müßten wir uns verkriechen mit unserer europäischen Kultur, wenn wir zur Kenntnis nehmen, daß beispielshalber ein so sublimer Poet wie Thornton Wilder drüben Auflagen hat, die in die Hunderttausende gehen. Unsere Regel, daß das Niveau der Schriftsteller im umgekehrten Verhältnis zu den Auflagen ihrer Bücher steht, scheint für Amerika nicht zu gelten. Kurz und gut: Edna Ferber ist in Amerika populär, *weil* sie eine gute Schriftstellerin ist, nicht weil sie „populär" schreibt.

Edna Ferber ist in keinem (noch so weit gefaßtem Sinn) eine „moderne" Schriftstellerin. Sie ist vielmehr „idealistisch" und „romantisch". Ihre Problematik ist gültig für die Jahrhundertwende — und selbst wenn sie die Mädchen von 1930 durchaus lebensnah darzustellen weiß, so sind doch ihre eigentlichen Stoffe die heroischen Frauengestalten der vorvorigen Generation und die problematische Zwischengeneration unserer Mütter, die noch zwischen Tradition und Emanzipation standen. Ihre Stoffe sind die Themen der Ibsenzeit; sie handeln von der Emanzipation der Frau und von den Abenteuern unbürgerlicher Menschen. Es ist kein Zufall, daß ihr neuestes Buch „Cimarron" mit dem Hinweis auf Ibsens volkstümlichste Figuren, auf Peer Gynt und Solveig schließt.

Den Kampf der Generationen oder richtiger die Mißverständnisse der Generationen hat Edna Ferber dargestellt in ihrem Roman: *Die Mädchen* (wie die folgenden Romane deutsch bei Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg). Dreimal Charlotte; aber die 74jährige heißt wirklich Charlotte; die 32jährige wird Lottie gerufen; das 19jährige Girl, das Mädchen von heute, ist unter Charley bekannt. Man schmeckt den Unterschied. Das sind keine Nuancen; das sind drei verschiedene Zeitalter. Lottie hält nicht nur die Mitte zwischen den Generationen; sie ist hier der natürliche Mittelpunkt der Handlung. Sie ist außerordentlich liebenswürdig in ihrer Warmherzigkeit, in ihrer unbeholfenen Mischung von unverheirateter Tochter und einem natürlichen Freiheitsdrang. Gewiß, es ist Sentimentalität dabei. Kann man das Problem: alternde Jungfer ohne Sentimentalität behandeln? Selbst die heroischen Figuren Edna Ferbers sind nicht ganz frei von jener Sentimentalität, die weniger in ihnen selbst, als in der Darstellung ihres Schicksals liegt. Die eindrucksvollste ist jene Parthenia Hawks aus dem Roman: *Das Komödiantenschiff*, die als Herrin des schwimmenden Palasttheaters „Zur Baumwollblüte" zu einer legendären Figur des Mississippi wird. Die Strenge und Gradheit dieser gefürchteten Frau, ihre wahrhaft monumentale Unberührbarkeit, der unverfälschte Puritanismus dieser „Theaterdirektorin" sind Sinnbild für eine überlebte Generation amerikanischer Frauen. Ihr Schicksal ist bei allem äußeren Erfolg dennoch tragisch, weil der Glanz und die Wärme eines erfüllten Lebens, d. h. eines problematischen, eines gefühlstiefen, eines erlebnisreichen Lebens, mangelt.

Hier sind die Berührungspunkte zwischen der alten, der viktorianischen Generation und dem schon vollkommen emanzipierten Mädchen von heute, das wie ein Mann arbeitet und fast wie ein Mann den Geschäftserfolg zum Sinn des Lebens macht. Hier ist die Emanzipation schon so weit vorgetrieben, daß wiederum ein Umschlag nötig wird: der Emanzipation folgt notwendig die Autoemanzipation, d. h. die Besinnung auf die Berufung der Frau als Frau, als Geliebte, als „natürliches" Wesen. Dieser Zwiespalt zwischen dem äußeren Erfolg im Lebenskampf und der unerfüllten Sehnsucht nach Glück der vollkommen emanzipierten Frau ist der problematische Gehalt des glänzend geschriebenen Romans: *Das ist Fanny* (übertragen von A. Wiesner-Gmeyner). Fanny hat im Existenzkampf die Selbstverhärtung sehr streng und ganz konsequent gegen sich selbst durchgesetzt. Aber im letzten Moment flüchtet sie in die Idylle, in die Arme eines Mannes und in die großartige Unsicherheit des Lebens. Vielleicht weil sie eine Frau ist, vielleicht weil sie ein künstlerischer Mensch ist; beides fließt hier ineinander.

Aber neben der Tragik des erfolg-

reichen Menschen, der nicht zu sich selbst findet, gibt es auch eine Tragik des überfüllten, des romantischen Lebens; es ist die Tragik des Suchenden, der nie findet, weil der Sinn seines Daseins das ewige Suchen ist. Keines Menschen Leben kann reicher, gefährlicher, glückseliger und tragischer sein als das Yancey Cravats, des Abenteurers, bis zum Tode des unentwegten Suchers, des amerikanischen Peer Gynts. Yancey Cravat ist die neueste, vielleicht die schönste der Romanfiguren von Edna Ferber. Er ist der Held ihres jüngst verdeutschten Romans: *Cimarron* (wie „Die Mädchen" und „Das Komödiantenschiff" von Gertrud von Hollander übertragen). Dieser Roman ist der bisher bedeutendste Erfolg Edna Ferbers geworden. Er behandelt ein Stück amerikanischer Geschichte; er will „ein vollgültiges Dokument einer kolonisatorischen Epoche" der allerjüngsten Zeit sein. Im Jahre 1899 wurde ein Land von der Größe Süddeutschlands den amerikanischen Kolonisten zur Besiedlung freigegeben. Im Tempo der Kolonisation, in der Spannung zwischen technischem Aufbau und „archaischer Primitivität" liegt ein entscheidender, ein symbolkräftiger Abschnitt amerikanischer Kulturgeschichte beschlossen. Die großen Abenteurer jener Zeit, die Pioniere eines werdenden Staates finden ihren gesammelten Ausdruck in eben jenem hochbegabten Yancey Cravat, und die tapferen Frauen dieser Pioniere sind gekennzeichnet durch die Figur Sabra Cravats, einer Solveig der Prärien. Yancey ist ein Schwärmer, aber er ist kein Träumer. Männer wie er sind es gewesen, deren Reichtum an Phantasie, deren unerschöpfliche Vitalität, deren Lebensbejahung die Schwärmereien zur Wirklichkeit werden ließen. Sein Leben ist erfüllt von allem Glanz und allem Elend der Vagabondage. Durch die geschichtliche Funktion ein Pionier zu sein, wird sein Abenteurertum aus der sentimentalen, privaten Sphäre herausgehoben. Yancey Cravat wird zu einem Musterexemplar der *schöpferischen* Liederlichkeit. (Es ist jene Liederlichkeit, die neue Welten entdeckt und erobert; ihre Funktion ist in erster Etappe beendet, wenn die Bürokraten den Platz der Pioniere eingenommen haben; die zweite Etappe ihrer historischen Funktion ist der Auflockerungs-

Für die Freunde der Berge!

MAX MOHR

Die Freundschaft von Ladiz

Roman. Leinen 6.50 RM

Der Maler Philipp Glenn und der Alpinist und Forscher Xaver Ragaz, ein Freundespaar, wie es uns die alpine Vergangenheit oftmals in Wirklichkeit vorgeführt hat, sind die Träger dieses kühnen, eigenwilligen Gedankens, der in eindrucksvoller Kritik, in einer gänzlich vorurteilsfreien, höchst unterhaltenden Frische den Kampf aufnimmt mit dem Zeitgeist von heute und den Zerrbildern einer erschlafften Kulturepoche. Daß uns dabei in prachtvollen Bildern die erhabene Schönheit des Hochgebirges und die friedvolle Ruhe seiner Täler gezeigt werden, daß wir in lebendigsten Schilderungen gefährliche Felskletterein voll Spannung miterleben dürfen, kurz, daß wir Natur und Leben in jener ursprünglichen Vielfältigkeit und Reinheit wiederfinden, wie wir sie immer in unseren Bergen suchen, das bringt dieses männlichste aller Bücher des Dichters unserem Herzen besonders nahe.

Mitteilungen des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER VERLAG / MÜNCHEN

Die Mourin

von

OTTO A. PALITZSCH

Ein junges Mädchen aus dem Volk versucht sich eine eigene Welt aufzubauen, und was daraus wurde. Zuversicht und guter Wille heißen die Waffen der Marie, sie sind zu schwach, als das Schicksal immer heftiger auf sie einstürmt.

Preis in Ganzleinen 5 Mark 50, broschiert 4 Mark

prozeß, den sie gegen Verbürokratisierung, gegen die Mechanisierung des Lebens anführen — aber davon ist hier nicht die Rede.)

Edna Ferber ist eine bürgerliche Schriftstellerin im besten Sinne. In ihren Büchern hat die anarchische Zeit der Auflösung überkommener gesellschaftlicher Bindungen noch nicht begonnen; die sozialen Probleme sind nicht ihr Gegenstand. Ihre Romane haben noch den langen und behäbigen Atem der Kontinuität. Die Generationen lösen einander ab, aber so fremd sie sich sein mögen in ihren Lebensäußerungen — ihre Weltanschauung ist unverändert geblieben: es ist die bürgerliche. Von der Problematik der sozialen Fragen sind die Romane Edna Ferbers völlig frei (was nicht den Rang, sondern den Ort dieser Romane bezeichnen soll). Innerhalb der von ihr selbst gesetzten bürgerlichen Probleme aber hält Edna Ferber stand (wie etwa auch die „Buddenbrooks" heute noch standhalten). Sie gibt die Summe des vorherrschenden Geistes einer Epoche, die schon für uns historisch ist. Es zeugt sehr für das Niveau Edna Ferbers, daß wir diese Berichte aus „historischer Zeit" heute mit Spannung und Genugtuung zu lesen vermögen. *Alfred Kantorowicz*

Jack Bilbo: *Ein Mensch wird Verbrecher.* Aufzeichnungen eines Leibgardisten von Al Capone. (Universitas-Verlag, Berlin.) Ein Gangster der berüchtigten Unterwelt von Chicago, ein ausgewanderter Deutscher, gebürtiger Berliner, erzählt, wie er zur Bande Al Capones kam, was er bei ihr erlebte: Ueberfall auf dem Broadway um die Mittagsstunde, Begegnung mit dem legendenumwobenen Al, unerwünschter Besuch in Chinatown, Bootleggergeschäfte, Privatleben der Gangster, großer Bankeinbruch, und Morde um Morde. Ob das Dokument echt ist? Unzweifelhaft, sein Autor verrät zu sichere Ortskenntnis. Ob er die Wahrheit sagt? Vielleicht nicht immer, aber man entdeckt sie ohne weiteres zwischen den Zeilen. Das ist überhaupt das Wesentliche an diesen (oft gehörten) Räubergeschichten: hier sieht man durch die Unbefangenheit des Erzählers hindurch das ungeschminkte Gangstermilieu, den Betrieb. Eine unromantische, weitverzweigte, straff geflochtene Organisation des Verbrechens. Eines Verbrechens ohne das menschliche Motiv des Affekts. Eine technische, „betriebswissenschaftliche" Organisation des Alkoholgeschäftes mit der Rationalisierung des Mordes; Amerikanismus also von höchster Vollkommenheit. *W. S.*

John Dos Passos: *Auf den Trümmern.* Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Unmittelbar vor diesem neuen Dos Passos, der im Original *1919* heißt, las ich L'Ordre von *Marcel Allard,* der unter dem Titel *Die heilige Ordnung* bei Rowohlt erschienen ist. Mit dem Untertitel „Roman aus der Uebergangszeit". Das steht nur auf dem Titel dieser übrigens wundervoll erzählten und ergreifenden Liebesgeschichte einer Frau zwischen zwei Brüdern, die beide von der Nachkriegsgeneration nur das haben, daß sie weder die Frau noch die Liebe begreifen. Aber sonst nichts. Der erste Held des Allardschen Romanes braucht als Bruder Julien Sorels und Frédéric Moreaus nicht in den Jahren 1910 bis 1925 seine ersten Mannesjahre zu erleben. Deshalb ist auch der Allardsche Romanstil durchaus flaubertisch; l'Ordre ist ein sehr schönes Buch, aber dieser Zeit nur mit Aeußerlichkeiten verhaftet, so sehr haben die drei Personen des Romanes Zeit, sich mit ihrem Gefühls- und Gedanken-Innenleben zu befassen und ihre Kontinuität charakterlogisch zu bewahren. Wie ganz anders bei diesem *Dos Passos,* der sich die Aufgabe stellt, diese Zeit selber zum Helden seiner Romane zu machen, und dem, ohne Einschränkung gesagt, diese Aufgabe restlos gelingt. Dem Meßbaren individueller Lebensabläufe wird, so sehr sie auch räumlich durcheinander geworfen werden, nur so viel Raum „individueller Freiheit" gestattet, als eben das Unmeßbare dieses Zeitgeschehens zwischen 1914 und heute zuläßt. Und man weiß, wie eng dieser Käfig ist, an dem sich so Gefühle wie Gedanken des Einzelnen oder der Paare wundstoßen. Daß die Romanerzählung immer wieder wie von zwei Leitmoti-

ven von einer „Weltwochenschau" und einem „Kamera-Auge" unterbrochen wird, ist nicht stilistische Willkür, wäre es auch dann nicht, wenn diese Leitmotive noch weniger Beziehung zum Erzählten hätten, als sie in der Tat haben. Sie sind wie Scheinwerfer, die ihr Blinkfeuer auf die Figuren werfen. Oder wie der Basso continuo, der die Melodie trägt. Die großen Romane von Dos Passos sind das, was Dreisers Roman nur auf dem Titel zu sein behauptet: die Amerikanische Tragödie zur Tragödie der Menschen dieser Zeit geweitet. In hundert Jahren wird man in den hundert Geschichtswerken über diese Zeit vergeblich diese Zeit suchen. Man wird sie in den Romanen von Dos Passos finden. *F. B.*

Heinrich Hauser: *Feldwege nach Chicago.* (S. Fischer Verlag.)

Heinrich Hauser versteht zu reisen, eine Kunst, die mit der Zeit immer seltener wird, weil das Reisen immer häufiger wird. Ist nicht eigentlich ein wahrer Reisender — ein Dichter? Der Mann, der „sieht"? Die Welt immer von neuem entdeckt, obwohl sie schon längst entdeckt ist, gesehen, gehört und beschrieben ist? Wie eine Dichtung — beinahe wie ein Lied — vernimmt der Leser dieses Buch. Er sitzt neben dem Verfasser in seinem alten Ford F 4.7405, er fährt durch das Land des Columbus, God's country, über Feldwege nach Chicago. Der alte Ford durchkreuzt Amerika und das aufmerksame, scharfe, dichterische Auge des Verfassers nimmt alles auf, fehlt nie, saugt in sich das Charakteristische, das Typische ein. Menschen, Tiere, Bäume, Flüsse, Häuser und Autos, alles lebt ein merkwürdiges Leben, das sich vom Leben Europas unterscheidet. Eine andere Welt, eine Neue Welt. Es ist nicht nur Amerika, das in diesem Buche erscheint: es ist Amerika von heute. Manchmal (z. B. Chicago) ist es Amerika von morgen und übermorgen — glaubhaft, real, sachlich und gleichzeitig phantastisch. Dieses alles gelingt Heinrich Hauser deshalb, weil er überall seinem hohen, edlen Prinzip treu bleibt, nämlich: „... das Unmenschliche unserer Zivilisation, das Unmenschliche unseres Lebens in den großen Städten den Menschen bewußt zu machen." *Ossip Dymow*

Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.

Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition" ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

Neuerscheinungen:

M. Baring: Lost Lectures
Edna Ferber: American Beauty
Luise Tottenham: The New Woman
James Hilton: And Now Good-bye

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes" vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ/LEIPZIG

Upton Sinclair: *So macht man Dollars.* Roman. (Malik-Verlag, Berlin.)

Die Versprechung, die im deutschen Titel dieses Buches (der englische ist „Montain City") ausgedrückt wird, wird auch von dem Verfasser gehalten. Ein schönes, ehrliches, tief menschliches Werk, das uns mit kaum maskiertem Abscheu erzählt, wie man Dollars macht. Ein erschütterndes Bild, ein babylonischer Turm von „gesetzmäßigen" Verbrechen gegen das alles, was die Menschheit in ihrer historischen Entwicklung für heilig erklärt hat. Der Verfasser sagt und zeigt uns: der Held seines Buches, ein Durchschnittsmensch, ist keine Ausnahme, kein „Napoleon der Finanzen", wie er später, nachdem er seine Millionen gemacht hat, genannt wurde. Das ist das Erstaunliche und künstlerisch Wertvollste an diesem Buch.

Dymow

Ernest Hemingway: *In unserer Zeit.* Erzählungen (Rowohlt, Berlin).

Vielleicht darf man noch einmal, auch im Sinne eines Geburtstagsgrußes an Max Liebermann, sein berühmtes Wort zitieren: Zeichnen ist Weglassen. Es ist das Wort, das auf die Kurzgeschichten des Hemingway paßt. Dieser männliche Mann, der seltsamerweise als Literat im Café du Dôme begann, hat sich, wie man weiß, zu einem Dichter der harten Wahrheiten entwickelt, zu einem Ansager des gewöhnlichen Lebens. Und seine Kunst ist die scheinbar unbeteiligte Kühle des Vortrags, der die Patina des Gefühls von der Oberfläche der Dinge abzieht, daß sie nun unverwischt dastehen, aber nicht weniger erschütternd durch ihr einfaches Da-Sein. Das Ergebnis dieser vollkommenen Zurückhaltung sind Geschichten ohne Pointen, die man erstaunt und beunruhigt liest, bis zu dem Punkt, wo sie ins Leere abfallen wie ein scharfrandiges Gebirgsplateau. Die mottohaft vorangestellten Anekdoten enträtseln sie nicht. Andere enthalten geschlossene Schicksale, ergreifend in der abgekürzten Form ihrer Aufzeichnung. Ein kleines Meisterwerk dieser Art ist: „Eine sehr kurze Geschichte", die Keimzelle des inzwischen berühmt gewordenen Kriegsromans „In einem andern Land".

W.

Theodor Dreiser über sich selbst.

Jugend — Das Buch über mich selbst (bei Paul Zsolnay erschienen) hat die äußere Eigenschaft der Dreiserschen Bücher: es ist dick. Und die innere Eigenschaft der Dreiserschen Bücher: bei einer für Amerika erstaunlich unschnelllebigen Breite die belangvollen und belanglosen Geschehnisse mit gleichmäßig tiefem epischen Atem zu erzählen. Diese Erinnerungen eines Realisten, der sich einen Romantiker nennt, zeichnen den deutschen, aus Mayen an der Mosel stammenden Vater, die ob ihrer Liebesheirat aus einer pennsylvanischen Farm verstoßene Mutter, eine zahlreiche Nachkommenschaft und die zerfahrene Ehe. Da ist Unbefangenheit, Triebhaftigkeit, Leichtsinn, zuweilen Laster und niemals Führung. Da ist das aufstrebende Chicago der neunziger Jahre, Theodor mittendrin, den der Wirtschaftskampf als zu zart alle Daumenlang auf der Straße aussetzt. Merkwürdig wurzellos und ziellos treibend sind die Allüren der Dreiser-Familie, die jedoch einen starken Geruch vom Lande U. S. A. geben. Das alles ist recht anschaulich und instruktiv gesagt, aber irgendwo lasch. Auch *Casanova* und die *Gräfin Reventlow* waren vorurteilslos, jedoch lapidar. Und es ist paradox, daß grade das Land mit dem Campbell-Tempo uns als seine literarischen Novitäten Bücher vom wohlbeleibtesten Format schickt.

Marieluise Fleißer

Felix Salten: *Fünf Minuten Amerika.* (Zsolnay, Berlin-Wien).

Das Motto dieser Sammlung schneller amerikanischer Eindrücke ist der schöne Satz des guten Genießers Felix Salten: „Mit den Augen, das ist die einzige Manier, in der ich kaum leugnen kann ein unverbesserlicher Säufer zu sein." Zum Unterschied von vielen Amerikafahrern gibt dieser nicht vor, die Seele des weiten Landes nun endgültig entdeckt zu haben. Seine schlichten und frischen Reiseblätter enthalten gleichwohl eine Reihe treffender und anmutiger Formulierungen und auch manche erfreuliche Neuigkeit, wie etwa die Feststellung, daß es ein „amerikanisches Tempo" nicht gibt, wenigstens nicht in Amerika.

—r.

Entdeckungen auf Schallplatten

II. HARRY RICHMAN

Amerika ist nicht nur ein Kontinent, sondern auch ein Begriff, unter dem sich jeder etwas anderes vorstellt. Paul Morand machte sich in seinem Buch von New York über die Deutschen lustig, die, nach wenigen Tagen in Amerika, Amerika im Verhältnis zu Deutschland nicht mehr amerikanisch genug fanden. Dieses Verhältnis zu Amerika hat unsere wirtschaftlichen Auffassungen bestimmt, mit bekanntem Erfolg, aber auch unsere kulturelle Erkenntnis beengt. Das Große und Starke in Amerika, das drüben eine mehr unterirdische und private Anerkennung fand, blieb uns vielfach verborgen, eben weil es nicht amerikanisch genug schien. Was alles dazu gehört, ist ein Thema für sich, jedenfalls blieb einer der allerstärksten Chansonniers Amerikas hier unbekannt, eben weil er so gar nicht dem Typus des Gigolosängers entsprach, der die Mode beherrschte und beherrscht. Das Gegenteil von diesen Süßholzflöten ist die brutale negerhafte Stimme eines Harry Richman.

Harry Richman ist für den Amerikaner ein fester Begriff, auch wenn ihm der ganz große Durchbruch zum Erfolg versagt bleiben mußte. Der Tonfilm hat Richman nur wenige Male in Anspruch genommen. Die Motion Pictures „Puttin' on the ritz" oder „Near the rainbow's end" konnten nicht die großen Erfolge werden, die Weltruhm verleihen, weil eben Richmans Wesen allen beliebten Vorstellungen des Valentino-Helden ins Gesicht schlug. Ein häßlicher Mann — unter diesem Kennwort konnte er wohl die Besucherinnen der night clubs verrückt machen, aber nicht zu den Theaterbesuchern des Middle West oder gar der südamerikanischen Provinzen und pazifischen Kinos vordringen, von denen der Welterfolg abhängt.

Die Schallplatten-Kataloge bezeichnen Richman bald als Tenor, bald als Rhytmic Vocalist. In Wahrheit ist er ein starker, heldischer Bariton, der freilich, wie so oft bei diesem Schlag, in der Höhe ein reiner Tenor ist, in der Tiefe wie ein Negerbaß klingt. Kein echter Tenor zu sein, war schon eine Erschwerung für Richman. Seine Eigenart, die ihn von hundert Chanson- und Jazzsängern unverwechselbar abhebt, ist die tragische und melodramatiche Finsternis seines Wesen. Aus seinem Stoff wäre unter anderen Umständen ein echter Tragöde geworden, aber geboren in einer Zeit, die einem Lande, in einer Gesellschaft, die der Tragik des Lebens den unverbrüchlichen Glauben der Prosperity an ein Happy end entgegensetzte, konnte er nur der Sänger des Songs werden, der Ballade, des Vagabundenliedes und Melodramas.

Für diesen Typ des Songs und des Chansons hat Richman einen Stil geschaffen, dem an packender Kraft keiner unter allen mir bekannten Jazzsängern gleichkommt. Alles ist in seinem Vortrag Ernst, fast Schicksal. Richman singt das Lied eines Vagabunden, der reich wird, aber ewig ausgestoßen bleibt, die Tragik des ewig Betrogenen, den Schmerz des Menschen, der lachen will, aber brüllen muß. Es ist ein gefährliches Finsteres in dieser Kunst, und wenn sie auch den Besuchern der Nightclubs nur ein ungefährliches Gruseln beibringt, so ist doch für uns besseres Europa nicht das, was Richman singt, sondern was er selbst im herkömmlichen melodramatischen Schlager nicht verbergen kann, packend. Diese Marschkraft in dem herrlichen „Ro — Ro — rollin' along" (A 8801), oder diese machtvolle Erzählungskunst in „King for a day" (A 8107), diese Uebergänge auf allen seinen Platten vom Singen zum Sprechen, das wie Singen klingt, musikalisch auf einer ganz reinen Linie gehalten, diese Fähigkeit vor allem, aus jedem Text eine Szene zu machen, ja das Gesungene in ein großes Theater zu verwandeln, das man beim Hören der Platte ohne weiteres sieht — das hebt Richman hoch über die siegreichen Stars, die der blinde Amerikanismus Europas zu neuen Heroen gemacht hat. Nur der einzige, der als erster aus dem Jazz etwas Heroisches machte, Richman, blieb unbekannt. Auf Brunswick gibt es sieben Platten von ihm, wenn sie nicht mangels Erfolgs schon aus dem Handel zurückgezogen sind. Auch das ist möglich. Und zeigt nur, daß die Schallplatte, die nicht geht, auch nur ein Sarg ist, in dem eine Stimme verschwindet, auf immer, wenn nicht dem Mimen die Mitwelt rechtzeitig Kränze flicht. *Felix Stössinger*

Hochsommerplatten

„Oklahoma, I'm walking in the sun" usw. The Rhythmic-Troubadours with Vocal-Chorus. Columbia D. W. 4088. — Old-american Melodien, sehr aparte Trotts.

„A penny for your thoughts". Don Azpiazu-Orch. Electrola E. G. 2541. — Exotische Rumba-Trotts mit Abwandlung bekannter Themen.

„You will remember Vienna" a. d. Film: „Viennese Nights". Regent-Club-Orch. Brunswick A 8940. — Wien in Hollywood.

„Kiss me Goodnight!" und *„I don't suppose". Ben Bernie and his Orchestra. Brunswick A 9218.* — Anfeuernder Waltz, elegischer Trott, raffinierte Instrumentierung.

„Rockin' chair", Novelty Quartett: The Mills Brothers, with Guitar. Brunswick A 9241. — Ueppiges Stimmaufgebot, Sprecher und Gesangsecho im Dreigroschenstil.

„Fräulein, Sie sind ein Schlager" aus: „Der Teufelsreiter". Rumba-Foxtrott. Ilja Livschakoff-Orch. Grammophon 24556. — Cocktail-Musik amerikanisch-ungarischer Mischung.

Saltarello aus „Italienische Sinfonie" (Mendelssohn-Bartholdy). London-Symphon.-Orch. Dir. Blech. Electrola E. A. 1263. — Komposition und Wiedergabe: ein Brillantfeuerwerk.

„Eine Nacht auf dem kahlen Berge" (Mussorgskij). London-Symph.-Orch. Dir. Coates. Electrola E. J. 699. — Fabelhafter Opernakt, rhythmische und melodische Fülle.

Hebriden-Ouvertüre, Fingalshöhle (Mendelssohn-Bartholdy). Berl. Philh. Dir. Blech. Ultraphon E 1090. — Der farbigen Orchestrierung angemessene Aufnahme mit Bläservirtuosität.

Flötenuhr Joseph Haydns: u. a. Menuett „Der Wachtelschlag" usw. Parlophon B 37040. — Bezaubernde mechanische Musik vor 140 Jahren.

Flageolett-Walzer (G. Boulanger). Geige: Boulanger m. s. Orchester. Electrola E. G. 2538. — Virtuose Improvisationen eines Vollblutzigeuners.

„Komm in die Gondel" aus: „Eine Nacht in Venedig" (Johann Strauß). Tenor: M. Wittrisch m. Orch. Electrola E. G. 2545. — Genußreiche Platte mit Stimmschmalz und einschmeichelndem Melos.

„Eine Sommernacht am Meer." Engl. Waltz. Tenor: H. E. Groh m. Orch. Dir. Dobrindt. Parlophon B 48204. — Erstaunlich mikrophontrainiertes Organ.

„Donna è mobile" und *„Questa o quella" aus: Rigoletto (Verdi). Tenor: Jan Kiepura (ital. gesungen). Orch. Staatskapelle. Dir. G. Széll. Odeon 4123.* — Eigenwilliger Vortrag beeinträchtigt Prachtmaterial.

„Heute Nacht oder nie?" aus: „Das Lied einer Nacht." Tenor: Joseph Schmidt m. Orch. Dir. Dobrindt. Parlophon B 48800. — Schade, daß dieser geborene Mikrophon-Schönsinger nicht deutlicher ausspricht.

Steuermannslied aus: „Der fliegende Holländer" (Wagner). Tenor: M. Wittrisch. Orch. Staatskapelle. Dir. E. Orthmann m. Chor. Electrola E. G. 2542. — Ausgezeichnete Leistung, erfreuende Platte.

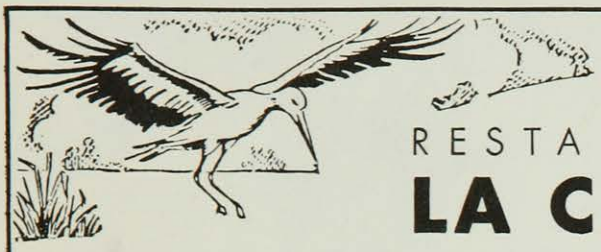
Was unsere Soldaten sangen. Chor und Blas-Orchester. Dir. Joseph Snaga. Ultraphon-Telefunken E 1108. — Unverfälscht in Melodie, Text, Tempo und Vortrag: Soldatenlieder-Sammlung von bleibendem Wert.

„Stundenlang — tagelang." Waltz aus d. Tonfilm: „Der Frechdachs." Hans Schindler m. Jazz-Sinfonikern. Refrain: Eric Helgar. Ultraphon-Telefunken A 1113. — Sensationell als Qualität der Wiedergabe. *Thurneiser*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



RESTAURANT

LA CIGOGNE

PARIS

Restaurant, Dancing, Vorführungen, Amerikan Bar, Soupers. 27, Rue Bréa Centrum des Montparnasse, die ganze Nacht geöffnet.

CAFÉ—BRASSERIE

Le Dôme

Dîners — Soupers
son Bar Américain
PARIS
Zentrum des
MONTPARNASSE

Rendez-vous international des artistes.

Ouvert toute la nuit!

RESTAURANT **BOSC**

Paris, 135, Avenue Malakoff (Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.
Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

bauhaus 33

bauhaustapeten ragen hervor durch geschmack, qualität und preiswürdigkeit. moderne ruhige musterung, j. g. farben, 90 gramm schweres papier, preise von 0,63 bis 1,02 rm. nur echt mit dem wort, bauhaus' am rand jeder rolle. lassen sie sich von ihrer tapetenhandlung die neue bauhauskarte vorlegen.
hersteller: rasch & co., bramsche

Der Erfolgreiche rasiert sich oft.

Denn die Voraussetzung für seine Erfolge in Leben oder Beruf sind der gepflegte Eindruck seines Äußeren und die gewinnende Glätte seines Gesichts. Wer Wert auf die Sympathie seiner Mitmenschen legt, rasiert sich deshalb mit PERI RASIER-CREME. Man merkt es einem Gesicht sofort an, daß es mit PERI rasiert ist: es strahlt vor Glätte und Freude.

PERI RASIER-CREME ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar bis in seine Wurzeln weich. Der Bart ist rasch schnittreif, die Klingen werden geschont. Eine Minute Einschäumen genügt. Einreiben mit den Fingern unnötig. Nach der Rasur mit PERI RASIER-CREME ist die Haut sammetweich. Und jetzt zur letzten Vervollkommnung der PERI-Rasur die neue, extra dünne PERI-Klinge DRGM zu **20 Pfg.** Dann wird der Bart geradezu weggewischt.

PERI RASIER-CREME Tube zu 50 Pfg. und 1.25 M.

Benutzen Sie die neue, extra dünne PERI Rasier-Klinge

PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. M., PARIS, LONDON

DER QUERSCHNITT

XII. Jahrgang Berlin, Ende September 1932 Heft 9

INHALT

M. Aldanov: De Valera 613
A. Voldemaras: Der Diktator und der Gottesstaat . 621
Leopold Wölfling: Im Kampf ums Dasein 623
Carl Ruhrmann: Die Feste der Unterwelt 627
Leo Lania: Die Mode in Sowjetrußland 633
Bruno Frank: Der Zug nach München 636
Jean Lasserre: Das Schönheitsgeschäft 638
Albert Ehrenstein: Verse im Herbst 644
Paul Wiegler: Drei Kameliendamen 645
Edgar Neville: Die letzten Menschen 650
F. T. Marinetti: Die futuristische Küche 655

Marginalien:

Schulmädchen zeichnen die Zeit / Kindermünder / August Scholtis: Vom Schreiber zum Schriftsteller / Antonius: Das junge Mädchen auf dem Theater / Annabellas Ansichten / Raymond Poincaré: Jugend-Gedichte / André Suarez: Einfachheit / André Gide: Aufrichtigkeit / Richard Drews: Jongleure / Walther Petry: Gewöhnliche Trauer / Moskau entdeckt das Individuum / Moskowitische Anekdoten / Dortmunder Wörterbuch / Erich Grisar: Dortmund für Eingeweihte / Bücher- und Schallplatten-Querschnitt

Umschlagbild nach einem Aquarell von Carl Wolf

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

ANTON VON PLIESSDORF

I. Preis der Reichsausstellung für Edelpelztiere 1928 Berlin, einer der hochpolygamen Rüden, welcher die Zucht der

Gemeinnützigen
Edelpelztier-Zuchtvereinigung e. V.
Berlin-Britz

zu einem wirtschaftlichen Faktor in Deutschland erhob. Silberfüchse dieser Qualität ermöglichten es der GEZ in den letzten Jahren Gewinne auszuschütten, welche

40-81% betrugen.

Nur zwei Monate im Jahr ist eine Neubeteiligung an den GEZ Zuchten möglich.

Aufnahmeschluß Oktober 1932

De Valera

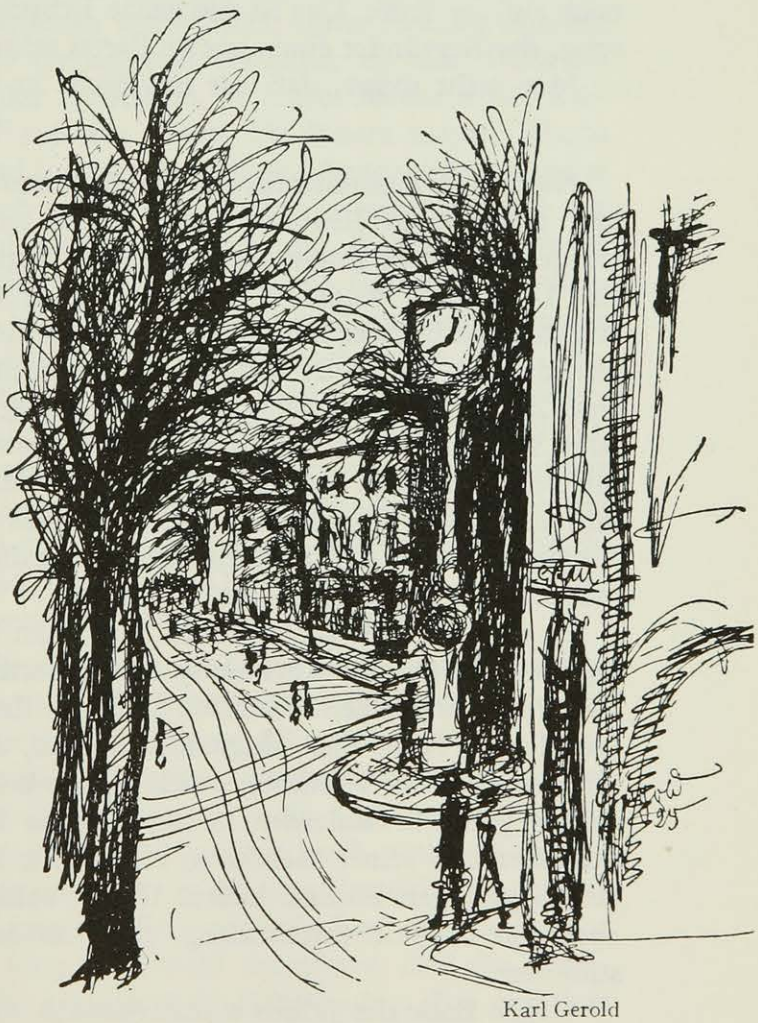
Von

M. Aldanov

Eamon (Edmund) de Valera wurde im Jahre 1882 in New York geboren. Seine Mutter war Irländerin, sein Vater Spanier, nach anderen Mitteilungen Malteser, wahrscheinlich jüdischer Abstammung. Als de Valera zwei Jahre alt war, starb der Vater. Die mittellos zurückgebliebene Mutter schickte das Kind zur Erziehung nach Irland. Zuerst lebte es bei einem Onkel auf einem Gute, kam dann in die Schule und später an die Universität. Es zeigte sich, daß de Valera mathematisch begabt war; nach Abschluß der Universitätsbildung wurde er in Dublin halb Lehrer, halb Privatdozent für Mathematik.

Eine naheliegende Ideenassoziation drängte sich auf und wurde auch vollzogen: „De Valera ist Mathematiker auch in der Politik" — „Für de Valera ist das Leben eine Gleichung" — „de Valera opfert alles seinen politischen Formeln" usw. . . . Ich kann nicht sehen, worin sich der ausgesprochen mathematische Charakter des Verstandes und der Tätigkeit de Valeras zeigt. Man bezeichnet ihn gewöhnlich auch als Idealisten. Das gilt auch nur bedingt und ist nur teilweise richtig. Selbstverständlich ist de Valera ein unbestechlicher Mensch, er diente das ganze Leben seiner Idee. Ich kann aber nicht an den Idealismus von Menschen glauben, die jahrelang in einem heißen Blutbad leben konnten. De Valera nahm den stärksten Anteil an zwei Bürgerkriegen, war der Hauptführer in einem von ihnen. Die Psychologie der irischen Ereignisse von 1916 bis 1923 erinnerte sehr wenig an einen ritterlichen Kampf (wenn man annehmen will, daß ein ritterlicher Kampf überhaupt irgendwo und irgendwann geführt wurde). Im April 1920, während des ersten Bürgerkrieges, schrieb Collins, damals der nächste Gefährte de Valeras, später sein Todfeind und ermordet von anderen nächsten Gefährten, an das heutige Haupt der irischen Regierung: „Niemals hätte ich mir denken können, daß es auf der Welt soviel Gemeinheit, Unehrlichkeit, Ränke, Mittelmäßigkeit und Verstellung gibt."

Auf alle Fälle wies bei de Valera nichts auf ein künftiges wildbewegtes Leben hin. Gymnasiallehrer und dazu Mathematiker! Man möchte glauben, daß ein solcher Beruf weder zu Barrikaden noch zu Krieg und Terror führt. Dieser Mensch scheint sich recht spät des Grundsatzes „Erkenne dich selbst"



Karl Gerold

— Diesmal will es gar nicht Herbst werden.
— Ja, die Bäume fürchten sich, nackt dazustehn.

erinnert zu haben. Wie dem auch sei, wir sehen, daß in einem friedlichen Lehrer der Mathematik ein grausamer Revolutionsführer stecken kann.

Seinem Äußeren nach ist de Valera ein hoher, schmächtiger, ungelenker Mensch mit einem müden Gesicht östlichen Typs. Seinem Charakter nach ist er sehr verschlossen, eigensinnig und düster. Ihm nahestehende Freunde versuchten sich zu erinnern, ob er sich jemals im Leben einen Scherz erlaubt habe. Es stellte sich heraus, daß niemand sich rühmen konnte, je einen Scherz von ihm gehört zu haben. Anscheinend ist de Valera sehr ehrgeizig. Er gehört zu den Staatsmännern, die es vorziehen, anstatt „Wir" oder „Unsere Partei" oder „Unsere großartige Bewegung" der Kürze wegen einfach „Ich" zu sagen. Eine Methode, die zwar nicht fehlerlos richtig, aber auch durchaus nicht hoffnungslos ist: es empfiehlt sich, die näher anzusehen, die sich ihrer bedienen. Zu Beginn lachen die Menschen, später aber hört das Lachen auf.

Bis zu seinem fünfunddreißigsten Lebensjahr war de Valera in seiner Heimat ziemlich unbekannt. Die Sinnfein-(„*Wir selbst*"-)Bewegung wurde von anderen geschaffen. Ihr Hauptschöpfer war der Journalist *Griffith*, Führer der Partei und später Haupt der irischen Regierung. Auch er war ein durchaus uneigennütziger Mensch. Das Schicksal bereitete ihm (besonders als irischem Politiker) ein glückliches Ende: in einer Zeit, als der Bürgerkrieg mit besonderer Schärfe tobte, starb Griffith mitten in der Arbeit an einem Herzschlag. In seiner Tasche fand man zwei Pence — und weiter nichts, weder in der Brieftasche, noch in den Schubfächern, noch auf der Bank. Das ist die ganze Erbschaft, die das Haupt der irischen Regierung, der Begründer einer großen Partei seiner Frau und seinen Kindern hinterließ.

Man sieht sofort, daß wir uns nicht in Europa befinden. Wir sind in Irland.

* * *

Nach dem Zusammenbruch des Dubliner Aufstandes von 1916 — der von zaghaft gewordenen Revolutionären durch ein *Zeitungsinserat* abgesagt wurde! — wurde de Valera festgenommen, nach England übergeführt und eingesperrt, — die Todesstrafe wurde in eine lebenslängliche Gefängnisstrafe umgewandelt. In Wirklichkeit blieb er nur kurze Zeit im Gefängnis. Eigentlich war es die Gefängniszeit, die den Beginn der glänzenden politischen Laufbahn de Valeras einleitete. Zu jener Zeit war er noch wenig bekannt. Zufällig wählten ihn seine Gefängniskameraden zum Stubenältesten; es gab nicht viele Bewerber für diese Stellung. Im Verkehr mit der Gefängnisverwaltung zeigte de Valera große Standhaftigkeit, — das schuf ihm eine große Popularität. Die Gefängnisverwaltung war nicht sehr streng; die Verbindung mit der Freiheit wurde ständig unterhalten. Der Name de Valeras tauchte jetzt in der Presse auf.

Es erübrigt sich zu erwähnen, daß man sich in Irland außerordentlich für die Opfer des Dubliner Aufstandes interessierte. Unter den sechzehn Hingerichteten waren sehr angesehene Männer. Selbst in England erfolgte eine Reaktion gegen die Urteile von 1916. Viele Engländer fühlten, daß die Sache mit Irland nicht ganz in Ordnung sei: der Weltkrieg wurde ja, wie bekannt, für das Recht der unterdrückten Völker geführt. Außerdem entfesselte die Hinrichtung des tollkühnen *Sir Roger Casement* und seiner Gefährten eine große Erregung in Amerika, wo die Irländer keinen geringen Einfluß haben. *Wilson* selbst war irischer Abstammung, und um 1916 war es nicht zweckmäßig, den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu verstimmen.

Gegen Ende des Jahres wurde Asquith von *Lloyd George* abgelöst. Die neue englische Regierung gewährte eine Amnestie den Teilnehmern des Dubliner Aufstandes. Für die gleichen Handlungen, für die ihre Kameraden mit dem Tode bestraft wurden,

kamen sie mit einigen Monaten Gefängnis davon. Die Zufälligkeiten des Kriegsgerichts, die Zufälligkeiten eines beschleunigten Verfahrens schieden seltsam die irischen Revolutionäre: die einen kamen aufs Schafott, und vor den anderen eröffnete sich eine weite politische Laufbahn. Das sind häufige Erscheinungen in Zeiten der Revolution und des Bürgerkriegs.

Bereits vor der Amnestie wurde de Valera als Kandidat, sowohl für die gesetzgebenden Kommissionen als auch für die höchsten Stellen der Sinnfein-Organisation bestimmt. Sein Aufstieg vollzog sich mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit. Die angesehensten Revolutionäre waren umgekommen, viele Stellen wurden frei. De Valera war von der Gloriole fremden Märtyrertums umgeben. Seinen Anschauungen nach nahm er um jene Zeit die mittlere Position der Partei ein, — fast immer die vorteilhafteste. Er sagte, daß er kein „Doktrinär der Republik" sei und sich mit der Anerkennung der Selbständigkeit Irlands und den Rechten eines Dominions begnügen würde. Aber selbstverständlich, unabhängig von allen diesen Nebenumständen, hatte de Valera als kluger, gebildeter, ehrgeiziger und eigensinniger Mensch hinreichende Qualitäten, Parteiführer zu werden. Bald wurde er es auch. Griffith, der Schöpfer der Sinnfein-Bewegung (der auch den Namen erfand) war ein Gegner des Aufstands von 1916 und beteiligte sich nicht daran. Vielleicht wurde deshalb, mit Billigung von Griffith selbst, de Valera zum Führer der Partei gewählt.

Nach einiger Zeit verhafteten ihn die englischen Behörden wieder und brachten ihn ins Gefängnis von Lincoln. Aus diesem Gefängnis floh er am 3. Februar 1919. Die Flucht erfolgte unter sehr abenteuerlichen Umständen. Eines Abends kam der Gefängnisgeistliche, der gewöhnlich die Gefangenen besuchte, zu ihm. Während der Unterhaltung mit de Valera legte der Geistliche, in einem Moment der Zerstreutheit, den Schlüssel der Zellentür auf den Tisch. De Valera tropfte Wachs von seiner Kerze auf die Tischplatte, und in einem geeigneten Augenblick machte er sich einen Abdruck vom Schlüssel. Nach einiger Zeit erhielten seine Freunde aus dem Gefängnis eine Karte mit einer humoristischen Zeichnung. Abgebildet war ein Betrunkener, der sich vergeblich bemühte, einen Schlüssel ins Schloß zu stecken. Die verständigen Freunde begriffen; de Valera sandte ihnen eine genaue Zeichnung des Schlüssels, den er für die Flucht nötig hatte. Der Schlüssel wurde sofort hergestellt und, verbacken in einen Kuchen, als Geschenk seiner Verwandten übersandt. Aber der nach der Zeichnung angefertigte Schlüssel paßte nicht ins Schloß. So wurden ins Gefängnis, wiederum in einem Kuchen, die notwendigen Werkzeuge geschickt. Ein Gefängnisgenosse de Valeras, der im Schlosserhandwerk bewandert war, fertigte einen passenden Schlüssel an. Mit Hilfe dieses Schlüssels öffnete de Valera zur verabredeten Zeit seine Zelle, verließ das Gefängnis, setzte sich in das von seinen Gesinnungsgenossen bereitgehaltene Auto und verschwand.

An dieser ganzen Sache ist vieles unwahrscheinlich: die Zellen moderner Gefängnisse werden doch nicht mit Kerzen, sondern mit elektrischem Licht erleuchtet; und um das Gefängnis zu verlassen genügt es nicht, eine Tür zu öffnen, sondern mehrere; und gewöhnlich sitzen vor jeder Gefängnistür Wächter; einen Schlüssel nach einer Scherzzeichnung auf einer Postkarte anzufertigen ist schon ein Kunststück; und die Übergabe solcher Schlüssel mittels eines Kuchens gelingt auch meistens nur in Romanen Ponson de Terrails. Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß de Valera eben auf diese Weise geflohen ist,— es sei denn, daß die Legende dieses oder jenes Detail etwas ausgeschmückt hat. Man muß wohl annehmen, daß die Bewachung des Lincoln-Gefängnisses in sehr nachlässigen Händen lag. Ich erwähne noch, daß die Durchführung der Flucht von dem irischen Verschwörer *Michael Collins* organisiert wurde, der später im Bürgerkrieg *gegen* de Valera fallen sollte . . .

Diese Flucht wurde zu einer englischen Sensation. Auf die frische Fährte de Valeras stürzten nicht nur Detektive, sondern auch Reporter. Die Spuren fanden sich in den verschiedensten Teilen Europas. Aber de Valera wurde nicht gefunden. Die Flucht verschaffte ihm eine ungeheure Popularität in seiner Heimat. In Irland änderte sich nun die Stimmung vollkommen: Vorher hatten die Sinnfeiner eine kleine Minderheit im Lande gebildet; in den Wahlen aber, die dem Friedensschluß folgten, errangen sie einen vollen Sieg. Man redete nur noch von einem neuen Aufstand. Das war nicht ganz logisch. Man sollte meinen, daß während des Weltkrieges die Aussichten für den Erfolg viel größer gewesen seien als nach dem 11. November, da England fünf bis sechs Millionen Soldaten frei hatte. Hier bewahrheitete sich in gewissem Sinne ein Ausspruch Lord Cecils: „Irland nimmt grundsätzlich keine vernünftigen Entscheidungen an." Die Sinnfein-Partei setzte damals große Hoffnungen in Amerika: Wilson würde England zwingen, Irland die Freiheit zu geben. Auch diese Überlegung zeugt nicht von großem politischem Scharfsinn.

Im Januar 1919 erkärte die Nationalversammlung der Sinnfeiner — das *Dail Eireann* — Irland zur unabhängigen Republik. Nach einem Vorschlag Griffiths wurde de Valera zum *Triomph Aire* gewählt. Anscheinend läßt dieser Titel verschiedene Deutungen zu: er kann den Vorsitzenden des Dail Eireann, aber auch die Stellung eines Ministerpräsidenten und sogar (bei gewisser großzügiger Ausdeutung) den Rang eines Staatsoberhauptes bedeuten. De Valera bevorzugte die letzte Deutung, und in Erfüllung des Willens der Volksvertreter bezeichnete er sich seither stets und hartnäckig als Präsidenten der irischen Republik. Seine Gegner versuchten später erbittert zu beweisen, daß niemand de Valera zum Präsidenten gewählt habe, daß der Titel eines Triomph Aire von Anfang an lediglich die Stellung eines Vorsitzenden der Nationalversammlung bedeutet habe und nachher, durch die vollkommene Änderung der Begleitumstände, überhaupt aufgehört habe, etwas zu bedeuten. De Valera beharrte fest auf seinem Standpunkt: er sei Präsident der irischen Republik, und von etwas anderem wolle er nichts wissen.

Der Versuch der Sinnfeiner, internationale Anerkennung zu erwirken, endete natürlich mit vollkommenem Fiasko. Das Dail Eireann wandte sich an alle „freien Völker" mit einem Manifest, ernannte Gesandte für Paris und schickte eine Delegation zu Wilson mit einer Erwähnung der 14 Punkte. Das alles war recht naiv — niemand hatte die Absicht, mit England für die Unabhängigkeit Irlands zu kämpfen. Die „freien Völker" reagierten nicht aufs Manifest, die Gesandten kehrten aus Paris heim, und Wilson erinnerte sich nicht mehr der 14 Punkte. Ich glaube mich nicht zu täuschen, aber vielleicht wurde speziell im Hinblick auf Irland im Völkerbundspakt der Paragraph 10 aufgenommen, der scheinbar so harmlos aussieht: die Mitglieder des Völkerbundes verpflichten sich, die territoriale Unantastbarkeit aller ihrer Mitglieder in ihrem gegenwärtigen Zustande zu achten, — „l'intégrité territoriale et l'indépendance politique présente de tous les membres de la société". Das rückversicherte Syndikat der Sieger konnte den Irländern antworten, daß es kein Recht habe, die territoriale Unantastbarkeit Englands anzutasten — im übrigen hat das Syndikat den Irländern überhaupt nicht geantwortet. Aber wir müssen uns auch daran erinnern, daß sich die irischen Forderungen nicht durch Bescheidenheit auszeichneten. Die „homerule" konnte man von England auch in Güte erlangen — zugegeben, daß dafür Zeit vonnöten war. Aber welches Land hat je einem anderen schwächeren Lande, auf das es „historische Rechte" zu haben beanspruchte, freiwillig volle Unabhängigkeit gegeben?

Das Dail Eireann beschloß, seiner Devise *Wir selbst* zu folgen. Zur Abwehr der „Besatzungsmacht" (d. h. der Engländer) wurde eine geheime irische Regierung

H. Bornemann

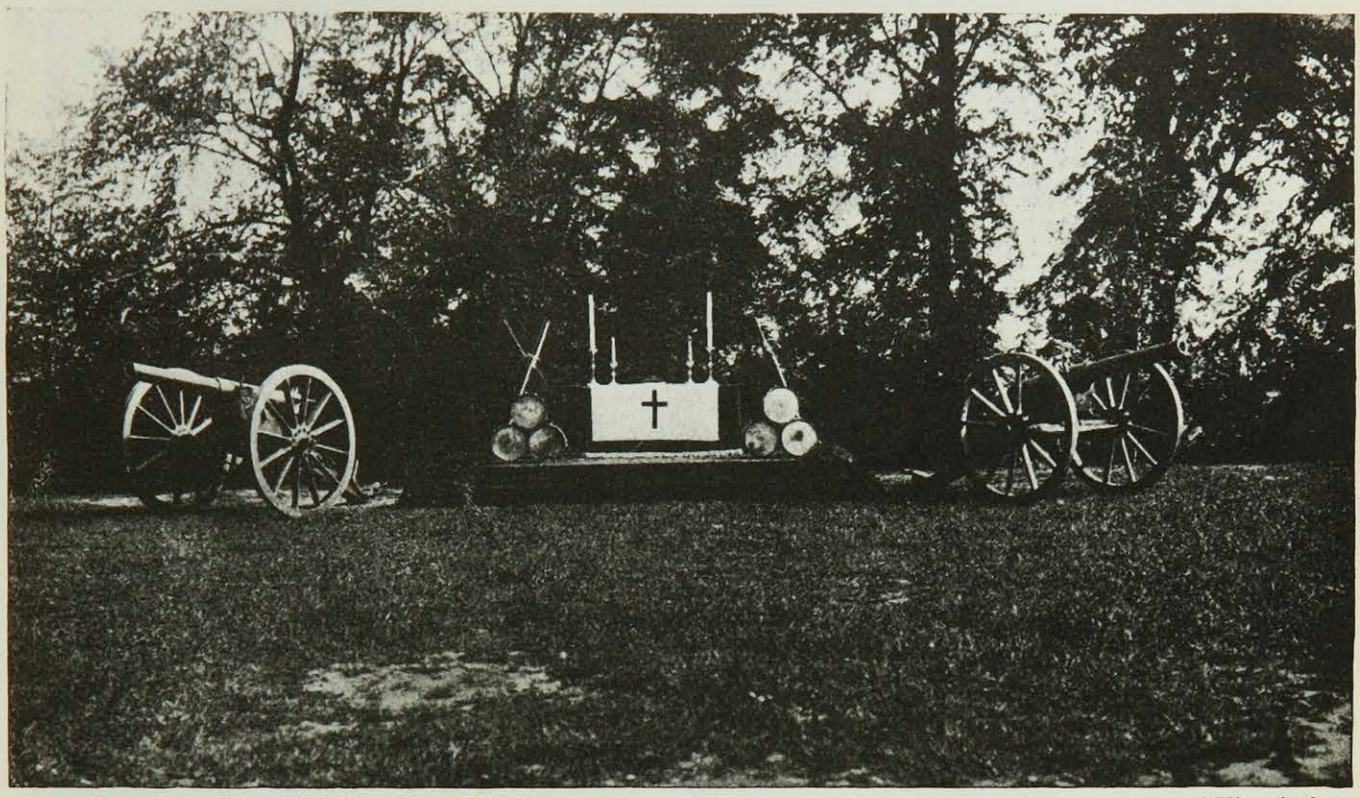
Berliner Kinder spielen „Kriegergrab“

Atlantic

Japanische Kinder spielen Krieg

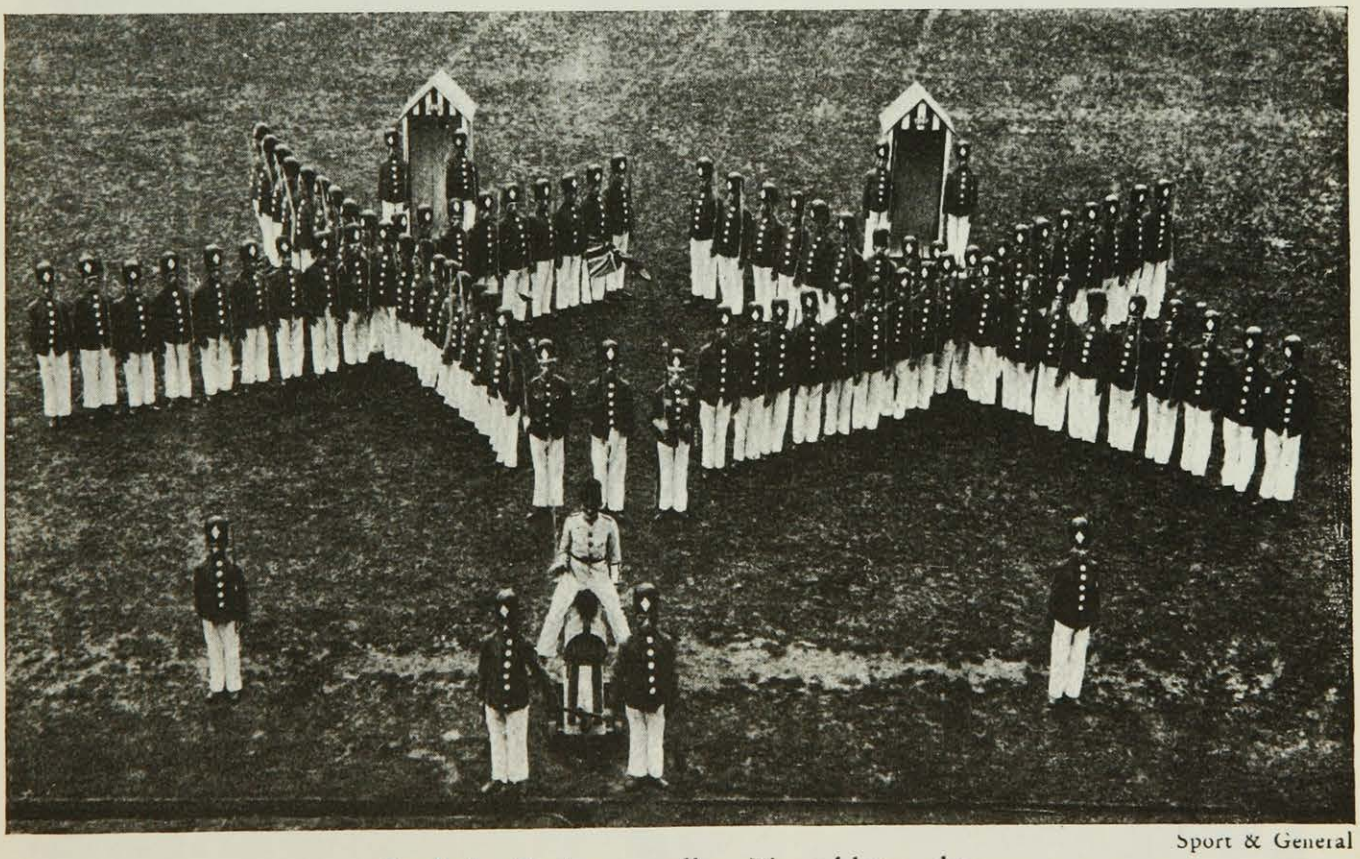
Weltrundschau-Heno

Deutsche Kinder im Boxkampf



Sammlung Till Eulenberg

„Wir treten zum Beten“ (Westfront 1918)

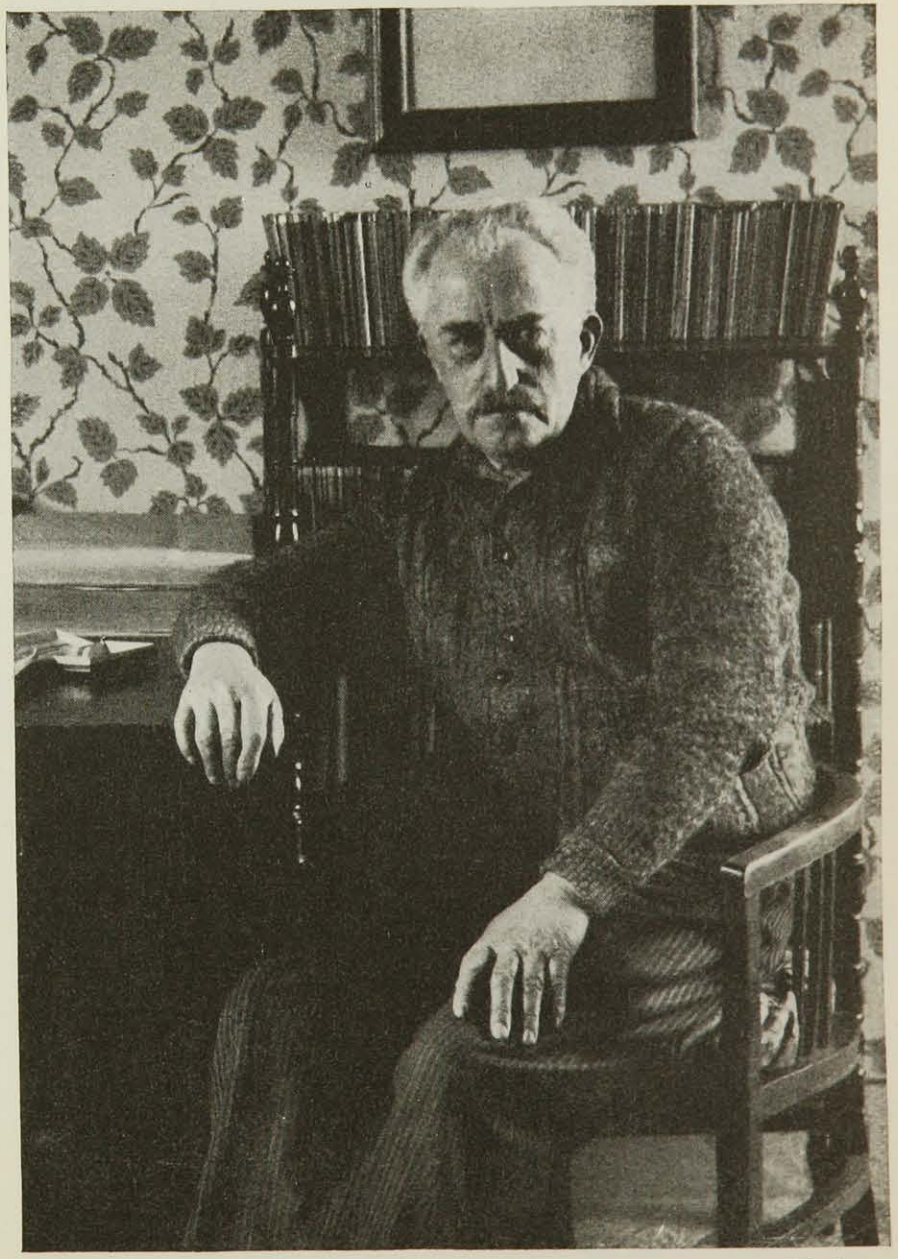


Sport & General

Englische Kadetten stellen Zinnsoldaten dar

Weltbilderdienst

De Valera



Munkacsy

Leopold Wölfling

geschaffen. Sie erklärte, den Kampf für die Unabhängigkeit Irlands zu führen. De Valera faßte den Entschluß, sich in die Vereinigten Staaten zu begeben, um dort „moralische und materielle Hilfe" zu suchen. Die moralische Hilfe Amerikas konnte eigentlich ebenso hoch wie die moralische Hilfe irgendeines anderen Landes bewertet werden. Mit der materiellen Hilfe war es schon anders: nach dem Kriege wird die ganze Welt hauptsächlich von Amerika mit Geld versorgt. Das war jedem klar. Trotzdem versuchten die Freunde de Valera zu überreden, in der Heimat zu bleiben: der Präsident der Republik müsse einen direkten Anteil am Aufstand nehmen. Man führte ihm sogar vor Augen, daß die Abreise nach Amerika, knapp vor dem Aufstand, nicht günstig für seine Person ausgelegt werden würde. Dies Argument ließ ihn ganz kalt: sein Platz wäre jetzt in Amerika. „Ich sagte es ihm, aber ihr selbst wißt ja, wieviel die Bemühungen nützen, um de Valera in irgendeinem Beschluß umzustimmen!" antwortete mit Bitterkeit Collins seinen Freunden, die der Ansicht waren, daß de Valera in Irland bleiben müßte.

Der Präsident der irischen Republik fuhr nach Amerika, als Matrose verkleidet. Dieser Umstand, der nicht häufig bei Präsidenten sein dürfte, kann den Zeremonienmeister des betreffenden Landes, wohin sich der Präsident begibt, in eine schwierige Situation versetzen. Aber für die Zeitungen, dazu noch die amerikanischen, war der als Matrose verkleidete Präsident ein gefundenes Fressen. Außerdem war dieser Präsident eben erst aus dem Gefängnis geflohen. Ein Wachsabdruck des Zellenschlüssels, die Scherzkarte mit dem Betrunkenen, der Kuchen mit dem Schlüssel und den Instrumenten — vom journalistischen Standpunkt konnte man sich überhaupt nichts Effektvolleres ausdenken, es fehlte höchstens noch die im Kuchen eingebackene Strickleiter! Hinzu kam, daß die Amerikaner böse auf Europa waren. De Valera wurde also ein königlicher Empfang bereitet. Die Versammlungen wechselten mit Empfängen ab. Die Stadt New York wählte den irischen Präsidenten zum Ehrenbürger. Die moralische Unterstützung war vollkommen. Auch die materielle war nicht schlecht: die Zeichnung für den Unabhängigkeitskampf Irlands ergab eine Summe von fünf Millionen Dollar.

Er kehrte nach Irland als Staatsmann zurück. Die Politik ist in den Vereinigten Staaten elementar, aber es ist echteste Politik, — die politische Berlitz-School Amerikas sollten sowohl die Revolutionäre als auch die Idealisten absolvieren. Die irische Bewegung wurde vor de Valera von Schriftstellern geleitet, zum größten Teil von Dichtern. Die Ergebnisse waren nicht sehr glücklich. Die Politik ist eine zu irdische Beschäftigung für Dichter.

* * *

Während seiner Abwesenheit begann in der Heimat de Valeras der Bürgerkrieg. Er wurde nach alten erprobten Methoden geführt. Schlachten fanden nicht statt; auf beiden Seiten herrschte blutiger, erbarmungsloser Terror. Schreckliche Handlungen wurden mit hochklingenden Namen verbrämt. Die irischen Revolutionäre töteten englische Schutzleute, beraubten Postanstalten, verbrannten Regierungsgebäude — das nannte man „Akte des Befreiungskampfes". Die englischen Behörden erschossen die Aufständigen, brannten Schlösser und Farmen aus — das nannte man „rides". Über die nützliche Tätigkeit der „revolutionären Armee" und der englischen Behörden kann man nach folgenden Daten urteilen: während des Jahres 1920 wurden von den Irländern 54 englische Militärpersonen und 182 Schutzleute getötet, 69 Gerichtsgebäude und 533 Kasernen verbrannt, 998 mal Postanstalten beraubt. Die Engländer töteten 105 Aufständische und 98 Zivilpersonen, zerstörten

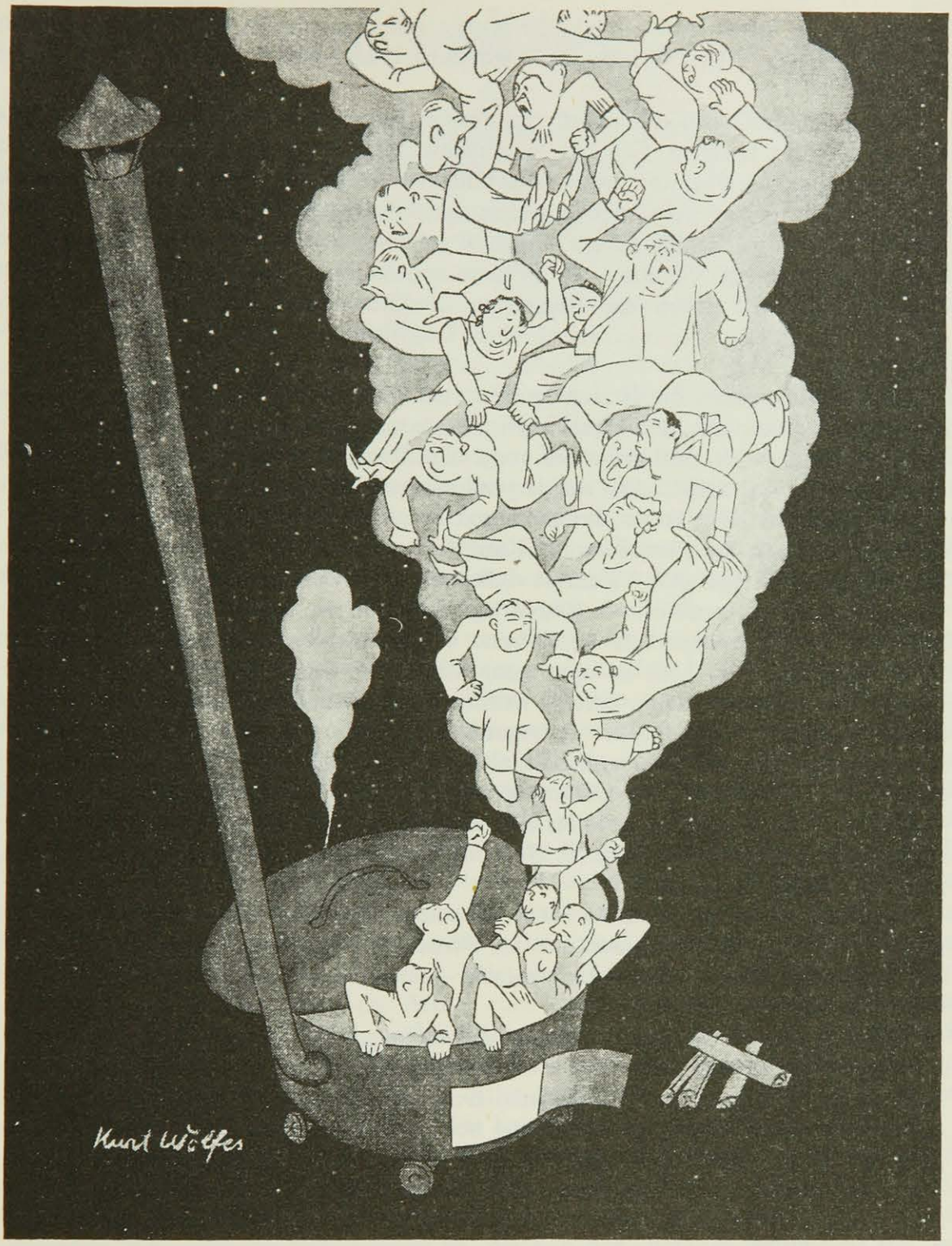
323 Privathäuser, 20 Fabriken, 255 Geschäfte, 32 Genossenschaften und 171 Farmen, und führten (in 14 Monaten) 22279 „rides" aus. Menschen, in denen Bürgerkriege noch poetische Vorstellungen erwecken, würde es nicht schaden, sich etwas näher mit den irischen Ereignissen zwischen 1919 und 1920 zu befassen. Das ist eine lange düstere Folge von rohen Gewaltakten, Brutalität und Verbrechen. Der Kampf der Ideen und Ideale verwandelte sich in einen blutigen *Sport*.

Die bekannteste tragische Episode des Bürgerkriegs war der Selbstmord des Bürgermeisters von Cork. *Terenz Macsweeney* war noch ein junger Mensch, ebenfalls Schriftsteller und Dichter. Unter der Beschuldigung, irgendwelche Anordnungen nicht ausgeführt zu haben, wurde er verhaftet — er entgegnete, daß alle Anordnungen in Cork nur von ihm, als dem gesetzlich gewählten Oberhaupt, auszugehen haben. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zu zwei Jahren Gefängnis. Nachdem er das Urteil angehört hatte, sagte der Lordmayor von Cork: „In einem Monat werde ich frei sein." Und er hielt sein Wort; er täuschte sich nur in der Frist. Ins Gefängnis nach London gebracht, erklärte er den Hungerstreik und entwickelte eine unmenschliche Willenskraft: er hungerte zweieinhalb Monate. Am 25. Oktober 1920, am 74. Tage des Hungerstreiks, starb der Lordmayor von Cork. Die letzten Stunden verbrachte er in Fieberphantasien, er redete zusammenhanglose Worte und summte irgendein Lied. Vor den Toren des Gefängnisses versammelten sich in der Todesstunde des Tapferen einige Fanatiker mit seinen Schwestern an der Spitze. Sie lasen laut Gebete für das Seelenheil des Sterbenden. Daneben drängten sich Fotografen mit ihren Apparaten, Journalisten mit ihren Notizblöcken. Das Ganze bildete eine unsinnige, phantastische Szene. Von dem Tode des Lordmayors verständigten die irischen Revolutionäre ihre Anhänger durch ein vereinbartes Telegramm: *Unser Pferd machte das Rennen.*

Ihr Pferd hatte wirklich das Rennen gemacht. Diese Sache brachte England großen Schaden. Desmond Shaw nannte sie „eine fundamentale Dummheit von Downing Street". Vor dem schauerlichen Tode des Lordmayors, vor den Verwünschungen, die in Irland laut wurden, verlor der an und für sich nicht böse, aber abergläubische *Lloyd George* anscheinend doch die Fassung. Die irischen Staatsmänner verstanden es, diese Sache richtig auszuwerten. De Valera veröffentlichte einen Aufruf. Mit dem ihm eigenen politischen Spürsinn begriff Lloyd George, daß es nun Zeit sei, einen anderen Kurs einzuschlagen. Außerdem hatte er stets eine große Schwäche für Sensationen. Diesmal war die Sensation ganz außerordentlich. Am 24. Juni 1921 wandte sich der erste Minister Großbritanniens telegrafisch an den Anführer der Aufrührer de Valera (ihn damit als Präsidenten anerkennend) mit der Bitte, zu Verhandlungen über eine friedliche Lösung des irischen Konfliktes nach London zu kommen!

De Valera nahm die Einladung an und fuhr an der Spitze einer revolutionären Delegation nach London. Die Geschichte der Friedensverhandlungen von 1921 läßt sich nicht in einer kurzen Skizze wiedergeben. Gleich zu Beginn der Verhandlung bot Lloyd George Irland die gleichen Rechte eines Dominions an, die auch Kanada besitzt. Eigentlich hätte man das auch schon früher tun können — es ist unverständlich, warum der blutige Bürgerkrieg geführt wurde!

Es versteht sich von selbst, daß Lloyd George die Verhandlungen mit großer Geschicklichkeit führte — Verhandlungen sind sein Element. Wenn man die Irländer mit den Vorteilen einer Einigung locken mußte, so trat er selbst auf den Plan. Wenn man aber, im Falle des Abbruchs der Verhandlungen, mit dem Beginn eines neuen grausamen Kampfes drohen mußte, so schickte er Churchill oder Lord Birkenhead vor. Es war ihm bekannt, daß unter den irischen revolutionären



Die kochende Volksseele

Führern Meinungsverschiedenheiten entstanden wa ren: Griffith und Collins waren bereit, den englischen Vorschlag anzunehmen. De Valera, im übrigen nicht ohne Schwanken, verteidigte seinen Standpunkt: nur die vollständige Unabhängigkeit Irlands anzunehmen.

Die von Lloyd George geschickt ausgenützten Meinungsverschiedenheiten führten zu einer Spaltung. Gegen den Willen de Valeras unterschrieben Griffith und Collins den Vertrag mit England. Das Dail Eireann bestätigte diesen Vertrag nach stürmischen und erbitterten Diskussionen mit einer Mehrheit von 64 gegen 57

Stimmen. De Valera trat zurück. Er wurde auf dem Posten des Präsidenten von Griffith ersetzt. Die Engländer verließen Irland. Es entstand der irische Freistaat.

Man hätte meinen können, daß von diesem Augenblick an Bomben und Schußwaffen aus der irischen Geschichte verschwinden würden! Die demokratischen Überzeugungen de Valeras würden seine Unterwerfung unter den Willen des irischen Parlaments bewirken! Aber neben seinen demokratischen Überzeugungen besaß de Valera ein wildes Temperament, einen ungezügelten Ehrgeiz, einen ungeheuren Glauben an seinen Genius. De Valera organisierte einen neuen bewaffneten Aufstand, diesmal gegen die Regierung Griffiths und Collins', gegen Männer, mit denen er „durch die Erinnerung eines langjährigen Freiheitskampfes" eng verbunden war.

Hier verschwinden die letzten Spuren von Vernunft in dieser an sich so irrationalen Geschichte. Die demokratischen Überzeugungen und die heiligen Erinnerungen wurden sofort und gründlich vergessen. Der Kampf zwischen de Valera und der Regierung Griffith-Collins wurde genau so geführt wie ihr früherer gemeinsamer Kampf gegen die Engländer. Bomben und Schußwaffen, Plünderungen und Hinrichtungen waren die Methoden des Kampfes; eine vollständige Demoralisation des Landes war die Folge. „De Valera ist vollkommen verrückt geworden", sagte Griffith von seinem ehemaligen Freund. Darin lag sicherlich ein gewisses Quantum Wahrheit. De Valera predigte ein *organisiertes Chaos*, sein Befehl lautete, systematisch Brücken, Züge, Bahnhöfe zu sprengen, Mitglieder der Regierung und ihre Anhänger zu erschießen. Seine Befehle wurden ausgeführt, und Hunderte angesehener Leute wurden erbarmungslos niedergemacht. Eines der ersten Opfer des neuen Bürgerkrieges war der Nationalheld *Collins*. Dieser nächste Freund de Valeras, der einst seine Flucht aus dem Gefängnis organisierte, kam in einen Hinterhalt und wurde von den Valeristen getötet. Die Regierung antwortete mit Massenerschießungen ihrer ehemaligen Freunde. *Griffith*, der Begründer der Sinnfein-Bewegung, starb an einem Herzschlag.

Nun gab es aber keine ausländischen Eroberer, denen man die Schuld zuschieben konnte. Die Engländer konnten aus der Ferne die Ereignisse beobachten und sich der ironischen Worte Gladstones von der „doppelten Dosis Erbsünde", die den Irländern zuteil wurde, erinnern.

Die Truppen der irischen Regierung blieben Sieger. De Valera streckte die Waffen. Die Regierung konnte sich nicht entschließen, den ehemaligen Präsidenten hinzurichten, er erhielt ein Jahr Gefängnis. Dann trat eine Spaltung innerhalb seiner eigenen Anhänger ein; er gründete eine neue Partei. Von der terroristischen Praxis ging er über zur demokratischen Theorie und wartete auf den gesetzlichen Sieg bei den Wahlen. Ein vernünftiger Entschluß, aber eigentlich hätte man ihn auch etwas früher fassen können: der zweite Bürgerkrieg war unverhältnismäßig sinnloser als der erste.

Nun hat das irische Volk bei den letzten Wahlen für die Valeristen gestimmt. Der Weg zum Programm de Valeras führte augenscheinlich über das Programm Griffiths — in der Theorie waren beide im Recht. Aber es ist nicht ganz sicher, ob man sich von den Anhängern der Föderation mit der Autonomie und von den Anhängern der Unabhängigkeit mit einer Föderation loskaufen kann — das Leben hat auch diese weitverbreitete Ansicht revidiert. Was weiter wird, wissen wir nicht. Die Vernunft siegt immer — „la raison finira par avoir raison" — sagen die Franzosen. Schlimm ist nur, daß die Vernunft es nicht eilig hat.

(Deutsch von Woldemar Klein)

Der Diktator und der Gottesstaat

Von

A. Voldemaras

früherem Ministerpräsidenten Litauens

Tausend unsichtbare Bande fesseln uns an die Vergangenheit. Unsere Blicke wenden sich mitunter den großen Ereignissen und den hervorragenden historischen Persönlichkeiten zu, um bei ihnen die Antwort zu suchen auf brennende Fragen, die uns an gewissen Wendepunkten unseres politischen und sozialen Daseins beschäftigen und bedrücken.

Diese Wahrheit drängt sich uns auf, während wir im neuen Buch Heinrich Bauers über *Cromwell* blättern („Oliver Cromwell. Ein Kampf um Freiheit und Diktatur" von Dr. Heinrich Bauer, Verlag R. Oldenbourg, München). Obwohl der Verfasser die Sorgen des Tages mit keinem Wort berührt, so sind es doch diese Sorgen, die seine Stoffwahl beeinflußt haben. Wir durchleben mit ihm eine revolutionäre Epoche, in der die Diktatur ununterbrochen an erster Stelle unter den Problemen des Tages gestanden hat. Allein Cromwell war nicht bloß ein Diktator, sondern, wenn Bauer recht hat, zugleich auch der größte Kämpfer für die politischen und religiösen Freiheiten und für die Souveränität des Volks.

Die These ist geistreich, doch paßt sie schlecht zu den historischen Tatsachen.

Geboren 1599, wurde Cromwell in einer puritanischen Umwelt erzogen. Bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre führt er das einfache und nüchterne Leben eines Landedelmannes. Ziemlich früh ins Parlament gewählt, konnte er sich dort so gut wie gar nicht hervortun bis zu dem Augenblick, da der Kampf zwischen dem Parlament und König Karl I. zum Bürgerkrieg entartete. Nun zeigt sich Cromwell als klarsichtiger Politiker und militärischer Führer ohnegleichen. Die Niederlage, die König und Royalisten nach einigen Jahren des Krieges erleiden, ist in erster Linie Cromwells Werk. Der König sieht sich in der Hand der Sieger, die gern mit ihm zu einem vernünftigen Ausgleich gelangen möchten, wenn anders solche Ausgleiche in Bürgerkriegen möglich wären; sie werden zwar versucht, aber sie mißlingen immer. Gedrängt von der siegreichen Armee, klagt das Parlament König Karl des Hochverrats an. Unter dem Druck der Armee zum Tode verurteilt, wird Karl Stuart im Jahre 1649 enthauptet. Der Sturz des Königs zieht den Sturz der Monarchie nach sich. Die revolutionäre Welle fegt auch das Parlament hinweg, so daß England keine gesetzmäßige Regierung mehr besitzt. Alles hängt nun von der Armee ab, deren unbestrittener Führer Cromwell ist. Wir halten bei der militärischen Diktatur.

Doch nachdem aufgetrennt wurde, muß wieder genäht werden. Zunächst einmal beschließt die Armee, daß Cromwell den Titel des Protektors von England, Schottland und Irland führen soll. Einige Jahre später bietet ihm das von Cromwell einberufene Parlament die Königskrone an, die sich der Diktator, wenigstens für den Augenblick, abzulehnen gezwungen sieht. Etwas später, 1658, stirbt er. Es dauert nicht lange, und die Stuarts werden wieder zurückgerufen und auf den englischen Thron gesetzt. Die monarchische Restauration, 1660, beginnt mit grausamen Racheakten. Der tote Diktator wird zum Tod durch Erhängen verurteilt; man schneidet ihm den Kopf ab. Seinem Schädel bereitet politischer Haß abenteuerliche Schicksale. Erst in unseren Tagen wird er endgültig begraben.

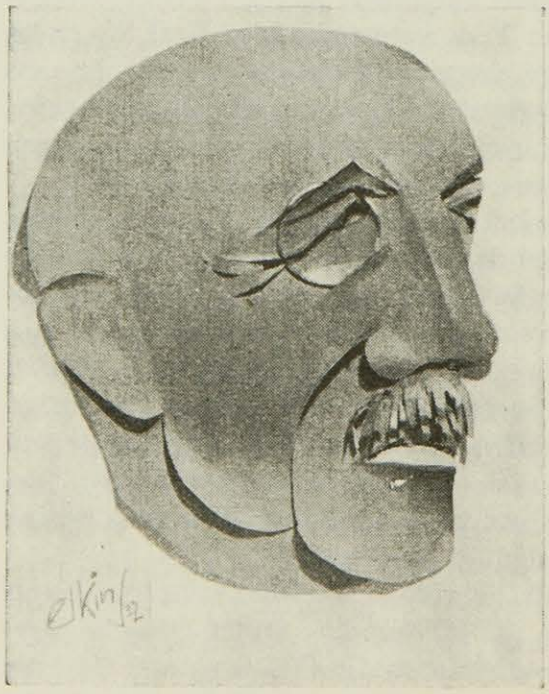
Seit der Restauration ist Cromwells Gedächtnis verdammt. Man sieht in ihm nur den Königsmörder und Usurpator. Erst im 19. Jahrhundert findet er mehr Verständnis und Gerechtigkeit. Überraschenderweise ist es die Dichtung, die ihm am unparteiischsten naht. Die romantische Bewegung, die eine kleine literarische

Revolution war, begann vor hundert Jahren mit Victor Hugos Drama „Cromwell". Um Cromwells Tragödie zu begreifen, muß man in seiner politischen Laufbahn zwei Epochen unterscheiden, in denen wir zwei ganz verschiedene Cromwells vor uns haben. Die Opposition gegen die Stuarts bündelt verschiedenartige Kräfte. Cromwell und seine Freunde vertreten die religiösen Strömungen. Ihre Forderungen finden sie vorgezeichnet in der — Bibel! Die Bibel jedoch läßt als politische Herrschaftsform lediglich die reine Theokratie zu. Die Träger der biblischen Wahrheit waren die „Heiligen", wie die Puritaner sich untereinander zu nennen liebten. Das Endziel ihres Kampfes war mithin die Errichtung des Gottesstaates, mit einer Regierung der „Heiligen".

Selber ein Visionärer und ein Sektenmann, schöpfte Cromwell die Kraft, die er zum Kampfe brauchte, aus seiner religiösen Schwärmerei. Er glaubte ehrlich daran, die Sache des Allerhöchsten zu führen, und überließ Ihm die Sorge um die Zukunft. Er fragte sich gar nicht, was er denn machen würde, wenn er eines Tages die Macht erobert hätte.

Cromwell wurde Diktator wider Willen. Mit seinem scharfen Sinn für unmittelbare Tatsachen entdeckt er bald den Abgrund, der die biblischen Träume von der politischen Wirklichkeit trennte. Hätte er die Politik fortgesetzt, die ihn an die Macht geführt hatte, so hätte er alles verdorben. Was tun? Zurück zum Vergangenen? Aber da erblickte er nur die Stuarts mit ihrem Rachedurst. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als auszuharren. Allein, wenn man ausharren wollte, mußte man das Provisorium in ein Definitivum verwandeln, mußte sich der Protektor zum König von England krönen lassen. Auf welche politischen und sozialen Kräfte gründet man aber diese neue Politik? Beängstigendes und unlösbares Problem! Seine Anhänger sahen nicht, vor welchem Abgrund sie alle angelangt waren. Er aber durfte ihnen nicht die Augen öffnen, wenn er sich nicht kompromittieren und wenn er ihr Vertrauen nicht verlieren wollte. So lebte man fort in zweideutigen Verhältnissen.

Aber das Zweideutige kann nicht verewigt werden. Cromwells alte Kampfgenossen entdecken schließlich doch, daß er den Thron für seine eigene Dynastie wieder aufzurichten plant. In ihren Augen hatte er den Krieg gegen den König, ein neuer Judas Makkabäus, für eine heilige Sache begonnen, wurde aber nach dem Sieg durch seinen Plan, sich selbst zum König zu machen, ein Judas Ischariot. So nahmen sie gegen ihren alten Führer insgeheim einen verbissenen Kampf auf.



Elkins: General Schleicher (Papierplastik)

Ein großes Vakuum entstand um den Diktator herum. Nackte Terrormaßnahmen blieben ihm als Verteidigungsmittel. Der Ausgang dieses Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Mit seinen Illusionen verlor Cromwell seinen Lebenszweck. Unerfüllt blieb seine Sendung.

Das ist der Grund, weshalb ihn die paar Jahre Macht so vollkommen verbrauchen konnten. Bei Renan steht irgendwo die melancholische Bemerkung: *Wehe dem, der Revolutionen macht, aber glücklich sind die, die sie beerben!* Das Schicksal Cromwells ist doppelt unerfüllt, weil sein Werk des Revolutionärs und des Diktators keinen Erben gefunden hat.

Im Kampf ums Dasein

Von

Leopold Wölfling

K. u. k. Ministerium des kaiserl. und königl.
Hauses und des Aeußern.
ad 119626/1

Identitäts-Zeugnis

Das k. und k. Ministerium des kaiserlichen und königlichen Hauses und des Aeußern bestätigt hiermit, daß Seine kaiserliche und königliche Apostolische Majestät dem zu Salzburg am 2. Dezember 1868 geborenen durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Leopold Ferdinand über Höchstseine Bitte Allergnädigst zu gestatten geruht haben, die Stellung und den Rang eines Erzherzogs abzulegen und den bürgerlichen Namen Leopold Wölfling anzunehmen und daß sonach der nunmehrige Herr Leopold Wölfling (geboren zu Salzburg am 2. Dezember 1868) mit dem obengenannten vormaligen durchlauchtigsten Herrn Erzherzog identisch ist.

Wien am 3. April 1903.
Seiner k. und k. Apostolischen Majestät
Minister des kaiserlichen und königlichen Hauses
und des Aeußern:
Goluchowski m. p.

Ein Telegramm mit Rückantwort", ruft der Bote ins Fenster. Von Berlin! Siehe da! „Drahtet ob Freitag bei Première Primus-Palast Einleitung zu Habsburger Film sprechen könnt". Aha, Margaretenstraße Ecke Potsdamer, denn ich kenne ja mein liebes Berlin nur zu gut, besser als Wien, besser als Paris. Ich antworte also mit „Bitte um nähere Details", da es Dienstag ist, „um Reisegeld, denn ich habe es nicht." Am Mittwoch kommt zeitig morgens wieder ein Telegramm mit Rückantwort. Ich soll spätestens Donnerstag dort sein, Näheres mündlich, Adresse Unter den Linden, aber kein Wort von Reisegeld. Die schönen Träume vom Verdienst sind Essig. Also nochmals wegen Vertrag und Reisegeld geantwortet. Am Donnerstag morgen nichts, nun ist wohl alles vorüber. Alle die Pläne, wie es wieder dort sein wird, wen ich wiedersehe, alles zu Wasser geworden. Da kommt abends acht Uhr das Geld. Nun heißt es, rasch ein Köfferchen packen und abends ab.

In Berlin. Kaum ist die einleitende Rede zu Papier gebracht, schon sausen wir die Linden entlang — wie viele Erinnerungena blitzen durchs Gehirn. Kaum habe ich noch Zeit, den Direktor zu begrüßen, schon heißt es, hinter die Bühne gehen. Ein sonderbares Gefühl, schnell wegzulaufen, bemächtigt sich meiner. Ich bin aber eher neugierig als unentschlossen. Es muß sein. Der Vorhang geht hoch, und ich bin geblendet von den Scheinwerfern, aus einer absoluten Finsternis tönt Händeklatschen, ach so, dort sitzen ja Menschen, die ich nicht sehen kann. Fast purzle ich über mein improvisiertes Pult, indem ich mich vor dem Nichts verneige. Ich fange an.

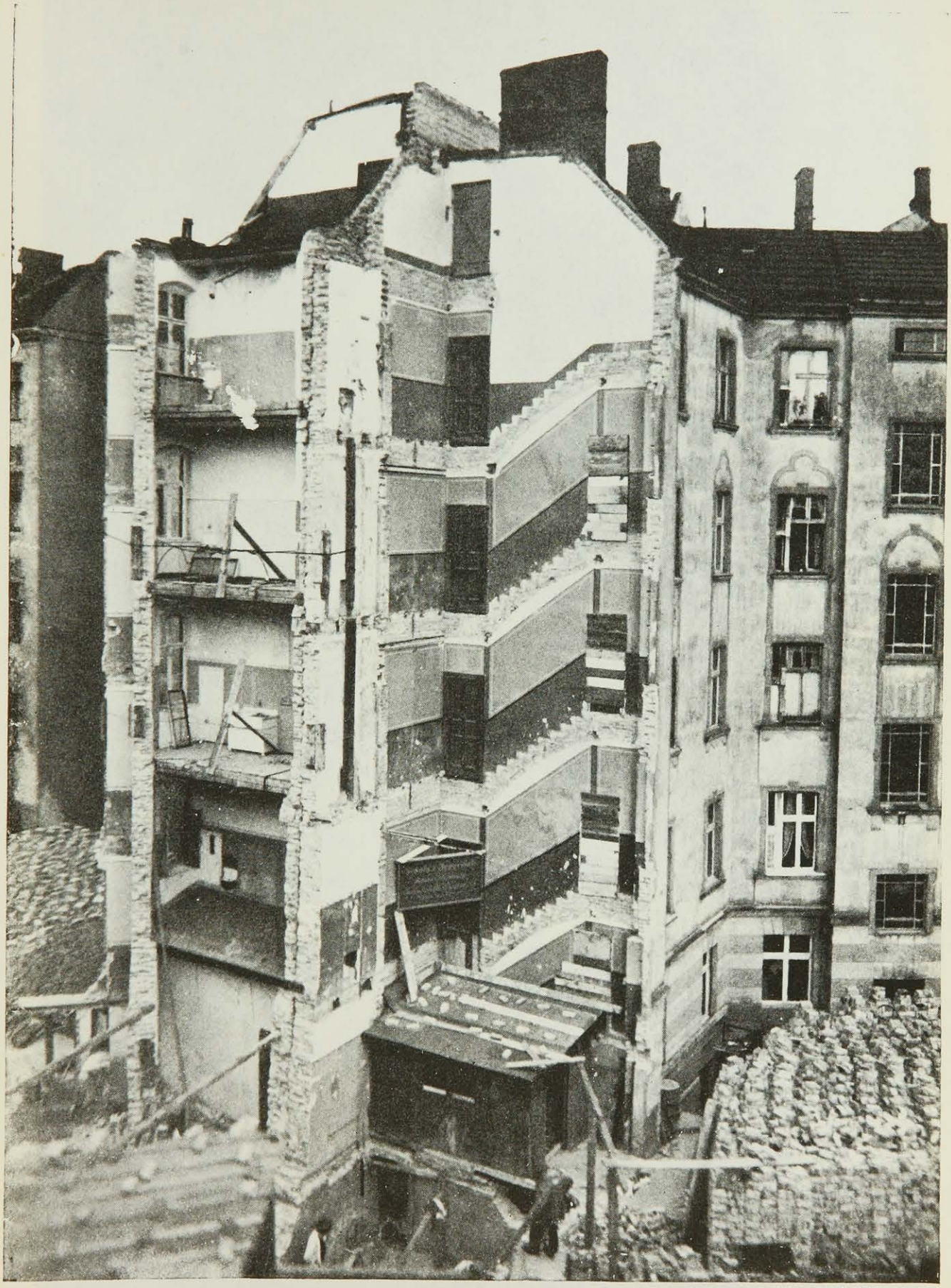
O Wonne. Leicht und fließend geht es. Ich blättere um, da flattert eine Seite zu Boden. Ruhe, donnere ich mir unhörbar zu, und hebe das Blatt auf. Gott sei

Dank, es war bloß das letzte Blatt. Im Handumdrehen bin ich fertig. Habe noch den Schlußwitz angebracht, der mir lächerlich deucht, und davon handelt, daß ich vielleicht im nächsten Jahr Generaladjutant von Amanullah sein werde, wieder klatscht das gähnende schwarze Loch, ich verbeuge mich, und der gute, brave liebe Vorhang verhüllt mich. Ich bleibe gleich da, denn um 7 und um 10 heißt es wieder reden. Nun stört mich das unsichtbare Publikum wohl weniger, aber es scheint kalt und leer, wenn man jene nicht sieht, zu denen man spricht. Rasch ist die Woche um, und da ein neues Engagement in Neukölln nicht zustandekommt, reise ich wieder, ich muß sagen, schweren Herzens, von Berlin ab.

Lange höre ich nichts und glaube, daß dies nur ein Versuch war. Dann bekomme ich eine Einladung des Leo-Films aus München, und es entwickelt sich eine heftige Korrespondenz. Ich soll eine Tournée in der Schweiz und Süddeutschland unternehmen. Einverstanden. Preis konveniert, alles wird festgelegt, und ich reise nach Zürich. Am 1. April — ominöser Tag — Debut in Winterthur. Dort gastiert ein Zirkus, und als ich die Bühne betrete, sitzen bloß wenige Menschen im Zuschauerraum. Hier kein Scheinwerfer, also sehe ich meine Landsleute, und bald hätte ich sie auf Schwyzer Dütsch begrüßt. Aber das darf nicht sein. Am folgenden Tag sind schon einige mehr, denn der Zirkus gibt auf allgemeines Verlangen die letzte Elite-Galavorstellung. Am dritten Tag ist das Kino ganz voll. Jetzt merke ich, daß es sich leichter spricht und es auch schöner ist, ja, ein stolzes Gefühl ergreift mich, zu andächtig Lauschenden zu sprechen. Ich gehe mehr in den Geist meines Vortrages, unterstreiche besser, und es freut mich mehr.

In Montreux rede ich Französisch abwechselnd mit Englisch. Da ist zwar mehr Sorgfalt nötig, aber ich halte das getreue M. S. krampfhaft in der Hand. Hier stehe ich auf einer improvisierten Kanzel, die hin- und herschwingt, sobald ich mich rühre. Das stört ein wenig. Zudem ist das Publikum unruhig, und es ist drückend heiß. Schon läuft mir der Schweiß über die Nase, und die Brillen beschlagen sich, aber ich kann gerade noch durchhalten. Leider regnet es, und die Nebel decken die herrliche Aussicht. Aber allerlei Erinnerungen werden wach. Hier wohnte ich im Winter 02 auf 03 einige Monate, gleich nach meinem Austritt aus dem Kaiserhause. Es war eine aufregende Zeit voller Zweifel und Ungewißheiten. Hier interviewte mich mein lieber alter Freund Felix Salten, damals bei der „Zeit". Hier promenierte ich mit meinem Anwalt Adrien Lachenal, Alt-Bundespräsident der Schweiz, und hier traf ich, nachdem ich lange mit ihm korrespondiert hatte, zum erstenmal den geistreichen und draufgängerischen Dr. Emil Frischauer, der mich in Wien vertrat, und dem ich meine spätere Existenz als sorgenloser Privatmann verdanke. Ein lieber Mensch, Dr. Niehaus, lud mich zum Tee, und es war ein Vergnügen, mit diesem Gelehrten über allerlei Themata zu plaudern.

Es geht von da nach Nürnberg und Karlsruhe, wo ich überall nur zwei Tage blieb, und von da nach Basel. Nun war ich schon sicherer geworden, hatte mein M. S. vielfach geändert, und einmal vergesse ich, es einzustecken: Tödlicher Schrecken, unbedingt bleibe ich irgendwo stecken. Mit Zagen betrete ich wieder eine Art Kanzel, aber da ich hier das Publikum nahe habe, und jeden einzelnen gut sehen kann, geht es doch ganz gut, wenn ich auch bemerke, daß ich einiges

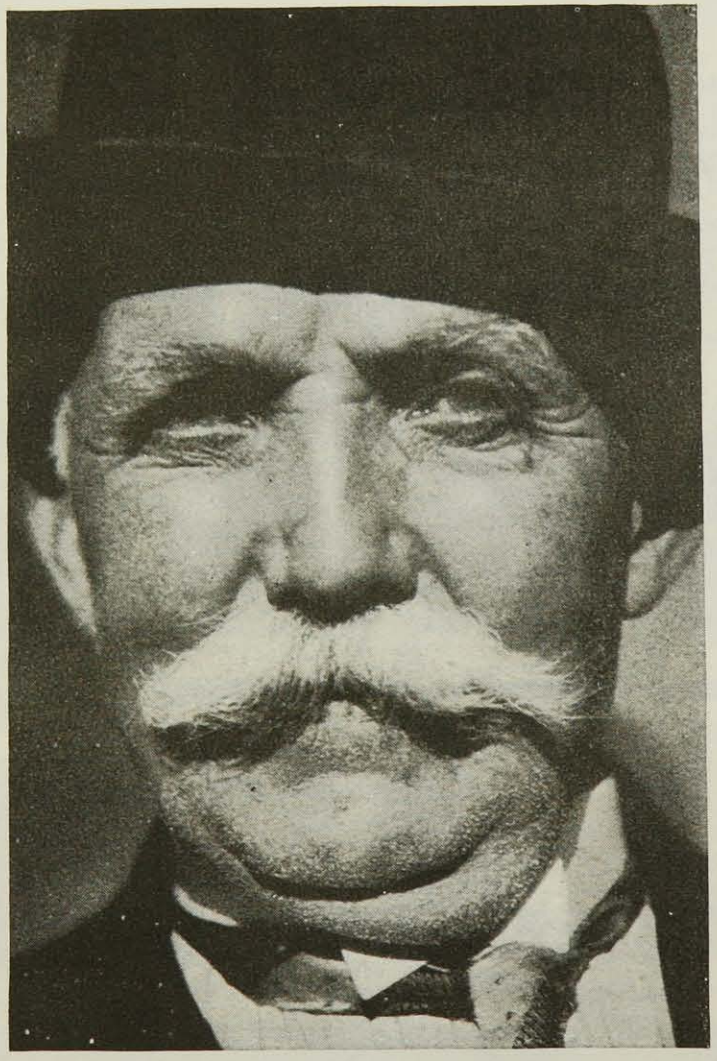


Seidenstücker

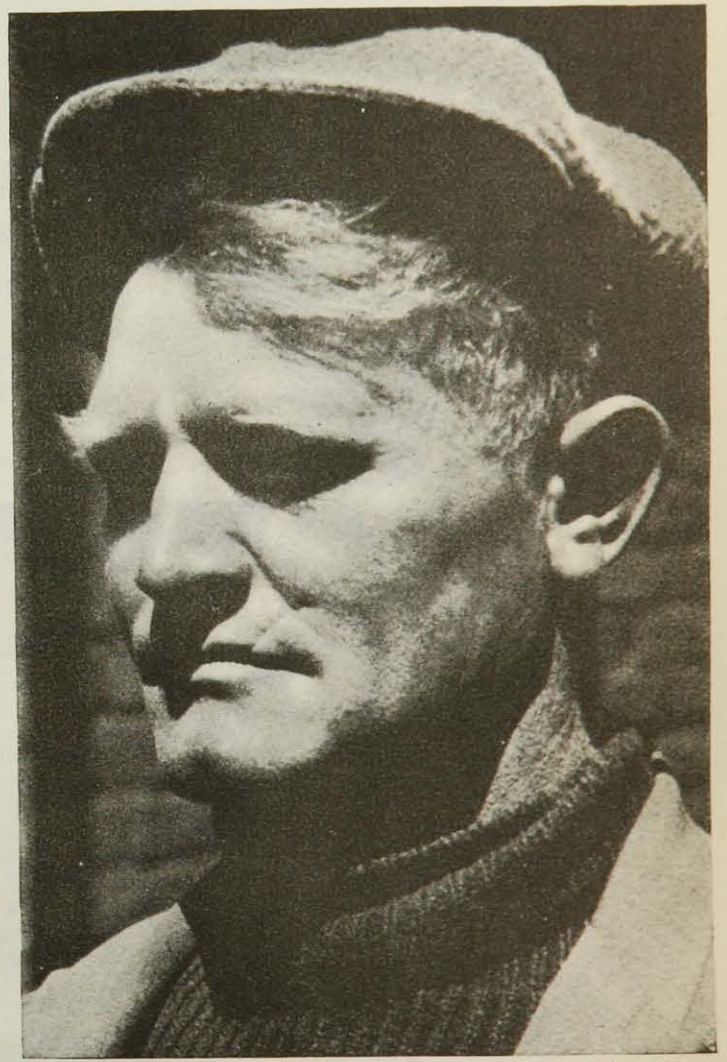
Ein Haus wird abgerissen

Dortmunder Typen

Händler

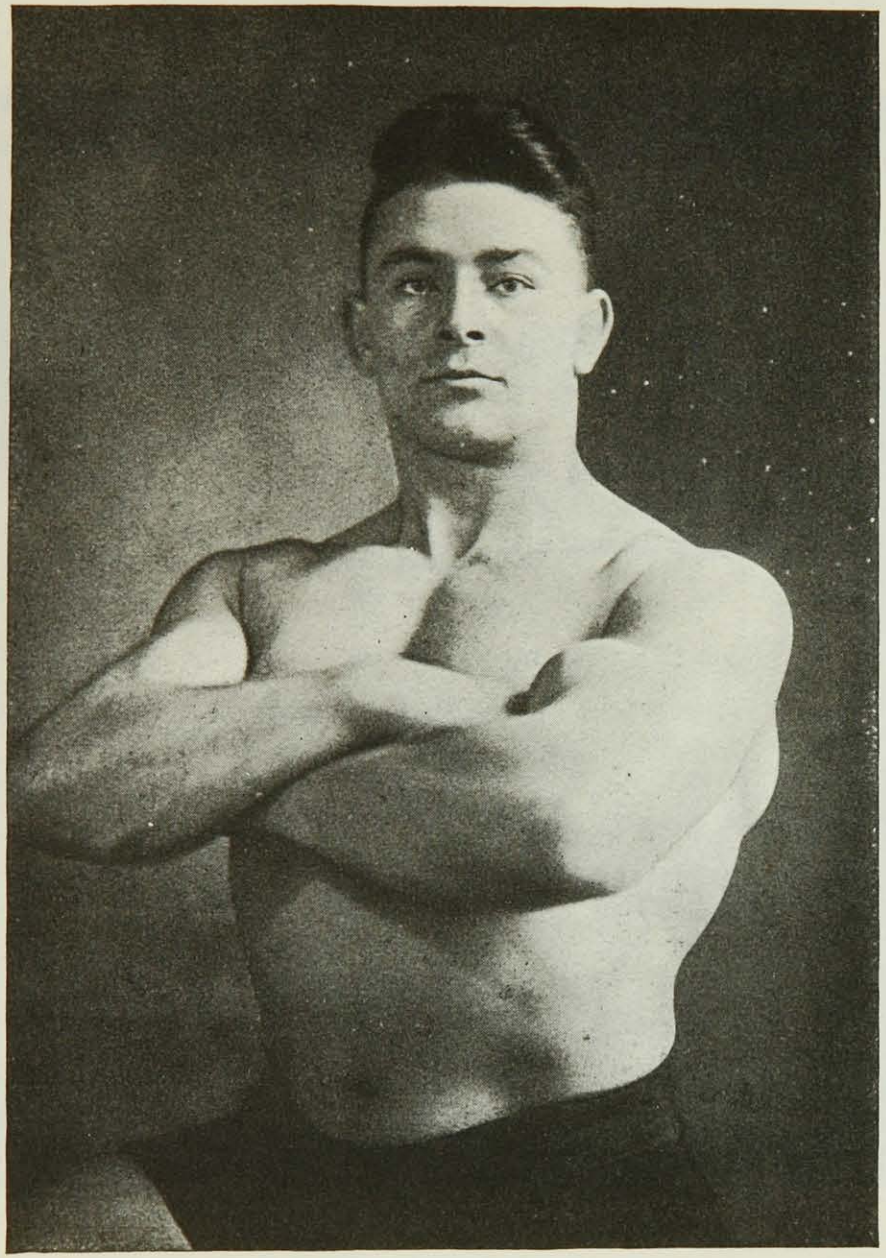


Vorarbeiter

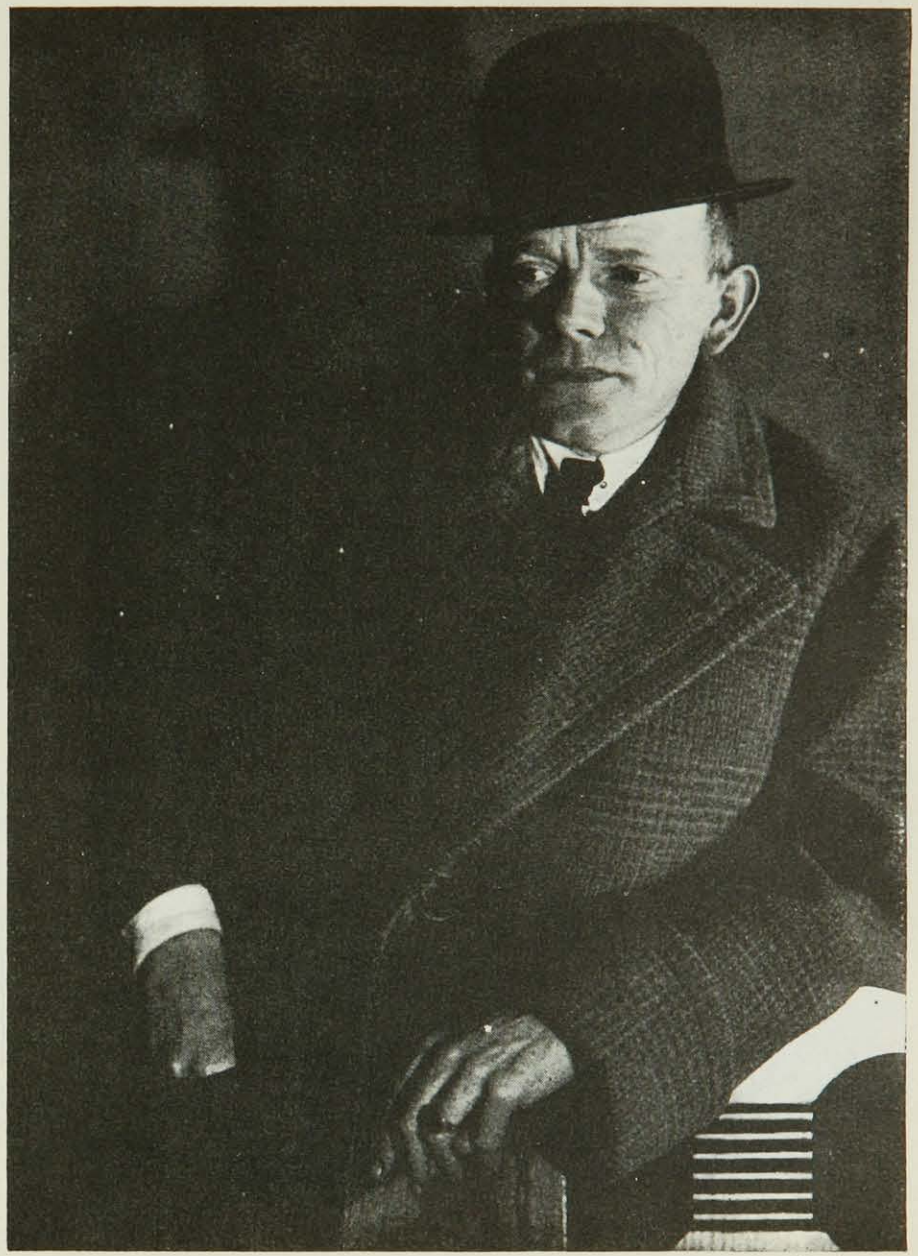


Photos Erich Grisar

Schläger



Weltmeister im Ringkampf (Henri Déglane)

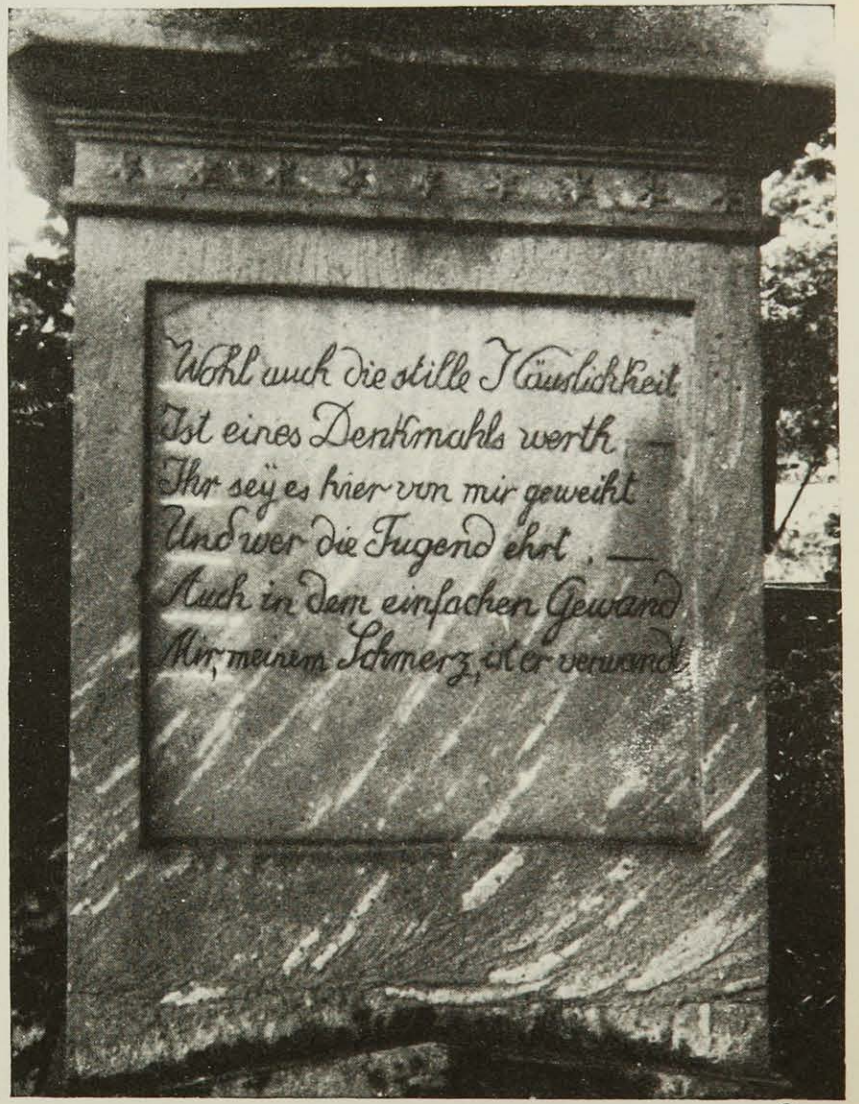


Robertson

Der Komiker Münchens (Karl Valentin)

Federmeyer

Liechtenstein und die Krise



Gonny

Akrostichon auf einem Grabstein in Bingen (Die ersten Worte der Verse von oben nach unten zu lesen)

ausgelassen habe. Die Sicherheit ist aber da, nur verstehe ich nicht, oder eigentlich fühle ich nicht den Kontakt mit dem Auditorium, von dem mein Chef, der Kinobesitzer, immer spricht. Meinen Vetter, Erzherzog Eugen, der dort lebt, bekomme ich nicht zu Gesicht, was mir auch lieb ist, denn unsere Wege sind getrennt.

Von da nach Bern. Hier ist das Publikum, dessen Eigentümlichkeiten mich jetzt lebhaft interessieren, ernst und würdevoll im Kontrast zu den leichtlebigen und heiteren Baslern.

Erst im Herbst werde ich nach Frankfurt engagiert. Auch da bin ich gut bekannt von früheren Reisen und Besuchen bei Verwandten, aber diese halten sich fern, denn sie rümpfen die Nase über den Vetter-Conférencier, nach dem System: Grüß mich nicht Unter den Linden. Als Ersatz finde ich reizende Menschen von der Presse, mit denen es sich leicht und angenehm plaudert.

Einen Monat später lande ich in Koblenz. Dort ist Frankreich: Die Trikolore auf dem Ehrenbreitstein stört mich sehr. Hier spreche ich bei einem Direktor, der mir den Rat gibt, das M. S. wegzuwerfen und frei zu reden. Zuerst hatte ich einen Anfall von Lampenfieber. Mit Schrecken betrat ich die Bühne und hoffte, der Vorhang würde kaputt sein oder plötzlich ein Brand ausbrechen, daß ich nur nicht sprechen müsse. Nichts dergleichen geschah, und plötzlich stand ich vor Reihen über Reihen von Leuten, die mich alle starr ansahen. Inmitten meines Schreckens bemerkte ich, daß jemand laut sprach, und zu meiner Genugtuung konstatierte ich, daß ich es selber sei. Damit war der Fieberanfall weg, nun brauchte ich mich nicht mehr krampfhaft ans M. S. zu halten, es ging wie von allein, freundlich sahen mich die Leute an, und ich wußte: der Kontakt ist da! Nun hatte ich gewonnen, und jeder weitere Vortrag war eine Quelle stolzen Genusses, wohl anstrengend, da ich mich in mein Thema nun hineinleben konnte. Nun riß das Engagement ab, ich konnte bloß noch in Cochem sprechen, in einem Saal, wo ich auf einer Weinkiste stand, die mit einem roten Läufer bedeckt und von zwei absterbenden Lorbeerbäumen flankiert war, dem Symbol meiner zukünftigen Engagementlosigkeit, und mit der ausgestreckten Hand die braven Winzer in der ersten Bankreihe fast berühren konnte.

Dann war es aus. Ein Impresario, der sich mir aufgedrängt hatte, und den ich fast ermordet hätte, weil er so unverschämt und geldgierig war, war ausgekniffen. Nun half mir aber der gute Direktor F., und wir schrieben unzählige Briefe an unzählige Kinobesitzer. Mal einen Tag in Münstermaifeld in der Eifel, in Neuwied am Rhein, einige Tage in Trier, wo es sehr nett war, dann lange vierzehn Tage in Untätigkeit, die qualvoll waren.

Endlich ein Engagement in Köln. In den „Kinos für jedermann", wo der Besucher 30 Pfennig zahlte und ein Glas Bier gratis bekam. Die Unterwelt von Köln. Interessant. Eines Abends sitze ich in der Kneipe, vor meinem Vortrag, als sich zwei Herren bei mir niederließen. „Herr Wölfling, erschrecken Sie nicht!" sagte der eine und schlug den Kragen seines Rockes zurück. „Ich bin Kriminalkommissar."

„Schön", sagte ich. „Lassen Sie mich erst mal sprechen und mein Honorar kassieren, dann können Sie mich mitnehmen."

„Darum handelt es sich nicht", sagte er. „Haben Sie Dokumente, mit denen Sie sich legitimieren können?"

„Jawohl", sagte ich. Gut, er sah sie sich an, wollte sie auch mitnehmen, denn er erklärte mir, es habe sich vor einiger Zeit im Moseltal ein Wölfling umhergetrieben als Zechpreller, der sich offenbar für mich ausgegeben hatte; darum müsse er meine Personalien feststellen.

Am Tage darauf ging ich zur Polizeidirektion und wurde nach Rücksprache und Unterfertigung eines Aktenstücks, womit ich vollauf legitimiert war, erst zu einem Rat, dann zu einem noch höheren Rat, schließlich zum Polizeipräsidenten geführt, alle waren äußerst zuvorkommend und interessierten sich lebhaft um mein Wohlbefinden und meine Erfolge. Ich bekam nun meine Dokumente zurück und war nun im Rheinland reingewaschen von jeglichem Verdacht.

Es gibt nun wieder eine Zeit der Engagementlosigkeit, dann beginne ich im Ruhrgebiet, und hier geht es nun von einem Ort zum andern. Als ich in Gladbeck abends das Kino verließ, standen in der Dunkelheit viele Leute. Einer trat auf mich zu und sagte: „Wir sind hier lauter Österreicher, die sich über Ihren Vortrag gefreut haben, und da wir von Ihnen nicht annehmen können, daß Sie uns allen die Hand reichen, so geben Sie sie mir, und das gilt für alle."

In Mettmann bei Düsseldorf wieder lud mich der Kinobesitzer am letzten Tage meines Vortrags in die Wirtschaft ein. Erst wollte ich nicht, ich wäre gern gleich nach Düsseldorf zurückgefahren, aber er drängte mich, und als ich eintrat, saß ein Herr am Klavier, und ein Dutzend junger Leute standen umher. Plötzlich begannen sie, den Walzer „An der blauen Donau" zu singen, und als es fertig war, stand der Lehrer auf, der am Klavier saß, und meinte, weil ihnen mein Vortrag so gut gefallen habe, wollten sie mir aus Dank eine heimische Weise vorsingen. Ich war sehr gerührt und dankte mit einer kleinen Ansprache.

Nirgends fand ich Opposition. Nur in Wattenscheid sagte plötzlich ein junger Mann mitten im Vortrage ganz laut: „So'n oller Quatsch! Nu jeh ich, eene Zigarette roochen!" Das Mädchen neben ihm wollte ihn zurückhalten, aber er stand doch auf. Da unterbrach ich den Vortrag, und sagte ihm: „Gehn Sie nur ruhig rauchen, ich werde indessen trachten, mit dem ollen Quatsch bald fertig zu werden, denn dann kommt das, worauf Sie sehnsüchtig warten: die Verfinsterung des Saales." Allgemeines Gelächter. Als ich hinausging, zupfte mich wer am Ärmel und sagte: „Nichts für ungut, Sie haben es mir gut gegeben."

Nachdem ich, nach berühmtem Vorbild, sagen konnte: Es bleibt mir auch gar nichts erspart — so habe ich auch mal einen ungedeckten Scheck als Honorar erhalten. Aber diesen leitete ich wieder auf Umwegen an den Spender zurück, so daß ich keinen Schaden davon hatte. Angenehm war es in Rheydt, denn der Besitzer sorgte für mich in wahrhaft freundschaftlicher Weise für Kaffee, Kuchen, Zigaretten und Abendessen, prolongierte mein Engagement um vier Tage, empfahl mich noch an zwei andere Orte im Rheinland, so daß ich ihm besonderen Dank zolle.

Leider machte die Einführung der Tonfilmapparatur meiner Tournée im Frühling ein Ende. Ich begriff, daß die Kinobesitzer nicht noch außer jener Anlage einen teuren Conférencier sich leisten konnten, und mit herzlichem Bedauern, sowohl geistigem wie materiellem, machte ich einen Strich unter meine erfolgreiche Tätigkeit als Bohémien.

Zuletzt reiste ich mit Leinwand in der Steiermark, in Polen mit Wein.

Tatzelwurm

Die Ertrunkene

Die Feste der Unterwelt

Von

Carl Ruhrmann

Bedenkt man, daß die sagenhaften Städte des Industriegebietes in Wirklichkeit künstlich aufgeblähte Kleinstädte sind, deren Einwohner, von strengem Kastengeist beseelt, mehr Angst als überlegenes Machtbewußtsein gegenüber der eigenen Industrie haben, so wird sich zwangsläufig auch das Bild der in diesen Städten existierenden Unterwelt ergeben. Gewiß ist die Fassade zuweilen etwas wildwestmäßig, sie verbirgt jedoch einen nach strengsten Prinzipien im provinziellen Sinne nach oben und unten sich gliedernden Einwohnerkomplex. Daß die Unterwelt dieser Städte besonders groß ist, ergibt sich einmal aus den ungeheuren Menschenmassen, die sich arbeitsuchend hier zusammenfinden, dann überhaupt daraus, daß die Industrie mehr oder minder dunkle Existenzen aller Art anzieht, die, wenn sie nicht Arbeit suchen, so doch in irgendeiner Form gerade hier glauben, leichter ihren Nutzen zu finden.

In diesen Städten, deren Bevölkerung sich zum Teil aus 80 vom Hundert Arbeitern und 20 vom Hundert Kaufleuten und Beamten zusammensetzt, überwiegt nach bürgerlicher Anschauung die Unterwelt, der *Norden* schlechthin, denn man macht keine Unterschiede. Aber gerade der „Norden" ist seinerseits wieder aufs strengste gegliedert; kein Arbeiter wünscht sich mit den Verbrechern identifiziert zu sehen; und wieder innerhalb seiner Kreise nehmen die Nachkommen der vor dem Kriege hier besonders zahlreichen polnischen und italienischen Einwanderer, die zuweilen ganzen Städten ihr Gepräge gaben, eine nicht ohne Mißtrauen betrachtete Sonderstellung ein.

Es gibt zwischen diesen beiden Polen des Nordens eine Übergangssphäre, die schwer zu definieren, außerordentlich weit nach oben und unten greift; es ist die Stufe, auf der Arbeitslosigkeit, ungestilltes Fernweh, Lebensangst, natürliche Hemmungslosigkeit zum Schicksal werden können; die Stufe, wo der Proletarier Gefahr läuft, hinabzusinken in die eigentliche Unterwelt, die er ebenso verachtet wie der Bürger. Eine Rauferei, die in eine Stecherei ausartet und, als Totschlag bestraft, das Vorleben belastet, kann in diesem Falle genügen; und Schlägereien sind, auch ohne die politische Zuspitzung der letzten Monate, auch ohne die gärende Stimmung der großen Arbeitslosigkeit, bei dem ausgesprochenen Mischvolk dieser Gegend häufig. (In die Augen springendes Beispiel die Furcht vor dem „Polackeneck", dort sind die Kneipen als besonders gefährlich bekannt.) Die *Schläger* überhaupt bilden eine besondere Gruppe, sie gehören durchaus nicht immer zu Verbrecherkreisen, oft sind es Arbeiter, die durch Jahre hindurch wegen ihrer Raufereien, ihres Jähzorns dem Gericht bekannt sind; es gibt bestimmte Gegenden, in denen sie nachts die Straße unsicher machen, sie repräsentieren eine der wesentlichsten Zwischenstufen in der Entwicklung des abgeglittenen Proletariers zum Unterweltmenschen.

Hauptsächlich sind es die Tanzfeste der großen und kleinen Verbrechervereine, die „Ludenbälle", die als Sensation des Nordens bezeichnet werden können. Freilich nur für eingeweihte Kreise; der klassenbewußte Proletarier steht diesem Treiben fern. Mit der ganzen Verachtung des Darüberstehenden, ja mit dem Haß dessen, der nicht verwechselt werden will, lehnt er diese Feste und alles was damit zusammenhängt ab. Wer nun Orgien erwartet, wird enttäuscht sein, denn so wie der Anlaß dieser Veranstaltungen ein durchaus bürgerlicher ist (Fastnacht, Frühlingsfest, Himmelfahrts-Herrenpartie, Maifeier, jedoch nicht aus politischen Gründen), so auch ihre Organisation, der Ablauf ihres Programms, das Verhalten der Vereine. Es gibt natürlich alle Arten gesellschaftlicher Aufmachung, ob jedoch „mondän" oder nicht, immer sind es unromantische, nach kleinlichstem, bürgerlichem Kodex aufgezogene Zusammenkünfte: Entgleisungen werden ziemlich brutal gerügt, erst ganz gegen Schluß, bei allgemein restlos gelockerter Stimmung geschieht einmal etwas, das sich nicht ganz mit einer bürgerlichen Familienfestlichkeit vereinbaren läßt und meist aus Konflikten infolge des starken Damenmangels entspringt, wobei die wenigen Damen aktiv auftreten und um die paar verfügbaren Herren streiten.

Unter den Männern lassen sich deutlich zwei Generationen unterscheiden: der alte, normale, sentimentale Ausbeuter, meist etwas verliebt in seine „Frau", der Eifersucht nicht nur aus Geschäftsinteresse kennt, — die Jungen, die, vorwiegend homosexuell oder zumindest bisexuell, möglichst viele Mädchen auf einmal „laufen lassen", an denen sie wenig oder gar kein Interesse außer einem rein geschäftlichen haben. Sie sind auch weniger gesonnen wie die Alten, bei besonderen Spezialitäten zu teilen, und keineswegs so sehr darauf eingestellt, mit dem verdienten Geld für das Mädchen mitzusorgen und es zu schützen; treten diese für die Betreffenden ein, so doch mehr, weil der „Freier" die Zahlung verweigerte, als aus Zorn über etwaige Brutalitäten. Auch ihre moralische Entrüstung über Beleidigungen u. dgl. ist eher ein Trick, etwa noch mehr herauszuschlagen. Die beiden Generationen stehen sich ziemlich kritisch gegenüber, und gern

Robert Buchner

— Paß auf, wenn jetzt die neue Sittlichkeit eingeführt wird, wird die Sache gleich besser gehn.

warnt man gegenseitig voreinander, wenn man ein Mädchen beschmusen will. Viele, besonders die Feudaleren, haben zwei Berufe, wie Kellner, Musiker, Agent usw., wegen der Polizei und weil es überhaupt geschäftlich einen besseren Eindruck macht . . .

Dauert ein Fest der „Haute volée" oft tagelang in größter Aufmachung, so fängt man bei den „kleinen Leuten" eigentlich so richtig erst gegen 1 Uhr nachts an, wenn die letzte „Börse" gewesen ist; was danach verdient wird, ist sowieso nicht viel, da sich das Hauptkontingent der Freier aus Provinzlern rekrutiert, die

dann schon abreisen müssen oder zu betrunken sind, um nutzbringende Wünsche zu äußern. An solchen Abenden sind die andern Lokale leer, alles konzentriert sich auf das Festlokal: die übliche kleine Stehbierkneipe mit dem klingenden Namen eines deutschen Feldherrn, dem dahinterliegenden Tanzsaal mit Bühne und Toiletten links und rechts. Die Kontrolle ist streng, Eintrittskarten genügen für Fremde nicht ohne weiteres, man muß persönliche Empfehlung nachweisen können, möglichst solche vom Vorstand, der pünktlich und schwitzend in dunklen Anzügen erschienen ist und ohne Frauen am Mitteltisch thront. Aber auch später, wenn Nichtorganisierte, Fünfgroschenjungs, allerlei Nutten, Zigeuner und Hafenschiffer hereinkommen, ist die Kontrolle keineswegs aufgehoben.

War der Beginn kleinbürgerlich steif, so wird es später mit einem Schlage anders; der Saal füllt sich, die braven Töchter mit den Hängezöpfen lassen sich in den Saalecken sehr ungeniert küssen, die Papas mit hochgewichsten „Es-ist-erreicht"-Schnurrbärten thronen in blauer Würde, in den dicken Mamas erwachen atavistische Regungen vorehelicher Zeiten, sie trösten sich, so gut es eben geht. Dazwischen rührend verliebte Paare; wenn er ihr die Ehre antut, heute einmal mit ihr auszugehen, so ist das quasi ein legitimes und höchst gemütvolles Bekenntnis zu ihr, über das rein Geschäftliche hinaus; ziemlich hemmungslos tanzt ein dürrer Alter mit einem ganzen Harem kleiner Jungen, dazwischen auch Annäherungen von Frau zu Frau, aber seltener und sehr vorsichtig, denn wenn der Alte es merkt, setzt es Ohrfeigen, so etwas paßt nicht ins Geschäft. Man findet sich zusammen, Anfänger holen Informationen von Erfahrenen ein; einer mit einer schönen Frau wird gefragt, wie er es gemacht hat, solchen Einfluß auf sie zu bekommen, daß sie für ihn ranschafft, wo sie doch gut allein losgehen könnte.

Nun erst wird allmählich klar, daß sich dieses Fest von wirklichen Kleinbürgerveranstaltungen wesentlich unterscheidet: die Selbstverständlichkeit, mit der die gutgekleideten jungen Leute, die mit Familie anrückten, von Anfang an unter sich tanzen, überhaupt die feinen Anzüge, die kaum merkbaren Gesetze, nach denen Neuankömmlinge abgewiesen oder zugelassen werden, die auswärtigen Gäste, die selbst weite Reisen nicht scheuten — — gerade das Unromantische ist charakteristisch. Tanzt wildbewegt irgendwo ein auffallendes Paar, er ohne Kragen, sie in Pullover und Schal, kann man sicher sein, Arbeitslose oder Literaten vor sich zu sehen; aber die unauffälligen ruhigen Herren bürgerlichster Kleidung im Hintergrund, die scheinbar nur aus Versehen hierhergeraten sind, würden bei einer Razzia ganz erheblich in Verlegenheit kommen. So feiert der Verein „Letzte Chance" bis zum Morgen, und müssen auch die späteren Gäste den eisernen Rollvorhang hochdrücken und so lange klopfen, bis man ihnen öffnet — denn man spart die Lustbarkeitssteuer —, so fehlt es doch dafür nicht an einer endlos langen Reihe von erheiternd sein sollenden Darbietungen eines drittklassigen Komikers mit Partnerin, die man eigens engagiert hat und über deren anständige, pointenlose, uralte Witze man sich mit rührender Naivität freut. Dazwischen Nummern, die man selbst bestreitet, Liebhabertheater, mit der Tochter des Vorsitzenden als Liebhaberin, und eine herrliche Jongliernummer, in der sich Boxerwilli, sonst Straßenräuber und Zuhälter, mit überraschender Geschicklichkeit produziert, so daß man sich vergeb-

lich fragt, warum er bei diesem Talent den anstrengenderen und weniger nützlichen Beruf wählte.

Darbietungen liebt man überhaupt, auch bei der feudaleren Gesellschaft der großen Ringverbände, die alljährlich ein oder zweimal in einem Vorort feiern, der gerade durch seine solide Öffentlichkeit am versteckttesten ist. Geschickt in Intervallen, über die ganze Nacht verteilt, singt man (nicht schlecht, man hat doch tagsüber reichlich Zeit, bei einem Professor Gesangsstunden zu nehmen), rezitiert, führt die neuesten Gesellschaftstänze vor. Der Inseratenteil des Festprogramms ist der reinste Baedeker durch die Unterwelt. Dazu eine Auto-Anfahrt wie vor irgendeinem Industrieklub. Selbstverständlich ist die Kriminalpolizei eingeladen, sie erscheint, frei nach Sherlock Holmes, mit steifem Kragen, Straßenanzug und Monokel und bildet sich ein, nicht erkannt zu werden. Die Vereine (Kegel- und Gesellschaftsvereine), die dem großen nordwestdeutschen Ringverband angehören, sitzen gesondert an Tischen, die mit Fahnen und Vereinsabzeichen dekoriert sind.

Jeanne Mammen

— Unglaublich, was heutzutage die Herren von einem verlangen . . . Briefmarken.

Drei Tage kegelt und trinkt, trinkt und kegelt man, fulminante Preise stehen auf einem Sondertisch, an dem zugleich ein Festkomitee aus den Vorsitzenden der veranstaltenden Vereine regiert. Im Nebensaal ein Apachenkeller mit Wandversen von erfrischender, rein auf Geschäftshumor eingestellter Sachlichkeit, in denen man sich gern mit „Schwerarbeiter" bezeichnet. Die Tische bleiben ziemlich steif voneinander getrennt, die meisten Herren tanzen nicht, denn das Tanzen untereinander ist hier verpönt, an Damen aber hat man, wie immer, wenig Interesse. Die paar, die mitgekommen sind, sind sehr elegant, sehr gepflegt, richtiggehend verheiratet, tanzen mit ihrem Mann, höchstens mit dessen allernächsten Freunden, und haben es, das zeigen sie gern, „in keiner Weise mehr nötig". Erst nachdem einige harmlose Pfänderspiele die ganze Gesellschaft ein wenig durcheinandergebracht haben, besucht man sich gegenseitig an den verschiedenen Tischen, tauscht geschäftliche Erfahrungen aus, lädt sich ein (gastfrei ist man überhaupt), stellt fest, daß die Dreigroschenoper ein romantisches Machwerk sei, kein Abbild ruhiger Geschäftskreise. Einer erzählt, wie er drei Eintänzerinnen gegeneinander ausspielte, um das Fahrgeld hierher zu bekommen, ein anderer

erklärt, daß er eine Masochistin auf halbpart am Umsatz beteilige; ein sehr liberales Angebot, aber er ist allein und verdient nichts, und außerdem zieht so etwas in Leipzig (!) am meisten.

Wären nicht diese kleinen Gespräche, momentweise nur erfaßbar, man würde ganz gewiß nicht glauben, auf einem *Ball nur für Vorbestrafte* zu sein, im Gegensatz zu manchen Festen, von denen erzählt wird, daß dazu auch „anständige Leute" eingeladen würden, um die Stimmung etwas toller zu bekommen; denn „niemand ist so unmöglich wie die anständigen Frauen" — dies die allgemeine Ansicht. An sich ist man freier, macht, weniger gezwungen, in Kleinbürgertum als die kleinen Vereine; trotzdem, wehe, wenn einer zu auffallend oder zu oft mit derselben tanzt, johlt oder Krach anfängt — draußen im Auto wird er verboxt, denn, bei aller Liberalität, es geht hier um die Vereinsehre, und als ein ziemlich deutliches Lied von einer Clique angestimmt wird, ist man zwar nicht krampfhaft schokiert wie die kleinen Leute, aber doch von der Kühnheit dieses Ausbruchs überzeugt. Erst gegen Morgen gibt es eine große Schlägerei unter den Damen um einige Kavaliere, aber man wirft die Streitenden hinaus, und während draußen die Schupo eingreift, sitzen drinnen die Objekte, um die es bei dieser Straßenschlacht ging, seelenruhig weiter beim Bier. Ritterlichkeit wäre der Polizei gegenüber ein allzu großer Luxus.

Daneben gibt es aber auch solidere Vergnügungen, denen der ganze Norden schlechthin huldigt und anläßlich derer sich für einen Abend die sonst so peinlich streng geschiedenen Kasten zusammenfinden. Das ist der Box-Abend der kleineren Amateurvereine. Auf derselben Bühne mit giftgrüner Waldkulisse, auf der noch vor Wochen die Zuhälter Theater spielten, ist heute der Ring aufgeschlagen, und am Vorstandstisch von damals sitzen heute die Punktrichter. Ein Weltmeisterschaftskampf ist langweilig gegen dieses Katzbalgen unter wärmster und manchmal sehr aktiver Anteilnahme der Verwandten und Vereinsbrüder. Blut spritzt, manchmal kracht der Ring zusammen, gerade auf die Punktrichter, manchmal fliegt einer mit lautem Krach mitten durch die Waldkulisse und ist verschwunden, während der Sieger kaum imstande ist, seine eigene Kraft und den glücklichen Zufall zu begreifen. Stolz hockt der Gewinner im Schülermatch bei der energischen und noch stolzeren Mama, doch wenn er nicht früh mit nach Hause will, bekommt er trotz offenkundigen Ruhms eine Ohrfeige.

Gelegentliche Sensationen, wie die Seejungfrau oder der Weltmeister im Klavierspielen, der hundert Stunden hintereinander spielt, sind weniger besucht, hier fehlt das Geld, und die zahlungsfähigeren Zuhälter fühlen sich derartigen Freuden gegenüber zu blasierter Zurückhaltung verpflichtet. Dem Arbeiter jedoch ist das alles zu unsachlich, er will keinesfalls betrogen sein und traut dem Braten nicht, im Boxverein und bei den Ringern hat er mit seinesgleichen zu tun, darauf verläßt er sich lieber. Gewiß gibt es da keine eleganten Toiletten, keine interessanten Gespräche. Die Sportanzüge der Boxer sind ihre besten, sonst laufen sie ohne Kragen herum, und spießbürgerlich sind sie oft sehr, sie sind auch nicht organisiert, beschäftigen keine prominenten Rechtsanwälte zur Wahrung ihrer Interessen (gegenüber den Hehlern) — aber sie sind die Zukunft, die rotwangige Zukunft, und ihre Kastenarroganz ist berechtigter Selbstschutz.

Atlantic

Tennis-Episode

Zander & Labisch

Der Schauspieler Paul Wegener und seine Buddha-Sammlung

Hug Block

Aus der Ecole des Beaux Arts, Paris

Unionbild

Moskauer Moden

Die Mode in Sowjetrußland

Von

Leo Lania

Der erste Eindruck, den der Ausländer bei der Ankunft in Moskau empfängt, ist bestimmt nicht so groß wie das Erstaunen, mit dem man nach mehrwöchiger Abwesenheit in Rußland zum erstenmal das Bild einer Berliner Straße aufnimmt. Da hat man voller Spannung den Augenblick erwartet, da man in Moskau aus dem Zug steigen und die erste Bekanntschaft mit dem roten Straßenleben machen würde, und das Ergebnis — nichts. Man sieht: grau. Masse. Hier den Einzelnen als selbständige Erscheinung wahrzunehmen, ist ebenso aussichtslos wie der Versuch, eine Welle im Strom zu verfolgen. Alle Menschen scheinen uniformiert. Und doch trägt nur ein kleiner Teil der Bevölkerung die braune Uniform der Roten Armee, die übrigen: Joppen, Blusen, Sakkos. Bestimmt sind die Männer hier weniger einheitlich gekleidet als in Berlin oder London. Aber der Charakter dieser Kleidung ist einheitlich. Das macht ihre Ärmlichkeit. Und vor allem — die *Mütze*.

Die Mütze ist ein Wahrzeichen des neuen Rußland. Sieht man hier einmal einen Mann mit Hut, so weiß man: Ausländer. Noch genauer: Mitglied einer ausländischen Botschaft, denn auch die ausländischen Ingenieure, Techniker, Industrielle haben sich zur Kappe bekehrt; man will nicht auffallen.

Von den Mitgliedern der Regierung trägt *Stalin* immer dieselbe militärisch zugeschnittene Bluse zu Stiefeln und Militärmütze, nur *Kalinin* als Präsident hat das Vorrecht eines weichen Hutes. Bei Paraden und Demonstrationen der einzige Hut auf der Regierungstribüne.

Die *Rubaschka*, ein apartes Kleidungsstück, wenn sie jemand in Europa trägt, wirkt hier als gewöhnliches Hemd. So fehlt der Kleidung in Rußland jede besondere Note, jede originelle Farbe, das Kleid ist hier nicht der Ausdruck seines Trägers, nicht einmal der Rahmen, in dem man sich präsentiert, sondern eine gleichgültige Hülle. Uninteressant. Man sieht nicht einmal hin.

Bei den Frauen ist es ebenso. Was den Männern die Mütze, ist ihnen das Kopftuch. Besonders elegante Frauen tragen die Baskenmütze. An Festtagen ist das Kopftuch rot, aber da es doch Hunderte, Tausende tragen, sind es nur rote Flecken auf grauem Hintergrund. Und das Grau erstickt das Rot.

*

Die Mütze, die radikale Ablehnung des Hutes, ist vielleicht das einzige Modegesetz der Sowjets. Modelaunen gibt es daneben einige. Die Förderung, die nach Parteiprogramm den verschiedenen Stämmen und Nationen der Sowjetunion zur Entwicklung ihrer volklichen und kulturellen Eigenheiten gewährt wird, hat gewisse nationale Kleidungsstücke in ganz Rußland populär gemacht. Die tartarische Mütze, ein rundes, bunt besticktes Käppchen, das gerade nur den Hinterkopf bedecken darf, wird heute überall getragen. *Gorki*, der sich nie davon trennt, ist ein begeisterter Apostel dieses Käppi.

Aus dem Kaukasus hat man den *Gürtel* bezogen. Der schmale Lederriemen mit Silberbeschlag ist in Georgien der wichtigste Bestandteil des Kostüms, in

seiner kunstvollen Ausführung mit dem daran baumelnden Dolch Ausdruck der Vornehmheit, der politischen Bedeutung (einst des Reichtums) seines Besitzers. So schöne und reich verzierte Gürtel wie im Kaukasus sieht man in den großen Städten des übrigen Rußland nicht, aber dieser Riemen bietet wenigstens die bescheidene Möglichkeit, der einförmigen Kleidung eine eigene, elegante Note zu geben.

Höchster Schick, sehnlichster Traum des Bolschewiken aber ist der *Ledermantel.* In ihm dokumentiert sich der „Amerikanismus" des neuen Rußland. Die höheren Funktionäre, die G. P. U., die Armee, die Sowjetbeamtin und das Mitglied des großen Balletts — alles begeistert sich am Ledermantel. Je sportlicher, desto besser. Wie ja auch die Uniform der Armee weniger den militärischen Charakter betont als den sportlichen: bequeme Bluse, niedriger Kragen, Breeches, das ist mehr amerikanische Sportkleidung als deutscher Waffenrock; übrigens sehr kleidsam, richtig elegant.

*

Bis zum ersten Mai trägt man in Moskau Stiefel, Galoschen, Pelz; nach dem ersten Mai geht man in bloßem Hemd und Tennisschuhen. Vom Winter springt man ohne Übergang in den Sommer hinein, obwohl der Wetterumschlag keineswegs so kraß ist. Aber in solchen Äußerlichkeiten erweist sich immer wieder das Unvermögen des russischen Menschen, eine mittlere Linie zu finden. Es fehlt das Gefühl für Nuancen. Die reiche Russin von einst hat dieses Manko durch ihre exzentrische Unberechenbarkeit verdeckt. Doch diese russischen Frauen sind ja heute ausgestorben.

*

Die ersten drei Tage befremdet einen die Gleichförmigkeit des Moskauer Straßenlebens, die Unmöglichkeit, vor lauter Masse den Menschen zu sehen. Nachher gewöhnt man sich daran, nimmt die allgemeine Ärmlichkeit in der Kleidung kaum noch wahr, ebensowenig ob die Frauen kurze oder lange Röcke tragen, ob die Farbe der Bluse zu der des Rockes paßt, wie zusammengewürfelt die Toilette ist. Unwichtig.

Manolo

Betritt man aber nach mehrwöchiger Abwesenheit in Rußland zum erstenmal wieder den Berliner *Kurfürstendamm*, dann ist der Eindruck verwirrend. Im ersten Augenblick wähnt man sich auf einem Maskenball, glaubt, daß alle Frauen und Männer kostümiert sind, daß man selbst Zuschauer oder Akteur einer großen Revue ist. Und jetzt erst, nachträglich, wird einem der ganze Gegensatz zwischen hier und dort bewußt: hat einem drüben die einheitliche graue Masse den Blick für den Einzelnen verstellt, so sieht man hier in diesem Durcheinander von Formen und Farben vor lauter Details, im schnellen Wechsel von Seidenstrümpfen, roten Lippen, Frauenprofilen, kecken Hütchen und farbigen Krawatten kein

Aus einem russischen Modeblatt (1932)

Gesamtbild. Man kommt sich vor wie jemand, der ein modernes Gemälde aus allzugroßer Nähe betrachtet. Man braucht ein paar Stunden, um wieder die richtige Distanz zu finden. Dort drüben findet man sie nie, weil die Möglichkeit fehlt, unbeteiligt zurückzutreten und das Leben und die Menschen aus einer gewissen Entfernung zu betrachten. Vielleicht ist dies der Hauptunterschied zwischen hier und dort.

Der Zug nach München

Von

Bruno Frank

Meine verehrten Herren, lassen Sie mich Ihre Frage* ganz kurz und ganz subjektiv beantworten.

Ich bin als sehr junger Student nach München gekommen und wußte nach der ersten Woche: hier ist die Heimat meines Lebens. So viel anderes Pflaster ich auch unter den Füßen gespürt habe, ganz von selbst sind sie immer nach dieser Stadt und zur oberbayrischen Landschaft zurückgekehrt.

Warum ist es mir so ergangen und vielen? Gewiß ist München eine wundervolle Stadt, mit Paris und Venedig gehört es zu den drei Städten Europas, darin es sich am herrlichsten spaziert. Gewiß vermag man in seiner gleichmütigen Atmosphäre, in der „die Welt einen sein läßt", besonders unangefochten zu arbeiten. Aber das allein ist es nicht. Der Hauptgrund ist ganz sicher, daß diese Stadt und ihr Umland noch ein *Volk* besitzt — und zwar eines, das jeder lieben muß, der es kennt.

Der sogenannte „geistige Mensch" ist eigentlich nirgends daheim. Nicht der Deutsche nur. Oder glaubt jemand, Shelley sei in seinem England daheim gewesen oder Flaubert unter den Bürgern von Rouen? „I stood among them but not of them", steht über jedem solchen Leben — und darin wenigstens unterscheiden wir Geringen uns nicht von den Göttern. Die Sehnsucht aber nach dem Dazugehören ist jedem von uns dennoch eingeboren, und inmitten einer alten, realen Volksgemeinschaft ist eine Illusion davon möglich und schön.

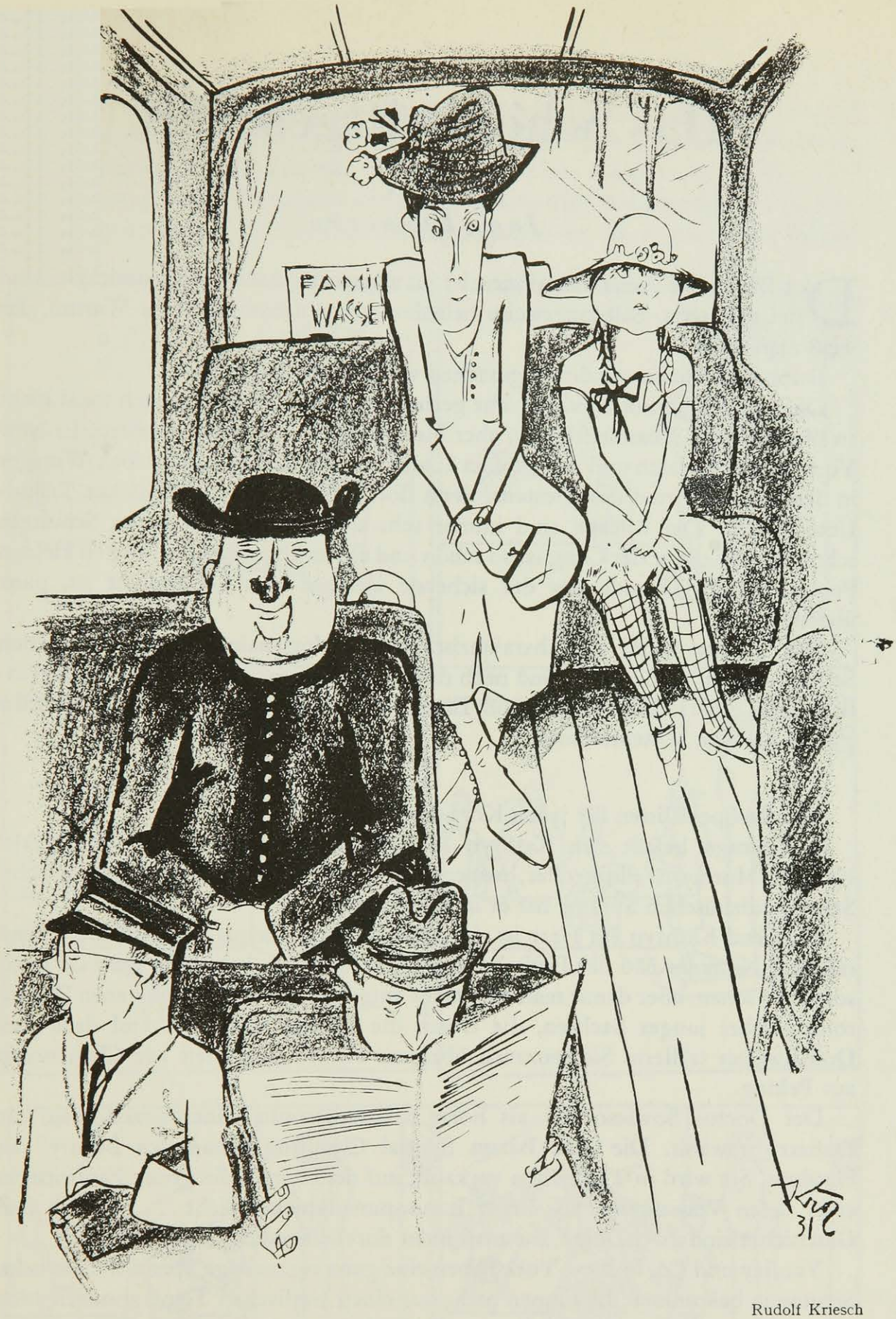
Seit 1500 Jahren oder noch länger sitzen die Altbayern auf ihrem Grund. Nicht einmal die Völkerwanderung hat sie richtig geschüttelt, und auch der Dreißigjährige Krieg hat hier sein Ärgstes nicht getan. Wer dies Volk kennt, der spürt, daß es ist wie es war. Er wird es lieben müssen in der Eigenwilligkeit seiner Miene und Tracht, in der ungebrochenen Kraft seiner Rede, in seinem Schmuck- und Kunstgefühl, aus dem die schönsten Dörfer des Reiches entstanden sind.

Dies Land ist grundkonservativ. Sich bewahren, das war sein Ziel in aller deutschen Geschichte. Das ist unter Maximilian so gewesen und schon nicht anders unter Tassilo. Ein ungeheures Beharrungsvermögen steckt in diesem eingesessensten Stamm. Und niemand soll sich, verführt durch seine politische Konstellation, plötzlich einbilden, Bayern marschiere mit einemmal an der Spitze der Zivilisation. Das ist nicht sein Ehrgeiz. Dies Bayern ist ein ruhendes Bauernland, das seine Ruhe verteidigt — es ist ihm beinahe gleich, gegen wen und was.

München also, dieses geliebteste München, wird niemals ein „Zentrum" sein, sondern — wie herrlich immer geschmückt unter seinem festlichen Himmel — ein großer Markt mit der Gelassenheit und unbeirrbaren Traditionalität einer

---

* München als Arbeitsort und Lebenslandschaft.



Rudolf Kriesch

— Sog amoi, Muada, schtimmt des, das ins de Saupreissn wida gern ham?

Stammeshauptstadt. So begeht es die Jahreszeiten, so feiert es seine Feste — so bietet es dem Umgetriebenen, vom geistigen Abenteuer Erschütterten, eine freundliche und eine köstliche Heimat.

Das Schönheitsgeschäft

Von

Jean Lasserre

Der Busen der Amerikanerinnen ist im allgemeinen schwach entwickelt. Und tief angesetzt. Seltsamerweise beinahe immer unsymmetrisch. Warum, das weiß man nicht.

Beine und Rücken sind von geradezu vollendeter Schönheit.

Die Amerikanerinnen zeigen sehr gerne ihre Beine. Sie leiden auch sonst nicht an übermäßiger Schamhaftigkeit, aber hier gehen sie bis zum äußersten. In New York, den Oststaaten und den großen Städten ist der Anblick nicht übel. Weniger in den kleinen Orten des Westens, denn dort hält man noch bei dicker Trikot-Unterwäsche. Die Rücken sind immer sehr durchtrainiert. Bei den Schultern schon zu sehr. Aber der Gang ist so schön und ebenmäßig, daß man diesen kleinen Fehler, der im Grunde nur das sicherste Zeichen von Gesundheit ist, ganz übersieht.

Das dürften wohl die charakteristischsten Merkmale der amerikanischen Schönheit sein. Alle Frauen sind nach diesem Modell gebaut, das es in zwei Ausführungen gibt: in klein und in groß. Eine Mittelnummer gibt es nicht. In Amerika gibt es nie eine Mittelnummer.

*

Es gibt Spezialisten für jeden Körperteil.

In Chicago befaßt sich Kathryn Murray mit den Armen und dem Hals. Kathryn Murray ist ein großer, magerer Herr, der Pfefferminzpastillen lutscht. Seine medizinischen Studien hat er in Wien absolviert.

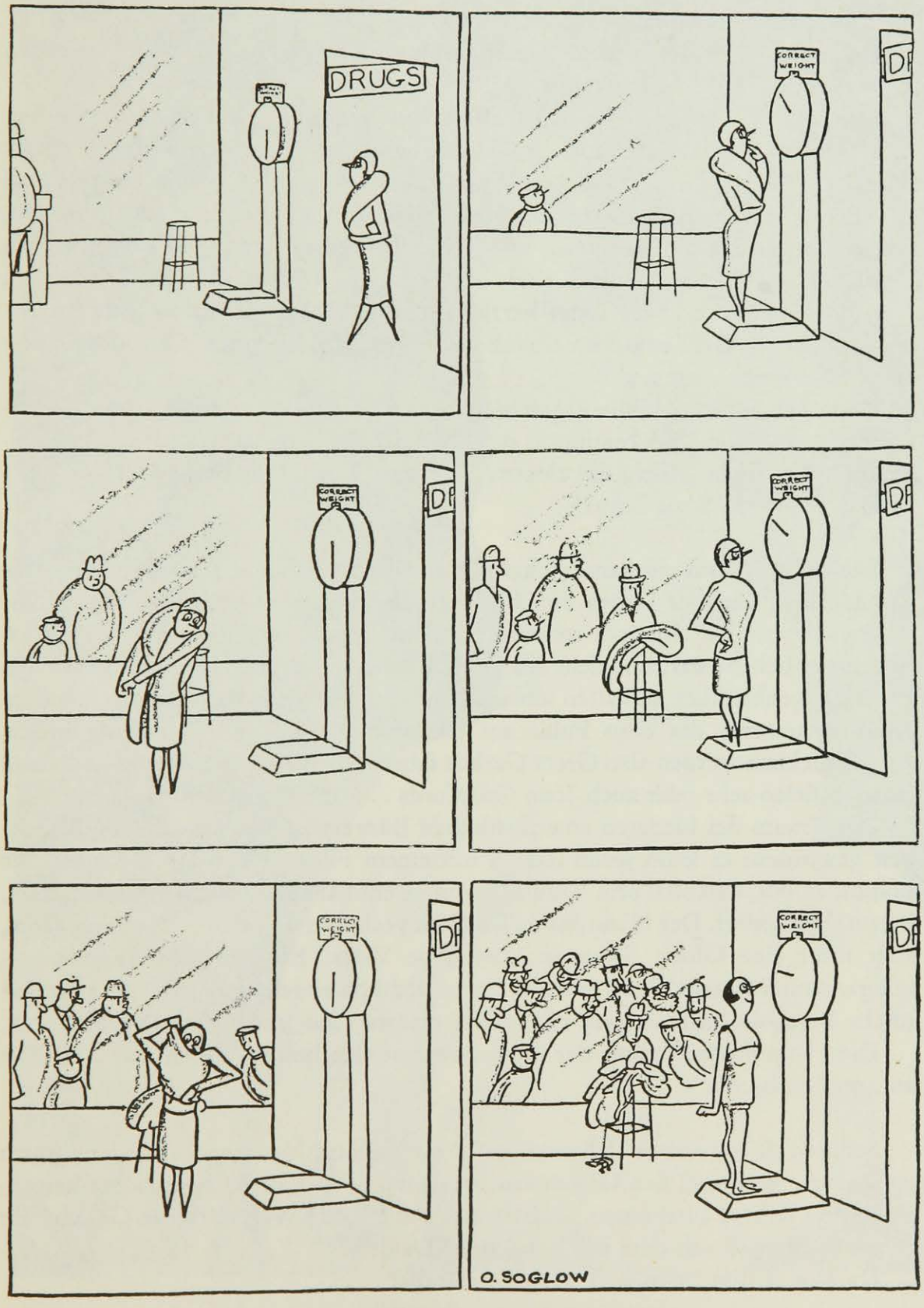
Während Kathryn ein Herr ist, ist „Martin from Vienna" eine Dame. Wenn man auf Nummer 556 der Fifth Avenue nach ihr fragt, bekommt man sie nicht sofort zu sehen, aber damit man sich nicht langweilt, erscheint eine ganze Plejade romantischer junger Sachsen, die einem die Waden massieren und dazu den Donauwalzer trällern. Sie stammen übrigens ebenso aus Wien wie Clemenceau aus Peking.

Der Doctor Sowieso hat als hohe Schutzpatronin seiner Erzeugnisse die Dubarry gewählt. Die „Du Barrys Special Cleansing Cream for Beauty" ist berühmt. Sie wird in Tiegelchen verkauft, auf denen man die große Favoritin in einer tiefen Verbeugung vor Franz I. zusammenknicken sieht . . . Medizin und Geschichte sind zwei Dinge, die man nicht durcheinanderbringen soll.

Yardley und Co. in New York haben eine ganz eigenartige Spezialität: in zehn Sitzungen bekommen die Frauen nicht nur einen englischen Teint, sondern auch einen echt englischen Akzent. Der englische Akzent nämlich ist ein Zeichen von Vornehmheit. Yardley und Co. fehlt es nicht an Kundinnen. Sie kommen mit einem Pfirsichteint und gehen mit dem Teint einer Rose und einem schottischen Terrier, dem sie im reinsten Englisch „Kusch!" zurufen.

„Is your hair youthful?" fragen die Schwestern Ogilvie. „Sehen Ihre Haare jung aus?"

Das hat eine nicht mehr ganz junge Frau gelesen. Und geht zum Spiegel. Und sucht nach einem weißen Haar. — Ein weißes Haar? Da ist ja schon beinahe ein ganzes Büschel. Hat sie gewußt, daß die angstvollen Stunden des Wartens auf einen zwanzigjährigen Geliebten und dann die Stunden des Genusses und schließlich das ganze Leben, das über sie hinweggegangen ist, sie so gezeichnet haben?



Nein, nein, ihr Haar sieht nicht mehr so aus wie damals, als sie den Wind ihre Locken zausen und einen ihrem Alter angemessenen Flirt zärtlich darüberstreichen ließ . . .

„A skin you love to touch", sagt John Woodburry. Das besagt viel mehr: „Eine Haut, die du gern berührst . . ."

Und die Frau streicht angstvoll mit nervöser Hand über ihre zu dicken Hüften oder über ihre rauhen Ellbogen oder ihr Doppelkinn, das Fett ansetzt.

Und schließlich die Königin der Kosmetik, in der Fifth Avenue! Nur drei Worte, aber drei Worte, die man nicht vergißt: „Your masterpiece: yourself!"

Sehr viele erwähne ich gar nicht. Die Unzähligen, die keine Reklame machen, keine Devisen haben und keine goldenen Türen mit goldenen Negern, die sie öffnen. Ich übergehe alle die beinahe Namenlosen, die in kleinen Läden und Zimmerchen schneiden, metzgern, zusammendrücken, massieren, durchbohren, umgraben, zunähen, verlängern, strecken, malen und enthaaren und nur den Frauen ihres Viertels bekannt sind, die hinkommen, um sich ihr Lächeln in Ordnung bringen und die Lider herrichten zu lassen, während die Buttertoasts am elektrischen Grill zwischen einer Scheibe Ananas und einer Scheibe Räucherlachs oder Speck rösten.

Denn bei diesen Schönheitsgeschäften wird das gleiche soziale Gesetz beobachtet, das alles in USA bestimmt: das Kino für alle, das Auto für alle, das Badezimmer, die frische Milch, der elektrische Stuhl . . . Und die Schönheit.

Das nenne ich Sozialismus!

*

Die Schönheitsmode kann sich ändern. Die Grundzüge allerdings sind unveränderlich, denn sie tragen die charakteristische Marke, das Siegel von USA. Aber es besteht ein Unterschied zwischen dem Typus Mary Pickford, der einmal ungeheuer beliebt war, und dem Stil Greta Garbo, an den sich die amerikanischen Frauen augenblicklich zu halten scheinen. Tatsächlich hängt das alles eng mit dem Kino zusammen, das dem Publikum die greifbare Form seiner Idole bietet. Augenblicklich werden also Greta Garbos fabriziert. Auch Pola Negris und Clara Bows gefielen sehr oder auch Joan Crawfords . . . der Typus des Vorjahrs.

Der Traum des biederen amerikanischen Bürgers ist solchermaßen Wirklichkeit geworden: er kann jeden Abend mit einem Filmstar bei Tisch sitzen. Nur kommt es vor, daß sich sein Traum, wenn er einmal eine Zeitlang abwesend ist, inzwischen ändert. Der Mann hat Lilian Gish verlassen und findet, zurückgekehrt, statt ihrer eine Gloria Swanson oder Lupe Velez. Eine gewisse Anpassungsfähigkeit muß da sein. Denn es kann einem leicht passieren, daß man eine amerikanische Frau, die man längere Zeit allein gelassen hat, nicht mehr wiederfindet.

Die Hauptbeschäftigung der Schönheitsinstitute besteht darin, die Gesichter zu „modernisieren".

*

Schließlich handelt es sich auch nicht nur darum, Nasen, Kinne oder Lippen zu ändern, man muß den Gesichtern, an denen Messer und Chemikalien herumgearbeitet haben, auch einen neuen Ausdruck geben: Was wäre das Gesicht der Marlene Dietrich mit dem Blick der Bébé Daniels?

Da gibt es nun richtige Ausdrucks-Händler . . .

Metro-Goldwyn-Mayer

Filmschönheit (Madge Evans)

Manuel Frères

Alice Cocea, der Stern des Theaters „Gaîté lyrique“ in Paris

Breslauer-Mauritius

Frau René Clair

Man liefert ihnen das nach den letzten Prinzipien der Mode von heute zurechtgeschnittene Gesicht. Der noch gestern modern gewesene Blick ist darin heimatlos, fehl am Ort und ein wenig tot, wie etwa eine Lampe, die in einem leeren Haus weiterbrennt. Der Meister wird ihn umformen. Er wird ihn der neuen Nase, den neuen Brauen und dem neuen Mund anpassen. Der Ausdruckshändler ist ein Psychiater und weder ein Fakir noch ein Charlatan. Und außerdem — und dies vor allem — ein Mann von ungewöhnlicher Überzeugungskraft: er macht die heiteren Frauen traurig und verwandelt Trauerweiden in schelmische Spitzbübinnen.

Er verdient viel Geld. Und mit diesem Geld hat er ein großes Irrenhaus gebaut.

*

Die Amerikaner waren die ersten, die es wagten, die Chirurgie und ihr blutiges Handwerk in den Dienst der Ästhetik des Gesichts und des Körpers zu stellen. Früher begnügte man sich mit elektrischen oder Dampf-Massagen oder Einreibungen mit Alkohol oder andern Reizmitteln und glättete mit allerlei Pasten die von Runzeln und Rissen durchwühlten Gesichter. Der große Schlager waren die Paraffin-Injektionen. Um zum Beispiel die Taschen unter den Augen verschwinden zu lassen, füllte man die Haut der Backenknochen und Schläfen auf, und wollte man das Doppelkinn verschwinden lassen, spannte man die Haut unter den Ohren und im Nacken. Absolut sicher war dieses Verfahren nicht.

Die ersten chirurgischen Experimente wurden am Körper gemacht: gelockerte Formen befestigt, Zehen abgezwickt. Das war der Augenblick, in dem die Charlatane auf den Plan traten. Um einen Blinddarm zu entfernen, muß man ein Diplom haben. Um ein Ohr oder ein Stück Nase wegzuschneiden, braucht man, wenn der Patient einverstanden ist, keines. Alle Leute, die eine Neigung zum Fleischergewerbe und etwas Sinn für Bildhauerei hatten, waren sofort dabei. Es ging nicht ganz ohne Entgleisungen ab, und das brachte die ästhetische Chirurgie in einigen Mißkredit.

In Amerika muß sich ein Geschäft, wenn es prosperieren soll, hinter Garantien verschanzen. Amerika läßt nur von der Gesundheitsstation überprüftes Obst und ausschließlich sterilisiertes Brot gelten . . . Die Schönheits-Institute mußten einwandfreies Personal haben. Sie engagierten Professoren, Gelehrte und berühmte Ärzte, die sie von ihren Kranken weglotsten, um sie ständig zur Verfügung zu haben. Das Ganze selbstverständlich von ungeheurem Reklame-Klimbim umgeben. Millionen wurden ausgegeben. Und machten sich bezahlt. Sie brachten denen, die sie richtig anzuwenden verstanden hatten, die ganze Kundschaft Amerikas.

Das Seltsamste vielleicht ist die Arbeit in diesen Fabriken. Eine absolut amerikanische Serienarbeit. Die Schönheit wird genau so fabriziert wie Autos, Konserven und Grammophonplatten. Die gleichen Kleider für alle Frauen, die gleichen Hüte. Und die gleiche Schönheit.

Heuer werden die Brauen ausgezupft, man trägt tiefe Haarknoten, und der Mund soll ziemlich groß sein.

*

Vielleicht sind die Frauen nur deshalb eine Beute der Schönheits-Salons geworden, weil ihre Männer nur ihre Schönheit im Gedächtnis behalten und nur selten auch ihre Seele. Doch was bleibt auch von ihnen übrig, wenn sie nicht schön sind? Die Männer wollen nichts anderes von ihnen. Nichts als ihre Gegenwart, ihre angenehme und anmutige Gegenwart. Dafür verlangt die Frau von ihrem Mann nur, daß er so gut wie möglich für sie sorgt. Er braucht kein zärtlicher, aufmerksamer oder leidenschaftlicher Liebhaber zu sein, denn meist hat sie von Liebesdingen, die ja niemand sie gelehrt hat, keine Ahnung. Und so ist dieses uniformierte, künstlich hergestellte, leblose und in totem Ausdruck erstarrte Gesicht wirklich der genaue Widerschein ihrer Seele.

Aber sie ist jedem ausgeliefert, der ein gutes Mundwerk und etwas Talent zur Liebe hat. Er ist imstande, ihr Leben einzublasen und ein prachtvolles Geschöpf aus ihr zu machen. An ihrem Ursprungsort schmeckt die amerikanische Schönheit nach nichts. Kein Mensch hat einen Genuß davon. Aber sie ist eine Frucht, die den Transport verträgt.

Eine Frau, die einmal ihre Zuflucht zum Schönheits-Chirurgen genommen hat, ist wie eine Frau, die einmal einen Geliebten nahm, ohne ihn zu lieben: sie wird zehn Geliebte haben. Und die andere wird zehnmal zu ihrem Foltermeister zurückkehren. Selbst die bestgelungene Operation hält nicht ewig. Das Fleisch lockert sich, die angegriffenen Gewebe ernähren es nicht mehr richtig; und dagegen ist nichts zu machen. Es ist eine Art Tod. Und die Frau, die ihre Schönheit, für die sie schon so viel gelitten hat, hinschwinden sieht, sucht neuerlich Hilfe bei dem, der sie schon einmal, wenn auch nur für ganz kurze Zeit, gerettet hat. Aber schon ist der Erfolg nicht mehr der gleiche. Ein toller Wettlauf mit dem Alter beginnt . . .

Otto Lange

— *Jetzt hilft höchstens noch die Geistigkeit . . .*

Ein ganz bedeutender Fachmann auf dem Gebiete des „Schönheits-Geschäftes" hat mir gesagt, daß man mit einem viermal behandelten Gesicht anständigerweise nichts mehr unternehmen dürfe. Aber die Frau ist wie toll nach der Entdeckung, daß sie nun wirklich alt sein soll . . .

Den letzten Versuch macht der Charlatan.

*

George Grosz

— Wenn ich mich so im Spiegel seh, glaub ich, ich bin meine Tochter.

Das Übermaß an Schönheit und die Tatsache, daß man ihr auf Schritt und Tritt an jeder Straßenecke begegnet, haben sie entwertet. Es gibt so viele schöne Frauen, daß die wirkliche Einschätzung der Schönheit, ihre Prinzipien und ihre Gesetze völlig verschoben wurden. Es kann einen Mann nicht mehr stolz machen, mit einer schönen Frau gesehen zu werden; denn alle andern Männer um ihn haben auch schöne Frauen.

Nun beginnen Schmuck und Kleidung ihre Rolle zu spielen. Eine sinnlose Putzsucht, an der die amerikanische Gesellschaft genau den ästhetischen Wert einer Frau abzuschätzen vermag. Die Ausgaben, zu denen diese Auffassung führt, sind ungeheure, aber sie gestatten dem Mann, der sie leisten kann, auf diese Weise den Stand seiner Geschäfte, sein ,,standing" zu demonstrieren.

Und dabei wären diese Frauen auch in Sackleinen schön. Aber von ihrem frühesten Alter an sind sie zu dieser Schaufensterrolle erzogen worden und haben nur den einen Gedanken, sie richtig auszufüllen.

Eine Nacht im Kasino des Central-Park — das Gedeck zu 30 Dollar — bedeutet nur dann für einen Mann Erfolg und Vergnügen, wenn er den teuersten Champagner in Gesellschaft der schönsten Perlen von New York getrunken hat.

Die Schönheit ist für die Frauen Amerikas etwas so Selbstverständliches, daß sie nur selten in den Spiegel schauen. Hingegen studieren sie die Blicke ihrer Rivalinnen, um zu sehen, wie hoch sie taxiert werden. Die Schönheit allein ist es, die in den amerikanischen Frauen gerade das zerstört hat, was ihren tiefsten Zauber ausmacht, wenn man anderes von ihnen verlangt als das Vergnügen eines Augenblicks.

Karl Holtz

Bäume sehen dich an

Verse im Herbst

Von

Albert Ehrenstein

Herbstgrauen

Regen rinnt durch Moor und Rohr.
Des Herbstes Flammen:
Gelb, Braun und Weinlaubrot
Welken nebeltot.
Vergessenes Zwielicht
Scheint auf eine Schiene.
Aufgähnt, ein Sterbe-Tor,
Die letzte Knospe —
Klamm starrt kleine Biene
Im Tau der Todesrose;
Der Honigsummer,
Den der Sommer ausgeboren,
Ruht, im tauben Frost erfroren.
Herbstschmetterling verzuckt im Moose.

Fünfundvierzig

Weiße Wolken treiben
Am blauen Himmel.
Laubwilde Bäume träumen
Über hummelsummender Wiese.

Hoch hob sich der Kürbismond.
Des Blutstroms Purpurlaune
Trieb mich im Frühlingsspiel
Über die üppige Erde.

Wenn wir tot sind,
Werden wir nie wieder lachen,
Nie bei Weibern trunken
Schlafen oder wachen.

Schwarze Wolken drohen
Vom grauen Himmel,
Nackte Bäume sterben
Auf fahler Wiese.

Mich befällt des Herbstes Wehmut:
Fünfundvierzig Jahre
Und keine Heimat
Im Herzen eines Menschen.

Drei Kameliendamen

von

Paul Wiegler

DIE DESCLÉE

Wenn man ihr Foto sieht, fährt man zurück. So unheimlich wach ist diese Frau, die nur noch von der französischen Kritik hier und da genannt wird, und die der Tod hinderte, in einer verschollenen Generation ein europäischer Star zu sein. Keine vierzig Jahre alt, erliegt Aimée Desclée ihrer mörderischen Krankheit. Ein paar Jahre vorher ist Alexandre Dumas, der Sohn, ihr in Brüssel begegnet und noch früher irgendwo. Eine „grue", eine Dirne, so wehrt er höhnisch seinen Freunden, die ihn in das Theater der Galerie Saint-Hubert führen wollen. Sie ist in der Provinz aufgetreten und in Florenz, Mailand, Turin. Er mag sie nicht, er verwirft sie als eine Schmierenkomödiantin ohne einen Schatten von Talent, eine Null auch in Nebenpartien. Mit List wird er in eine Loge im zweiten Rang gelockt; er bleibt, er schweigt, er ist aufgewühlt. Er empfiehlt sie nach Paris, an den Direktor des Gymnase. Und als ihr Ruhm jäh zersprungen ist, redet er an ihrem Sarg.

Die Desclée ist zierlich von Figur, mit dem Mund eines Kindes, näselnder Stimme, runden, gequollenen Augen, die weit voneinander abstehen. Was wirkt an ihr, auch als Dumas in seiner Strenge über sie richtet? Was läßt einen ganzen Saal aufschreien, wenn sie in irgendeinem Schmarrn eine vergewaltigte junge Engländerin gibt, mit den Zeichen einer Nervenkrise, echten Tränen an den Lidern, mit den Zuckungen der Schamhaftigkeit, des Ekels in ihren verstörten Zügen? Was ist das Geheimnis ihrer Kameliendame, in der sie, einfacher als jede ihrer Vorgängerinnen, heftiger als sie erschüttert? Ihre knochigen Backen sind hohl und blaß sogar unter der Schminke; grünlich, olivenfarbig, sagt Dumas. Sie hat magere Schultern und einen flachen Busen. Sie sei häßlich, finden ihre Geschlechtsgenossinnen. Aber über diese häßliche Maske jagen alle Wandlungen von der Zärtlichkeit bis zum Bösen, das in der „Femme de Claude" ist. Die Desclée vergeudet sich, verzehrt sich. Untertan einem physiologischen Zwang, stürzt sie sich in die Situationen ihrer Rollen, heuchelnd im Fieberrausch und dennoch die Wahrheit ihrer Seele enthüllend. Und sie weiß, daß sie draufgeht. „Wenn sie sich wieder belebte", äußert Dumas über diese „revenante" zu Halévy, „geschah es mit furchtbarem Ungestüm, sie war wie galvanisiert. Belebte sie sich nicht, dann gab sie nichts, weniger als nichts. In ihrem Spiel hatte sie tote Momente neben bewundernswert herrlichen." „Meine Kraft ist künstlich", so klagt sie, „und kaum kann ich mit ihr mich halten."

Sie ist aus der „grue" die gefeierte Desclée geworden, die von Stadt zu Stadt reist, elend schläft, rasch ihre Nahrung hinunterschlingt, die Tage über probiert oder mit blonden Perücken zu tun hat, mit gesteiften Unterröcken und Seidenfetzen, mit Pelzen, Muffs, ihrem Hündchen Boulot und ihrer Zofe Césarine. Und die im Grunde der Sklaverei widerstrebt, „dieses arme Antlitz, das um Gnade bettelt, zu bemalen, Haarfransen sich über die Nase zu ziehen, einzelne Körperteile zusammenzuschnüren, andere hervorzuheben, sich die Nägel zu polieren,

die von Natur stumpf sind, und die wir glänzend haben wollen"; und zu lügen, für andere. Sie ist gegen ihr Ende, mehr als hundert Abende, die Frou-Frou in dem Drama von Meilhac und Halévy, der Günstling der Boulevards. Aber in dieser Zerstreuung bedrängt sie das Grauen, die Erinnerung an die Jahre, „wo ich fille de joie war", an die „Galeere". Das ist der Zwiespalt in ihrem Wesen und in ihrem Komödiantinnentum. Immer brennt in ihr der Schmerz, ist sie die Kameliendame, deren Seufzer: „Ich liebe dich" sie in Schluchzen erstickt. Sie hat aufgehört, eine käufliche Mätresse zu sein oder sich an Kollegen wie Bondois zu hängen. Sie ist die Geliebte eines kaiserlichen Kürassieroffiziers, den sie mit einem dummen Kosenamen Fanfan nennt, an dessen mit Orden geschmückter Brust sie Schutz vor sich selbst sucht, und den sie in Briefen beschwatzt, sehr intelligent und leise verzweifelt. Die Stücke ihres Autors Dumas haben sie gelehrt, daß die Gesellschaft unversöhnlich sei. Und als irgendein alter Herzog, der in Italien war, ihren Liebhaber kavaliermäßig roh nach ihr gefragt hat, macht sie Fanfan klar, er werde und könne sie ja doch im Ernst nicht heiraten: „Es gibt ein soziales Gesetz, das oft ungerecht ist, aber geachtet werden will, ein Gesetz, wonach man eine Ehefrau beschimpft, wenn man sie mit einem freien Weib vergleicht." Ist sie nicht Marguerite Gautier, die, weiße Kamelien entblätternd, auf Armand Duval verzichtet?

Sie hat auch den Rückfall der Gautier. Und da sie der Komödienluft nicht entrinnt, kündigt sie ihn ihrem Fanfan an, von ihren hingeschluderten Worten heilig überzeugt: „Meine erste Natur, die ich lange besiegt habe, hat mit unglaublicher Stärke wieder Macht über mich. Ich bin ein Ungeheuer, ein rätselhaftes, unvollständiges Geschöpf, und doch bist nur Du in meinem Herzen." Sie hat einen Schauder vor der sinnlichen Berührung: „Du hast es ja gesehen, drei Tage weinte ich nur in deinen Armen." Dann beichtet sie Dumas, daß sie in einer Laune mit einem eleganten Herrn diniert und Fanfan betrogen hat: „Ach, ich bin kein Engel mehr." Fanfan schont sie; er ist wohl auch ernüchtert. Aber der Rückfall deutet nur darauf hin, wie sehr die Schauspielerin Aimée Desclée herunter ist.

Ein Arzt, einer jener dicken, gutmütigen Zyniker von damals, ordnet eine Badekur an. Ihre Gesundheit verschlechtert sich noch, als sie wieder in Paris ist. „Zehn Jahre", so verteidigt sie sich, „haben mich so zerrüttet, mich durch so gewaltsame Erregungen hindurchgejagt, daß ich nervös überreizt bin." Sie sagt nicht: nervös überreizt, sondern: „une sensitive". Sie hat eine Neigung zum Wald, zur Ländlichkeit, zum Gezwitscher der Vögel. Aus den Sonnenstrahlen und der milden Dämmerung muß sie wieder in das gleißende Rampenlicht des Gymnase. Sie hofft auf ein Vermögen durch die Gagen,die ihr nun geboten werden; und so spielt sie in London. Dann erlischt sie in Paris. „Vielleicht wird man mich retten", ist ihr letzter Brief an Fanfan. „Ich liebe Dich und erwarte Dich". Noch in dem Halbschlummer, den Narkotika ihr bereiten, stammelt und grimassiert sie, umlagert von den Phantomen der Frauen, die sie war.

DIE DUSE

Die Primadonna des Teatro Carignano in Turin wird in demselben Dumas-Repertoire berühmt. Und als sie die „Femme de Claude" wagt, ermutigt sie sich mit dem Vorbild der Desclée: „Die Toten helfen den Lebenden." Nie hat sie sich

zur Galanterie erniedrigt wie ihre arme französische Schwester. Aber dürftig gekleidet wie die Proletarierinnen von Chioggia, auf dem Kopf einen Hut mit schwarzem Band, das fuchsig geworden ist, hungert sie sich durch die Not der „figlia di commedianti". Schon damals ist die Geberde, die sie an sich beobachtet, und die sie sich einübt: sie reckt das Kinn nach vorn, beißt die Zähne zusammen und macht, die Brauen nach oben zerrend, ein versteinertes Gesicht. Ihr erster Liebhaber, der Journalist Cafliero, von dem sie schwanger ist, verläßt sie. Sie steht im Bahnhof von Neapel; er kommt nicht. In einem Winkelhotel in Rom trifft sie ihn. Nach einer Nacht, die ihr trostlose Entweihung scheint, läuft sie allein mit ihrem Koffer durch die in der Fahlheit vor dem Morgen leeren Gassen. Cafliero stirbt. Sie windet sich in Krämpfen, als ihre Ahnung sich bestätigt hat. Sein schmeichelndes „Nennella, Nennella" kann sie nicht vergessen.

Werner Bürger — *Der Premierentiger*

Der Sarah Bernhardt, die in Turin gastiert, und der sie voll Ehrfurcht ihre Garderobe im Teatro Carignano einräumt, spielt sie die Kameliendame nach. Nicht sofort. Aber innerlich hat sie ihre Gautier fertig; und wie die Desclée wird sie die Liebende und Leidende sein. Als sie sie darstellt, wählt sie statt der schimmernden Toiletten der Bernhardt ein faltiges weißes Spitzengewand, das nur allmählich teurer wird. Sie trachtet, die Aufmerksamkeit der Menge zu täuschen, indem sie im Hintergrund der Bühne beginnt. Sie nähert sich der Rampe, die Haut ohne Schminkschicht, die Schultern schmächtig, mit eingezogenem Kreuz. Sie dreht, wenn der Dialog es ihr ermöglicht, dem Publikum den Rücken zu. Sie kauert sich auf ein Sofa, starrt vor sich hin; und als sie wehrlos zu sein hat im Jammer des Betrugs, mit dem sie ihre Liebe verleugnet, ist sie fast verdeckt durch einen Tisch. Sie ruft, von dem jungen Duval geschmäht: „Armando, Armando, Armando!" und dieses weiche Flehen hat den Klang, der seit Neapel und dem römischen Absteigequartier in ihrem Ohr hallt. Sie reibt sich mit beiden Händen die Augen; ihre Arme sinken, nun hat sie die Röte des Fiebers. Schwach ist sie in einer Müdigkeit, die sie nicht zu spielen braucht. So wenig wie die dumpfen Stiche in den Schläfen oder den Husten, der Marguerite Gautier quält. In ihren Lungen sitzt, tückisch verborgen, die ererbte Phtisis, in deren Ansturm die Fünfund-

zwanzigjährige gezittert hat, als plötzlich Blut ihr entströmte. Wenn diese Kameliendame sich räuspert oder, mit verzerrten Lippen aufhüstelnd, ihr Taschentuch zerknittert, wenn sie mit dem Rest ihres Atems den Namen Armandos haucht, so ist das keine Simulation.

Einen Komparsen ihres Schicksals, den Schauspieler Checchi, hat sie geehelicht. Als er in Buenos Aires verschwindet, um als argentinischer Konsul in Newhaven in England ohne sie fortzuexistieren, wird sie die Geliebte ihres Partners Flavio Andò. Sie hat eine Freundschaft mit Arrigo Boito, dem Musiker und Dichter, höher als die mit Cafliero und seiner Gattin wegen resignierend. Durch ihn, der die Kleopatra Shakespeares für sie bearbeitet, wird sie mit geistigen Dingen vertraut. Die Kokotten und Abenteuerinnen von Dumas oder Sardou waren ihr ein Vorwand, um sich auszugeben: „Ich sehe nicht darauf, ob diese Frauen gelogen, verraten, gesündigt haben oder ob sie schon verderbt geboren sind, wenn ich nur fühle, daß sie geweint und gelitten haben, indem sie logen oder verrieten oder liebten." In Triest heult sie still vor sich hin, statt zu essen, und als Marco Praga staunt, erwidert sie ihm: „Heute abend muß ich die Odette spielen, wissen Sie. Und wenn ich mich jetzt nicht ein wenig ausweine, weine ich im vierten Akt zu sehr, und dann habe ich Angst, daß das Publikum mich verlachen könnte." Nun, da sie um die Vierzig ist, reißt, so sagt sie, der goldene Faden, ihre Nerven empören sich gegen die falschen, untergegangenen Werke, sie hat den Wunsch, die Rollenhefte ins Feuer zu stoßen, den ganzen Ballast ihres Virtuosinnengepäcks. Hedda Gabler ist sie, die Ästhetin; und wie sie schon als unreife Julia in Verona Rosen über Romeo streute, Rosen, die sie vom Markt sich in die Arena getragen hatte, so gräbt sie die Finger in Blumen. Sie lehnt an Kaminen, an Balustraden. Sie stilisiert ihre Kostüme, die schwer und dunkel den Boden streifen, über ihre Füße hinweg. Das ist die Zeit vor ihrem Klimakterium, nach ihrer Trennung von Andò. Die Zeit, in der sie, von den Worten d'Annunzios an der Schwelle ihrer Garderobe: „O grande amatrice" eingefangen, sich an ihn verliert. Silvia Settala in seiner „Gioconda" ist sie, die Liebende mit den zermalmten Händen, die blinde Anna in „Città morta". Im Fiasko der Premieren opfert sie sich für seine „Gloria", seine „Francesca". Sie klammert sich an ihn. Sie duldet, von sieben Schwertern durchbohrt, daß sein Roman „Fuoco" sie mit prahlerischem Pathos der Welt ausliefert. Dann weicht sie traurig zurück und murmelt: „Asche, Asche, Asche."

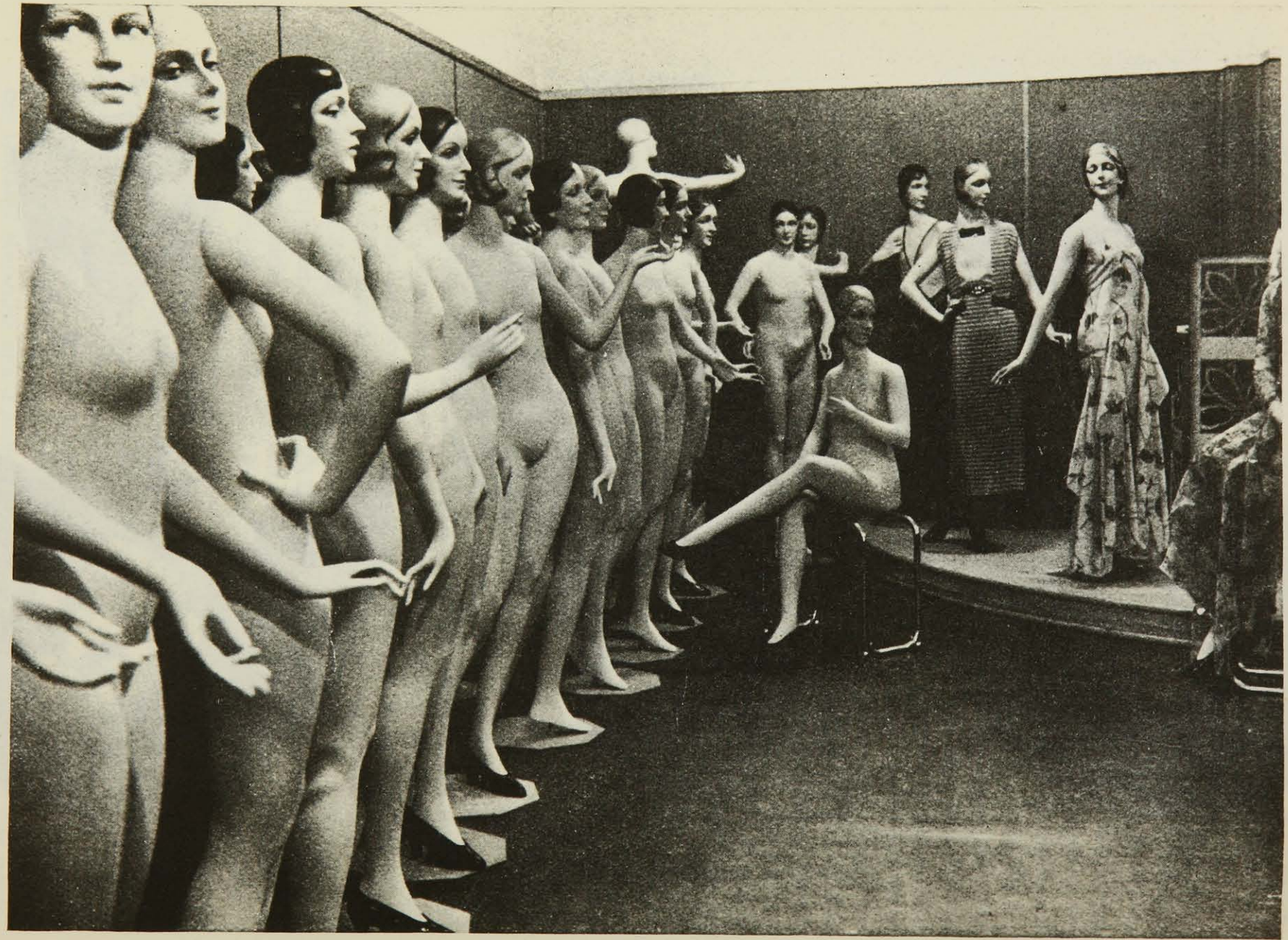
Sie selbst gesteht: „Ich habe mich überschwenglich an das Leben verschenkt, und es reut mich nicht." Gehorsam ist sie einem Fatum: „Ich gehe im Winde wie einer, der seine Straße kennt." Eine Freundin bedauert, die Frau und Künstlerin seien bei ihr im Widerstreit. Schroff protestiert sie: „Die Frau? Weißt du nicht, daß tausend Frauen in mir wohnen und jede von ihnen mir wehtut, wenn die Reihe an ihr ist?" Ibsens Ellida Wangel, Rebekka West, Ella Rentheim, Helene Alving, umdüstert, verschleiert, sind die Altersrollen dieser weißhaarigen, erschöpften, verbitterten und märtyrerinnenhaften Italienerin, die ihrer Heimat fremder geworden ist als dem Ausland. Nach Jahren des Verstummens und der Flucht kehrt sie wieder. In den U. S. A., durch die sie sich schleppen muß, da der Diktator Mussolini und d'Annunzio, Kommandant von Fiume, nur patriotische Sentimentalität für sie aufgewandt haben, im eiskalten Regen und Schnee

Drei Kameliendamen

Eleonora Duse

Aimée Desclée

Gemma Boić



Keystone

Mannequin-Versammlung

Cléo de Mérode mit ihrem Ballett (1905)

Brandt

Fußmarsch österreichischer Offiziere vom Festland nach Sylt (1864)

Atlantic

Kolonie „Neu-Afrika“ in der Uckermark

des scheußlichen Pittsburg, an der verschlossenen Tür des Theaters entflammen sich ihre gepeinigten Lungen, schlägt sie der Tod. Ihr Sterben im Hotelbett: sie vereinigt die Hände über ihrem Scheitel, öffnet die Augen und läßt die Arme wie erschrocken herab, ohne Widerstand.

DIE BOIC

Gemma Boić, die unbeschäftigte Heroine des Deutschen Volkstheaters in Wien, die sich im Dezember 1914 mit Veronal vergiftet, sieht die Duse ein einziges Mal, als Hedda Gabler. Sie spielt in einem Sommertheater in Lübeck die Kameliendame. Bei der Dumont in Düsseldorf die Anna in der „Toten Stadt". Und doch ist sie keine Kopistin. Auch weil ihr südslawischer Sprechton nicht das italienische Tremolo hat, sondern hart ist wie ihr ungeselliges Naturell. Jahre bringt sie unter Direktoren und Mimen zu, die Pfuscher sind und ihren abweisenden Dünkel mit Behagen verspotten. Ihr Kopf ist zu groß für ihren Hals, ihr Antlitz unschön, mit dichten, zusammengewachsenen Brauen. Ihre schwarzen Augen lodern. Ihre tiefe Stimme hat eine Wucht, die ihr in Düsseldorf den Namen des Nebelhorns verschafft. Sie, die Kroatin, die Offizierstochter aus Agram, war am Wiener Konservatorium und in Berlin an der Schule Reinhardts, der die Idee hat, sie zur Partnerin von Moissi zu bestimmen, aber ungeduldig wird, da sie auf der Erfüllung eines Wiener Kontrakts beharrt, und zu spät, als sie den Kampf schon aufgibt, sie, die nun Einunddreißigjährige, als Regan im „Lear" und Mascha im „Lebenden Leichnam" herausstellen will. Schon an den ersten Provinzstationen des Weges, den sie störrisch zurücklegt, überrascht sie, wird sie von der Routine angefeindet, beunruhigt sie durch eine instinktive Wildheit, einen elementaren Ausdruck des Grams. Sie hat eine Scheu vor dem Geschlechtlichen, sie eifert gegen Zoten, französische Schwänke, gegen unmoralische Kolleginnen. Aber nicht nur ihre Rebekka West ist gefesselte Sinnlichkeit.

Die Boić verfügt niemals über eine künstlerische Technik. Die Dumont, ihre Direktorin in Düsseldorf, tadelt sie darum. Die Boić empfängt von ihr die klassizistischen Gesten und mehr noch; und wenn sie ihr als „understudy" dienen, ihr Kostüm und ihre Frisur nachahmen muß, so beherrscht die Dumont darüber hinaus den neurasthenisch flackernden Verstand der Jüngeren. Die Orsina der Boić ist Raserei der Rache, ihre Yanetta in der „Roten Robe" voll tierischen Zorns, ihre Elektra Wollust des Hasses. Die Hühnerwadel in Wedekinds „Musik", mit der sie am Deutschen Volkstheater noch einmal ihr Recht auf Zukunft erprobt, ist in der Hysterie unbändig, dämonisch, höllisch. Aber ihrer Lady Macbeth sagt ihre Agramer Freundin, die Professorin Camilla Lucerna, die seltsame Sanftheit nach, die ihre unfertige Gautier gehabt haben muß. Steinrück, bei dem sie gelernt hat, ist Zeuge, daß sie in französischen Effektszenen (wohl der „Törichten Jungfrau" von Bataille) unter nicht gespielten Tränen zusammenbricht. Einer ihrer rheinischen Freunde spricht von Unbefriedigung, Enttäuschung und sagt: „als Weib nicht so begehrt, wie sie es vielleicht ersehnte".

Die Boić nimmt sich das Leben, überwältigt von dem, „das mich martert, das meine Seele aussaugt". Ein paar Minuten nach einer letzten Deklamationsstunde. Die erotische Gebundenheit der Schauspielerin, ihre Bedingtheit durch den Körper, selten offenbart sie sich so brutal wie in ihr.

Die letzten Menschen

Von

Edgar Neville

I.

Man sprach schon lange davon: Immer mehr Menschen starben, und immer weniger warme Flauschjacken wurden hergestellt. Als wäre es damit noch nicht genug, kamen zwei Kriege hintereinander, denen Epidemien folgten. Der Tod war unser tägliches Brot. Selbst diejenigen, die ein Beispiel des Lebens geben sollten, die Hundertjährigen selbst, starben. Es war furchtbar; es starben sogar die Bulgaren.

Die Katastrophe war so unvermeidlich, daß die Menschen sie ohne Gezeter hinnahmen; aber die Lebensart hatte sich verändert, hatte sich der Wirklichkeit angepaßt. Man traf keine Verabredungen mehr, man sagte nicht mehr „auf morgen". Die Menschen lebten für den Tag, für die Stunde und beschäftigten sich nur noch damit, möglichst gut zu sterben, auf der rechten Seite zu sterben.

Es kam ein Augenblick, da fast niemand mehr übrig war; und begegneten einander die wenigen, die noch atmeten, auf der Straße, so lächelten sie sich stoisch zu. „Und Sie? wann sterben Sie?".

Die Erde wurde unruhig und erbebte. Italien sah nicht mehr wie ein Stiefel aus.

Eines Morgens war niemand mehr da, sich an den Frühstückstisch zu setzen, Denn alle Menschen waren tot.

Es war so still, daß es schien, als habe jemand mit einem Taktstock gegen ein Pult geschlagen. Aber nichts antwortete, kein Pfiff, kein Befehl, nur ein erschrokkenes Schweigen. Wenn man die Stille recht gehört hatte, vernahm man das leise Zischen einer zerbrochenen Gasleitung, welches das Schweigen noch tiefer machte. Die Dinge warteten auf den Menschen wie jeden Morgen, sie warteten angstvoll auf ihn, ohne das geringste zu begreifen, in heller Aufregung. Maschinen, Häuser, Straßen, Städte warteten, dem Weinen nahe.

Durch die Straßen wanderten letzte Worte und fanden kein Gehör mehr. Schatten von Körpern, die ihren Herrn verloren hatten, suchten einen neuen und trafen den Tod am hellen Mittag.

Der Eiffelturm legte sich quer über den Mund von Paris und gebot dem Abendland Schweigen. Die Seine ging wie auf Zehenspitzen. Aus den Bahnhöfen waren alle Züge ausgefahren. Der Tod feierte sein Fest der Arbeit.

Die Plakate an den Litfaßsäulen verschlimmerten die Tragödie: sie zeigten, was niemand mehr sehen würde, Porträts von verschwundenen Schauspielern und Schauspielerinnen und die hundert girls — hundert — aus dem Kasino, die in Reih und Glied wie Bleisoldaten umgefallen waren.

Nur die Uhren gingen noch, da sie für viele Jahre aufgezogen waren, und ihr Ticktack stand als Gedankenstrich hinter dem Wort „Leben". Sie schlugen sinnlos die Stunden und maßen eine Zeit, die niemandem mehr gehörte. Die Sekunden waren der Pulsschlag der Erde. Ein Wecker, der auf den Augenblick gewartet hatte, seinen Ulk zu vollführen, rasselte im Schlafzimmer Susannens so heftig los, daß das Mädchen in die Höhe fuhr.

Hermann Landshoff

— *Was Du uns da erzählst, ist doch der reine Stiefel!*
— *Bitte, das ist ja die Form von Italien.*

Susanne war noch nicht gestorben, denn einer mußte der letzte sein, und das war eben ihr Fall. Ihr Leben war während der ganzen Katastrophe unverändert weitergegangen. Abends hatte sie in ihrem gewöhnlichen Kabarett getanzt und getrunken und war fast immer in Gesellschaft eines Herrn nach Hause gekommen, der von Abend zu Abend wechselte und ihr am nächsten Morgen beim Abschied fünfzig Franken — oder auch weniger — auf die Kommode legte.

Sie las keine Zeitungen und stand nur auf, um in ihr Kabarett zu gehen. Das war ihre Welt, und sie endete an der Tür, die zu den Küchenräumen führte. In der letzten Nacht waren sie nur sechs oder sieben gewesen; der Besitzer fehlte und zwei oder drei Stammgäste. Susanne hatte es nichts ausgemacht, daß sie allein nach Hause kam, denn sie wollte am nächsten Tag früh aufstehen und sich ein Paar Schuhe kaufen.

Der Wecker surrte fort, als wollte er vom Boden aufsteigen. Das ermunterte Susannen endlich ganz. Sie sah sich um, ob jemand neben ihr liege, und stand dann auf. Erwägend, daß sie heute zum erstenmal so früh ausging und durch Straßen und Läden bummeln werde, machte sie sorgfältig Toilette. Sie wählte ihre besten Strümpfe und verbrachte eine gute Stunde vor dem Spiegel mit der Herrichtung ihres Gesichts.

Susanne trat auf die Straße. „Es ist ja wie Sonntag", dachte sie, als ihr die Stille entgegenschlug. Sie ging weiter, ohne daß ihr die Katastrophe zum Bewußtsein kam. An den Straßenkreuzungen blickte sie nach rechts und links. Sie

merkte nicht, wie allein sie war, denn die Schaufenster warfen ihr Bild vervielfältigt zurück und gaben ihr das Gefühl einer großen Menge. Es war, als ob sie mit einer Freundin ging. Sie trat in das Warenhaus ein. Die hohen Decken schienen, von der Stille gebläht, noch höher zu steigen. Auf den Ladentischen lagen die letzten Zeugstücke, an denen noch die letzten Spuren menschlicher Berührungen hingen. Die Zettel mit den Preisen waren die Leichenscheine der Dinge.

Susanne begann sich zu fürchten; aber sie suchte ihre Angst zu verstecken, indem sie sich unbefangen stellte und mit Interesse die Auslagen betrachtete. Sie ging durch die Haupthalle und befühlte alles; aber ihre Absätze klangen so laut, daß sie ihr zu folgen schienen. Auf Zehenspitzen vor sich selber fliehend, gelangte sie in die Abteilung der Damenkleider. Dort standen Dutzende von Wachspuppen umher, und sie atmete ruhiger, denn es kam ihr vor, als sei sie hier in einem Haus, wo man ein Fest feierte. Sie setzte sich in einen Sessel und begann zu sprechen. Sie erzählte den Puppen allerhand. Aber in den Pausen kehrte die Stille zurück, und die Mannequins wurden immer lebloser und glichen immer mehr Toten, die der Tod in einer schwierigen Stellung überrascht hat.

Susanne stürzte schreiend hinaus. Sie suchte verzweifelt nach jemandem, mit dem sie sprechen konnte. An den Straßenkreuzungen sah sie sich nach einem hilfreichen Schutzmann um. Sie läutete an den Telefonen aller Feuermelder — aber immer das schwarze Schweigen.

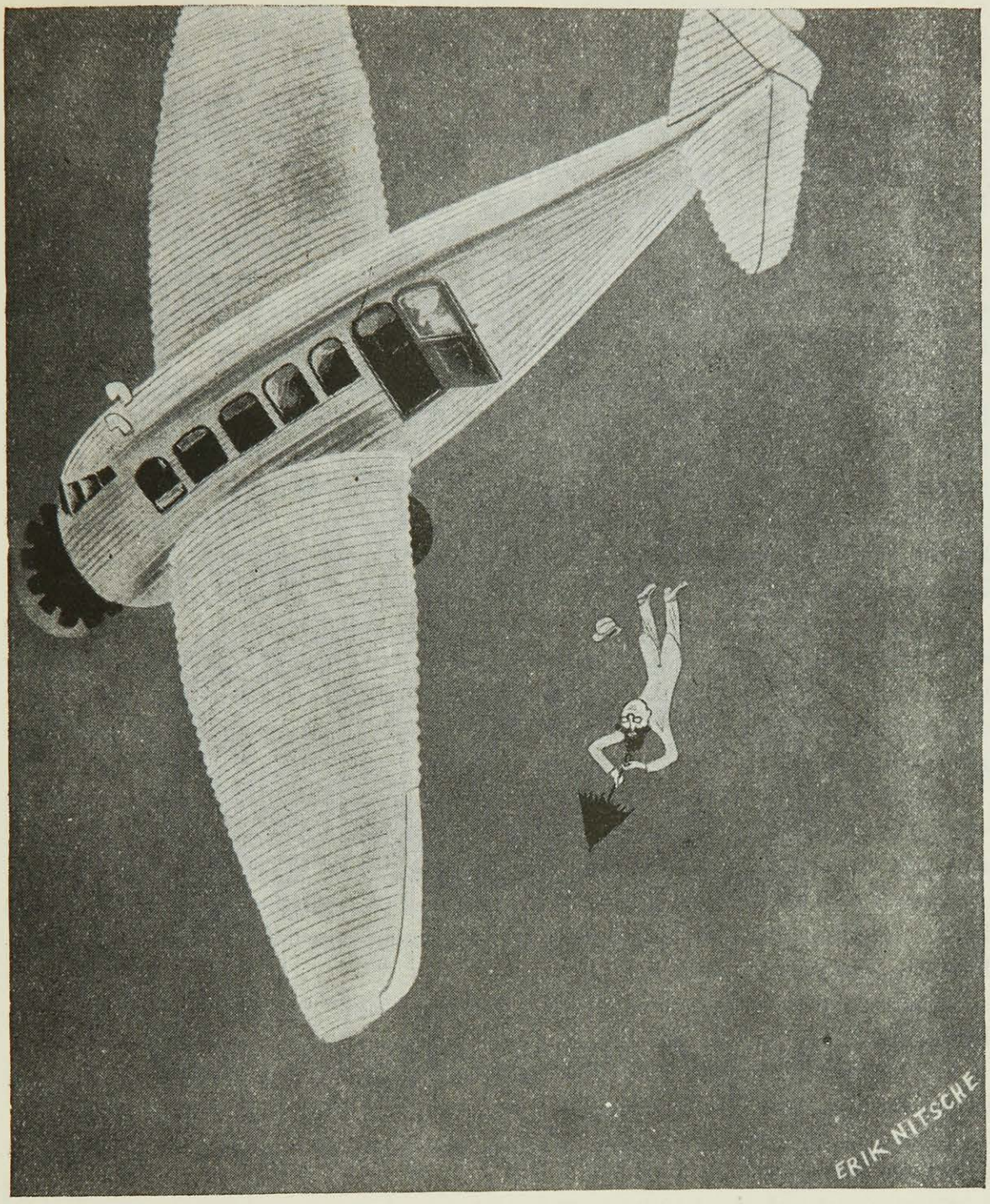
Endlich setzte sie sich im Freien auf eine Bank; so hatte sie weniger Angst. Aber sie dachte an die Nacht, und es war ihr klar, daß sie nicht in der Stadt bleiben konnte, hauptsächlich wegen der Ecken, an denen sie ihre Mitmenschen am meisten vermißte. Diese Ecken ohne etwas dahinter, diese Ecken, um die niemand biegen konnte.

Susanne nahm ein verlassenes Auto und machte sich auf die Suche nach einem Menschen. Zuerst tutete sie noch an den Kreuzungen und streckte die Hand hinaus, wenn sie abbiegen wollte. Dann wurde sie ärgerlich auf sich selbst, und ihre schlechte Laune vertrieb ihr die Angst. Sie zerschlug den Rückspiegel, warf den Hut auf die Straße und zog das Kleid aus. Das war ihre Antwort auf den gegenwärtigen Stand der Dinge. Auf dem Opernplatz war sie ungefähr nackt. Dann ging sie in das eleganteste Geschäft und hüllte sich in einen Pelzmantel. Auf der Flucht vor der Nacht in der Stadt raste sie im Auto davon, nicht ohne einen Zeitungskiosk überrannt zu haben, dessen neueste Nachrichten niemanden mehr interessierten.

II.

Mit hundert Kilometern die Stunde kehrte der Rest der Menschheit in den Orient zurück, von wo sie vor einigen Jahrtausenden in umgekehrter Richtung ausgezogen war. Es war eine Rückkehr in die Heimat; und die letzte des Geschlechts hatte ihre Strümpfe unter den Knien aufgerollt, um sie nicht zu zerreißen.

München, Wien, Budapest — den toten Städten wuchs der Bart, und Susannens Auto scheuchte Schnepfen auf den Opernplätzen auf. Ruinen bringen den Herbst: die Vögel sangen über den Städten, wie sie nur in feuchten Novembern singen. In den Häusern waren die Mücken eingesperrt zurückgeblieben; sie stießen gegen die Fenster, daß es tickte wie eine Uhr, wie eine noch aufgezogene Uhr. Die Glocken auf den Kirchtürmen waren erhängte Tänzerinnen. Die Erde



— *Verdammt, da hab ich den falschen Schirm erwischt!*

war ihr Fieber los und ruhte friedlich; Bäume wuchsen, und Steine wuchsen. Das Unbelebte bewegte sich, und die Erdteile änderten ihre Gestalt, sobald sie merkten, daß niemand da war, sie zu korrigieren.

Da konnte England die Scham über all den Wirrwarr nicht länger ertragen und stürzte sich ins Meer.

In Budapest zog Susanne den Büstenhalter aus und ließ ihn auf der Hauptstraße liegen. Sie hatte allmählich alle Angst verloren und unterhielt sich jetzt auf ihrer reißenden Flucht damit, Boulevard-Schlager zu singen. So kam sie nach Konstantinopel, wo die Hunde auf den Gräbern der Türken verendet waren. Susanne lenkte ihr Auto auf die Straße, die unzweifelhaft nach Asien führt. Aber

mitten auf der Brücke mußte sie anhalten. Ein Fahrrad lag quer über dem Weg. Ein Herr pumpte einen Reifen auf.

„In Ihrem Alter könnten Sie wissen, daß Sie hier ein Verkehrshindernis sind", sagte Susanne ärgerlich. Der Herr unterbrach sich in seinem Geschäft und sah das Mädchen an, das in Tränen ausbrach. Gemeinsam setzten sie die Reise fort. Die Wüste lächelte wie jemand, der alles hinter sich hat.

Der Herr, ein Geschichtsprofessor, machte große Handbewegungen. Er zitierte unsterbliche Namen von gutem Klang, die sich in dieser Verlassenheit wunderlich ausnahmen. Er erklärte Susannen den Ring der ewigen Wiederkehr und fand rühmende Worte für die Griechen.

Susanne ihrerseits besaß einen weniger umfassenden Begriff von der Menschheit. Ihre größte Bewunderung galt einer Kusine, deren Mann — allerdings betrank er sich gern — beim Katasteramt angestellt war. Diese Kusine konnte sticken wie sonst niemand in Paris, und in der Kunst, eine Masche in einem Seidenstrumpf aufzunehmen, fand sie nicht ihresgleichen . . . Das Gespräch der beiden letzten Menschen blieb hinter dem Motor stehen, vibrierte einen Augenblick und fiel dann zu Boden, wo es sich mit dem Sand vermischte.

Die Luft preßte ihren feinen Tüll eng um Susannens Körper. „Tut es Ihnen nicht leid", fragte sie, „zu denken, daß wir die letzten sind?" — „Dem wäre vielleicht abzuhelfen", antwortete galant der Herr. Es trat ein peinliches Schweigen ein, und sie kamen an die Stelle, wo Euphrat und Tigris zusammenfließen. Dort ging ihnen das Benzin aus.

Sie setzten sich auf den Boden und suchten nach Gesprächsstoffen. Der Herr war geschickter darin, denn er sagte von Zeit zu Zeit: „Mein gnädiges Fräulein, daß wir die letzten sind, ist also unser eigener freier Wille."

Soweit waren sie, als Gott zu ihnen trat, mit Mantel und Bart, wie man ihn kennt; und mit ihm der Engel mit dem Flammenschwert. Sie kamen aus dem Paradies, das dort in der Nähe liegt.

Susanne erkannte ihn nicht gleich. „Wer sind Sie?" war das erste, was sie zu ihm sagte.

Gott lächelte freundlich. Er hatte den besten Willen. „Was tut ihr hier?" fragte er milde, und seine Stimme weckte ein Echo, wo eigentlich keines mehr war.

„Herr", stammelte der Mann, „ich bin Deutscher, lutherisch . . . Diese junge Dame ist Französin, Katholikin . . . Wir . . ."

Gott unterbrach ihn höflich: „Sie werden verzeihen, aber davon verstehe ich nichts. Ich wollte nur wissen, was Sie hier vor der Tür des Paradieses tun, das doch gewiß lieblicher und komfortabler ist als dieses Feldlager."

Hier mischte sich der Engel ein: „Herr", sagte er, „ich habe sie vertrieben, weil sie vom Apfel aßen"

„Von welchem Apfel?"

Und der Engel mit einem Zwinkern: „Vom Apfel."

Gott lachte herzlich, und da er im Grunde gütig ist, stieß er sie sanft vorwärts und sagte: „Nun, nun, ich sehe, man hat die Vorschrift allzu streng ausgelegt. Kommt nur herein, Kinder, es soll nichts geschehen sein."

Und ein neuer Wind verjüngte den Planeten, während Eva eintrat und ihren Mantel ablegte.

(Deutsch von Helene Weyl)

Eduard Braun *Querschnitt durch Italien*

Die futuristische Küche

Von

F. T. Marinetti

Vorrede

Entgegen den bisherigen und voraussichtlichen Kritiken stellt sich die futuristische Küchenrevolution, die in diesem Bande beleuchtet wird, das hohe, edle und für alle nützliche Ziel, die Ernährung unseres Volkes radikal zu verändern, indem sie es kräftigt, dynamisiert und vergeistigt durch völlig neue Gerichte, wobei das Experiment, die Intelligenz und die Phantasie in wohlfeiler Weise die Quantität, die Schalheit, die Gewohnheit und die Unkosten ersetzen.

Diese unsere futuristische Küche, reguliert wie der Motor eines Flugzeugs mit hohen Tourenzahlen, wird einigen angstschlotternden Passatisten verrückt und gefährlich erscheinen; sie will indessen endlich eine Harmonie herstellen zwischen dem Gaumen der Menschen und ihrem Leben von heute und morgen.

Von den bekanntgewordenen und sagenhaften Ausnahmen abgesehen, haben sich die Menschen bisher wie die Ameisen, die Mäuse, die Katzen und die Ochsen

ernährt. Mit uns Futuristen entsteht die erste menschliche Küche, d.h. die Kunst sich zu ernähren; wie alle Künste schließt sie das Plagiat aus und verlangt die schöpferische Originalität.

Nicht zufällig erscheint dieses Werk in der Weltwirtschaftskrise, deren Entwicklung nicht berechenbar ist; berechenbar dagegen die gefährliche und bedrückende Panik. Dieser Panik stellen wir eine futuristische Küche entgegen, d.h. den Optimismus bei Tisch.

Die neuen Notwendigkeiten

Allem Hergebrachten abhold, gehen wir Futuristen dem Beispiel und der Mahnung der Tradition aus dem Wege, um etwas *Neues* zu erfinden, das alle für irrsinnig halten.

Wenn wir auch einräumen, daß schlecht und primitiv genährte Leute in der Vergangenheit Großes geleistet haben, so halten wir uns doch an die folgende Wahrheit: man denkt, träumt und handelt gemäß dem, was man ißt und trinkt. Fragen wir in dieser Beziehung unsere Lippen, unsere Zunge, unseren Gaumen, unsere Geschmacksnerven, unsere Drüsensekretion, und dringen wir kühn in die gastronomische Chemie ein.

Wir fühlen die Notwendigkeit zu verhindern, daß der Italiener massig und vierschrötig werde, ein plumper und dickhäutiger Sack. Er möge sich statt dessen immer mehr der behenden, federnden Durchsichtigkeit der Italienerin annähern, diesem Geschöpf aus Leidenschaft, Zartheit, Helligkeit, Wille, Schwung und heroischer Kühnheit. Wir wollen bewegliche Körper vorbereiten für die schwebeleichten Aluminium-Züge, die die heutigen schweren aus Eisen, Holz und Stahl bald ersetzt haben werden.

Überzeugt, daß im zu erwartenden Weltbrand der Zukunft das beweglichste und energiegeladenste Volk Sieger sein wird, wollen wir Futuristen nun auch die Ernährungsweise festsetzen, die ein immer schwereloseres und schnelleres Leben ermöglicht.

Wir halten vor allem für notwendig:

a) die *Abschaffung der Makkaroni*, der „pastasciutta", dieser absurden gastronomischen Religion Italiens. Den Italienern tun die Teigwaren nicht gut. Zum Beispiel passen sie nicht zum lebhaften Geist und zur leidenschaftlichen, großherzigen, intuitiven Seele der Napolitaner. Diese sind heldenmütige Kämpfer, erleuchtete Künstler, hinreißende Redner, scharfsinnige Advokaten und ausdauernde Landwirte gewesen trotz der Unmenge Teigwaren, die sie täglich in sich hineinstopfen. Beim Essen derselben entwickeln sie den typisch ironischen und rührseligen Skeptizismus, der so oft ihre Begeisterungsfähigkeit untergräbt. Die Makkaroni fesseln die Italiener mit ihren Mäandern an die langsame Spindel Penelopes und machen sie schlapp wie Segel ohne Wind. Warum noch immer seinen wuchtigen Klotz den elektrischen Wellen entgegenstemmen, die der italienische Genius über Ozeane und Kontinente aussendet, und den Landschaften aus Farben, Formen und Lärm, die der Bildfunk um die Erde schaukeln läßt? Die Verteidiger der Teigwaren haben Ketten und Ruinen im Magen, wie Sträflinge und Archäologen;

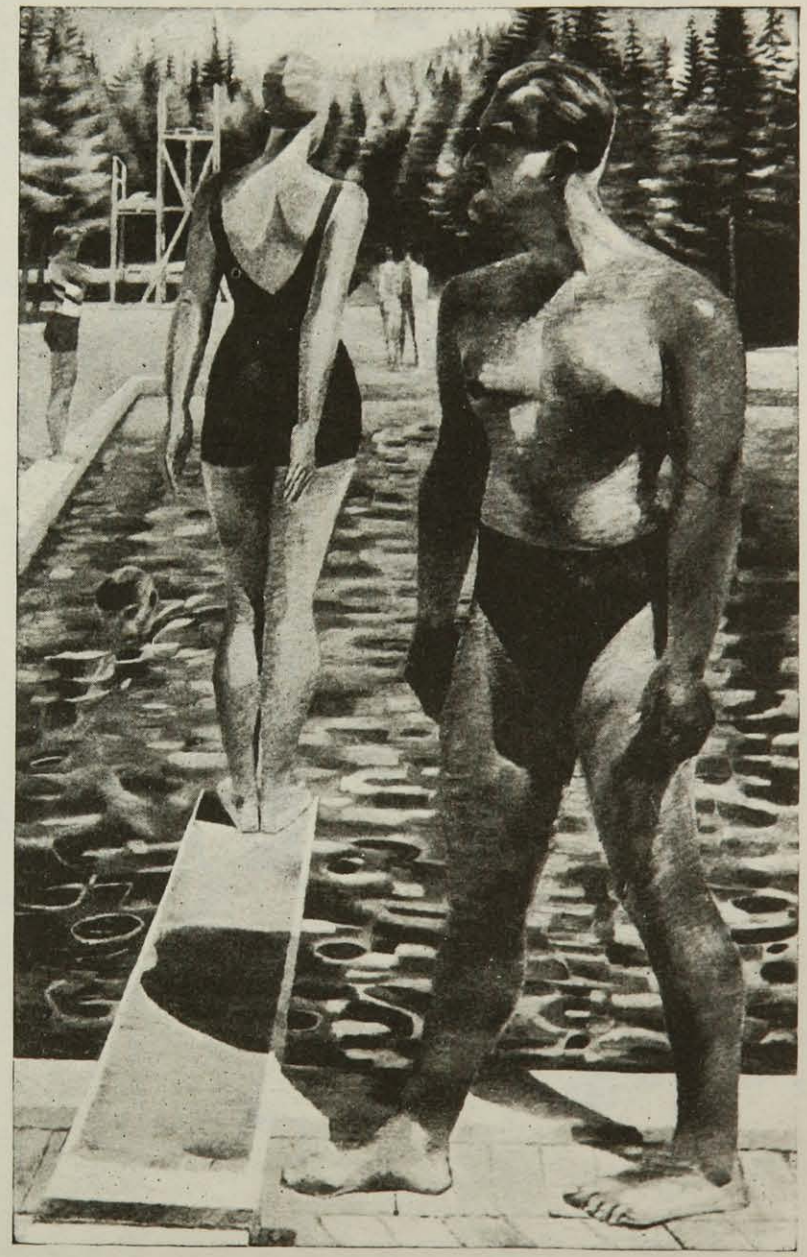
b) die Abschaffung des Gewichts und der Menge, nach denen die Nahrung beurteilt und bewertet wird;

Gegenüber: Photo Hans Ludewig

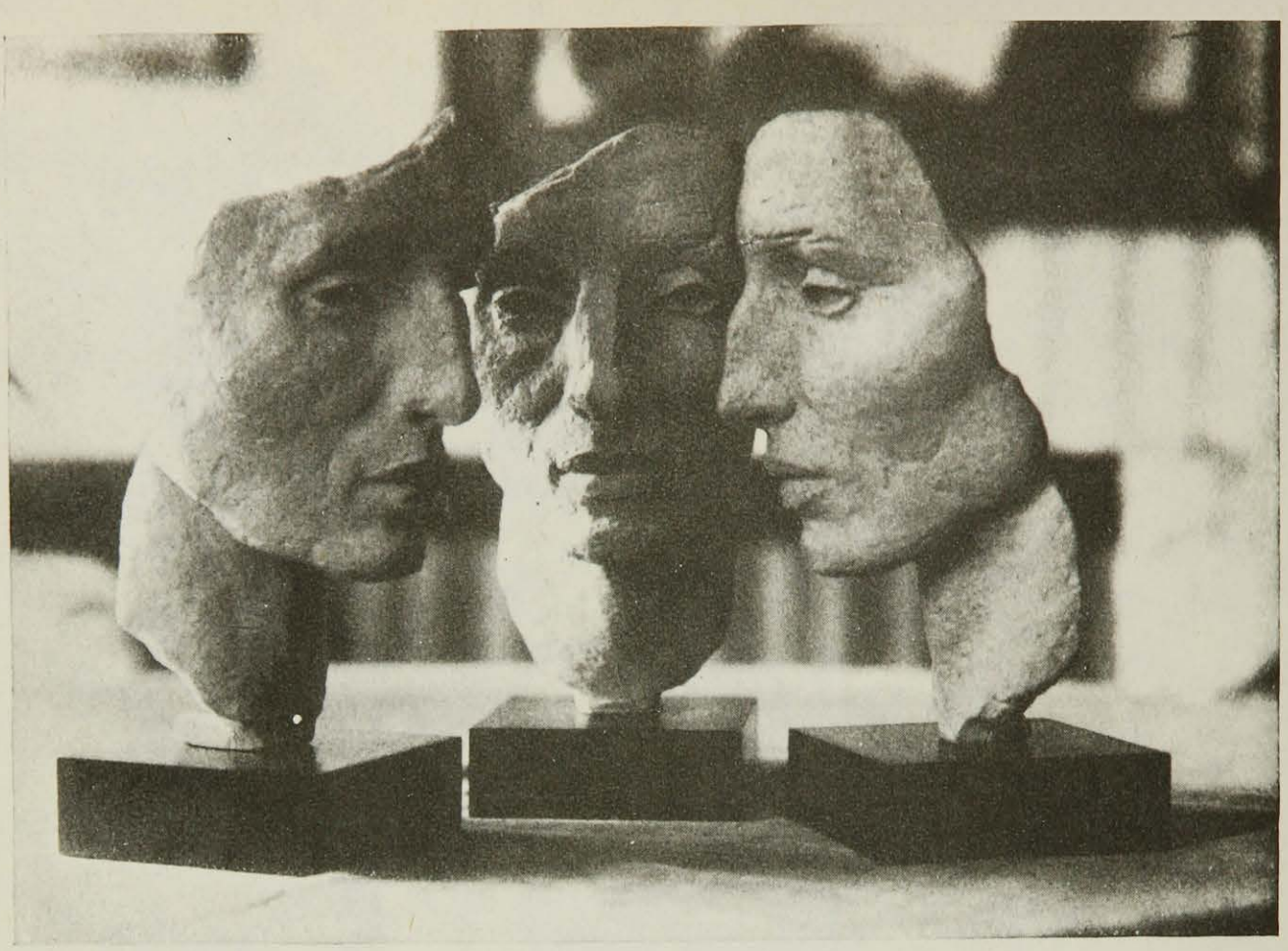
Keystone

Greta Garbos erste Ankunft in Hollywood (1925)

Gruß aus Bad Elster (Postkarte)



Conrad Felixmüller, Kraft und Schönheit (Oelbild)



Renée Sintenis, Selbstbildnis (Stein)

Neofot

Jung-Nutria aus den Farmen in Berlin-Britz

c) die Abschaffung der herkömmlichen Zusammenstellungen zugunsten aller neuen und scheinbar absurden Zusammenstellungen;

d) die Abschaffung der alltäglichen und gewohnten Genüsse des Gaumens. Wir fordern die Chemie auf, dem Körper schleunigst die notwendigen Kalorien durch nahrhafte Äquivalente auf Staatskosten zu liefern, die in Pillen oder Pulvern bestehen und aus Eiweiß, Kohlehydraten und Vitaminen zusammengesetzt sind. Das wird eine Herabsetzung der Kosten des Lebensunterhalts und der Gehälter ermöglichen mit entsprechender Verkürzung der Arbeitszeit. Die Maschinen werden bald ein williges Proletariat aus Eisen, Stahl und Aluminium bilden, das im Dienst einer von der Handarbeit fast völlig befreiten Menschheit steht. Die auf drei oder vier Stunden verkürzte Arbeitszeit wird den Rest des Tages freigeben zum Denken, zur Kunst und zum Kosten von vollendeten Mahlzeiten.

Die vollendete Mahlzeit erfordert:

1. eine originelle Tisch-Harmonie (Kristall, Geschirr, Geräte) im Geschmack und in den Farben der Speisen,

2. eine absolute Originalität der Speisen.

Beispiel: Zur Zubereitung des *Alaska-Salms aux rayons de soleil mit Mars-Tunke* nimmt man einen schönen Alaska-Salm, zerlegt ihn und gibt ihn mit rotem Pfeffer, Salz und feinem Öl auf den Rost, bis er schön golden ist. Halbierte Tomaten hinzugeben, die man vorher mit Knoblauch und Petersilie über dem Rost gebacken hat. Beim Servieren legt man über die Schnitten kreuzweis Anschovis-Filets. Über jede Schnitte ein Scheibchen Zitrone mit Kapern. Die Tunke, durch ein Sieb passiert, besteht aus Anschovis, dem Gelb harter Eier, Basilienkraut, Olivenöl und einem Gläschen Aurum-Likör. (Rezept von Bulgheroni, Küchenchef der „Penna d'Oca".)

3. die Erfindung schmackhafter Plastik-Komplexe, deren originelle formale und farbige Harmonie die Augen sättigt und die Phantasie anregt, bevor sie zu den Lippen gelangen.

Beispiel: Der eßbare Plastik-Komplex *Äquator + Nordpol*, vom futuristischen Maler Enrico Prampolini geschaffen, besteht aus einem äquatorialen Meer aus Eigelb, in das man Pfeffer, Salz und Zitronensaft rührt. In der Mitte erhebt sich ein Kegel aus geschlagenem Eiweiß, der mit Apfelsinenstückchen gespickt wird wie mit saftigen Sonnen-Sektoren. Oben wird der Kegel mit schwarzen Trüffeln durchlöchert. Die Trüffeln schneidet man in Form von Neger-Flugzeugen zur Eroberung der Lüfte.

4. die Abschaffung von Gabel und Messer für die Plastik-Komplexe, da diese auch Gefühlsgenüsse zu bieten vermögen,

5. die Kunst, Parfüms zu gebrauchen, um zum Kosten anzuregen. Jeder Speise muß ein Duft vorausgehen, der dann mittels Ventilatoren wieder verjagt wird,

6. die Verwendung der Musik, die auf die Eßpausen zu beschränken ist, damit sie nicht die Geschmacksnerven irritiert, vielmehr den genossenen Geschmack behebt und die ursprüngliche Kostfreudigkeit wiederherstellt,

7. die Abschaffung des vielen Redens und Politisierens bei Tisch,

8. die dosierte Verwendung von Dichtung und Musik, unerwarteter Ingredienzien, die durch ihre sinnliche Intensität den Geschmack der Speisen steigern sollen,

9. das schnelle Anbieten — in den Eßpausen und vor den Augen und Nasen der Gäste — von einigen Speisen, die sie essen werden, und anderen, die sie nicht essen werden, um die Neugier, die Überraschung und die Phantasie zu entfachen,

10. die Schöpfung der Simultan- und Schiller-Bissen, zehn bis zwanzig Geschmäcker enthaltend, die alle im Augenblick genossen werden können. Diese Bissen werden in der futuristischen Küche die nämliche analogienbildende Funktion haben wie die Bilder in der Literatur. Ein bestimmter Bissen wird einen ganzen Lebensabschnitt umfassen können, den Verlauf einer Liebesleidenschaft oder eine Reise in den Fernen Osten;

11. die Ausstattung der Küche mit wissenschaftlichen Instrumenten: Ozonisierern, die Speisen und Getränken den Duft des Ozons geben, Lampen zur Verteilung ultravioletter Strahlen, um Nährstoffe zu aktivieren und leichter verdaulich zu machen, Elektrolysierern, um Säfte und Extrakte zu zersetzen und damit aus einem bekannten Produkt ein neues Produkt mit neuen Eigentümlichkeiten zu erhalten, Kolloidal-Mühlen, um Mehl, Drogen usw. bis zu einem unwahrscheinlichen Grad zu verfeinern, Zentrifugen, Destillier- und Dialysier-Apparaten. Chemische Meßgeräte werden den Säure- und Alkali-Gehalt der Soßen feststellen und etwaige Fehler berichtigen können: zu fad, zu sauer, zu gepfeffert, zu süß.

Heroische Mahlzeit im Winter

Kämpfer, die im Januar um drei Uhr morgens die Lastwagen besteigen, um gegen vier Uhr in Stellung zu sein, oder in Flugzeugen aufsteigen, um Städte zu bombardieren oder feindliche Angriffe abzuschlagen, werden im schmerzlichen Kuß der Mutter, der Gattin, der Kinder oder in leidenschaftlichen Briefen nicht die richtige Aufmunterung finden. Ein träumerischer Spaziergang ist auch nicht das Rechte. Ebensowenig die Lektüre eines anmutigen Buches.

Sie sollen sich statt dessen zu Tisch begeben, wo ihnen ein „Kolonialfisch mit Trommelwirbel" oder „Frisches Fleisch mit Trompetengeschmetter" serviert werden wird.

Kolonial-Fisch mit Trommelwirbel: Gekochter See-Aal wird 24 Stunden einer Tunke aus Milch, Kapern und rotem Pfeffer ausgesetzt. Beim Servieren wird er geöffnet und mit einer Konserve aus Datteln, Bananenscheibchen und Ananasschnitten gefüllt. Bei ununterbrochenem Trommelwirbel zu essen.

Frisches Fleisch mit Trompetengeschmetter: Man schneidet einen exakten Würfel aus Rindfleisch, schickt elektrische Ströme hindurch und läßt ihn 24 Stunden in einer Mischung aus Kognak, Rum und Wermut ziehen. Dann nimmt man ihn heraus und serviert ihn auf einer Unterlage aus rotem Pfeffer, schwarzem Pfeffer und Schnee. Jeder Bissen ist genau eine Minute zu kauen, wobei man zwischen dem einen und dem nächstfolgenden ein Trompetensignal einschaltet, das vom Esser selbst gegeben wird.

Zum Nachtisch werden den Kämpfern Schalen mit reifen Kakis, Granatäpfeln und Blutorangen gereicht. Während das Obst in den Mündern verschwindet, werden im Eßraum, mittels Zerstäuber, sanfte Rosen-, Jasmin-, Geißblatt- und Akaziendüfte verbreitet, deren wehmütige und dekadente Süße jedoch brutal abgelehnt wird von den Kämpfern, die sich blitzschnell Gasmasken aufstülpen.

Beim Aufbruch stürzen sie einen Kehlenzerplatzer hinunter, ein herbes Getränk aus einer Kugel Parmesankäse, die man in Marsala aufgeweicht hat.

(Rezept des futuristischen Aero-Dichters Marinetti)

Mahlzeit zur Liebeserklärung

Ein schüchterner Liebhaber hat den Wunsch, einer schönen und gescheiten Frau gegenüber seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Er läßt zu diesem Zweck

Käte Wilczynski

— Wenn wir ihr jetzt den Schirm anbieten, könnte sie unsere sachlichen Motive überschätzen und die persönlichen übersehen . . . es ist besser, wir warten ab, bis der Regen aufhört.

auf der Terrasse eines Hotels, zu nächtlicher Stunde, das folgende Mahl zur Liebeserklärung servieren:

Ichbegehresie: Vorspeise aus verschiedenen, raffiniert gewählten Gerichten, die der Kellner jedoch nur zum Anschauen reicht, während Sie mit Butterbroten vorliebnehmen wird.

Ichbetesiean: Eine große Platte aus Spiegeln. In der Mitte nach Ambra duftende Hühnerkoteletten, die mit einer dünnen Schicht Kirschenmarmelade bedeckt sind. Während des Essens wird Sie sich im Spiegel bewundern.

Ichliebesiesosehr: Röllchen aus Zuckerteig, mit verschiedenen Geschmäcken gefüllt, eines mit Pflaumen, eines mit Äpfeln in Rum gekocht, eines mit Kartoffeln in Kognak getränkt, eines mit gesüßtem Reis usw. Ohne Wimpernzucken wird Sie alle verspeisen.

Ichsterbevorliebe: Eine sehr kompakte süße Torte. Rund herum ist sie mit kleinen Löchern versehen, die Anis, Pfefferminz, Rum, Wacholder und Bitteres enthalten.

Heutenachtbeimir. Eine sehr reife Apfelsine in einer großen Pfefferschote, gefüllt mit Eierpunsch, der mit etwas Auster und Seewassertropfen gesalzen ist.

(Rezept des futuristischen Aero-Malers Fillía)

Mahlzeit für Kaufleute

Für Kaufleute, denen der Trubel der Geschäfte den Besuch eines Restaurants oder die Rückkehr nach Hause nicht gestattet, wird eine Simultan-Mahlzeit bereitet, die ihnen erlaubt, ihre verschiedenen Beschäftigungen (Schreiben, Gehen, Reden) fortzusetzen und gleichzeitig zu essen.

In einer großen rotlackierten Metallpfeife mit elektrischem Öfchen kocht eine Minestra. Kleine Thermosflaschen, in Form von Füllfederhaltern, sind mit heißer Schokolade gefüllt. Geschäftsbücher in Taschenformat enthalten Fischpaste. Den Briefmappen kann man Schreibpapier und Rechnungsbogen entnehmen, die in verschiedenen Stärken parfümiert sind, um den Appetit zu besänftigen, zu stillen oder zu wecken. *(Deutsch von Cyril Malo)*

MARGINALIEN

Schulmädchen zeichnen die Zeit

Aus Zehnminuten-Aufsätzen dreizehnjähriger Wiener Schulmädchen aus allen Kreisen und Konfessionen

Gerti:

Was mich am meisten in der Welt kränkt, ist die Uneinigkeit unter den Menschen. Das heißt, daß sie sich in so viel Parteien splittern und ganz anderer Meinung sind. Noch ärger ist, daß es Arme und Reiche gibt, und nicht alle Menschen gleich viel haben. Darum ist Krieg und darum wird sicher noch einmal ein sehr großer Krieg kommen. Persönlich drückt es mich, daß die Großen sagen, wir haben mehr Erfahrung und verstehen alles besser. Wir können uns nicht auf die Erfahrungen der Erwachsenen zufrieden geben. Oder wenn viele Leute da sein und plötzlich fällt es einem ein, daß auch ein Kind da ist und sie sagen: ach, möchtest du mir ein Glas Wasser holen.

Mausy:

Das Drückendste mir ist der Krieg. Schon unschuldige kleine Kinder streiten sich. Auch Neid, fürchte ich, bekommt man schon mit auf die Welt, und natürlich wachsen die Gefühle mit dem Alter. Aus dem Streiten der kleinen Kinder wird der Krieg zwischen den Völkern.

Lily:

Die Erwachsenen verstehen uns Kinder nicht, und die Kinder wissen nicht, was die Erwachsenen wollen. Die Kinder trotzen, wenn Eltern schimpfen. Dann sagt Vater: „Warum schaust du so aus, als hätte ich etwas Böses gesagt. Ich will dir ja nur Gutes." Aber das Kind weint doch. Mein Vater kommt mittags immer aufgeregt nach Hause und dann zankt er mit mir. „Aber Vater", sage ich, „ich kann doch nichts dafür, daß die Leute im Amt so schlecht sind zu dir." Die Mutti versteht mich besser. Wenn man ein neues Kleid haben möchte, sagt Mama immer nur: „Na gut." — „Der Vater wird es aber nicht erlauben", sage ich. „O ja", sagt die liebe Mutter, „ich werd's ihm schon ausbetteln."

Käthe:

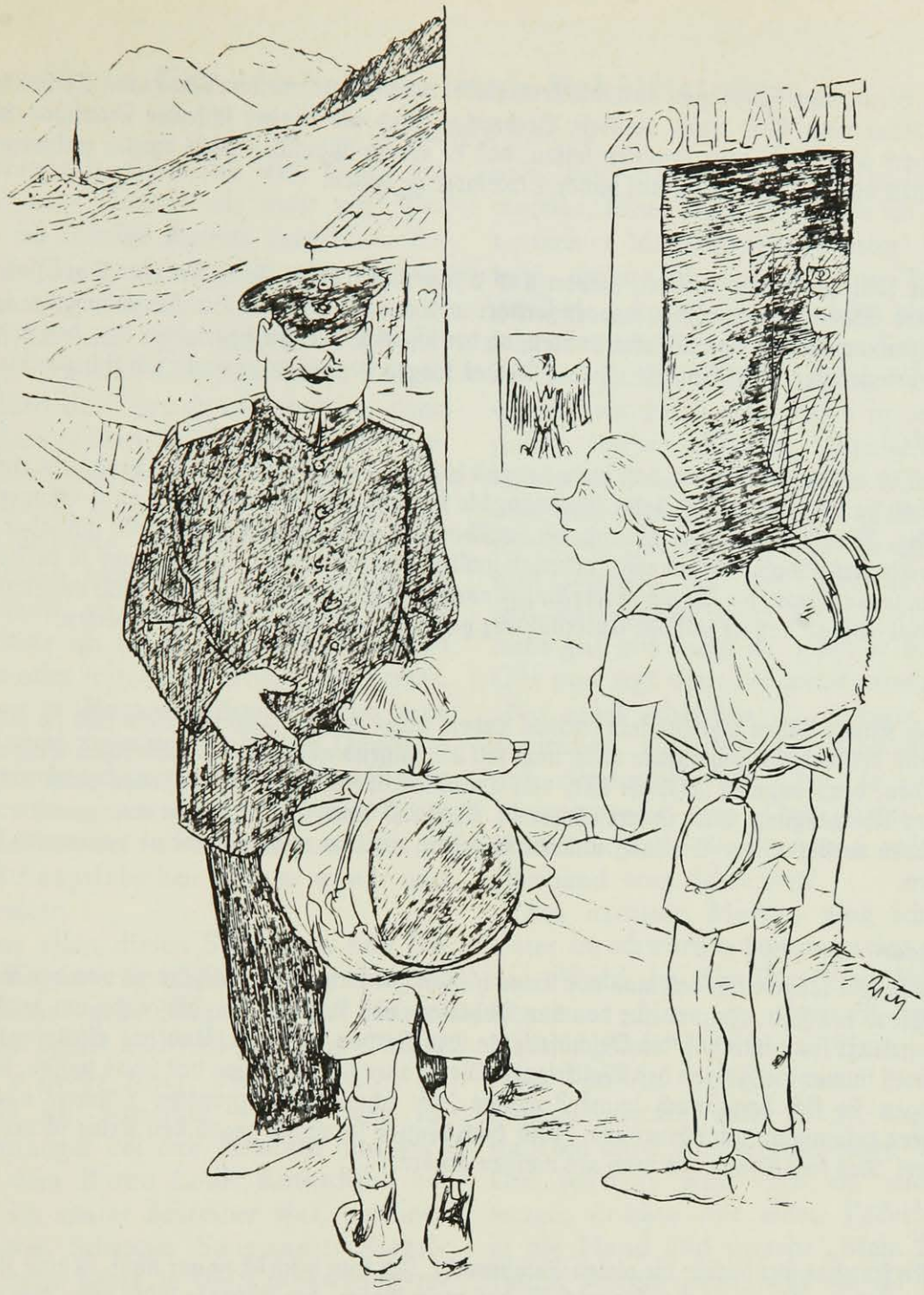
Obwohl mir nichts abgeht, finde ich es doch recht schmerzlich, daß meine Mama so viel bei sich selbst abspart, um mir Freude zu bereiten. Oft kauft sie mir sogar Dinge, die ich gar nicht brauche, obwohl sie selbst Notwendiges entbehrt, nur um mir alles recht angenehm zu machen. Sie macht auch alle Arbeit im Haushalt selbst, obwohl sie nicht besonders gesund ist. Ich wäre froh, wenn sich die Verhältnisse bißchen besserten, damit diese Sorgen meiner Mutter abgenommen würden.

Lotte:

Ich bin traurig, wenn ich im warmen Klassenzimmer sitze und einige Mädchen den Unterricht stören, so daß nicht weitergegangen werden kann. Da muß ich an gleichaltrige Mädchen denken, die schon im Alltagsleben stehen und schon als Verkäuferin oder Lehrling sich von morgens bis spät abends schinden. Ich kenne viele Mädchen, die nicht mehr in die Schule gehen. Leider auch solche, die gar keinen Beruf haben, und deren Eltern nur von der Arbeitslosenunterstützung leben. Bei einigen meiner Bekannten sind sogar noch fünf Geschwister zu Hause. Ich begreife meine Mitschülerinnen nicht, wenn sie nicht ernst arbeiten wollen. Wahrscheinlich haben sie keine Ahnung von dem Elend der anderen.

Ellinor:

Mich kränkt die Not der Arbeitslosen. Wohnen in schlechten Wohnungen und können sich nichts leisten, den Kindern kein Vergnügen bieten. Dadurch, daß jetzt so viele Leute abgebaut



Kurt Werth

— Habt ihr Devisen?
— Jawohl, zwei: Bergheil! und Frisch fromm fröhlich frei!

sind, ist es auf der Welt unerträglich. Oft klopfen an unsere Tür gebildete Leute und betteln. Hoffentlich wird bald etwas geändert.

Marie:

Mich drücken die gräßlichen Bluttaten, die jetzt so oft geschehen. Dann die Kriege, jetzt wieder Japan. So viele unschuldige Menschen werden erschossen, sterben an Hungersnot oder an Seuchen. Es darf keine Kriege mehr geben, die Jugend will es nicht haben. Auch sonst ist es schrecklich, jeden Augenblick geht ein Geschäft nach dem andern krachen.

Poldi:

Am abscheulichsten scheint mir die Stellung des Geldes. Alles Traurige und Unangenehme führe ich direkt oder indirekt auf den Einfluß des Geldes und die Liebe der Menschen zum Gelde

zurück. Wenn man Zeitungen durchblättert, findet man jeden zweiten Tag einen Einbruch oder einen Raubmord. Wer weiß, ob diese Verbrecher schon als Kinder schlechte Menschen waren. Man darf es nicht so weit kommen lassen, daß es einem Menschen nicht darauf ankommt, ein Vergehen mehr oder weniger auf seiner Strafkarte zu haben.

Fini:

Mir fällt der Krieg zwischen Japan und China schon beim Frühstück ein. Dort sind viele blühende Städte, werden schon wieder zerstört werden. Auch in der Straßenbahn fahre ich ungern. Immer muß ich unwillkürlich denken, ob der Mensch, der mir gegenüber sitzt, den gestrigen Mord mit größter Kaltblütigkeit um des Geldes wegen begangen hat und sich sicher wähnt.

Christl:

Mir ist es am traurigsten, daß man bei uns jetzt auf den Straßen singen muß, um ein paar Groschen zu bekommen. Die zehn Groschen, die ich ihm gebe, mit denen ist dem Sänger nicht geholfen. Es müßte ihm jeder Mensch, der vorüber geht, zehn Groschen geben. Es gibt aber leider auch viele Arbeitslose, die gar nicht arbeiten wollen und sich denken, daß es ihnen so besser geht. Ich kenne eine Frau, die schon mehrere Anstellungen bekommen hätte, sie aber nicht angenommen hat, weil sie sagt, daß sie mit der Unterstützung ganz gut auskommt, ohne zu arbeiten.

Liesl:

Die Kinder haben jetzt gar kein schönes Leben, keine richtige Jugend. Bald sind sie erfahren im Ernst des Lebens. Ich glaube auch, man soll die Jugend noch nicht zu politischen Dingen herbeiziehen, denn dadurch geschieht auch viel Dummes. Denn diese Dinge gehen dann nicht aus eigener Überzeugung. Man ist nur überredet. Auch das Parteiwesen ist sehr unangenehm. Viele Menschen verlieren ihre Stellung und ihr Ansehen, weil sie nicht irgendeine bestimmte Partei wählen.

Jolanda:

Es ist sehr langweilig, daß man von Erwachsenen gar nichts anderes hört als von der Not und dem Elend der Zeit. Immer nur von den Gehältern von Angestellten, die grade um große Beträge gekürzt sind, und daß die Geschäftsleute ihre Nerven verlieren. Und das alles, sagt man, sind noch immer die Folgen des Weltkrieges. Wenn aber die Menschen das schon wissen, warum bekriegen sie sich denn noch immer? Lange Zeit schon sitzen irgendwo Männer aus allen Ländern zusammen, um abzurüsten. Und doch können sie nichts gegen den Krieg in der Mandschurei. Das sind Dinge, die mich am meisten ärgern.

Tilde:

Mir sind das Gräßlichste die vielen Selbstmorde. Ich trau mich schon gar nicht, in eine Zeitung hineinzusehen. Aber furchtbar für mich ist, daß mein Vater, der früher so lustig war, jetzt immer so ernst und traurig ist. Auch Mutti ist verändert. Ich finde, die Eltern sollten sich nicht so abgrämen, denn aufhalten können sie das Unglück doch nicht. Man macht mir große Angst vor der Zukunft. Aber noch fürchte ich mich nicht.

Franzi:

Ich empfinde vor allen Dingen das viele Jammern als störend. Überall wird gejammert. In der Straßenbahn, zu Hause, überall. Es mag ja furchtbar schlecht sein, aber durch Jammern wird es nicht besser. Und nichts kann man erfahren, alle Erwachsenen sind so furchtbar gereizt. Wenn ich zu Hause etwas frage, bekomme ich kaum eine Antwort.

Lucy:

Das Verhältnis von Erwachsenen und Kindern ist heutzutage schon viel besser als früher einmal. Aber immerhin gehen die Erwachsenen noch immer von dem Prinzip aus, das Kind muß unterdrückt werden, es darf nicht recht haben. Ich würde mein Kind lieber selbständig machen, die Führung dürfte dann den Erwachsenen überlassen bleiben.

Vom Schreiber zum Schriftsteller

Von *August Scholtis*

Jedenfalls dichte ich aus Wut. Sowohl zum Dichten als auch zur Wut kam ich infolge meines verfehlten Berufes. Wie gern wäre ich zum Beispiel Schlosser geworden. Schlosser, das enthielt für mich alle kühnen Zukunftspläne. Ich war aber Schreiber. Vorerst im Büro des Fürsten Lichnowsky, dann bei dem reichen Kohlenmagnaten Tiele-Winkler, schließlich bei dem noch reicheren Baron Louis Rothschild. Wenn ich nun bedenke, daß mein Gehalt mir selbst ein Mittagessen nicht gestattete, bekomme ich eine Extrawut. Ferner arbeitete ich in einem halben Dutzend mehr oder minder wichtiger Magistrate, weiter in Kommunalbanken (wo man mich stets zu meinem größten Gaudium überwachte, damit meine Überintelligenz nicht zu einem Griff in die Kasse führte); weiter in Porzellan- und diversen Schnapsfabriken und so weiter und so weiter.

Aus allen diesen Stellungen nun bin ich wegen angeblicher unverschämter Frechheit gegenüber meinen Vorgesetzten Knall und Fall geflogen. *Glaube mir, o lieber Leser: dem war nicht so!* Bevor ich Schreiber wurde, war ich Handlanger bei den Maurern und verhalf dem Baron Louis Rothschild, bei dem ich später Schreiber war, zu einer massiven Scheune. So mancher Ziegelstein, der heute in die Oppawiesen im südlichen Schlesien hinausschaut, ist von mir das Baugerüst hinaufgeschleppt worden. Eines Sonnabends, als ich müde zu meiner Matschitschka (Mutter) heimkam, meinte Matschitschka zu Tränen gerührt: „Armer Junge, dein Maurerleben hat ein Ende. Du wirst Schreiber im Fürstlichen Schloß." In der Nacht, da wir wie üblich gemeinsam in unserer guten Stube schliefen, lispelte Matschitschka mit Tatschitschek (Vater) über meine Schreiberarbeit: „Ich stelle mir einen Schreiber so vor: Er schreibt und schreibt, und der Sekretär sieht sich das Geschriebene an. Wenn das nicht gut geworden ist, zieht er ihn am Ohr und sagt ihm: *No amal schreiben.*" „No amal schreiben . . ." sagte Matschitschka auf deutsch. Alles andere auf wassermährisch, das ja unsere Muttersprache ist. Ooo meine gute Matschitschka! Sie verstand wirklich allerhand vom Schreiben!

Am nächsten Morgen ging ich mit Vater im schwarzen Sonntagsstaat durch den Wald in die Fürstliche Schloßkanzlei. „Hast du Angst?" meinte Vater. „Nein", erwiderte ich, und das Herz pochte. „Bete zum Heiligen Florian", setzte Vater hinzu, und wir stapften durch den sommerlichen Wald. Der Sekretär wies mich an, mich zu setzen, drückte mir einen Federhalter in die Hand und sprach: „Mein lieber Junge, schreib amal, was ich dir langsam sage." Und er sagte:

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF, TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Packer packen die Pakete.
Bismarck packte feste zu.
Fischer fischen gerne frische Fische
frühe in der Frische.

Ich schrieb. Der Sekretär sah sich das an. Hernach meinte er, ich sei eigentlich ein ganz gescheiter Kerl und könne morgen früh antreten. Zu meinem Vater sprach er mit erhobener Stimme: „Aus diesem Kerl da mache ich einen brauchbaren Preußen, wie ihn unser Vaterland braucht. Er darf weder rauchen noch radfahren, das schadet der Lunge."

Am nächsten Morgen begann meine Schreiberei. Ich dachte drei Monate an Flucht und an meinen Schlossertraum. Dann war ich gründlich eingelebt. Fürsten, Fürstinnen, Komtessen, Gräfinnen, Prinzen und sonstige „Ungewöhnlich Sterblichen" kreuzten meinen Weg, ohne mich zu beachten, und ihre Hunde fraßen mir mit Vorliebe meine Fettstullen. Das war nicht gut von diesen feinen Hunden. Sie waren doch satt, und außerdem was soll ich davon reden? Emil Ludwig kam aufs Schloß. Karl Kraus kam. Allerlei Politiker und Diplomaten kamen und wünschten von mir Briefmarken.

Also schrieb ich und schrieb in dieser Fürstlichen Kanzlei, meistens den ganzen Tag ohne Mittagessen, fünf Jahre lang, interessante Aufzeichnungen des Fürsten, der Fürstin, Aufsätze, Korrespondenzen. Und wurde von der Wißbegierde satt. Jene berüchtigte *Denkschrift* des Fürsten Lichnowsky über seine Londoner Mission, die den Reichstag im Sommer 1917 in Hitze brachte, ruhte monatelang in meiner Schublade. Ich frühstückte ahnungslos meine Fettstullen darauf. Dann kam das Ende des Weltkrieges, die Besetzung meiner Heimat durch die Tschechen und meine Auswanderung nach Deutschland. Damit kam jene Unruhe in mich, die mich bis auf den heutigen Tag durch Deutschland kreuz und quer trieb, so daß ich studieren konnte, daß die unselige Schreiberei im Osten ebenso langweilig ist wie im Westen. Daher begann ich zu dichten!

All meine Zulagegesuche an meine Arbeitgeber waren heißhungrige Gedichte, denn ich verdiente nie mehr als knapp hundert Mark auf den Monat und hatte gewöhnlich 120 Mark Bücherschulden monatlich zu begleichen. Mein Zulagegesuch z. B. an den Magistrat Gleiwitz, wo man mich jahrelang hinter einem ledigen, dem Trunke ergebenen Beamten mit 350 Mark Monatsgehalt nachversetzte, wurde völlig mißverstanden, weil es blutvolle Dichtung war. Ich wurde fristlos entlassen, weil ich dem Magistrat die Reichsverfassung ins Gedächtnis rief. Man empörte sich über meine Dichtungen und klagte gegen mich ausgelaugten Schreibermagen. Man sperrte mich ein, weil ich es wagte, zu dichten. Ich wanderte aus gen Prag, um diesen heißen Boden für meine Dichtungen auszukosten. Von dort schlug ich mich entlang der Elbe gen Dresden und Berlin durch. Hier trat meine ökonomische Kalkulation in ihr Recht, indem ich die aufgesparte Krisenunterstützung ratzkahl abstempelte.

Alsdann begann ich aus Hunger, Not und Wut von neuem zu dichten. Herbert Jhering begeisterte sich für mein dramatisches Fragment. Doch das machte mich nicht fetter. Woche um Woche wechselte ich meine Wohnungen wegen Geldmangels. Ich bettelte; zum Singen hatte ich keine Courage. Als ich wieder einmal meiner Wirtin fünf Mark Wochenmiete schuldete, reizte mich diese Frau zum Letzten. Ich telefonierte wildfremde Menschen wegen fünf Mark an. Bekam sie. Bekam zu essen. Faßte Mut und erklärte, wenn ich eine Schreibmaschine auf vierzehn Tage bekäme, könnte ich einen Roman fertigstellen. Ich bekam die Maschine, vierzehn Tage zu essen, erfand im Steggreif den Kaczmarek meines Romans *Ostwind,* bot alles ultimativ dem Verlag an und hatte innerhalb vier Tagen die Entscheidung . . .

Jedenfalls dichte ich aus echtester Wut.

Simonsen

Möve

Keystone View

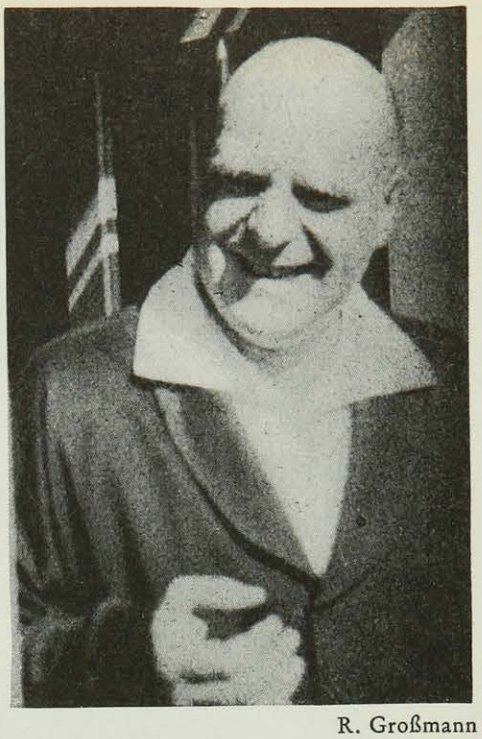
Schwimmerin

Erdelyi

1910

Anonym

August Scholtis



R. Großmann

Bruno Frank

Senta Grüning

Thomas Mann in Nidden (Kurische Nehrung)

Photo Senkpiehl

Jagd

Das junge Mädchen auf dem Theater

Von *Antonius*

Bergner, Elisabeth. „Wie alt bist du denn, Bubi?" fragt in der gewissen Anekdote die Dame den Liliputaner und vernimmt die Antwort: „Bitt' schön — sechsunddreißig Jahr'!" Schlüssel zu Elisabeth. Sie ist ein kleiner Bub mit Riesenhirn. Man könnte auch sagen: ein ausgewachsener Intellektueller im Kinderleib. Nebstdem ein bißchen mondsüchtig veranlagt, pflegt sie oft, von Cherubflügeln behütet, auf der Dachzinne zu spazieren, geschlossenen Auges zwar, aber die Gesichter in der ersten Parkettreihe doch deutlich unterscheidend. Dieser somnambule Zug ihres Wesens, unterstützt von den zwei großen, wie aus nächtlichem Waldgeäst leuchtenden Augen einer Spitzmaus, doch gepaart mit tagdurchdringender Klugheit, haben sie zum Liebling eines deutsch-romantischen Traumbilds gemacht, das bereits Anschluß an Freud und die Untergrundbahnstation Dahlem hat. Sie ist nicht dafür haftbar zu machen, daß die deutschen Mädchen von 1920 bis 30 gleich ihr wie Jünglinge mutierten, mit Blick und Mund alraunten und beim Wort „warum", hinjagend, das a ausließen. Aber die Kulturgeschichte wird mit ihrer Foto dennoch das ganze weibliche Jahrzehnt illustrieren.

Drews, Bertha. Unzeitgemäßes, also zeit-vorgreifendes Exemplar einer Frau, deren finnisch-sarmatisches, zu Dostojewsky-Komplexen erkorenes Gesicht in Wahrheit nicht solche birgt, sondern die Leiden einer Dienstmagd, deren Los auf Erden heischt: treu, ehrlich und fleißig zu sein.

van Eyck, Tony. Ich weiß nicht, ob die beiden van Eycks Madonnen im Stil der van Eyck gemalt haben; ich weiß nur, daß der Name van Eyck das Wort Madonna so selbstverständlich herbeiruft wie das Antlitz der van Eyck das Wort „blankstirnig". Aber diese Verbindung vollzieht sich zu prompt, zu sehr auf Bestellung; ein Mißtrauen bleibt zurück, daß hier wissentlich und vorwitzig eine Wirkung antizipiert wurde wie manchmal eine Zeitschriftenillustration schon im Szenenbild oder ein Essay in einer Regierichtung. Und das Schicksal der armen van Eyck scheint fast eine Bestätigung dieses Verdachts: nur die urteilsblinde Effektuierung des Auftrags, den Gesicht und Name der van Eyck ihren Kritikern erteilte, konnte zu jener Berlinischen Ueberschätzung führen, deren Kehrseite immer die Unterschätzung ist. Tony van Eyck ist das Beispiel des halbwüchsigen Genies, das früh verdorben wird; verdorben nicht durch das Leben, sondern den Ehrgeiz. Sogar die herbe Eigennatur muß in dieser Zeit welken; Elevinnen erleben, als Wunder der Minderjährigkeit gepriesen, dann nicht einmal das Glück der Wandlung. Laßt das Wunderkind, das nicht Paganini werden durfte, doch wenigstens für einen Primgeiger gelten! Denn ohne euch wär' es längst mehr.

Haas, Dolly. Klein Dolly, Ackerstraßen-Kleinod mit Kulleraug und Ponnyhaar, ist grade so klein, so niedlich, so kindisch wie die alten Herren, die unsere jungen Herren zumeist sind, es gerne haben. Sie nehmen stets für knusprig, was dürftig dasteht. Und merken den süßen Elendszauber nicht einmal, den rachitische Mächte um so ein begehrtes Kind oft spinnen. Dolly freilich, so zerbrechlich sie scheint, steht auf zwei festeren, resoluteren Beinen. Sie hat die englische Krankheit wahrscheinlich nie gehabt, oder wenn, dann vortrefflich überstanden; nicht mehr als ein Hang zu angelsächsischer Lippenhaltung und Rede ist ihr davon geblieben. Hannele aus Kabarett-Geblüt. Als sie zum ersten-

mal auf den Brettern stand, konnte man ihr dreißigjähriges Artistenjubiläum voraussehen; ja es fiel eigentlich schon mit dem Debut zusammen.

Körber, Hilde. Dienstmädchen-Magdalena aus Oberösterreich in einem Kinderleib; von Bruckner und der Kritik hysterisiert; die Einfalt und Anskreuzgeschlagenheit ihres dienenden Gehorsams, der heilige Schritt der Trächtigkeit, das Frühmütterliche ihrer Kindesnatur fordern neuerdings durch Stimmsenkung, durch Blick- und Atempausen eine tiefere Beachtung vom Zuschauer. Wie schön war es, als die kleine Hausgehilfin noch nicht (Kritiken) lesen und (Autogramme) schreiben konnte! Da durften wir hoffen, daß das Käthchen von Heilbronn eines Tages als proletarische, gegenwartsstarke Kathi vor unserem Aug neu auferstehen werde!

Mosheim, Grete. Blank und rank wie ein Sportgirl; Kunstfliegerin des deutschen Theaters. Keine große Frau, aber eine ganz große Steglitzerin. Kulmination des Geschlechts, aus dem eine Hilde Scheller und Gertrude Frenzel hervorging. Untief, aber frisch durchlüftet, voll würzigem Sach-appeal. Routiniert wie die Berliner Natur und natürlich wie eine Berliner Pflanze. Meisterin der melodischen Eckigkeit (verzogener Lippen, hingegrätschter Beine), die Unarten des Wachstums — sprich : Pubertät — poetisch durchsonnend. Schnuffelt gern mit der Nase auf, um anzudeuten, wie wenig sie sich aus ihrer Grazie macht, die sie doch gerade aus solcher Ignorierung gewann. Kurz: eine ausgewachsene Märchen-Unschuld — Frühlingserwachen auf einer Couch und neben einem Grammophon.

Neher, Carola. Wenn eine Stimme auf der Bühne aus dem Ensemble fällt, so weiß man nie, ob sie so prosaisch klingt, weil ihr der Schmink-Trick noch versagt ist oder weil sie einem menschlicheren Wesen gehört. Das ist die Ungewißheit bei Carola Neher. Bald wirkt ihr nüchterner Frohsinn wie die Unbeteiligtheit eines Mädchens, das sich aus einem Animierbetrieb hierher, zwischen Kulissen, verirrte, doch im nächsten Moment erzeugt grade diese Verlassenheit im Raum der Bühne, dieser Isolationskreis, in dem sie steht, um sie herum eine eigene, magische Luft, das Prosaische ihrer Rede wird plötzlich Poesie. Es ist, als ob Silberstäbe an einen Blechtopf schlügen. Seltsame Musik, wo Derbheit plötzlich mozartinnig tönt.

Schwannecke, Ellen. Aus Tony van Eycks Holz geschnitzt, aber nicht so sehr Kirchenfigur als Pensionatsmädel. Direkt und gradlinig in jeder Aeußerung ihres gradlinigen Körpers reizt sie durch Geheimnislosigkeit. Sie macht neugierig, zu erfahren, ob das Unverhohlene nicht in einer menschlichen Schale steckt. Es ist, wie wenn man vor einer Nackttänzerin den Wunsch empfände, sie einmal in Kleidern zu sehen — ob sie dann nicht doch schüchtern wird. Repräsentiert die Erbin eines zeittypischen Namens damit nicht die ganze Generation?

Shoop, Hedy. Fast ein umgekehrter Fall. Vielgelenkig, drahtig, possierlich, hat die kleine Schweizer Tanzparodistin die Fähigkeit, selbst da noch ein Aroma der Verhülltheit zu behalten, wo sie alles herzeigt, was sie kann. Das treffen nur die wirklichen Artisten (die mühelos Bemühten). Wer seinen Körper in der Hand hat, kann sich nie ganz aus der Hand geben. Mit dem neuen Sportgeschlecht wird man also kaum gut Kirschen essen.

Aus Begeisterung. In Mülheim bei Köln wurde dem Besitzer eines Flohzirkus ein Teil seiner Tiere gestohlen. Der Dieb konnte festgestellt und verhaftet werden. Die Tiere befanden sich indessen nicht mehr in seinem Besitz. *(Zeitungsnachricht)*

Den hübschen Anfang eines naturalistischen Romans hat heute abend Manet erzählt. Eines seiner Modelle hat ihm anvertraut, daß es mit dreizehn Jahren seine Großmutter verloren habe und von einem alten Onkel, mit dem es in dem einzigen Trauerwagen auf den Friedhof fuhr, vergewaltigt worden sei . . .

Edmond de Goncourt

Die Kindersprache der Schwerindustrie. Babba-Kupplung, D. R. P., übertrifft alle Kupplungen in ihrer großen, nicht nachlassenden Elastizität, Flexibilität, Stoßdämpfung in weiten Grenzen, Schwingungsdämpfung und in ihren Preisen. — Ingenieure! Ein Beweis für die Güte der Bibby-Kupplung ist das Erscheinen minderwertiger Nachahmungen!

Großvatermund. Tristan Bernard ging im letzten Herbst mit seinem kleinen Enkel im Bois de Boulogne spazieren. Plötzlich das Kind: „Sag, warum sind die Blätter so rot geworden?"

„Wegen all dessen, was die in diesem Sommer mit haben ansehen müssen."

Bayrische Anekdote. Zwei Jungens spielen auf der Straße, der eine sieben-, der andere dreijährig. Der Siebenjährige zieht die Ruine von Wägelchen, in dem der kleine Bruder sitzt, an einer Schnur. Im Spiel bindet er nun den „Spagat" um den Hals des Brüderchens: jetzt soll der einmal „Nero" spielen und den Wagen ziehen.

„Lausbua elendiger", sagt ein Passant, „der Kloane is ja scho ganz blau, sofort tust d' Schnur weg, sonst werd er ja hin!" — „Macht fei nix", sagt gleichmütig das Brüderchen, „mir ham no ganz an gleichen daheim!"

Die Strafe. Als sein Töchterchen Geburtstag hatte, sagte der verwöhnte Schauspieler großmütig: „Und heute darfst du ins Theater kommen und mich sehen." — Das Töchterchen fing zu plärren an: „Aber Papa, ich war doch schon einmal im Theater!" *(B. Z.)*

Annabellas Ansichten

Cher Monsieur,

Vous me faites l'honneur, cher Monsieur, de me demander ce que je pense de la Vie?

Ne vous attendez pas à ce que, lunettes sur les yeux, je prenne un air grave pour vous en apporter une définition ou une explication, et venir vous dire avec les philosophes ou les physiologistes:

Monsieur, le grand secret de la Vie est la permanence des forces et la mutation continuelle de la matière — ou bien — la Vie est une assemblée d'apparences ou bien un simple ouvrage d'art qu'il faudrait savoir façonner de main habile . . .

Non, si vous le voulez bien, nous laisserons aujourd'hui les lunettes et les savants.

Assise sur un coin de table et les cheveux au vent, j'accorderai ma guitare et je vous chanterai ce que c'est pour moi que la Vie.

Monsieur, vous vouliez une conférence? Vous n'aurez qu'une barcarolle. Et je commence:

La vie, c'est une litanie qu'il faudrait chanter dans la lumière.

Vivre, c'est rêver, c'est penser, c'est souffrir. C'est avoir des aspirations, des élans, des détresses. C'est se fatiguer à des recherches vaines. C'est espérer des choses impossibles.

C'est faire des châteaux en Espagne. C'est après des espoirs fous tomber de haut avec des désillusions.

C'est tantôt tendre vers l'Infini, tantôt regarder de toutes petites choses . . .

Vivre, c'est voir, c'est entendre, c'est aimer, c'est sentir, c'est se souvenir . . .

C'est se meurtrir aux pierres qui jalonnent les routes de la vie.

C'est crier de joie en tendant les bras vers le ciel, ou bien c'est pleurer des larmes de sang en se frappant la poitrine.

C'est s'envoler bien haut sans espoir de descendre et puis c'est retomber comme une pierre sans avoir compris.

C'est partir en riant dans le soleil, les cheveux épars au vent sur les grèves, c'est se rappeler le passé ét écouter la chanson des années disparues . . .

C'est danser devant des arcs-en-ciel; c'est nager vers l infini sur l'eau bleue comme une sirène aux lèvres vertes.

C'est espérer ce qui ne viendra pas et accepter ce qui n'aurait pas du venir.

C'est goûter le parfum des forets, la beauté des fleurs; c'est sentir le goût de la mer, vibrer devant la majesté des couchers de soleil, la grâce du vol d'un oiseau dans l'azur, respirer le parfum poivré enivrant des jungles tropicales; c'est avoir peur en entendant la foudre, en voyant les yeux du tigre dans la nuit; c'est l'émotion du phare allumé sur la mer, du ver luisant dans la prairie le soir; c'est avoir tous les désirs, toutes les tentations, toutes les aspirations . . . Vivre, c'est sentir monter en soi comme une sève toute l'envie de vivre et c'est ne pas vouloir mourir.

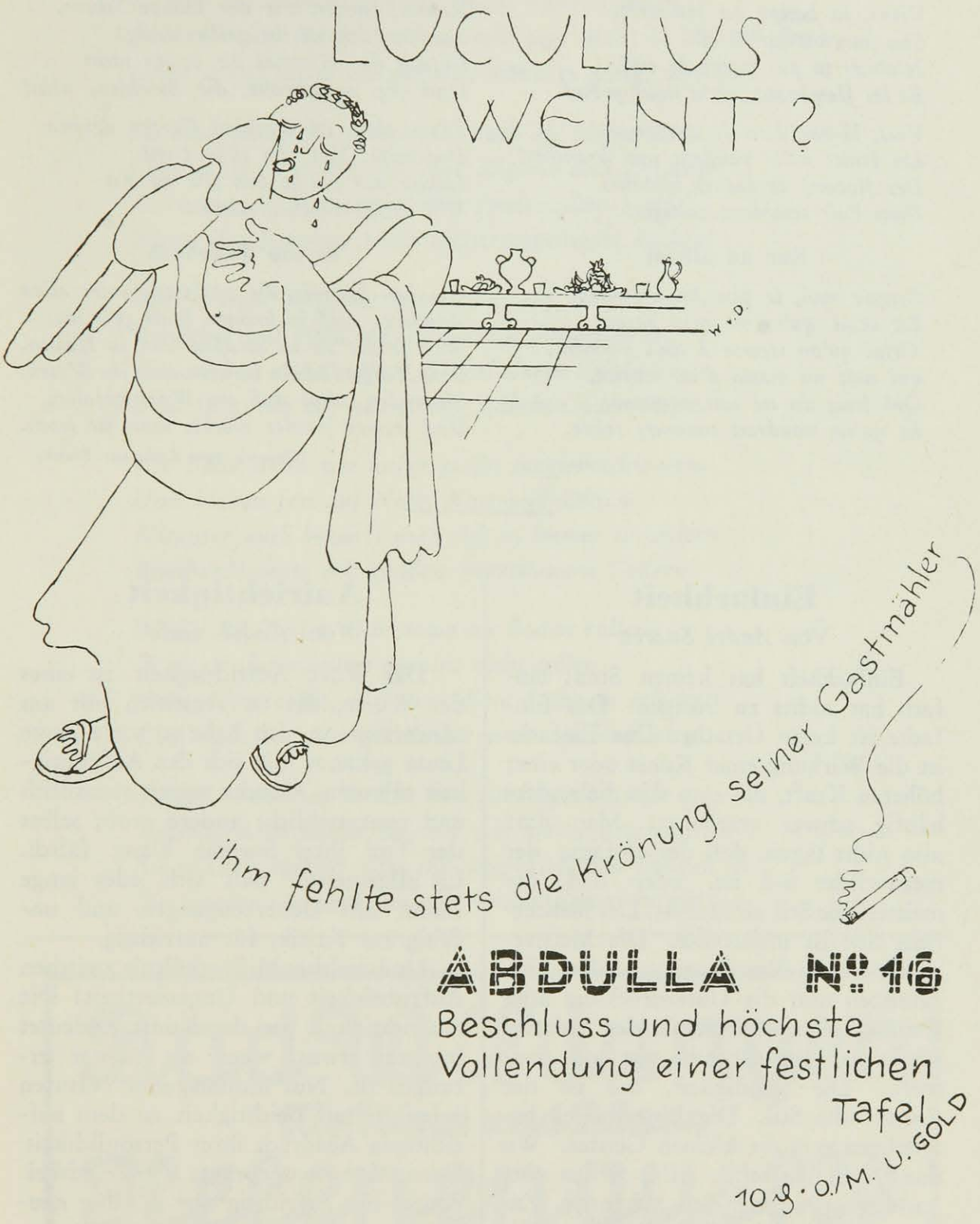
Vivre, c'est être beau, c'est être bon, c'est être fou . . .

Voilà, cher Monsieur, ce que je pense de la Vie. Nous sommes loin, vous le voyez, de la métaphysique!

Non, pour moi qui rêve sans cesse et qui espère vers les étoiles pâlies dans le ciel bleu, moi qui voudrais être fée et partir dans les nuées légères, je trouve que

la vie n'est qu'un beau film mais qui tourne trop vite, et que la joie de vivre est une merveilleuse chanson.

Croyez, cher Monsieur, à mes sentiments les meilleurs et recevez pour vous et pour les lecteurs de votre Querschnitt l'expression de ma sympathie. Annabella



Nächster Querschnitt am 13. Oktober: Die Ehe in unserer Zeit.

Der Beitrag „Die futuristische Küche" von F. T. Marinetti ist aus dem Buch Marinettis „La cucina futurista", Verlag Sonzogno, Mailand.

Jugend-Gedichte

Von *Raymond Poincaré*

späterem Präsidenten der französischen Republik

Nuits d'automne

Viens, la lampe est indiscrète!
Son jour est artificiel!
N'aimes tu pas mieux le ciel
Et les flambeaux, qu'il nous prête?

Vois, là-bas dans le verger,
Les fruits mûrs pendent aux branches!
Des flocons de lueurs blanches
Dans l'air semblent voltiger!

Sur un album

Croyez moi, le plus beau roman
Est celui qu'on ne peut écrire,
Celui qu'on trouve à tout moment,
qui naît un matin d'un sourire,
Qui finit on ne sait comment
Et qu'on voudrait toujours relire.

Herbstnächte

Komm, fliehen wir der Lampe Schein,
Zu künstlich ist ihr grelles Licht!
Gefällt der Himmel dir besser nicht
Und die er schenkt, die Strahlen, nein?

Schau, dort im dunklen Garten drüben
Das reife Obst, die süße Last!
Lichter der Nacht von Ast zu Ast
Wie weiße Flocken stieben.

In ein Tagebuch

Glauben Sie mir, die schönsten unter allen
Romanen sind in keinem Buch gewesen,
Man findet sie in Straßen und in Hallen,
Dem Morgenlächeln ist verwandt ihr Wesen,
Sie enden, ohne daß ein Wort gefallen,
Und immer wieder möchte man sie lesen.

(Deutsch von Ladislaus Frank)

Einfachheit

Von *André Suarez*

Einfachheit hat keinen Sinn: einfach hat nichts zu besagen. Das Einfache ist keine Ursache. Das Einfache ist die Wirkung einer Kunst oder einer höheren Kraft, die eine wie die andere häufig schwer erarbeitet. Man darf also nicht sagen, daß der einfache der meisterliche Stil ist, oder daß der meisterliche Stil einfach ist. Der meisterliche Stil ist meisterlich. Die Meisterschaft ist die Verschmelzung aller Einzelheiten und die Unterdrückung alles Ueberflüssigen. Nichts ist der Meisterschaft so gegensätzlich wie das Beiwerk. Die Bündigkeit, das ist der meisterliche Stil. Die Einzelheiten befriedigen nur die kleinen Geister. Wo das Detail um seiner selbst willen vorhanden ist, ist der Stil abhanden. Zudem zieht die Einzelheit die Ueberfülle nach sich, diesen Aussatz. Die einzige aller Regeln: das meiste mit dem wenigsten zu machen.

Aufrichtigkeit

Von *André Gide*

Das Wort Aufrichtigkeit ist eines der Worte, das zu verstehen mir am schwersten ist. Ich habe so viele junge Leute gekannt, die sich der Aufrichtigkeit rühmten. Manche waren anmaßlich und unausstehlich; andere grob; selbst der Ton ihrer Stimme klang falsch. Im allgemeinen hält sich jeder junge Mann mit Ueberzeugungen und unfähig zur Kritik, für aufrichtig.

Und welches Mißverhältnis zwischen Aufrichtigkeit und Ungeniertheit! Die Aufrichtigkeit in der Kunst .bedeutet mir nur etwas, wenn sie schwer errungen ist. Nur nichtssagende Naturen gelangen mit Leichtigkeit zu dem aufrichtigen Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Denn eine neugeprägte Persönlichkeit drückt sich aufrichtig nur in einer neugeprägten Form aus. Die Ausdrucksweise, die uns persönlich ist, muß ebenso schwer zu straffen sein, wie der Bogen des Odysseus.

Jongleure

Von *Richard Drews*

Im allgemeinen gibt es ein Gesetz der Schwere,
Es wär auch schlimm, wenn dieses nicht so wäre,
Doch für die Herren — na, wie sagt man — die Jongleure,
Gibts sowas nicht, worauf ich, wenn es nötig, schwöre.

Sie sind verspielt, verspielter noch als kleine Kinder,
Und alles, sei es Mantel, Hut, Zigarre und Zylinder,
Es ist nur da für sie und ihre spielerischen Späße,
Wenn der Jongleur nicht Geistesgegenwart besäße!

Ein richtiger Jongleur hat — das auf alle Fälle —
Zunächst mal etwa zwanzig weiße Billardbälle,
Die wirbelt er in tollem Wirbel durch die Lüfte
Und fängt sie auf mit einem Stäbchen oder Stifte.

Die Bälle stehn wie aufgespießt, magiebeschworen,
Und kleben fest auf Nase, Knie und Ohren,
Mitunter auch bewirft man sich in immer schnellern
Bombardements mit großen porzellanern Tellern.

Wobei die Teller nicht etwa zu Boden rollen,
Weil sie das nämlich absolut nicht sollen.
Nein, Ehrensache, daß man diese Sache so erledigt,
Daß nicht ein einziger davon auch nur beschädigt.

Jongleure müssen immer was zum Spielen haben,
Sonst sind sie krank, sie sind wie kleine Knaben,
Sie müssen spielen stets mit irgendwelchen Dingen —
Sie werden's niemals zu was Ordentlichem bringen.

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Gewöhnliche Trauer

Von *Walther Petry †*

Es ist ein Balkon, wie man ihn in südlichen Ländern findet, mit einfachem, eisernem Stabwerk, kein Platz zum Verweilen, nur ein Ausguck. Seine linke Ecke nimmt eine gutentwickelte Päonie ein, die in einem Majolikatopf steht. Das Geländer ist grau gestrichen. Das Haus, zu dem der Balkon gehört, ist zweistöckig, weiß getüncht, außen sauber gehalten, feucht in den Fundamenten. Es ist jetzt fünf Uhr.

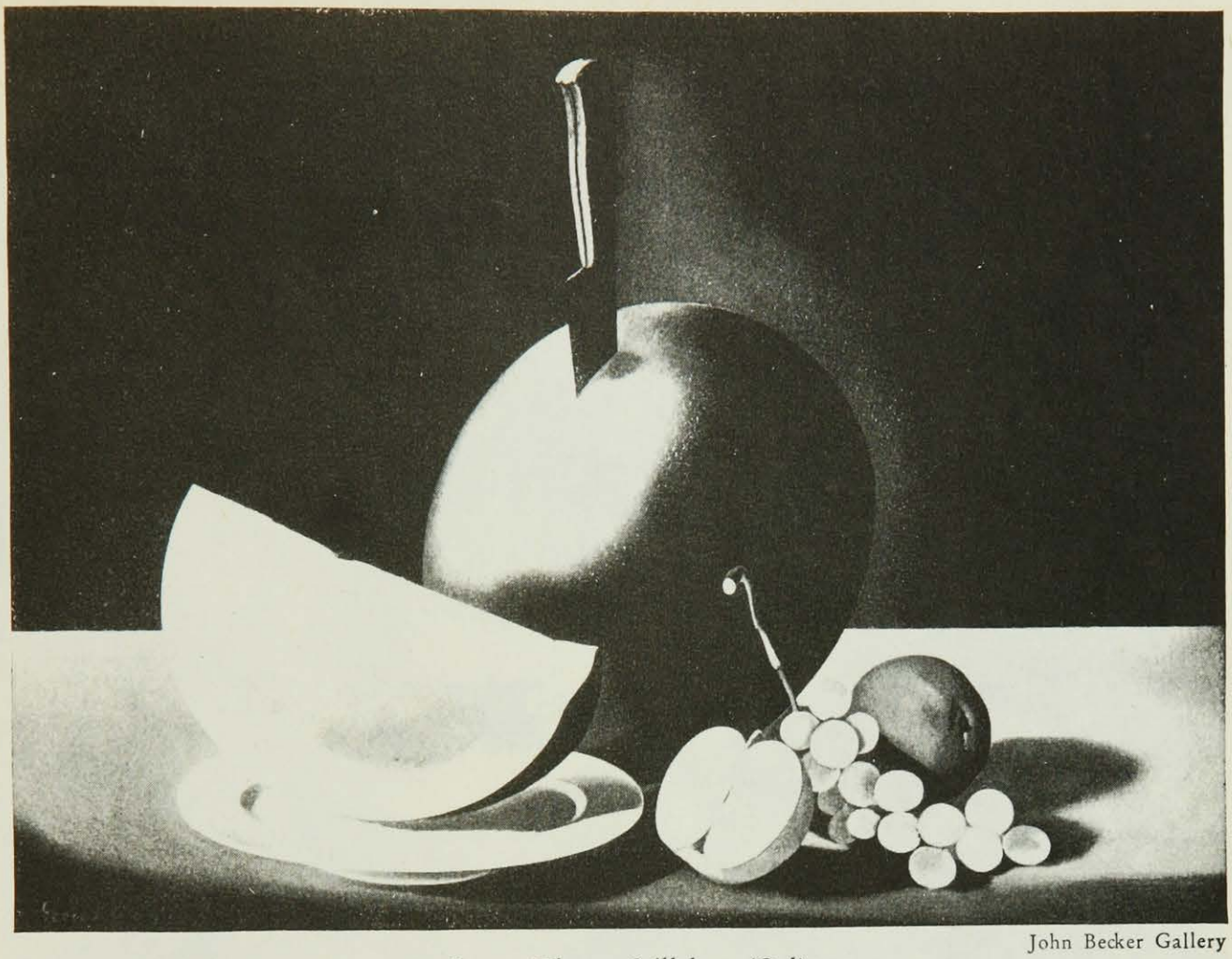
Mit dem Aushall des letzten Schlages kommt zuerst die Frau auf den Balkon; sie tritt an den Rand, beugt sich, gedankenlos, vor und sieht die Straße hinab. Ihr weißes Kleid bewegt sich im Luftzug. Sie hebt eine vorgefallene Locke des tiefschwarzen Haares aus der Stirn, richtet sich wieder auf. Ihr Blick faßt nichts, sie sinnt. Die Schwester, jünger als die Frau, blond, die bei ihr wohnt, weil sie sonst auf der Welt keinen Platz hat, ist herangetreten und stellt einen Stuhl hin. Es ist ein trüber, blaugrauer Nachmittag. Man sieht in einen Garten. Auch die Schwester ist weiß gekleidet. Sie hat ein Gesicht, das zunächst keinen Umriß und keine Tiefe hat, wenn man es näher prüft, beginnt es grundlos zu lächeln. In den Augen ist vor lauter Gutmütigkeit kein Gefühl zu entdecken. Sie sieht die Schwester nachdenkend und bleibt etwas zurück; glücklicherweise hat sie Handschuhe, an denen sie knöpfen kann.

Von dem Mann wird zuerst das Vorhemd sichtbar. Er muß, so schmal ist der Balkon, auf der Schwelle stehen bleiben. Das Dreieck ist jetzt geschlossen. Es sind drei Menschen in einem Raum von Trauer und Langeweile.

Der Mann ist etwas kurzatmig, sein Luftholen geht in kurzen Stößen. Seine Haut ist rötlich; er raucht. Die Schwester hat nur einen Augenblick zu ihm hingesehen, kennt ihn aber schon zu gut und wendet sich wieder ab. Sie blickt geradeaus, über die Bäume des Gartens weg in den leeren, unbeweglichen Himmel. Die Schwere des Lebens empfindet sie nicht; sie versucht eine Melodie der Oper zusammenzufinden, die man heute abend hören wird. So, von hinten gesehen, mit abfallenden Schultern, erscheint sie dem Mann reizlos; er hat auch Hunger und wartet am ungeduldigsten von den dreien auf den Wagen.

Die Trauer empfinden und allerdings bis zu ihrem dunkelsten Grunde in ihr untergehen kann nur die Frau. Das Spiel ihrer verschränkten Finger verrät die Bewegungen ihrer Seele; sie sieht in den Garten nieder, in die Schatten der Gebüsche, den dunklen, feuchten Glanz des Bodens. Träumt sie? Sie ist nicht bei der Vergangenheit; über die Gegenwart hinausdringend, doch nicht entführt von Hoffnungen, erwägt sie die Zukunft. Sie ist einsam, hellsichtig, an ihrem Platz festgehalten. Die Schwester weiß sie mit dem Mann im Einverständnis; es verletzt sie nicht. Verletzt hatte sie die Vertraulichkeit der ersten Jahre, als der Mann, verliebt, laut und mit aufgerissenen Augen ihre Schönheit pries. Sie ist jetzt zweiunddreißig Jahre.

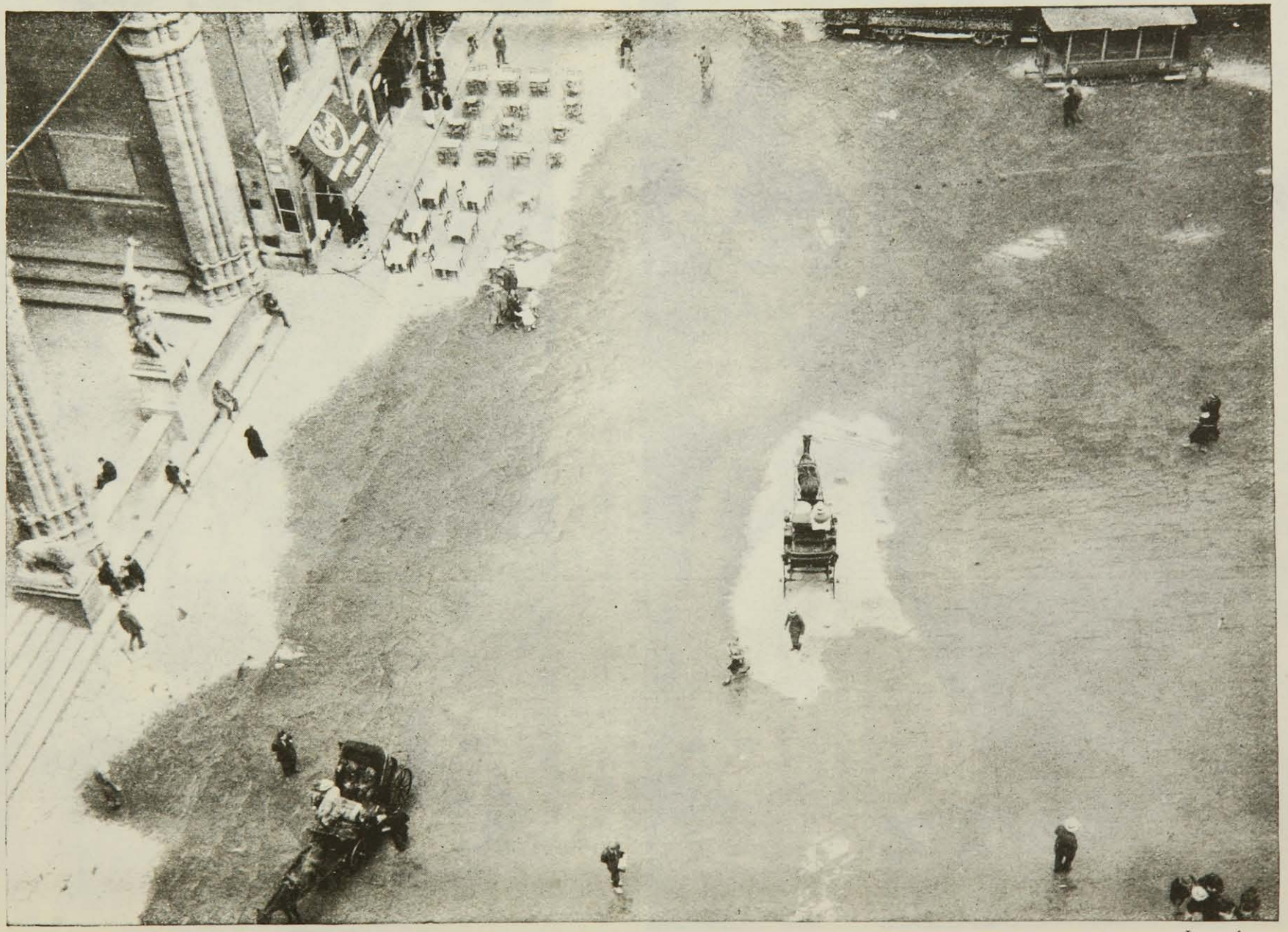
Man hört, die Straße herunterkommend, das Rollen des Wagens. Das entschwundene Leben kehrt zurück; die Schwester lächelt und beginnt ihre Melodie zu summen, der Mann hat, da die Frau aufgestanden ist, den Stuhl fortgerückt. Wie der Kutscher im Anfahren hinaufsieht, ist der Balkon leer. Ein kleines Bologneserhündchen hat den Kopf durch die Streben gesteckt und bellt.



John Becker Gallery

Georg Kirsta, Stilleben (Oel)

Yasuo Kuniyoshi, Kühe zu Hause (Oel)



Irene Anton

Florentinischer Augenblick

Unionbild

Krim-Kinder

Z. Kluger

Russischer Zigeunertanz

Alexander Holstein

5 Jahre

Jacobi

Stanislawski und seine Enkelin

Kurt und Margot Lubinski

Moskau entdeckt das Individuum

Das Ereignis der letzten Moskauer Theatersaison ist: *Angst* („Strach"). *Stanislawski* hat das Drama in seinem Künstlertheater zur Uraufführung gebracht, vor einigen Monaten, heute noch ist auf Wochen hinaus keine Karte zu bekommen, das Haus jeden Abend ausverkauft, obwohl das Stück mittlerweile auch auf das Repertoire dreier anderer Bühnen Moskaus gesetzt worden ist. Unzählige Truppen gastieren mit dem Schauspiel in sämtlichen Städten und den entlegensten Orten der Union, der Autor *A. N. Afinogenow* soll bisher schon über 100 000 Rubel an seinem Stück verdient haben. Die Geschichte und die Ursache dieses sensationellen Erfolges sind kaum weniger interessant als das Stück selbst.

„Angst" ist das Drama des Intellektuellen in Sewjetrußland. Da ist dieser Professor Borodin, zu dem der berühmte Professor Pawlow Modell gestanden hat. Ein großer Gelehrter, lebt Borodin nur seiner biologischen Forschung, voller Verachtung und in kaum verhehlter Abneigung gegen diese ganze neue Zeit, die halbbarbarische Kalmückenjungen als Studenten auf die Universität schickt und zehnjährigen Mädchen die Möglichkeit gibt, in Borodins Laboratorium einzudringen und von ihm zu verlangen, daß er mit naseweisen Göhren Führungen durch sein Institut veranstalte. Der Professor hat eine Tochter, Bildhauerin, die in ihrer Kunst ebenso modernen Anschauungen huldigt wie in ihrem Privatleben. Der Schwiegersohn Bobrow, gleichfalls Professor am physiologischen Institut Borodins, ist ein weicher, etwas verschlafener, aber grundanständiger Kerl, unpolitisch, doch ehrlich bemüht, der neuen Zeit gerecht zu werden. Die übrigen Freunde und Kollegen Borodins, Professoren seines Instituts und anderer Fakultäten der Universität, vertreten alle Spielarten des Intellektuellen, vom fanatischen Gegenrevolutionär bis zum angehenden „roten Professor".

Letzteren Typ repräsentiert der Aspirant Tsechowoy, ein ehemaliger Arbeiter, Kommunist, der sich dank seiner Parteitreue und Intelligenz die Studienlaufbahn erkämpft hat. Er ist neben dem alten Gelehrten die interessanteste Figur des Stückes. Mit einer Kommunistin, Parteifunktionärin, verheiratet, die am Institut Borodins arbeitet, betont er besonders stolz seine proletarische Abstammung, seine Verachtung aller Intellektuellen, die das Unglück hatten, als Söhne oder Töchter ehemaliger Bourgeois auf die Welt zu kommen. Kein Wunder, daß sich auch Borodins Tochter in diesen hundertprozentigen Proletarier verliebt. Von der reinen Kunst weg ist sie in die Fabrik geflüchtet, wo sie ihrer künstlerischen Bestimmung in engstem Kontakt mit den Arbeitern gerecht werden will. Zwar bleibt es nur bei einem gelegentlichen Besuch, die Realität des Betriebes wirkt etwas enttäuschend auf die junge Dame, und ihre revolutionären Schöpfungen zur Verherrlichung des Proletariats bleiben diesem ebenso unverständlich wie ihre früheren futuristischen Spielereien; dafür gewinnt die snobistische Salonbolschewikin den Arbeiterprofessor zum Mann. Der Anschluß an das Proletariat ist vollzogen.

Die Trennung von ihrem Mann trifft die radikale Kommunistin ganz unkommunistisch schwer. Selbst der Zuspruch ihrer alten Freundin, die als Mitglied des Zentralkomitees der Partei mit dem ganzen Rüstzeug der bolschewikischen Doktrin der jungen Frau zu beweisen sucht, daß sie sich nicht ihren privaten Schmerzen hingeben dürfe, daß es doch „genug andere Männer für sie gäbe" — hilft da nicht viel. Der private Schmerz trifft die Kommunistin auf ganz heimtückische, fast möchte man sagen bourgeoise Art; die Pflicht gegen das Kollektiv, die Pflicht zur Arbeit — schöne Theorie.

Da ist ihre kleine zehnjährige Tochter schon aus ganz anderem Holz. Die elterliche Ehetragödie regt Natascha nicht übermäßig auf, aber die Katastrophe für das Kind bricht heran, als die Kleine zufällig entdeckt, daß der geliebte Vater gar kein Proletariersprößling ist, daß er sich unter angenommenem Namen in die Partei hineingeschwindelt hat und in Wahrheit der Sohn einer alten Generalin, ein einstiger „Weißer" ist. Daß der Vater „die Arbeiterklasse belogen", die Partei hinters Licht geführt hat, das stempelt ihn in den Augen seines Kindes zum Verbrecher. Verfemung, die Verachtung der Frau, der Haß der Tochter — da bleibt dem Pseudoproletarier, dem jetzt auch die zweite Frau den Rücken kehrt, nur noch die Wodtkaflasche als Trost.

Diese privaten Schicksale spielen sich ab auf dem Hintergrund heftiger politischer Kämpfe und Intriguen um die Entwicklung und den Aufbau des Borodinschen Instituts. Der alte Gelehrte verficht die Theorie, daß alle Lebewesen von drei Haupttrieben gelenkt werden, deren we-

sentlichster die Angst ist. Und in dem Sowjetregime sieht er nur die schrankenlose Herrschaft eines Systems, das durch Verbreitung von Angst die Menschen beherrschen will. Die bewußten Gegenrevolutionäre unter seinen Kollegen nützen die antisowjetistische Einstellung Borodins für ihre Zwecke aus, verwickeln ihn in eine Verschwörung, das Komplott wird durch die Wachsamkeit des früheren Schwiegersohns und der mit ihm verbündeten Kommunistin aufgedeckt, die Drahtzieher verhaftet, der alte Professor aber freigelassen. Er ist nur Opfer seiner politischen Unkenntnis, die kleine Natascha wird ihn schon zum richtigen Bolschewiken erziehen. Bei dem Professor Bobrow ist ihr das bereits gelungen, zum Kommunisten gereift, heiratet er jetzt Nataschas Mutter.

Nach all den Dramen der letzten Jahre, in denen man immer nur die Masse als Akteur auf der Bühne sah, sind hier zum erstenmal richtige Menschen gestaltet, Privatschicksale, die wohl in Beziehung zum sozialen Leben und den allgemeinen Problemen des Tages gesetzt werden, die aber vor allem als Erlebnisse eigenwilliger Persönlichkeiten interessieren.

Daß in diesem Drama nicht mehr die primitiven Fragen des „Kriegskommunismus" abgewandelt werden, sondern das viel allgemeinere und doch viel tiefere Problem von der Stellung der Persönlichkeit, des Geistigen zum Kollektivum, und daß dieses Problem nicht agitatorisch „gelöst", sondern in all seinen Nuancen und Schattierungen beleuchtet wird, das ist der Erfolg.

Es ist kein Zufall, daß die Entdeckung des Individuums bei Stanislawski erfolgt. Seine Stellung ist heute umstrittener als je. Meyerholds Theater ist „wegen Renovierung geschlossen", aber man kann nicht verhehlen, daß diese vorübergehende Ausschaltung des großen Experimentators auch nicht zufällig ist. Die Massen haben genug von den Massenspielen, von der reinen Agitation. Und das „Große Theater" präsentiert Ballett und Oper in der Inszenierung und dem klassischen Stil der Vorkriegszeit. Die radikalsten Kommunisten sind davon begeistert.

L. L.

100 Meter Glück

Von *Marcellus Schiffer* †

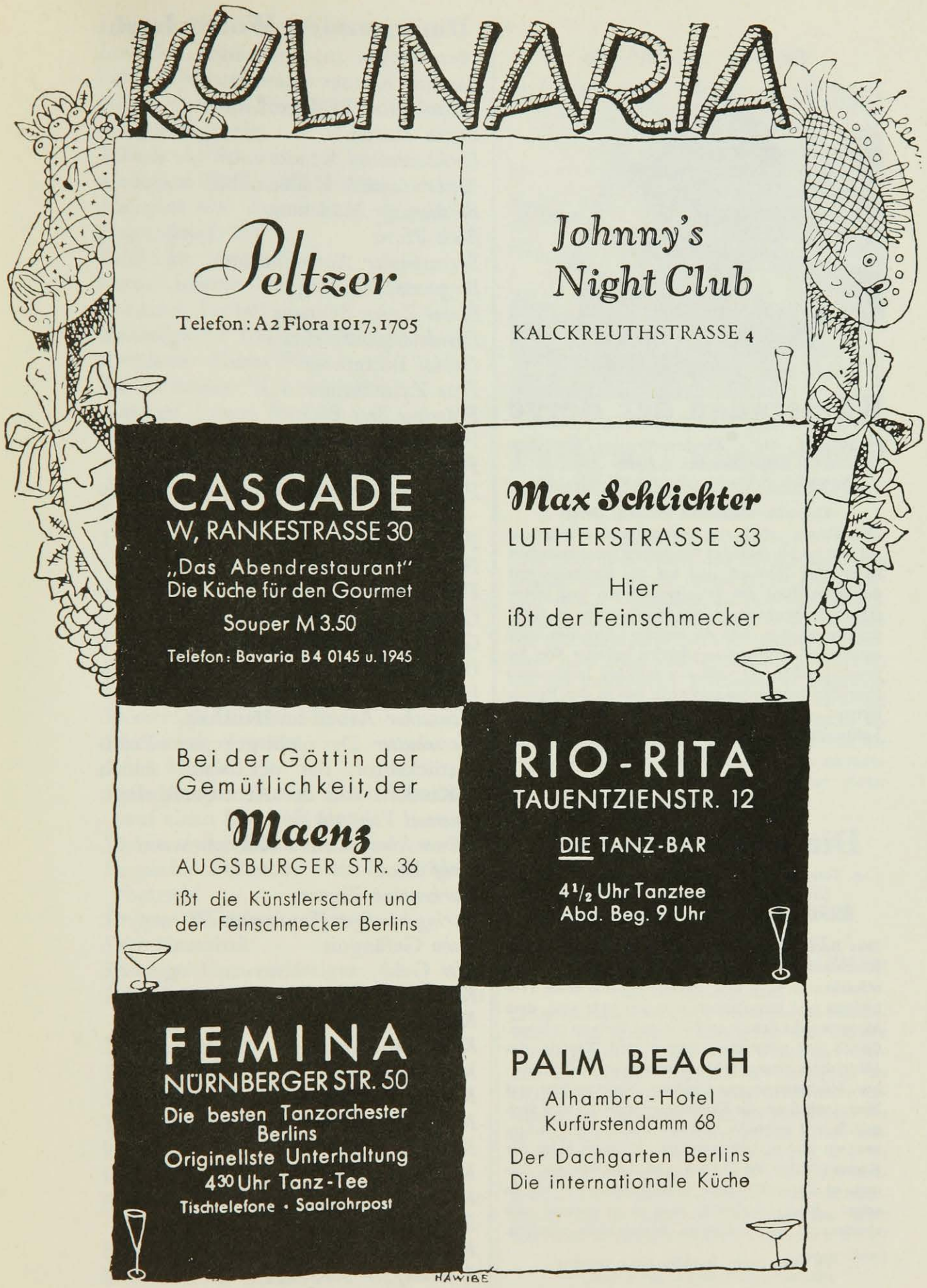
Aus der kommenden Operette von Mischa *Spoliansky*, Buch nach einer Skizze von Geza *Herczeg*, von Marcellus *Schiffer* und Robert *Klein*.

1.

Schon seit langen Zeiten
folg ich deinem Schritte!
Schon seit Ewigkeiten
hab ich eine Bitte . . .
bitte, bitte:
Schenk mir deine Liebe,
schenke mir die Welt,
denn grad deine Liebe
ist das, was mir an dir gefällt!
Und
hab ich deine Liebe,
will ich wunschlos sein!
Schenk mir deine große Liebe . . .
wär sie noch so klein!

2.

Mir fehlt deine Nähe,
daß ich bald erkranke.
Stets, wenn ich dich sehe,
kommt mir der Gedanke . . .
danke, danke:
Schenk mir deine Liebe,
schenke mir die Welt!
Denn grad deine Liebe
ist das, was mir an dir gefällt!
Und
hab ich deine Liebe,
welches große Los!
Schenk mir deine kleine Liebe,
wär sie noch so groß.

Der Gegenbesuch. Franz Molnar empfängt in Budapest den Besuch seines Agenten Miller und bewirtet ihn drei Tage lang mit ungarischer Gastfreundlichkeit. Bei der Abreise sagt Miller: „Besuchen Sie mich doch auch einmal!" — Vier Jahre später fährt Molnar zum erstenmal nach New York. Es ist eine stürmische Ueberfahrt. Schwankend betritt Molnar amerikanischen Boden, wo Miller, freundlich lächelnd, seiner harrt. Molnar geht bekümmert auf ihn zu: „Etwas weit wohnen Sie, lieber Miller!"

KULINARIA
Peltzer
Telefon: A 2 Flora 1017, 1705
Johnny's
Night Club
KALCKREUTHSTRASSE 4
CASCADE
W, RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Souper M 3.50
Telefon: Bavaria B 4 0145 u. 1945
Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker
Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins
RIO-RITA
TAUENTZIENSTR. 12
DIE TANZ-BAR
4 1/2 Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr
FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester
Berlins
Originellste Unterhaltung
4.30 Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone • Saalrohrpost
PALM BEACH
Alhambra-Hotel
Kurfürstendamm 68
Der Dachgarten Berlins
Die internationale Küche
HAWIBE

Soeben erschienen

LUIS TRENKER

Kameraden der Berge

15. Tausend · Mit 51 Kupfertiefdrucken · Umschlagzeichnung von S. Sebba
Kartoniert RM 4.80 · Leinenband RM 5.80

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin
„Ein Dasein erfüllt mit Erlebnissen und aufgebaut auf dem höchst gesunden Fundament einer deutschen bäuerlichen Herkunft und auf der Kameradschaft der Berge. Eine der liebenswürdigsten und lebendigsten Aufzeichnungen, die man jedem in die Hand drücken möchte, dem die übliche Belletristik keine ausreichende Unterhaltungslektüre bedeutet. Wer die Bergfilme liebt, der wird hier manches Interessante über ihre Entstehung erfahren; wer in den Bergen klettert, der trifft auf eine Fundgrube alpiner Leistungen und Wagnisse und heiterer Begebenheiten der Hochtouristik."

GEORGE MILBURN

Die Stadt Oklahoma

1.-4. Tausend · Deutsch von Hermynia Zur Mühlen
Umschlagzeichnung von George Grosz
Kartoniert RM 4.— · Leinenband RM 4.80

Dies Buch ist das Dekamerone der amerikanischen Kleinstadt. Wir schauen hinter die Kulissen der offiziellen U. S. A. und stellen fest, daß keine Prohibition und kein Puritanismus imstande sind, dem Menschen die Freude an Wein und Weib zu nehmen. Gleich den pittoresken Engeln und Teufeln des Mittelalters ringen Sektenfrömmigkeit und Sinnenlust, Mildtätigkeit und Geldgier, Nächstenliebe und Nächstenhaß um die Kleinbürgerseelen. Es wird derb geküßt und gelyncht, verführt und bekehrt, tüchtig verdient und tüchtig gestohlen. Milburns Form der Kurzgeschichte ist Ballade und Legende des Alltags, ist Sittengeschichte in Moritaten, und wie in seiner „Stadt Oklahoma" mag es in tausend und abertausend amerikanischen Kleinstädten zugehen.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

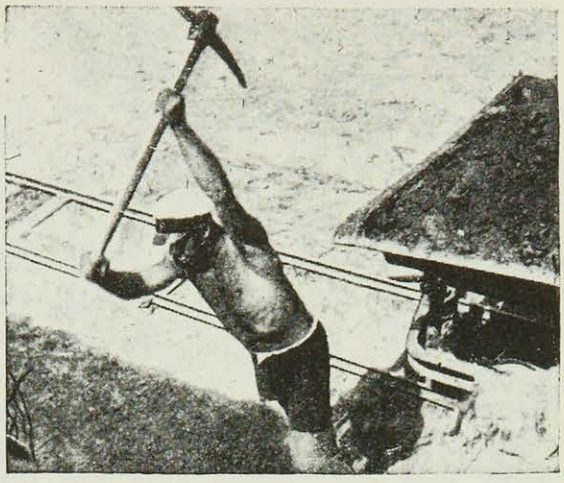
ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Dortmunder Wörterbuch

Anschnarchen anschnauzen
Bürokuh Konservenmilch
Bullenkloster Ledigenheim
Buxen Hosen
Backhausabend Rendezvous
Bankrottsmühle Kaffeemühle
Breddemiege Mädchen
Bock Pferd
Bogenspucker Aufschneider
Bergmannskuh Ziege
Blauer Zwirn Schnaps
Dividendenjauche Bier
Dubbel Butterbrot
Esse Zylinderhut
Flüssiges Brot Bier
Fratzenschinder Friseur
Fahne Vorhammer
Fahne Alkoholdunst aus dem Munde eines Angeheiterten
Flaume Fußball
Futterluke Mund
Furtknüppel Finger
Grasmiege Mädchen
Gipsverband Stehkragen
Horchlöffel Ohren
Heischiwupp Unzuverlässiger
Hausacker Arbeit im Haushalt
Hasenbutter Das nicht gegessene Frühstücksbrot, das der Vater seinen Kindern von der Arbeit mitbringt.
Hummel Fahrrad
Hümmelchen Kleines Küchenmesser
Hanf Brot
Harkenpinn Zigarre
Heringsbändiger Kaufmann
Kahn Gefängnis
Kitt Geld
Kummet Kragen
Knüffken Kleiner Dicker
Kohlwurm Bergmann
Knudeldreier Bäcker
Kuolape Bergmann
Kopptrampler Totengräber
Knochenmühle Fabrik
Klaukasten Klavier
Kapuzinerfrühstück Kautabak
Knust Brot
Knochenkamp Friedhof
Lauschepper Nassauer
Latte Schulden

Laumann Unzuverlässiger
Lötkolben Nase
Löten Bier trinken
Mickenschrieber Schreiber
Mauken Muskeln
Maloche Arbeit
Muckefuck Kaffee mit Gerste
Malerfrühstück Zigarette
Negerschweiß Tee
Pottkieker Neugieriger
Pannas-Schuster Brikett-Arbeiter
Quaksack Frosch
Rachenkratzer Billiger Schnaps
Rotzkocher Kurze Pfeife
Räucherkammer Krematorium
Schnörgel Junger Bursche
Schnüffel Junger Bursche
Spazierlangsam Läuse
Schnutenhobel Mundharmonika
Stinkkutsche Auto
Spekuliereisen Brille
Speckkiste Sarg
Speckkammer Totenhalle
Speckdeckel Mütze
Sargnägel Zigaretten
Stäbchen Zigarette
Spitzbohnen Malzkaffee
Spinnewipp Dünner Mensch
Schickerbolz Trinker
Schott Kirmeß
Steine plumpen Steine durch Zuwerfen auf einen Bau befördern
Strichmalocher Bettler
Sargdeckel Fallender Stein im Grubenbetrieb
Stripper Wirtshausgeiger
Stift Kautabak
Spannagel Unzuverlässiger
Schlackerbatz Mensch mit schlechtem Gang
Schabau Schnaps
Schiene Schutzmann
Spitzenkleid Kellnerfrack
Totenhemd Bergmannshemd
Wibbelfurt Unruhiger Kerl
Warm abbrechen Abbrennen
Wühler, Wühlbalg Ein auf unbeliebte Art Fleißiger
Wadenkitzler Gehrock
Wimmelquirke Stock
Zigarettenwinde Kleines Kabel

Soeben erschienen



PETER MARTIN LAMPEL

Packt an! Kameraden!

Erkundungsfahrten in die Arbeitslager

1.-5. Tausend · Kartoniert RM 4.50

Magdeburgische Zeitung

„Ein Buch nach Thema und Schilderung, wie es aktueller nicht gedacht werden könnte. Eine Reportage aus den Arbeitslagern des freiwilligen Arbeitsdienstes. Das, was in spaltenlangen Aufsätzen, Reden und Sitzungsberichten über den freiwilligen Arbeitsdienst nicht gesagt wird und nirgends zu finden ist, der aus unmittelbarer Fühlungnahme gewonnene Eindruck, wird hier in scharfen, prägnanten Sätzen geschildert, wertvollstes Material wird beiläufig zusammengetragen, und die Gefahr, ins Uferlose der Problembetrachtung zu geraten, wird durch das Sachliche, das mitgeteilt werden muß, immer wieder glücklich ausgeschaltet."

ARTHUR ROSENBERG

Geschichte des Bolschewismus

Von Marx bis zur Gegenwart

1.-5. Tsd. · Kartoniert RM 4.80 · Leinenband RM 5.80

National Zeitung, Basel

„Hier hat man endlich eine Geschichte des Bolschewismus von äußerster Gedrängtheit und höchster Selbständigkeit des Denkens. Die Wendungen innerhalb der russischen sozialistischen Bewegung, die Gründe, welche eine kleine Sekte schicksalhaft vortrieben, das Programmatische, die Kühnheiten wie die Geschmeidigkeiten Lenins: all dies ist mit vollkommener Klarheit herausgearbeitet, kein Wort ist überflüssig. Wer aus tendenziösen Worten zur Wirklichkeit sich durcharbeiten will, der wird mit Dankbarkeit und Gewinn dies leidenschaftslose Werk über einen so leidenschaftlichen Gegenstand lesen."

Ludwig Bauer

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Dortmund für Eingeweihte

Dortmund hat einen Hauptbahnhof, einen Südbahnhof und einen *Zentralbahnhof*. Der Zentralbahnhof ist jedoch kein Bahnhof, er heißt nur so. Er liegt an der Ecke Hohe und Ardeystraße und hat seinen Namen von den Straßenbahnern und Fahrgästen bekommen, die hier meist die Linie 3 verlassen. Frag einer sie warum. Er heißt nun einmal so. Leichter zu verstehen ist, daß die Gegend um den Borsigplatz (sprich *Borgesusplatz)* herum *Klein-Polen* heißt und die Gegend, die um die Heiligegartenstraße herumliegt: *Klein-Jerusalem.* Klein-Jerusalem ist Monarchie und wird beherrscht vom *Pfandscheinkönig,* der den Unschlüssigen, die von Althändler zu Althändler laufen, um ihre Pfandscheine zu Geld zu machen, die Pfandscheine abnimmt, die kein Althändler haben will. Der Pfandscheinkönig verkauft die Scheine an den *schleichenden Willy,* den er dreimal am Tage ausschimpft, weil er mehr verdient als er. Aber sie leben beide ganz gut, wenn sie nicht grade im Kasten sitzen, der in Dortmund *Kiste* heißt. Am Ende (man kann auch sagen: am Anfang) der Heiligengartenstraße liegt die *Krim.* Von ihr singen die Kinder:

In der Krim, in der Krim,
da ist es schlimm.
Wo die Flöhe Schlittschuh laufen,
und die Ratten 's Geld versaufen,
wo die Mäuse exerzieren
und die Katzen 's Fell verlieren.
In der Krim, in der Krim,
da ist es schlimm.

Die Krim hat ihren Namen zur Zeit des Krimkrieges bekommen, hat also mit der Schmiere, die in Dortmund ebenfalls *Krim* genannt wird, nichts zu tun. Ein anderes Viertel, das zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges erbaut wurde, heißt *Port Artur.*

Als *Insel Pipi* ist der nach der Bornstraße zu gelegene Teil der Brunnenstraße, der früher häufig überschwemmt war, bekannt. Die *Kasematten* liegen an der Kirchenstraße. Von hier ist es nicht weit nach *Klein-Holland,* das sich zwischen Schützenstraße und Hafengelände hinzieht. Neben dem Hafen liegt der als *Nachtjackenviertel* bekanntere Sunderweg, dessen Front von der *Knochenmühle* besetzt ist. Am andern Ende der Knochenmühle (Vereinigte Stahlwerke) liegt der *Wilde Westen.*

Bekannter als all diese Viertel ist die *Drehscheibe,* welchen Namen der Steinplatz nach der Drehscheibe trägt, die früher da, wo heute die Hauptpost sich erhebt, lag. Hier war das Standquartier des heute noch allen Dortmundern bekannten *Schlummerkies,* des Königs der Dortmunder Eckensteher.

Das 1905 vom Verschönerungsverein gestiftete Eisengießerdenkmal am Steinplatz trägt den Namen: *Aalhannes,* nach dem *Aalschepper,* den die Figur des Denkmals in den Händen hält und der eigentlich ein Gießlöffel sein soll. Gegenüber dem Aalhannes liegt das *Schmuckkästchen,* auch *scharfes Eck* genannt. Da, wo heute Willy Herzog und vor ihm Gustl Schrey das Zepter schwang, regierte früher Otto Haselhoff, der *König vom Steinplatz,* der, ehe er den Haselhoffschen Bierpalast übernahm, im *Kanal* als Komiker auftrat. Kanal war der Name für den früheren Olympiatunnel, den heutigen Burgwallkeller. Von hier ist es nicht weit zum *Café Hemdhoch, auch Café Bückdich* genannt. Besser beleumdet ist das *Strandcafé* (Café der Gestrandeten) und das von vornehmeren Reisenden aufgesuchte Café *Hängeboden* im Fürstenhof. Bekannter noch als der Fürstenhof ist in Dortmund der *Lübecker Hof,* der seine Gäste im eigenen Auto abholt. Das Auto heißt *grüne Minna* und steht auch solchen Gästen, die nach Münster oder Werl

(Zuchthäuser) reisen, zur kostenlosen Verfügung.

Um noch einmal zu den Gaststätten der Stadt zurückzukehren, sei mitgeteilt, daß das Café Grafenhof *der Hauptbahnhof* heißt, also schon zu Anfang dieser Betrachtung hätte genannt werden müssen. Die im gleichen Hause liegende Bar heißt *Herzjesubar*, das Café Finis am Westenhellweg dagegen ist als *Café Ehebruch* bekannt. Eine Reihe kleiner Etablissements, die heute aus dem Stadtbild verschwunden sind, trug früher den schmucklosen Namen *Café Wellblech*. An ihre Stelle sind heute moderne *Untergrundbahnhöfe* getreten.

Kehren wir zur Drehscheibe zurück, so kommen wir, wenn wir der Steinstraße folgen, sehr bald an jene Stelle, wo früher das *Brandenburger Tor* sich erhob, das vor einigen Jahren mit dem Kasernierungszwang der Prostituierten gefallen ist.

Hinter der Linienstraße liegt der auch als *Ziegenplatz* bekannte *Versöhnungsplatz*, der im Stadtplan Viehmarkt heißt. Hier tagen, nicht weit vom Eingang des *Apachenkellers*, die *Brennaboren*, deren Hoheitszeichen die von ihnen *Schawele* genannte und mit reinem Brennspiritus gefüllte Schnapsflasche ist.

Auch in astronomischer Hinsicht ist Dortmund ein Kuriosum, denn in Dortmund geht nicht wie anderswo im Osten, sondern *im Norden* die Sonne auf. Jedenfalls behaupten die Bürger der Stadt das, und mancher von ihnen, der die Wahrheit dieses Wortes rechtzeitig einsah und im Norden einen Laden aufmachte, hat sich *gesund gestoßen*. Heute freilich, wo der größte Teil der Bewohner des Nordens *bei Levermann* (Wohlfahrtsdezernent) *angestellt* ist, rollt auch im Norden das Geld nicht mehr. Selbst *Max und Moritz* (Besitzer der Fabrik Klönne) haben ihren Betrieb einschränken müssen, und auch um die *Jubiläumsbude* wird es immer stiller. Desto lebhafter jedoch geht es auf dem Republikplatz zu, wo jeden Morgen der *Reichstag des Nordens* tagt, dessen Beschlüsse allerdings nicht hindern konnten, daß der *Böhmer Wald*, seit die Hoesch-Werke das Brügmannshölzchen in ihren Besitz brachten, für den Verkehr geschlossen wurde. Und daß man vom *D*ortmunder *A*rbeiter-*B*ier (DAB) nicht mehr sagen kann: *D*er *a*ndere *b*ezahlts, ist eine Tatsache, die die Alten ebenso traurig stimmt, wie die Jungen es bedauern, daß sie nie dabei sein durften, wenn Samstags das *Pferd am Orpheum* herabgenommen wurde, damit es, wie andere Pferde auch, seine kleinen Bedürfnisse ungestört verrichten kann.

Erich Grisar

---

622 Seiten Ungekürzte Sonderausgabe in Leinen

»SINCLAIR LEWIS schönstes Buch!«
(Vossische Zeitung)

Sam Dodsworth

3.75

Roman · Deutsch von Franz Fein
Umschlagzeichnung von Fritz Heinsheimer
In jeder guten Buchhandlung vorrätig
ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Bücher-Querschnitt

Ernst Glaeser: *Das Gut im Elsaß.* Roman. Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin.

Auf dem Gut im Elsaß passiert dreierlei: Der Jahrgang 1902, mit Autos und Pferden verschwenderisch ausgestattet, erlebt eine zärtlich melancholische Liebe — zweitens werden die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland eingehend besprochen, mit der Hinwendung zu einem merkwürdig romantischen Kommunismus, der außer bei Glaeser nirgendwo zu finden ist — drittens erschießt sich, nachdem er auf allen Gebieten Bankerott gemacht hat und vom Jahrgang 1902 abgelöst worden ist, ein Angehöriger der Generation 1890, was wohl ein Wunschtraum des Jahrgangs 1902 ist. Als Angehöriger der Generation von 1890 möchte ich in aller Bescheidenheit, zu der heute Aeltersein verpflichtet, aber sehr bestimmt Ernst Glaeser und den Seinen mitteilen: Wir denken nicht daran, uns aus dem Weg zu räumen, wir sind da, wir sprechen mit, wir entscheiden mit! Uebrigens sind gar nicht wir die Gefahr für den Jahrgang 1902, sondern die Nachdrängenden, die um 1912 Geborenen. Diese Jungens werden sie überrennen. Sie rücken an: eine Sturmflut brauner Hemden. Sie werden froh sein, lieber Ernst Glaeser, uns als lebende Mitkämpfer vorzufinden. So ist Glaesers Zeitroman eigentlich neben der Zeit geschrieben: Glaeser hält noch bei 1928. Was an dem Roman auffällt, ist sein starker, farbiger Impressionismus. Atmosphäre, noch vor kurzem von den feinen Literaturköchen ein streng verpöntes Gewürz, ist auf einmal bei Glaeser reichlich zu finden. Sie ist es, die den Roman reizvoll und dicht macht. Ist das Jahrzehnt der grau in grau gestrichelten Skelett-Dichtung, die sich höchstens einen Song erlaubte, zu Ende? Kommt wieder die Farbe, der Duft, das Licht und das Leuchten, der im Raum stehende Körper, kurz eine sinnliche Kunst? *Oskar Maurus Fontana.*

Joachim Maaß: *Der Widersacher.* S. Fischer Verlag, Berlin.

Auf zweierlei Weise ist das Ziel aller Romane, den Leser sich selbst zu entrücken und zugleich zur tiefern Besinnung kommen zu lassen, erreichbar. Entweder durch des Autors eigene stichhaltige Art, das Leben zu erleben und geistig zu bewältigen, die im Roman sichtbar wird, also durch das, was wir heute allein noch Form nennen könnten. Oder aber durch eine frappante Stofflichkeit, die der Autor an uns heranbringt. Der Dichter der *Bohème ohne Mimi* und des Romans *Der Widersacher* vereinigt in mancher Hinsicht beide Methoden. Es ist aber auch gar nicht weiter erstaunlich, daß die originelle Weise dieses jungen Dichters, das Leben zu betrachten, dann auch neue Lebensinhalte, einen neuen Stoffkreis in der Welt für sich vorfindet. Joachim Maaß hat die allergrößte Aehnlichkeit mit dem genialen, irischen Dichter Liam O'Flaherty. Beide sind weniger Dichter der vielberufenen neuen Sachlichkeit, als der alten hochpoetischen Schnoddrigkeit. Es ist die ruhmbedeckte, uns längst bekannte Schnoddrigkeit eines Villon, Burns, Liliencron, Verlaine, Walt Whitman, ja eines Shakespeare, eines jungen Goethe. Aber in der poetischen Schnoddrigkeit eines Maaß, eines O'Flaherty ist ein ganz neues Element da: der proletarische Zynismus. Ein solcher Zynismus durchtränkt das ganze Werk, das dadurch seinen besonderen Duft erhält. Auch das anscheinend Nebensächliche wird durch die kunstreiche Gleichgültigkeit, mit der es gesagt ist, poetisch. Maaß schildert eine ganz jugendliche, schwangere Prostituierte, deren Traum eine Küche in weißem Schleiflack ist und ein paar nette Kleidchen. „Anna maulte hinaus und murmelte: ‚Ich möchte Erdbeeren'. ‚Aber ist es nicht etwas früh für Erdbeeren?' Sie lachte unfroh auf. ‚Naja!' fuhr er auf, beruhigte sich aber gleich. ‚Ich kann sie nicht wachsen lassen.' Sie stieß sich böse mit der kleinen Faust gegen den Bauch. ‚Das kannst du', sagte sie ordinär und guckte ihn nicht an." Ein großartiger Zynismus schwingt aber erst in den Szenen, in welchen nur Männer auftreten! Heute, in der Zeit sich vorbereitender proletarischer Evolutionen und Revolutionen, verändert sich auch die Reaktionsweise der menschlichen Seele. Nicht nur die Massenseele hat sich verändert, sondern auch die des einzelnen. Das geht bis in die zartesten physiognomischen Züge der Sexualität. Und die Seismographen dieses großen moralischen Bebens sind eher Schriftsteller wie Maaß oder O'Flaherty und Joyce, als die Männer der Doktrin nach der Art eines Upton Sinclair. *Karl Lohs.*

Der Querschnittleser kennt

WILLIAM C. WHITE

den amerikanischen Reporter, der wie kein zweiter lebendige Bilder aus dem neuen Rußland zu geben versteht. Soeben erschien sein umfangreiches Werk

„SO LEBT DER RUSSE"

Menschen und Schicksale aus dem Sowjet-Reich. Aus dem Amerikanischen übertragen von H. Freiherr v. Hoyningen-Huene. 384 Seiten. Preis gebunden RM 6.50, stark kartoniert RM 5.20.

Die ersten Urteile:

White gibt in seinen ebenso glänzend gesehenen wie vorzüglich dargestellten Schicksalsbildern aus russischen Aufenthalten ein sehr eindringliches Bild des Alltages im Sowjetstaat. Es enthält novellistische Episoden, in deren Mitte immer Armut und Entbehrung stehen, aber auch Vertrauen und neuer Glaube. Dem Verfasser geht es nicht um Politik, aber er ist ergriffen von diesem Schicksal, diesem Volk und dieser neuen Welt.
Rud. Kayser in „Die Neue Rundschau"

Niemals ist ein Bericht klarer und ungeschminkter über das schwergeprüfte Rußland erschienen. W. C. White ergreift keine Partei, sondern läßt Sowjet-Rußland seine Geschichte selbst erzählen.
London Sunday Times

Eine Lust, dies Buch zu lesen. Man erhält einen klaren Einblick, wie die Revolution auf Menschen wirkte. Hervorragend gut erzählt und sachlich zuverlässig. *The Times (Literarische Beilage)*

GILDE-VERLAG KÖLN

Hans Fallada: *Kleiner Mann — was nun?* Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.
Endlich einmal ein Buch, das alle angeht! Warum? Weil es die Geschichte eines kleinen Angestellten ist, und weil gegenwärtig 80 Prozent aller Arbeitenden Angestellte sind? Weil es die Geschichte einer Ehe ist, einer sehr simplen, alltäglichen Ehe, mit Kind, mit Sorge und Not, wie das jetzt eben so ist? — Nein, die Geschichten, die alle Tage passieren, und die wir selbst erleben können oder in der Nachbarschaft beobachten, die gehen uns nur selten etwas an. Aber hier ist mit seltener Stärke, mit der Stärke eines Herzens und mit der Einfachheit, die nicht simpel dahinredet, sondern aus dem Kompliziertesten schon wieder erworben ist, das wirkliche Leben an einem beliebigen Orte erfaßt und dargestellt. Hekuba oder Pinneberg, Kommis im Konfektionshaus, Buchhalter bei Emil Kleinholz, Düngemittel und Landesprodukte in Ducherow — einer von Tausenden entlassener Arbeitsloser in Berlin — Hekuba oder Pinneberg sind uns, was ein Dichter an ihnen begriffen hat. Wir kennen uns selbst meist nicht besonders gut, oder zum Ueberdruß, wir haben von benachbartem Leben so einen Schein, ein bißchen richtig und ein bißchen falsch und meist gleichgültig. Aber Pinneberg und sein Lämmchen, seine tüchtige Mama und die Kollegen und besonders der Sohn Murkel, der noch gar nichts tut, sondern nur existiert — von diesen Leuten wissen wir jetzt. Sie stehen in einer Zeit, die wie unsere ist und gar nicht schön. Die Erscheinungen dieser Zeit, die ewigen Beängstigungen zwischen Vorgesetzten, Konkurrenten, Aemtern und Uebelständen werden nicht einmal kritisiert — sie werden nur aufgezeigt. Aber wenn es das stärkste Lob für ein Buch sein sollte, daß man die Ueberzeugung hat: So ists! so ist dieses Buch über alles zu loben. Mehr, es wird geliebt werden. *G. F.*

Ilf und Petrow: *Ein Millionär in Sowjetrußland.* Verlag Paul Zsolnay, Berlin-Wien.
In diesem humoristischen Hochstaplerroman — Donquichote in der Kollektivwelt — wird die obligate Sowjetagitation ausschließlich durch Selbstironie und Spott bestritten. Ein höchst raffiniertes Buch also, oder, was dasselbe ist, der einfachste Weg, den Leser zu überzeugen: das Eingeständnis ihrer Schwächen. Solcher Art entwaffnet, lernt man zwischen den Fugen des Systems den Geist der neuen Ordnung kennen, der schon so sehr Objekt und Landschaft durchdrungen hat, daß der Mensch auf die alltäglichen Reize verändert zu reagieren beginnt. So erwacht auch im Helden dieser Geschichte, dem großzügigen Schelm in den kleinen Dingen des Lebens, allmählich die Ameise: er zeigt das Streben, immer mehr Komplicen in seine Betrügereien einzubeziehen (so weit ist schon der Mensch in der U.S.S.R. umgebaut). Am Ende des Buches ist aus einem Schwindelunternehmen, das der Sowjet-Donquichote aufgebaut hat, um unrechtmäßig zu seiner Million zu gelangen, ein regelrechtes Kollektiv geworden, ein Sowjetbetrieb wie alle anderen. Jeder Schelm ist Revolutionär; dieser aber ist bloß ein verspäteter Nachläufer der Revolution. Die Autoren, vorurteilslos wie nur echte Humoristen sein können, riskieren das Fazit aus dem Buch: daß die Sowjetunion also ein Paradies der Schelme sein kann. Wenn Gott will, schießt er auch mit einem Besen (altes russisches Sprichwort). *W. S.*

Will Durant: *Große Denker.* Deutsche Ausgabe, bearbeitet und übersetzt von Dr. A. Hecht, mit einer Einleitung von Prof. Hans Driesch. Verlag Orell Füssli, Zürich.
Philosophie ist eine geistige „pièce de résistance", zumeist sogar eine recht schwere. L'appétit vient en mangeant; um Mut und Lust zu einem schweren Gericht zu kriegen, muß man zunächst eine leichte Vorspeise genießen. Ein ganz vorzügliches philosophisches hors d'oeuvre bietet Will Durant in seinem Buche „Große Denker". Wie Novellen lesen sich die Aufsätze über Leben und Lehren der bedeutendsten Denker von Plato und Aristoteles bis zu den Modernen: Bergson, Croce, Russel, Santajana usw. Und doch kann uns kein Lehrbuch eine bessere Uebersicht über die Geschichte der Philosophie und keine bessere Einführung in die Probleme der Metaphysik und der Erkenntnislehre geben. „What is the use of a book without picture", beginnt Lewis Caroll sein „Alice in wonderland". Will Durant und seine Verleger scheinen derselben Meinung zu sein und haben die deutsche, wie schon die englische Ausgabe mit einer Reihe interessanter Bilder ausgestattet. *Dr. von Wattenwyl.*

Friedrich H. Hofmann: *Das Porzellan der Europäischen Manufakturen im 18. Jahrhundert.* Propyläen-Verlag, Berlin.

Ein Buch voller schöner, vertrauter Bilder. Weit über 500 teils farbige, glänzend reproduzierte Abbildungen rücken die prickelnde, witzige, farben- und sinnenfreudige Welt des ancien régime vor unsere vornehmlich auf das Praktische moderner Sachlichkeit gerichteten Augen. Da sind die reizenden Chinoiserien des Meißener Malers *Höroldt,* da sind *Kaendlers* barockkräftige, in unerschöpflicher Fülle quellende Gruppen. Da ist *Bustellis* einzige Eleganz und rhythmische Ueberlegenheit, da sind *Melchiors* flatternde Gewandungen von subtilster und weichster Modellierung — und dann alle die andern: *Meyer, Eberlein, Kirchner, Acier, Grassi* usw. usw. Was ist diesen Kleinmeistern alles eingefallen! Wie weit ist der Bogen ihrer Motive gespannt! — Jagden, Tanz, Ballett, Schauspiel, Mythologien, Maskeraden, Volkstypen, Schäferszenen, Soldaten, liebenswürdige Cochonnerien, religiöse Vorgänge, feierlichstes Pathos und banalster Alltag — vom Reiterdenkmal bis zum Pfeifenkopf. Charakteristisch, wie unbefangen und sorglos sie mitunter Motive und Formideen aus Kupferstichen und Bildern entlehnen. Sie konnten das unbesorgt tun, denn die strotzende Fülle ihrer Produktion läßt keinen Verständigen auf die Idee kommen, daß sie es aus Aermlichkeit taten. Von Kaendler allein existieren 900 — *neunhundert* — von ihm oder unter seiner Oberleitung hergestellte Modelle. Ein phantastischer Reichtum, nur denkbar in einer Zeit festgefügter künstlerischer Grundanschauungen, einer Zeit, die in ihrer Formensprache ein Instrument hatte, auf dem sie sorglos drauflosspielen konnte — und mit welcher Virtuosität spielte sie! Diese überquellende künstlerische Potenz läßt bei einsetzendem Klassizismus mit rechtem Winkel, Tugend und „edler Einfalt" nach, aber wie lebendig, handwerklich vollkommen und formal sublim sind noch beispielsweise die Bisquitreliefs der Spätzeit. Höchst amüsant zu lesen, wie die Arkanisten (die Leute, die das Arkanum, das Geheimnis der Porzellanherstellung hatten oder zu haben vorgaben), an den Fürstenhöfen ihre Scharlatanerien trieben, verblüffend, mit welcher Leidenschaft, mit welcher Wut Potentaten und Potentätchen sich auf die Erfindung stürzten, eine *Porcelain-Fabrique* haben mußten als *Attribut des Glanzes und der Würde* sowohl, als auch um den schlaff gewordenen Geldbeutel wieder anschwellen zu lassen. Sehr amüsierlich, wie berichtet wird, daß die Porzelliner (die Porzellankünstler) sich häufig in späteren Lebensjahren dem stillen Suff ergaben, was verständlich ist, weil es wohl selten eine Arbeit gibt, die wie die Porzellankunst eine solche Chinesengeduld und das Sitzfleisch einer Stickerin bei größter künstlerischer Angespanntheit und Aufmerksamkeit erfordert. Auch ist es im allgemeinen ein undankbares Geschäft, ein großer Meister in kleinen Formaten zu sein. Wenn Hofmann in seinem Buche nun *Tschirnhaus* als den eigentlichen oder wenigstens neben *Böttger* als Miterfinder des europäischen Porzellans wissen will, so möchte ich in dieser Beziehung mit meinem Urteil zurückhalten. Doch dem sei wie es wolle, für jeden, der ein Verhältnis zur Porzellankunst hat, muß die Lektüre dieses Buches und das Studium seines reichhaltigen und ganz hervorragenden Bildermaterials eine Belehrung und Freude sein. *Paul Scheurich.*

Wer aus seiner nervösen Unsicherheit und Lebensangst Befreiung sucht, kann nichts besseres tun, als mit unbefangenem Vertrauen zu seinem eigenen Wahrheitsempfinden die Ratschläge befolgen, die in den Büchern von Bô Yin Râ gegeben sind. Das umfassendste Werk ist sein letztes „Der Weg meiner Schüler". Es kann durch jede gute Buchhandlung bezogen werden. Ladenpreis RM 6.—. Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegründet 1816) Basel-Leipzig.

Rudolf Olden: *Das Wunderbare* oder *Die Verzauberten — Propheten in deutscher Krise.* Rowohlt-Verlag, Berlin.

Vom „göttlichen Meister Weißenberg" und seinem Milieu, vom Strahlendoktor Zeileis in Gallspach, vom „Raumkrafterfinder Schapeller" erfahren wir, der Goldmacher mit dem klingenden Namen „Tausend" zieht an uns vorüber, die köstliche Angelegenheit der „Hartwig-Quelle", die nichts anderes war als Berliner Leitungswasser, ersteht wieder vor uns, und manche schöpfen vielleicht neue Erkenntnis und Anregung aus der Darstellung „Karezza, die Prophetie der unvollendeten Liebe". Und manches andere, was die letzten Jahrzehnte in ihrer sehnsüchtigen Unruhe und in ihrer buntfarbigen Vielgestaltigkeit hervorgebracht haben, wandelt an uns vorbei. Ungläubige und Bekehrte berichten, schildern und kritisieren. Meisterhaft die Einleitung des Herausgebers Olden, ausgehend vom „Wunder" der Liebe, stilistisch vollendet auch seine erläuternden Worte zu jedem einzelnen Abschnitt. Am eindrucksvollsten vielleicht die Schilderung des vom Wundermädchen in Konnersreuth Bekehrten; von dem Berichte über eine Bewegung wie die der Christian Science — sie ist die schwächste in der Sammlung — hätte man allerdings mehr erwartet als überlegen scheinen wollende Ironie. Das Buch ist prachtvolles Zeugnis eines hochentwickelten Journalismus', der, was Darstellung und Stil angeht, zu einer künstlerischen Form gesteigert ist. Die Berichte wenden sich vielleicht, ohne es zu wollen, gegen einen überheblichen, wissenschaftlichen Dünkel und belehren uns wieder einmal darüber, daß uns ständig Wunder umgeben, die uns allerdings so alltäglich geworden sind, daß wir sie als solche kaum mehr erkennen. Es heißt unterscheiden zwischen wahren und falschen Propheten! *Rafael Schermann.*

Edouard Dolléans: *Le Col d'Organdi.* Edition Philippe Ortiz, Paris.

Jean de Pierrefeu, der einst an den Lenkern der Marneschlacht bewies, daß Plutarch hätte lügen müssen, nennt dieses Buch über Frauen, das ein Weltmann und Weltwirtschaftspionier in seinen Mußestunden erlebt und geschrieben hat, eine eminent französische Sportübung; Pierrefeu hat wieder einmal recht. Den Geist der sogenannten Entdeckungsfahrten in die Frauenseele, wie sie in diesen elf eleganten Skizzen, Dialogen, Novellen unternommen werden, den gibt es heute außerhalb Frankreichs wirklich nirgends in der Welt. Hierzulande etwa will man es entweder so genau gar nicht wissen oder aber schon ganz genau. Gesellschaft, und zwar eine immer rarer werdende gute Gesellschaft, ist Voraussetzung für die artig-kapriziöse Schilderungen von Dolléans auch dort, wo ihre leichte und ein wenig unverbindlich schwebende Sphäre verlassen wird. Es ist jene Gesellschaft, in der die Talleyrand-Anekdote, die das Vorwort Hebrard in den Mund legt, auch heute noch möglich ist, die berühmte Geschichte von dem Gast ohne traditionelle Lebensart, der einst an festlich-heiterer Tafel ein Gläschen hundertjährigen Kognaks hastig herunterstürzte und damit den Unmut des Gastgebers erregte. „Ja, was macht man denn sonst mit einem Gläschen Kognak?" fragte der verdutzte Böote. „Man spricht über ihn, mein Herr!" Edouard Dolléans spricht über Frauen verschiedener Sorten, Güten und Jahrgänge ausführlich, kennerisch und liebevoll wie einer, der einen Kognakkelch gegen das Licht hält, um die Farbe zu bewundern, an die Nase führt, um den Duft einzuatmen und dabei, immer sprechend, den erlesenen Inhalt erwärmt, der nur so sein ganzes Aroma hergibt. War dies letzte der Zweck der Uebung? Es ist noch nicht einmal gesagt, daß er auch wirklich trinken wird. Das Sprechen konnte Selbstzweck sein. Dolléans spricht wie ein Mann, den seine Kennerschaft nuancenfreudig gemacht hat, wissend und begeisterungsfähig zugleich. Er kennt Frauen und Frauenkenner: Man glaubt bald Morands, bald Colettes, bald, bei Gott, des alten Bourget Schatten über die Seiten huschen zu sehen, die vom Reizend-Gewagten ins Reizend-Altmodische schillern können. Mädchen, Frauen, um die sich ältere und jüngere Männer bewegen und in denen sie sich spiegeln aus Sehnsucht, Neugier und Eitelkeit, fast immer in einer leichten, mit leichter Spannung geladenen Atmosphäre: das wird hier gezeichnet mit leichter Hand und beplaudert mit leichter Zunge, wobei mancher geschliffene Aphorismus, manche glückliche Formel einer leichten, leicht melancholischen Lebensweisheit gelingt. Reden vor dem Kognakkelch ist eine freundliche Sitte. *M. B.*

Bernard von Brentano: *Der Beginn der Barbarei in Deutschland.* Verlag Rowohlt.
Dieses neue Buch hat nicht wie die ersten Schriften Brentanos Neuerscheinungen der Literatur zum Gegenstand der kritischen Analyse. Brentano hat diesmal zum Ziel die Analyse der Gegenwartssituation Deutschlands überhaupt. Es ist keine kulturhistorische Untersuchung, sondern eine wirtschaftspolitische. Nicht die Ideologien als solche werden zur Verantwortung gezogen; vielmehr werden sie zurückgeführt auf ihre Basis, d. h. auf die reale, die materialistische Existenzgrundlage des gesellschaftlichen Menschen. Es geht hier nicht um die schönen Künste, um den Geist, um das Recht, um die Humanität, sondern es geht um Löhne und Gehälter, um die materielle Verelendung, die die Voraussetzung für die Preisgabe all jener Ideologien ist, deren Inanspruchnahme ein Volk nach der geläufigen Terminologie aus dem Zustand der Barbarei in den Zustand der Kulturnation erhebt. Hier wird der rückläufige Prozeß gezeigt, wie ein Land, das sich seine Ideologien materiell nicht mehr leisten kann, aus dem *Kulturzustand* in die Barbarei zurücksinkt. Brentano stellt Zustände dar. Die Darstellung der Zustände von heute ist zugleich ihre Kritik. Dazu bedarf es keiner anklagenden Kommentare. Die materielle Proletarisierung der Intellektuellen entspricht genau ihrem geistigen Elend, und die Löhne der Arbeiter, die Unterstützungssätze der Arbeitslosen sind zum Gradmesser der Anarchie des gesellschaftlichen Lebens geworden. Es ist eine organisierte Anarchie. Die Organisation wird als Ordnung ausgegeben und als Ordnung verteidigt, d. h. es ist die Unordnung, welche verteidigt wird, um der *Ruhe und Ordnung* willen. Dieses Paradox ist das Kriterium des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes in Deutschland. Indem Brentano durch die nüchterne, mit viel Material gestützte Darstellung dieser Zustände einer durchorganisierten Anarchie die Paradoxie unseres gesellschaftlichen Lebens überhaupt enthüllt, hat er zugleich den Nachweis vom Beginn der Barbarei in Deutschland erbracht. *Alfred Kantorowicz.*

Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.

Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Neuerscheinungen:

Bernhard Shaw, The Apple-Cart
Francis Brett Young, Mr. and Mrs. Pennington
Arnold Bennett, The Night Visitor
Temple Thurston, A Hank of Hair
Sheila Kaye-Smith, The Children's Summer
Pearl S. Buck, The Good Earth
William Mc Fee, The Harbourmaster
W. B. Maxwell, Amos the Wanderer

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes" vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ/LEIPZIG

Helene Richter: *Kainz.* F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig. Dieses Werk ist das fast durchwegs glückliche Ergebnis einer von leidenschaftlicher Theaterliebe erfüllten Gelehrsamkeit. Es empfehlend anzuzeigen, macht um so mehr Freude, als der gediegene wissenschaftliche Apparat, mit dessen Hilfe die Verfasserin ihre Biographie errichtet, sich nirgends vordrängt oder ermüdend in Erscheinung tritt. Er bildet lediglich das Gerüst und liefert die Stützen; um diese herum ist ein solides Bauwerk entstanden, dessen äußere und innere Besichtigung auch den verlocken kann, der nicht unbedingt Theaterliebhaber ist, sondern den ein bewegtes, an äußeren Ereignissen reiches Leben fesselt. (Daß Kainz von sich aus gar nicht Schauspieler werden wollte und von seinem theaterbesessenen Vater, dem die Ergreifung dieses Berufes verwehrt worden war, planmäßig zu ihm gezwungen wurde, ist ein in der Schauspielergeschichte gewiß einzig dastehender Fall.) Zu den *Schilderungen denkwürdiger Persönlichkeiten* aus allen erdenklichen Berufen und Lagern tritt die Lebensgeschichte von Deutschlands größtem Schauspieler im Zeitalter der Jahrhundertwende. Den äußeren Verlauf dieses Lebens, das meteorartig aufleuchtete und verlöschte, erzählt Helene Richter auf gewissenhafte Weise. Sie bringt nichts vor, was nicht „belegt" werden kann und hat daher ein sachlich ungemein zuverlässiges Buch geschaffen (einzig die Darstellung des Verhältnisses Schlenther zu Kainz läßt die sonst bewährte objektive Distanziertheit vermissen zugunsten einer sachlich nicht begründeten Stellungnahme gegen Schlenther). Die Verfasserin gibt umfangreiche Rollenanalysen: sie rückt allen berühmten *Kainzrollen* in der Reihenfolge ihres Entstehens zu Leibe; hier gelingen plastische Porträts, unter denen mir der Hamlet, der zweite Richard und der spanische Alfons am gelungensten zu sein scheinen. In diesen kleinen Kunstwerken der Schauspielerbeschreibung geht Helene Richter den tiefsten Gründen Kainzscher Gestaltungskraft auf die Spur, ausgerüstet mit den Fackeln der Wissenschaft und dem hellen Sinn der kunstempfindlichen Schriftstellerin. Gewissenhaft und vorsichtig steigt sie in die Tiefen dieser abgründigen Komödiantenseele hinab und sucht sich, „letzten Gründen" nachgehend, in diesem unwegsamen Labyrinth zurechtzufinden, um Rätsel zu lösen und hinter Geheimnisse zu kommen, die sich vernunftmäßiger Deutung weigern. Mit nicht unbeträchtlicher Beute kehrt sie ans Tageslicht zurück, wo das Gefundene unter die Lupe genommen und auf den spezifischen Kainzgehalt hin untersucht wird. Die letzten Verborgenheiten dieses genialen Schauspielerromantikers, dieses Byrons als Schauspieler, hat Helene Richter nicht erblicken dürfen. Sie hat Josef Kainz, den edelsten Verschwender seiner selbst, von Etappe zu Etappe seines Daseins begleitet und Zug um Zug dieses in einem Höllentempo heruntergelebten Lebens bedächtig nacherzählt. Die Intensität der Verfasserin ist an keiner Stelle der des Dargestellten angepaßt, dessen Privatleben in diesem Buch einfach übergangen wurde. Helene Richter gibt den Berufsmenschen Kainz und vernachlässigt die vielleicht wichtigste Quelle zur Aufhellung des typisch Kainzschen Berufsgeheimnisses: die Schilderung des Menschen Kainz, dort, wo er am menschlichsten ist. Aber es bedarf vielleicht eines Seelendeuters, eines vom Phänomen dieser einzigartigen Lebenskurve ergriffenen Dichters, um den Magier, den mit dunklen Mächten verbundenen Seelenfänger in dem Lichte zu schauen, in dessen Kegel er zeit seines Lebens stand und mit dem er eine Generation zu verzaubern vermochte.

Franz Horch.

Fritz Gerathewohl: *Das deutsche Vortragsbuch.* Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Jeder Vorwand eines Anthologien-Herausgebers sei uns willkommen, der die schönsten Stücke der deutschen Literatur zusammenstellt. Dabei ist in diesem Fall „Vorwand" gar nicht wörtlich zu nehmen. Der Autor, der ein Lektorat für Vortragskunde in München ausübt, zeigt sich für diesen Beruf auf eine vornehme und unalltägliche Art geeignet: die Erläuterungen, die er jedem Auswahlstück für die Zwecke des Vortragenden beigibt, sind so unakademisch-sinnvoll, so aus dem Klanggeheimnis der Sprache geholt, daß sie, wie manchmal fast ebensosehr Einführungen in den Sinn des Kunstwerks, Anweisungen für dessen Vortrag sind. Es ist, als sei hier jemand aus dem Laut-Lesen zum Literaturkenner geworden. *k.*

André Maurois: *Im Kreis der Familie.* Roman. Verlag Piper, München.

Bemerkenswert, in welchem Maße die Franzosen der Dritten Republik sich selbst als geschichtliche Persönlichkeiten empfinden. Ein erheblicher Teil ihrer Literatur von heute ist eine intelligente Anstrengung in der Richtung, der *Troisième* eine Mythologie zu schenken. Diese Mythologie wird vielleicht nie Geltung erlangen, aber für die geschichtliche Betrachtung der Epoche scheint der Zeitpunkt nicht ungünstig zu sein. Die Pleiade von zünftigen und unzünftigen Historikern, die sich neuerdings auf die sechzig Jahre von Thiers bis Briand geworfen hat, steht ihren Ereignissen und Figuren noch so nah und schon so fern, daß sie für die Darstellung beides mitbringt, die kühle Uebersicht und das nervöse Fingerspitzengefühl; der Krieg ist ein Ausblicksturm, nicht eine Scheidewand. Einen Vertreter von der Bedeutung *Lytton Stracheys* hat diese Gruppe bis jetzt nicht aufzuweisen, vielleicht, weil sie, wie Daniel Halévy, ihr bester Mann, Verfasser erstaunlicher Essays über Gambetta und die Pariser Polizei, im Grunde doch Politik treibt dort, wo Strachey in seiner fruchtbaren Haltung halber Ironie verharrt wäre, aber ihr Einfluß ist doch beträchtlich. Er überschwemmt bereits stark den Roman, die Hauptader des französischen Literaturkreislaufs von heute. Der französische Roman verrät, in einigen seiner wesentlichsten Erscheinungen, schon seit hundert Jahren die Tendenz, die Zeitgeschichte aufzuschreiben. Stendhals *Lucien Leuwen* ist ein politischer Roman, der beste, der jemals geschrieben wurde, tiefer, schärfer und moderner als Giraudoux' *Bella.* Was ich den Einfluß der Historiker der *Troisième* auf den Roman nenne, äußert sich vor allem darin, daß nun die Andeutungen, Umschreibungen, vage Allgemeinheiten so ziemlich überall durch die richtigen Namen und Daten, durch soziologische und politische Präzisionen ersetzt werden. Neu daran ist im Grunde bloß, daß es sich auf die Gegenwart bezieht. André Maurois beschreibt in seinem neuesten Roman *Le Cercle de Famille* ein mondänes Diner bei einer alten Baronin, die eine lächerliche Figur ist und einen der wenigen, noch vorhandenen politischen Salons der Republik hält: die Gesellschaft gerät sich in die Haare über den Fünfjahrplan und über Planwirtschaft. Dann wird die Präsidentenwahl in Versailles beschrieben, Briands tragische Isolierung, Doumers Einzug in Paris, Zusammenbruch und Flottmachung eines Konzerns. Man spricht viel davon, daß Frankreich eine Insel der relativen Ordnung sei, umbrandet von einem Ozean chaotischen Elends, aber die wenigsten Figuren des Romans halten das behütete Inseldasein für nicht selbstverständlich. Sie sind mittlere und große Bourgeois aus der Schicht, der Maurois entstammt und die er schon in zwei Romanen beschrieben hat; man begegnet Figuren aus diesen auch im Cercle. Die Heldin, Denise Herpain, war als Kind Zeugin des Ehebruchs ihrer Mutter, haßt sie und wählt sich aus Protest die Lebenslinie, anders zu werden als sie. Sie wird aber selbstverständlich ebenso und erlebt selbst das Schicksal der Mutter bis in Einzelheiten, bis zum Konflikt mit dem eigenen Töchterchen. Nur löst sie ihn nicht so glücklich, wie die Mutter ihn gelöst hat, indem sie die Gattin eines homme supérieur wurde. Als Denise, in einem Anfall von Müdigkeit, nach vielen Jahren das Haus dieser Mutter, ihr Vaterhaus, besucht, weicht von ihr in der glücklichen Atmosphäre der Druck des Kindheitserlebnisses; der Familienkreis hat sie wieder, das Erbgut im Blut war wieder einmal stärker als der Wille. Ein Familienroman also, wie sie die französische Literatur gerade in den letzten Monaten wieder in einigen bedeutenden Exemplaren produziert hat zum Beweis dessen, daß auch die französische Familie sich selbst immer stärker zum Problem zu werden beginnt. Aber freilich, je mehr diese französischen Schriftsteller an ihren Zuständen das Problematische betonen, um so mehr haben sie für uns ihr Bleibendes betont, und das geschieht sicherlich selbst bei einem so stark bewußten Schriftsteller wie Maurois unbewußt. Sauber und angenehm ist sein Buch, nach einem überspannten Roman (Le Peseur d'Ames) und einer schwachen Biographie (Turgenjew) eine handwerkliche Kraftprobe. Er drückt sich geschickt um das, was er nicht kann, und, was er gut kann, stellt er diskret ins Licht. Alles in allem bleibt der kultivierte Schaufenster-Arrangeur interessanter als sein geschmackvolles Schaufenster und dessen sicher nicht wertloser Inhalt. Man möchte es ihm gern abgucken. *e. l.*

Neue Schallplatten

Fridericiana: Märsche Friedrichs des Großen. Berliner Philharmoniker. Dir. Orthmann. Telefunken E 1153. — Hervorragende Platte: sechs der bedeutendsten und schönsten preußischen Märsche (darunter der Hohenfriedberger), vom Alten Fritz komponiert und in zeitgemäßer Fassung — 72 Marschschritte in der Minute — aufgenommen.

Tarantella, Venezia e Napoli (Liszt). Berliner Philharmoniker. Dir. Kleiber. Telefunken F 1154. — Ausgezeichnete Interpretierung des viel zu wenig gespielten Prachtstückes.

Nuages aus: Nocturnes (Cl. Debussy). Philadelphia Orch. Dir. Stokowski. Electrola D. B. 1614. — Stokowskis mikrophonale Ueberlegenheit stempelt jede Aufnahme zu einer Besonderheit.

Le triomphe de l'amour (Lully) und *Praeludium Alceste aus Thésé (Lully). Philadelphia-Orch. Dir. Stokowski. Electrola D. B. 1587.* — Kulturplatte von großem Reiz.

Palestrina-Vorspiel zum III. Akt (Pfitzner). Staatskapelle. Dir. Pfitzner. Grammophon 95461. — Vorzügliche Klangwirkung authentischer Wiedergabe.

Euryanthe - Ouvertüre (C. M. v. Weber). Concertgebouw - Orch. Dir. Mengelberg. D. W. X. 1569. — Die berühmten Streicher bemühen sich, Weber zu entromantisieren.

Serenade Nr. 10 für 13 Blasinstrumente (W. A. Mozart). Staatskapelle. Dir. Blech. Electrola D B 4401. — Bis in kleinste Einzelheiten ausgefeilte Ensemble-Leistung.

Anitras Tanz und Zug der Zwerge (Grieg). Klavier: Karol Szreter. Odeon 2412. — Trefflich gespielt und ebenso trefflich reproduziert.

Chaconne (Händel). Steinway-Flügel: Edwin Fischer. Electrola D. A. 4401. — Zartes und wuchtiges Spiel, Publikumsnummer.

Chromatische Fantasie und Fuge d-moll (J. S. Bach). Busoni-Ausgabe. Steinway-Flügel: Osborn. Electrola E. H. 682. — Prachtvolle Auffassung und Ausführung der Musterbearbeitung.

Arabesken über Themen des Walzers „An der schönen blauen Donau" (Joh. Strauß). Klavier: Poldi Mildner. Electrola E. H. 726. — Echt klavieristische Begabung einer Sechzehnjährigen überrennt alle Hindernisse.

„Wir danken dir, Gott" aus der Ratswahlkantate (J. S. Bach). Bechstein-Flügel: Kempff. Grammophon 90189. — Orgelmäßig rauschendes, selten gehörtes Vorspiel.

Préludes h-moll und g-dur und Etüde c-moll (Chopin). Klavier: Brailowski. Grammophon 95423. — Traditionssicherer Vortrag, hübscher Klavierton.

Perpetuum mobile (Ottokar Novaček). Geige: Yehudi Menuhin. Electrola D. A. 1196. — Virtuosenstück wird schlicht musiziert.

„Ein Lied aus meiner Heimat" (Melodie der Liebe). Tango. Tenor: Wittrisch m. Orch. Electrola E. G. 2552. — So muß ein Refrain gesungen werden.

„Du kleiner Spitzbube", The Mills Brothers „Novelty". Grammophon 24541. — Vollgriffige Guitarrebegleitung, angenehmes Quartett.

„Die alte Spieluhr", Gesangsquartett, Tenor m. Orch. Ultraphon A. 1094. — Volksliedartige Dacaponummer für Hauskonzerte.

„Marie, Marie, wir machen 'ne Dampferpartie", Hans Schindler-Jazz-Orch. m. fünf Songs und Tenor Fleßburg. Ultraphon A. 1111. — Lustige Illustrierung für populären Geschmack.

Crosby, Columbo and Vallee, Victor-Young-Orchestra with Vocal-Chorus. Brunswick A 9211 — Ausgezeichneter Trot! Ununterbrochene Melodie, aparte Begleitung.

„Ein Whisky mit Soda". Foxtrot m. Refrainges. A. Luther-Tanz-Orch. Telefunken A 1146. — Guter Tonfilm-Ausschnitt. *Thurneiser*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin - Charlottenburg.
Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH

RESTAURANT

LA CIGOGNE

PARIS

Restaurant, Dancing, Vorführungen, Amerikan Bar, Soupers. 27, Rue Bréa Centrum des Montparnasse, die ganze Nacht geöffnet.

CAFÉ—BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain
PARIS
Zentrum des
MONTPARNASSE

Le Dôme

Rendez-vous international des artistes.

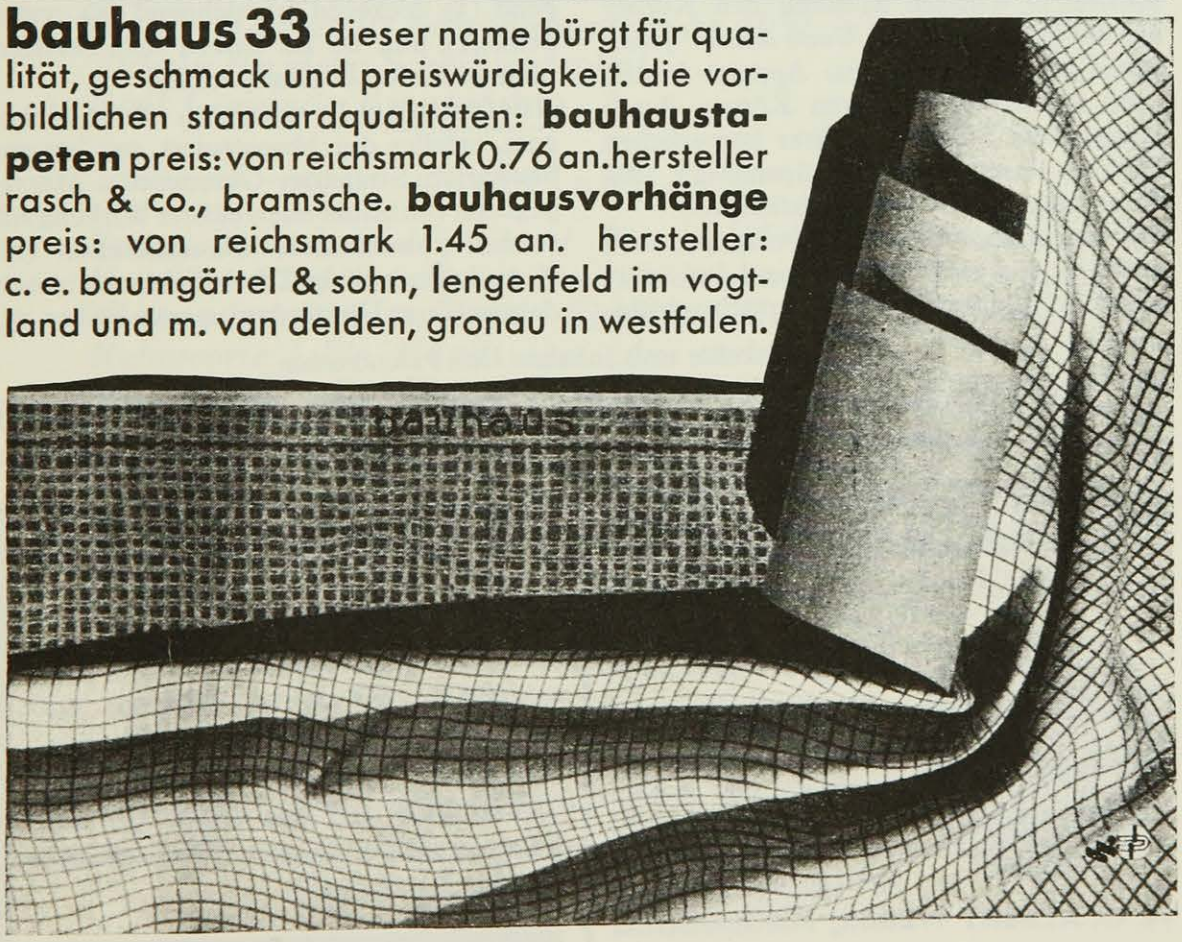
Ouvert toute la nuit!

RESTAURANT **BOSC**

Paris, 135, Avenue Malakoff (Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.
Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

bauhaus 33 dieser name bürgt für qualität, geschmack und preiswürdigkeit. die vorbildlichen standardqualitäten: **bauhaustapeten** preis: von reichsmark 0.76 an. hersteller rasch & co., bramsche. **bauhausvorhänge** preis: von reichsmark 1.45 an. hersteller: c. e. baumgärtel & sohn, lengenfeld im vogtland und m. van delden, gronau in westfalen.



Das Fundament der glücklichen Ehe: Gesundheit!

Mk 29.25

NEUES SPORT-MODELL

Zum Originalpreis erhältlich in Sportgeschäften, Kaufhäusern, Med. Warenhäusern, Reformhaus Thalysia Paul Garms GmbH., M. Pech AG. usw.

Garantie: Jeder durch Hersteller bezogene Apparat wird innerhalb Wochenfrist gegen Kaufpreiserstattung bedingungslos zurückgenommen. Kein Risiko!

Maximator

modelliert Deinen Körper und --

arbeitet in wenigen Minuten den Körper auf die vollkommenste Weise durch. Jeden Pfennig, den dieser neue Apparat kostet, zahlt er zurück an Ihren Körper durch erstaunliche Steigerung Ihrer körperlichen Frische, Ihrer seelischen Spannkraft und Ihrer allgemeinen Leistungsfähigkeit.

Dieser Maximator-Trainingspartner arbeitet, wie es Ihr Körper und Ihr Sport in jedem Falle brauchen: rhythmisch schwingend (3), lockernd (4), dehnend (5), spannend (1), und ist Ihr bester, stets bereiter, nimmermüder Übungspartner!

Ausführung: In massivem, echten Mahagoni, tadellos durchkonstruiert, mit bestens bewährtem Strapazier-Gummiseil u. Massagegürtel von bisher unerreichter Wirkung auf **schlaffe, verfettete Bauchdecken** (2). Komplett mit allem Zubehör, kinotechnisch dargestelltem Übungskursus usw. RM **29.25**.

Alleinhersteller und Inhaber aller Patentrechte

G. Arthur Schubert, Sportartikelfabrik, Berlin SO 36

Herbin-Stodin

unschädlich und unübertroffen bei starken

DIMETH.AC.PHENYL. PHENAC. LITHIUM.
20 Tabl. 1,05
10 Tabl. 0,60

Kopfschmerzen

Rheuma, Muskel- und Nervenschmerzen

Kaufen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin, und Sie werden angenehm überrascht sein.

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

TEGERNSEE

paying guests

zu jeder Jahreszeit in anerkannt schönstem Privathaus Zimmer mit eig. Bad, Zentralheizung. Ski, Bridge-Anschluß. Telefone. Interessenten wollen sich melden unter Qu. 280 Ullstein-Ziffer-Dienst Ullsteinhaus, Berlin, Kochstraße

DER QUERSCHNITT

XII. Jahrgang Berlin, Ende Oktober 1932 Heft 10

Die Ehe von heute

Hans Hartmann: Die Ehe in der protestant. Krise 689
Gregor Land: Zur Methodik der Ehe 693
Karin Michaelis: Ermüdungserscheinungen 696
Max Brod: Eheliche Liebe 699
Franz Werfel: Ehespruch 701
Franz Kafka: Das Unglück des Junggesellen . . . 701
Sacha Guitry: Liebe — Ehe — Treue 702
Robert Scheu: Das Glück der Konversation . . . 704
Walther Rode: Das Geld in der Ehe 707
Ein Ehevermittler: Unsere Aufgabe 709
Ein Matrose: Die Seemanns-Ehe 711
Maurice Chevalier / *Vilma Banky* } Darf der Filmstar heiraten? 714
Percy H. Muir: Englische Ehen 715
Ada Niel: Soziologie der geschiedenen Frau . . . 717
Gina Kaus: Ueber die Beziehung Geschiedener . . 719
Máximo José Kahn: Neuspanisches Eheleben . . . 723
Weare Holbrook: Scheidungsgründe 1932 726
Aldous Huxley: Scheidungspleite 728
Noël Coward: Brautnächte 730

Marginalien:

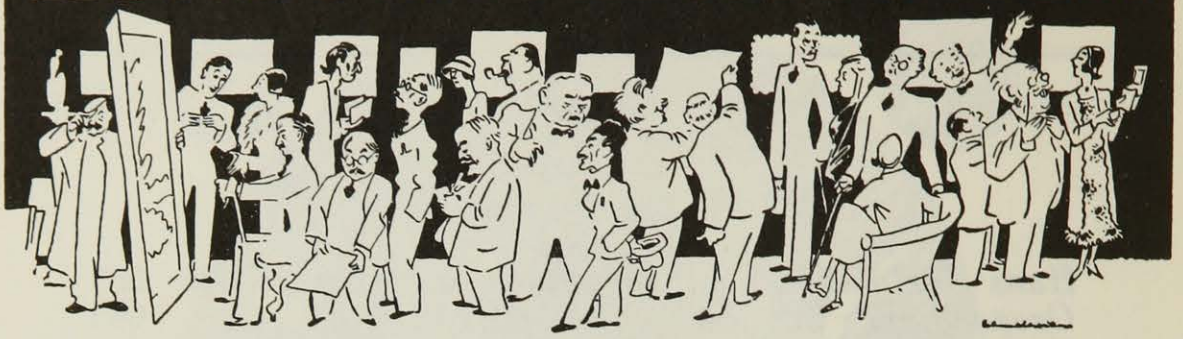
Franz Blei: Lob der Ehe / Wie heißt denn nur meine Mama? / Chef des Reisebüros: Hochzeitsreisen heute / Ein Portier: Das Paar im Hotel / Ein Kind: Museum mütterlicher Mahnworte / Ein Mitgiftjäger: Aus meinen Ehen / Martha van de Velde: Die Ehe im Querschnitt / Eine Umfrage: Wie ich meine Frau wünsche / Ein Kind geschiedener Eltern berichtet / Kameradschaftsscheidung / Amerikanische Ehen mit europäischen Aristokraten / Stockholmer Ansichten / Charles Duff: Das Ehegeschäft / Anton Schnack: Als Vermählte empfehlen sich / Der Staat als Ehehelfer / Peter Altenberg: Die erste Schallplattenbesprechung / Die Kinderfrage / Er opferte sich für seine Familie / Bücher und Anekdoten

Umschlagbild von Felix Nußbaum

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyrigh 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

KUNST *und* AUKTIONEN



Galerie · Verlag
Graph. Kabinett

NEUMANN-NIERENDORF

Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)

Gemälde alter Meister

GALERIE FRITZ ROTHMANN

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst
Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

GALERIE FERDINAND MÖLLER

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde
moderner Meister

GALERIE WEBER

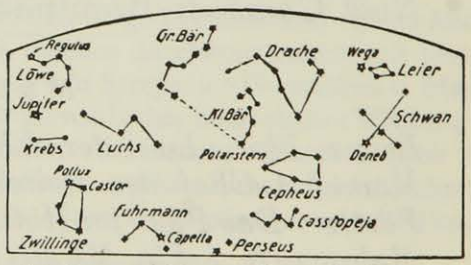
Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

**KUNST-
UND
GEWERBESCHULE**

MAINZ

**VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN**

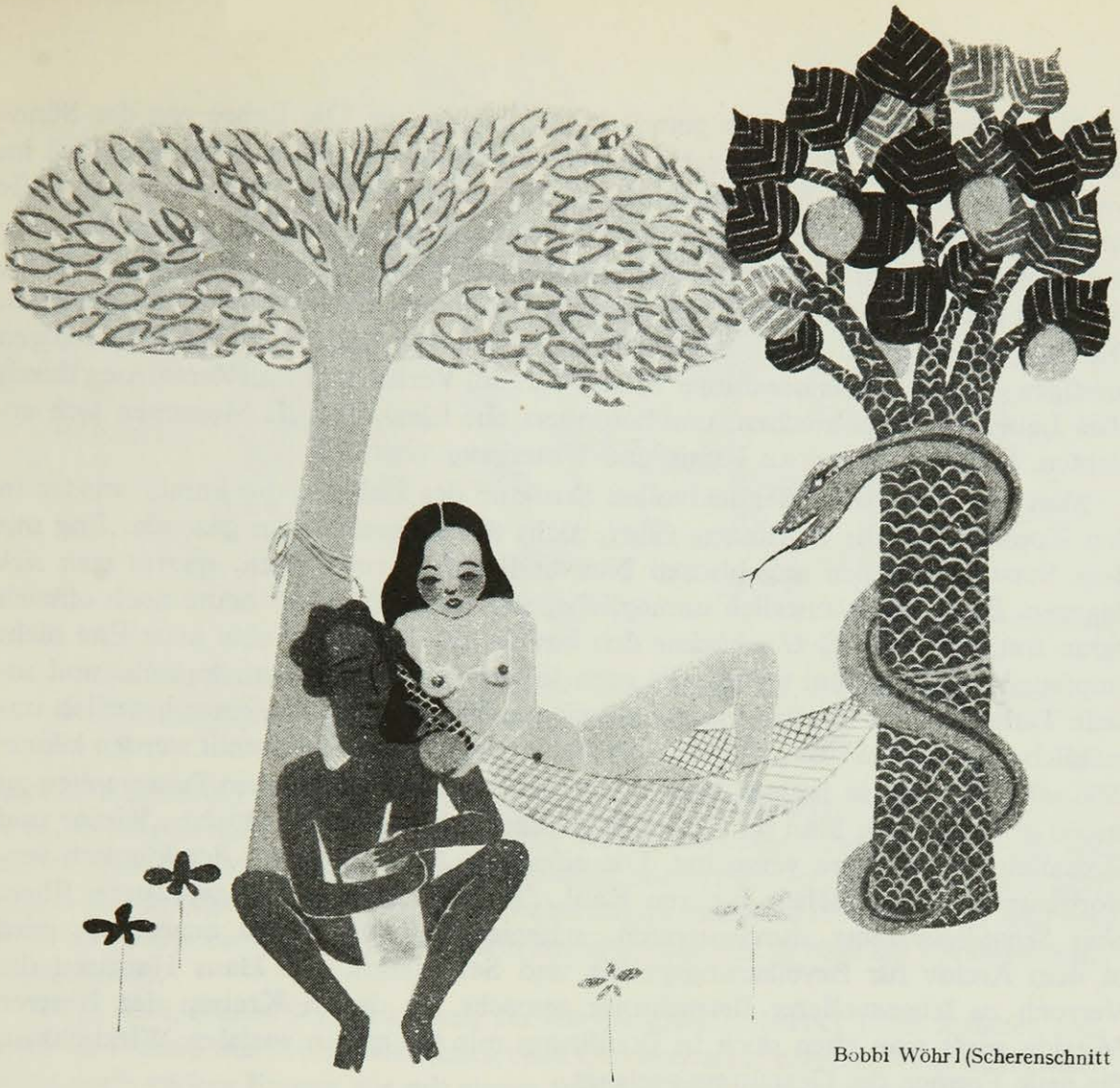
Der Sternhimmel



zeigt Ihnen nicht nur die mechanische Bewegung der Planeten, sondern er gibt auch Aufschluß über das Geschehen auf der Erde, das sich nun einmal nach kosmischen Gesetzen richtet. **Auch Ihre Zukunft** ist dem astrologischen Forscher kein Rätsel, denn aus einem sorgsam ausgearbeiteten Horoskop kann man deutlich erkennen, wie sich das Leben eines Menschen gestalten muß — trotz der vorhandenen Willensfreiheit.

Um Sie von der Treffsicherheit meiner Arbeiten zu überzeugen, bin ich gern bereit, Ihnen bei Angabe des Geburtsdatums mit genauer Adresse ohne jede Verpflichtung für Sie und völlig **kostenlos** eine Probeskizze Ihres Lebens zu übersenden.

**Welt-Kultur Verlag, Abt. 800
Berlin W 8**



Bobbi Wöhrl (Scherenschnitt

Die Ehe in der Krise des Protestantismus

Von

Liz. Dr. Hans Hartmann

Die katholische Ehe ist Sakrament. Sie ist im Himmel geschlossen. So menschlich und weitherzig auch der einzelne Katholik empfinden mag, er kann sich nicht mit der Ehescheidung abfinden. Vielleicht wird einmal, wenn die sozialen Bedrängnisse, welche die Ehe in Frage stellen, *noch* stärker werden, eine Auflockerung kommen, unter Wahrung des grundsätzlichen Standpunktes.

Auf anderer Basis steht die protestantische Ehe. Sie ist, zumal im Luthertum, eine praktische Angelegenheit. Luther hat gemeint, Gott habe die Ehe gestiftet, um die Menschen — die Männer vor allem — vor „Hurerei" zu bewahren. Askese führe fast immer zur Regellosigkeit im Sexuellen; also lehnt er sie als ungesund ab. Aus dieser Grundhaltung haben sich verschiedene protestantische Eheformen entwickelt. Wir finden die kinderreiche Ehe der älteren Zeit, für die die Pastorenfamilien vorbildlich waren. Aus ihnen sind, wie man weiß, viele bedeutende Leute hervorgegangen. Sie hatten gute unberührte Familiensubstanz mit auf den Lebensweg bekommen. Es war ein schöner, freundlicher, unproblematischer Ausdruck des Daseins. Ein Idyll. Dann aber fand sich auf protestantischem Boden Verständnis für

die *Konfliktsmöglichkeiten*, die gerade in der Ehe liegen. Die Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschen, von der Erlösung durch den Glauben allein, die doch im wesentlichen jenseitige Erlösung blieb, griff da mitten hinein. Alles Irdische *bleibt* mit einem Stachel behaftet, mit jenem Erdenrest zu tragen peinlich, und in den meisten protestantischen Richtungen besonders der Gegenwart wird schon der Gedanke, als ob es ein auf Erden erfüllbares Ideal geben könne, als blasphemisch abgelehnt. Die von Kierkegaard und seinen Gesinnungsverwandten abhängigen Theologen predigen geradezu, es *müsse* immer wieder Schuld, Verhängnis und Zerstörung durch alles Leben hindurchbrechen, und besonders das Ideal, das die Menschen sich errichten, sei fortwährend zu Krisis und Untergang verurteilt.

Man hat aber aus dieser leidvollen Struktur des Lebens, die immer wieder in den Konflikt und die Auflösung führt, nicht die Konsequenzen gezogen. Eng mit dem Staat und seinen angeblichen Notwendigkeiten verbunden, *sperrte man sich* dagegen, Ehen, auch innerlich unmögliche, zu lösen. Man hält heute noch offiziell daran fest, daß *schuldig Geschiedene* den kirchlichen Segen für eine neue Ehe nicht empfangen dürfen. Man teilt so die ganz äußerliche, durch psychologische und soziale Tatsachen fast in allen Fällen widerlegte Fiktion, als ob in einer innerlich unmöglich gewordenen Ehe „Schuld" genau abgewogen und festgestellt werden könne. Wie sehr habe ich in meiner 13jährigen Amtspraxis unter solchen Paragraphen zu leiden gehabt, deren Sinn und Unzulänglichkeit ich in meinem Buche „Kirche und Sexualität" zu erörtern versuchte. Die eifrigsten Anstrengungen des kürzlich verstorbenen protestantischen Juristen Kahl, die Scheidung in sich zerrütteter Ehen, *ohne Schuldbeimessung*, durchzusetzen, schlugen fehl. Erst ganz neuerdings wird in dem Archiv für Bevölkerungspolitik und Sexualethik von Hans Harmsen der Versuch zu lebensvollerer Betrachtung gemacht. In diesen Kreisen der Inneren Mission gerät man eben doch in Berührung mit der harten sozialen Wirklichkeit, die neue Formen der Gestaltung verlangt.

So darf hier der Versuch gewagt werden zu zeigen: wie aus dem ursprünglich protestantischen Empfinden heraus die Problematik der Ehe folgerichtig weiter entwickelt werden könnte. Stellt man das Gewissen und die Freiheit des Christenmenschen in den Mittelpunkt, so darf es *keine Grenzen geben*. Geistige Trägheit, bequeme Verdrängung des zu Erkennenden und schwer zu Lösenden gilt nicht mehr.

Der Begriff des Joches der Ehe ist eigentlich eminent protestantisch. In dieser Welt voller harter und unlösbarer Fragen eine Sache auf sich nehmen, die dauernden Kampf bedeutet, das ist ein großer Gedanke. Man wird also zur Ehe „verurteilt". Aber *wir verlangen Bewährungsfrist für die zur Ehe Verurteilten*. Sie sollen es sich vielmals überlegen dürfen, ob sie dem Joch und Gefängnis verfallen wollen und es sich zutrauen, eine einigermaßen gute Sache daraus zu machen, wo man nicht eifersüchtig dem anderen nachschleicht. Es gibt nur Scheingründe, die dem protestantischen Empfinden die Probeehe verbieten. Schillers „Drum *prüfe*, wer sich ewig bindet" ist ein protestantisches Wort. Die Erkenntnis der sexuellen Zusammenhänge ist vertieft. Die neue Zeit, durchaus nicht Freuds Psychoanalyse allein, hat gezeigt, daß da ein Gebiet voller unheimlicher Begebnisse, voller Überraschung und Tragik, voller Wagnis und Verwirklichung liegt. Sehr viele Ehen scheitern schon in der ersten Nacht, oder auch später, an der Unausgeglichenheit im Körperlichen. Und alle „Seele", aller Verzicht um des Ideals willen hilft nicht, führt in die Verkrampfung. Die Kräfte brechen aus, wollen Erfüllung. Darum bejahe man die Versuche vieler Menschen heute, Junger, die nicht an der Ehe scheitern möchten, Älterer, die bereits an einer oder mehreren Ehen gescheitert sind. Man bejahe diese Versuche, sich erst gründlich kennenzulernen und dann erst die große Entscheidung zu treffen. Und

Martin Menzel

— Guck mal, Max, da drüben geht der Standesbeamte, der uns getraut hat.
— Soll ich aufstehn und ihm eine runterhauen?

man freue sich des — biologisch so wichtigen — Nebenerfolges, daß durch die Formen der Kameradschafts- und Probeehe die venerischen Krankheiten mehr und mehr verschwinden. Man umgebe freilich diese neuen Formen, die sich aus dem alten Chaos herausringen wollen, mit allen Sicherungen sozialer Art: kein Vater darf sein Kind und die Mutter seines Kindes dem Elend preisgeben, er muß die Verantwortung übernehmen.

Wagt man, diesen Schritt zu tun, der das Religiöse sicherlich nicht antastet, sondern nur befreit, der zudem Menschen viele Gewissensnöte erspart, so löst man gleichzeitig noch andere Fragen wie mit einem Schlage. Eine sonst unlösbare Frage ist die *Ehrlichkeit während der Brautzeit*. Zwei Menschen haben sich gefunden, bereiten sich auf die Ehe vor. Sie spüren Hemmnisse, beim Partner Ungenügendes, Verkehrtes, Möglichkeiten, die zum Scheitern führen. Aber sie wagen nicht, es sich einzugestehen. Sie sind so froh, überhaupt jemand gefunden zu haben, denken: Verlasse ich diesen Menschen, dann begegnet mir nie mehr einer; so halten sie aneinander fest, mit halbem Herzen und schleichender Enttäuschung. Würden sie es wagen, ganz zusammen zu sein, sich an Leib und Seele ganz kennenlernen zu wollen, vielleicht sogar, um auch den Alltag miteinander zu teilen, auf Probe zusammen zu leben, dann wäre es anders. Eine solche Probe-Ehe braucht gar nicht in allen Fällen gut zu gehen, wie ihre Gegner meinen. Sehr bald stellt sich heraus, ob man zusammen paßt. Ist dann noch Trennung möglich, so ist alles viel besser und sauberer, als wenn man das Versteckspiel der Brautzeit in der Ehe fortsetzt. Und die leider so häufigen Fälle, wo zwar guter Wille zur Ehe, aber psychopathische oder hysterische Veranlagung vorhanden ist, die die Ehe zerstört, können rechtzeitig erkannt und das Unglück vermieden werden. Andernfalls bleibt es nicht aus, daß der Zustand einer sehr großen Anzahl heutiger Ehen, die keine Ehen sind, erreicht wird, wo der Dritte im Ehebunde eine selbstverständliche — gern erlaubte oder unter Qualen verheimlichte — Erscheinung geworden ist. Oft, wie man weiß, ein Dritter *und* ein Vierter. Viele solcher Ehen zu dreien oder vieren gehen gut. Es bleibt aber fast immer ein Stachel der Tragik, ein Wunsch, die innere Bindung auch nach außen in Erscheinung treten zu lassen, und wieder sind hier Keime der Zerstörung. Die protestantischen Kirchen haben früher vielfach Fürsten aus ihren inneren Nöten geholfen. Luther selbst hat — nach dem Wort eines der angesehensten Theologen — den Sündenfall

der Reformation verschuldet, indem er Philipp von Hessen eine Frau zur linken Hand gestattete. Einem Mann aus dem Volke hätte er sie nie erlaubt. Sollte aber das humane Motiv, das Luther da beseelte, nicht doch auch heute gelten dürfen? Und nicht nur für Fürsten?

Es liegt in der Linie protestantischen Empfindens, alles viel innerlicher zu fassen und dafür zu sorgen, daß das auch im Eherecht zur Geltung kommt. Heute ist es doch so, daß in Ehescheidungsprozessen die häßlichsten Dinge ans Tageslicht gezerrt oder auch eigens arrangiert werden können. Ein Fall, für tausend andere: eine anfänglich gute und harmonische Ehe zerbricht bald, da der Mann Gefallen an anderen Frauen findet. Die eigene Frau „bietet" ihm nichts mehr. Um sich selbst ein gutes Gewissen zu schaffen, veranlaßt er sie, ihre eigenen Wege zu gehen. Zögernd, versuchsweise tut sie es und findet einen fein empfindenden Mann, der sie über sich selbst emporhebt. Ihr offizieller Mann bittet sie, da ihm die Bindung mit einer anderen wünschenswert erscheint, mit den Kindern sein Haus zu verlassen. Sie tut es, geht sogar in einen öden Beruf, schließlich kommt es zur Scheidung. Der Mann, unritterlich, behauptet, er habe von nichts gewußt, und das Gericht, auf formaljuristischem Standpunkt stehend, muß beide „schuldig" scheiden und damit die Zukunft der Frau verderben. Welche Sinnlosigkeit liegt darin! Könnten sich nicht gute, ehrliche, religiöse Menschen aufmachen, um den Betroffenen die ganze Qual zu ersparen? Es wäre — auch juristisch — ein Leichtes, es fehlt nur die Elastizität, der Wille zur Neuformung, zur Anerkennung der *Lebensnotwendigkeiten*. Für ihn können wir kämpfen: mit offenem Visier und einer reinen, unbeugsamen Entschlossenheit.

Juristische Begriffe, wie die der ehelichen Pflicht, die den ganzen Menschen entwürdigen, müssen fallen. Was nicht frei und in vollendeter Hingabe gegeben ist, was verlangt und abgezwungen werden muß, ist unheilig. Dafür sollten alle religiös Empfindenden Verständnis haben.

Kommen wir einmal hierin weiter, dann wird die Eheschеu verschwinden, und die vielen Männer werden nicht mehr wie heute Angst haben, geheiratet zu werden. Das frohe Wagnis gegenseitiger Beglückung wird wieder Ereignis werden, und selbst die Angst vor kommenden Erlebnissen mit Dritten wird verschwinden. Man wird sie vom andern ohne Eifersucht und Neugier — ruhig oder unruhig — *austragen* lassen. Ist die neue Bindung *auf die Dauer* stärker, so wird der Verzicht nötig, denn die Flamme der Liebe kann nicht künstlich angefacht werden.

Aber wo bei reiferen Menschen reine Beglückung ist, wird es oft gar nicht zu solchen Seitenerlebnissen kommen. *Wie* man sich beglückt, darüber sollte freilich alle Anweisung überflüssig werden. Je weniger Van de Velde, um so schöner die Ehe. Man findet am besten selber den Weg zum Neuen, Besonderen, Einmaligen.

Freilich: es gehört Kühnheit und viel soziale Verantwortung zu dieser Sicht in die Dinge. Es tauchen neue Fragen am Horizonte auf. So die Kinderfrage. Kinderverhütung, zu der sich die englischen Kirchen jetzt schon bekennen, wird bald im ganzen Protestantismus als erlaubt gelten. Es muß aber auch mit Verallgemeinerungen aufgeräumt werden, als ob Kinder aus getrennten Ehen nicht gedeihen könnten. Kann nicht das Kind, das gelegentlich seinen Vater oder seine Mutter sieht, viel tiefere Eindrücke von ihnen und ihrer Art empfangen? Man richte kein Dogma auf! Das Leben selbst in seiner unerhörten Tiefe und Fülle erzieht die Menschen. *Wir* können sie nicht nach unserer pädagogischen Grundsätzen konstruieren. Aber wir können ihnen helfen, aus Leid und Glück, aus Tragik und Sehnsucht den Weg zu finden in eine neue Form des Seins, das die größere Erfüllung und den reineren Sinn in sich birgt.

Elisabeth Hertz

Das Heim auf der Zille

Weltbilderdienst

Das Omen

Ewald Israel

Silberhochzeit

Associated Press

Trauung in der Russischen Kirche in London

Robert Sennecke

Die Taufe im Walde (Försters Kindlein)

Zur Methodik der Ehe

Von

Gregor Land

Die Hauptschwierigkeit des Problems der Ehe liegt darin, daß es unlösbar ist. Da dies nun aber ebensosehr von allen anderen menschlichen Problemen gilt, so darf uns dieser Umstand weder von der Ehe, noch von Betrachtungen über sie abhalten.

Problematik der Ehe.

Die Unauflöslichkeit haftet schon der Problemstellung an. Die Aufgabe besteht darin, zwei oder mehr Menschen (theoretisch: für immer, praktisch: bis auf weiteres) zu einem harmonischen Ganzen zusammenzuschließen. Gewiß ist es nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung möglich, daß unter unzähligen menschlichen Verbindungen das eine oder andere Mal auch eine restlos gelungene vorkommt. Doch sind Körper und Seele, Schicksal und Werdegang jedes einzelnen Menschen verschieden; und wenn zwei zusammenkommen, die zueinander passen, so ist es praktisch wohl das Wahrscheinlichste, daß sie sich binnen kurzem auseinanderleben werden; sollen die Ehepartner später einmal gut übereinstimmen, so müssen sie zu Beginn auseinanderstreben. Sie werden sich langweilen, wenn sie die gleichen Neigungen haben, und sich streiten, wenn ihre Neigungen nach ver schiedenen Richtungen gehen. Ist ihre Erotik gleichartig, so bleibt sie unbefriedigt infolge allzueinfacher Befriedigung; ist sie verschiedener Art, so bleibt sie unbefriedigt, weil ihr vollkommene Erfüllung versagt ist. Ist ein Ehepartner dem anderen treu, so vermag er die eheliche Harmonie wegen mangelnden Vergleichs nicht zu schätzen; ist er untreu, so ist die Harmonie zerstört. Solange man glücklich ist, kennt man den Wert des Eheglücks nicht; ist das Unglück einmal da, so ist das Glück zerronnen.

Mathematik der Ehe.

Hieraus ergibt sich mit mathematischer Präzision eine überaus wichtige Folgerung. Da alle ehelichen Tragödien und Miseren aus der Kombination verschiedenartiger Individuen entstehen, so ist um so weniger Unheil zu gewärtigen, je weniger Personen das Ehebündnis schließen. Mit anderen Worten: die monogame Ehe ist — als ein Minimum von Ehe — der Polygamie und Polyandrie unbedingt vorzuziehen, sie ist jedenfalls die am wenigsten unvollkommene Eheform.

Die Experimentalmethode.

Die Experimentalmethode erobert sich täglich neue Gebiete. Anfänglich wurden Experimente ausschließlich am leblosen Objekt unternommen; dann kam die Vivisektion der Tiere; später waren Versuche an den zum Tode Verurteilten an der Reihe; schließlich ging man dazu über, mit Menschen, die gar nicht ans Sterben dachten, und sogar mit ganzen Völkern Versuche anzustellen. Es ist nicht verwunderlich, daß sich heute die Experimentalmethode auch auf die Ehe erstreckt.

Schon im vergangenen Jahrhundert pflegten die Pariser Grisetten junge Leute, die das obligate Praktikum einer zeitweiligen Bohème zu absolvieren hatten, Probe-Ehen zu unterwerfen. In unserer Zeit wurde die Institution der Kameradschaftsehe erfunden.

Das Experiment des allgemeinen Experimentierens hat indessen gezeigt, daß sich dafür nicht alle Objekte in gleicher Weise eignen — und am wenigsten der Mensch. Wenn bekanntlich niemand aus der Geschichte etwas lernt, so lernt einer um so weniger aus dem Schicksal des Einzelnen. Daher sind die Ergebnisse einer Probe-Ehe für den Nebenmenschen nicht maßgebend, ja, sie sind für die beiden Partner selbst nicht bindend. Denn der Mensch geht aus der Erfahrung als ein neues Geschöpf hervor, und die Ergebnisse einer Erfahrung, die noch der alte Adam durchmachte, sind auf diesen neuen Menschen nicht mehr anwendbar.

Und noch eins: faßt der Mensch den Eheversuch leichtsinnig auf, so ist es keine Ehe, nimmt er ihn ernst, so ist es kein Versuch.

Parlamentarismus der Ehe.

Seit die Frau die Gleichberechtigung besitzt, weist der Ehebund eine Ähnlichkeit mit dem Völkerbund auf, zumal mit dem Völkerbundsrat, dessen Beschlüsse einstimmig gefaßt werden müssen und daher zumeist überhaupt nicht gefaßt werden.

Liegt ernste Meinungsverschiedenheit vor, so gleicht die Ehe einem Parlament, in dem eine Mehrheitsbildung unmöglich ist. Kommissarische Verwaltung durch die Schwiegereltern pflegt auf hartnäckigen Widerstand zu stoßen, und ruft mitunter selbst eine zeitweilige Koalition der feindlichen Eheparteien ins Leben. Es bleibt — wenn man sich nicht scheiden lassen will — häufig nichts anderes übrig als die reaktionäre Diktatur, wobei es von untergeordneter Bedeutung ist, ob sich daraus ein Patriarchat oder ein Matriarchat ergibt, ob der Mann der Haustyrann ist oder ob die Frau den Pantoffel schwingt . . .

Gewiß wäre es möglich — zur Vermeidung einer Diktatur — das parlamentarische Alter herabzusetzen und die Kinder zur Ausübung der Familiengewalt heranzuziehen. Doch sind Kinder in der modernen Ehe nur ein zufälliger Bestandteil, und es geht nicht an, von ihrem Vorhandensein eine grundsätzliche Lösung abhängig zu machen.

Methodik der Eheschließung.

Die Geschichte kennt verschiedene Methoden der Eheschließung, von denen jede ihre Vorzüge und Nachteile hat. Eine der mangelhaftesten stellt die sogenannte Liebesheirat dar: denn die Stimmungen, auf denen sie beruht, sind vorübergehender Natur, die Auswahl der Objekte ist in jedem Einzelfall überaus beschränkt, das Ergebnis ist daher in stärkstem Maße vom Zufall abhängig. Es kommt allerdings vor, daß das Trägheitsgesetz, dem die Ehe gehorcht, die Mängel der Liebeswahl nachträglich ausgleicht.

Ernster zu nehmen ist das andere, uralte Verfahren: die Wahl des Ehepartners durch die Eltern ohne Wissen und Beteiligung der zukünftigen Eheleute. Diese Methode vereint die überlegene Einsicht des Alters mit der Spannung schicksalhaften Hasardspieles bei den Jungen. Wenn im Augenblick der Trauung der Schleier endlich fällt und den neugierigen Blicken des jungen Gatten das Antlitz der Braut enthüllt, so kann die Überraschung angenehm oder peinlich sein — jedenfalls spüren die Neuvermählten den Hauch des Schicksals, sie haben Teil an dem unergründlichen Mysterium des Seins.

Als eine der erfolgreichsten Methoden erscheint jedoch die modernste: das

— *Was hat diese Rechnung zu bedeuten?*
— *Sechsundachzig Mark.*

Rudolf Kriesch

Heirats-Inserat in der Zeitung. Die Mannigfaltigkeit der Auswahl ermöglicht abwägende Berechnung, ohne daß der persönliche Geschmack ganz ausgeschaltet werden müßte. Freilich ist das übliche Verfahren noch sehr primitiv; das allgemein verlangte Lichtbild ist durchaus ungenügend; es müßte schon ein kleiner Tonfilm zur Verfügung gestellt werden, um dem Bewerber ein Urteil über Stimme, Gang, Haltung usw. des oder der Betreffenden zu ermöglichen. Zweckmäßiger noch als die Zeitungs- wäre die Rundfunk-Anzeige; auch dürfte sich eine von eugenischem Kommentar begleitete Braut- und Bräutigam-Werbeschau auf der Leinwand der Lichtspieltheater bestens bewähren. Auf diese Weise würden alle männlichen und alle weiblichen Heiratsanwärter einander kennenlernen, selbstverständlich unter Wahrung strengster Verschwiegenheit.

*

Man sieht: Von welcher Seite man sich dem Ehe-Problem auch nähert, überall stößt man auf Widersprüche, Konflikte, Gefahren. Doch welcher wahnwitzige Tor hat der leichtgläubigen Menschheit eingeredet, daß es ein Leben ohne Gefahren, ohne Konflikte, ohne Tragödien geben könnte? Er verdient es, der schlimmsten Todesstrafe — der Vergessenheit — anheimzufallen. Die Ehe aber samt ihrer Problematik bleibt bis in alle Ewigkeit bestehen.

Ermüdungserscheinungen in der Ehe

Von

Karin Michaelis

Wir leben in einer traurigen Zeit, sind alle zermürbt von Sorgen, Mängeln und Schwierigkeiten aller Art. Alle sind wir müde. Alle. Warum denn nicht auch die Eheleute? Die vor allem. Eben die. Die sind ja miteinander wie gefangene Tiere in einen engen Käfig gesperrt.

Eheleute heutzutage! Es kommt ja gar nicht mehr darauf an, ob man sich liebt oder nicht liebt. Man zermürbt einander, wenn man sich nicht geradezu gegenseitig zerfleischt. Natürliche Reflexbewegungen, nichts anderes. Menschen haben Nerven, Menschen unserer Zeit haben kranke Nerven.

Woher kommen die vielen Selbstmorde? Nicht, weil Menschen so unbedingt aus der Welt wollen, nein, weil ihre kranken Nerven plötzlich nachgeben. Irgendeine winzige kleine Freude — und es wäre vielleicht nicht geschehen.

⋆

Mann und Frau tragen gemeinsam zu schwere Lasten. Gemeinsam, ja. Die Lasten. Die Freuden sind nur sparsam und nicht immer gemeinsam. Die beiden Schleppenden können nicht zur Ruhe kommen. Keine Entfernung aus dem Alltag hilft, die Gedanken fahren mit, die Nerven bleiben krank.

Seinerzeit — vor gar nicht langer Zeit — habe ich viel von Liebe, Ehe und Scheidung gesprochen. Könnte es heute so nicht tun. Alles hat sich seitdem geändert. Bedeutend geändert. Die Voraussetzungen von damals treffen heute nicht zu. Damals kam es darauf an: ob Mann und Frau als Geschlechtswesen zueinander paßten. Heute gibt es keine solche Frage: Wer denkt an solche Dinge jetzt, wo es ums tägliche Brot geht, um Krieg oder Nichtkrieg, um Bestand oder Vernichtung!

⋆

Das Heim, das war einmal. Was ist es heute? Wer kann sagen: Dies ist meine Behausung, solange ich lebe, und wenn ich fort bin, gehört es meinen Kindern? Der Unfriede, die Unsicherheit der Welt hat sich in allen Heimen eingenistet.

Ich sage nicht, daß es keine Ehegatten gibt, die lieben. Im Gegenteil, ich behaupte, daß Mann und Frau mehr denn je aufeinander angewiesen sind. Aber sie halten nicht zusammen eine Stunde des Tags.

Treue oder Untreue? Kleinigkeiten! Kleinigkeiten im Verhältnis zur Frage, ob zwei Menschen einander beispringen, wenn es darauf ankommt. Aber was nützt es, daß zwei Menschen einander gern das Leben opfern, wenn sie nicht Kraft, Mut, Willen habe , ihre schlechte Laune zu verbergen und zu verscheuchen?

⋆

Knapp nach Kriegsende heirateten junge Leute überstürzt, um bald nachher, ebenso überstürzt, auseinander zu fliegen. So ist es ja nicht mehr. Scheidung ist keine Lösung, nur eine Nothilfe. Heute bleibt man zusammen. Die Frau bleibt, weil sie nicht weiß, wohin. Der Mann, weil er wahrhaftig anderes im Kopfe hat als alle jene Scherereien, die mit einer Scheidung verbunden sind. Man bleibt zu-

(New Yorker)

— *Ich versteh nicht, Karlchen, warum du diese Hügel nicht leiden kannst.*

sammen. Wenn man aufmerksam zuschaut, dann spürt man bald, wie wenige Männer und Frauen einander riechen können. Sie benehmen sich, als wünschten sie einander den baldigen Tod. Während vielleicht doch die eine dem andern gern die Sterne vom Himmel herunterholen wollte.

Was ist es nun, das diese sonderbare Haßstimmung hervorruft? Zuerst natürlich die bösen Zeiten. Die verworrenen Zeiten. Aber dazu kommt, daß sie eben zusammen eingekerkert sind. Der Mann kommt nach Hause, verzweifelt und überarbeitet. Er möchte Entspannung. Kann es nicht bekommen. Die Frau hat für ihn *ihre* Sorgen, *ihre* Ärgernisse aufgespart. Er bekommt sie als Nachtisch zum kargen Mahl gereicht. Er schaut seine Frau an. Sieht, als wäre es zum erstenmal, daß sie nicht mehr blüht, daß sie Falten bekommen hat, daß ihr Äußeres nicht besonders gepflegt ist, daß sie mit gereizten Bewegungen hantiert, daß sie mit keifender Stimme die Kinder beschimpft, daß sie gewisse unangenehme, kleine schlechte Gewohnheiten hat. Er sieht das alles, ihn ekelt. Als ob er nicht genau dieselben Gefühle bei ihr auslöst! Auch sie hat ja Augen, auch sie hat ja Ohren. Nachsicht, Rücksicht sind Fremdwörter geworden.

Es war ja immer so unter Eheleuten, daß sie nie darüber schimpften, worüber sie böse waren. Sie fanden immer andere kleine Ursachen. Aber Streit gab es, und Streit gibt es. Oder jene fürchterliche Stille, die schlimmer ist als zersplitterte Gläser und zugeschlagene Türen.

Der Mann hat verschiedene Wege, einen Ablauf zu finden: Er hat seinen Stammtisch, er sucht vielleicht Nirwana im Trinken, er kann sich einschließen und Ruhe verlangen. Oder er nimmt sich eine käufliche Geliebte! Wie verständlich! Bei ihr hat er keine Verantwortung, es bedeutet ja seelisch nichts und körperlich kaum mehr als ein Glas Wein. Dort wird er nicht von Jammer und Klage, von Vorwürfen und Traurigkeit verfolgt. Jene armen Frauen, die aus ihrem Körper ein Geschäft machen,

sind nicht zu beneiden. Das Geld sitzt nicht locker, und von ihnen verlangt man ja immer Lächeln, Lachen, leichtsinnige Worte und Bejahung. Sie werden schlechter bezahlt, doch mehr geschätzt als früher, weil sie wertvolle Entspannung bedeuten, weil sie Ruhe schenken, und weil sie die Sinne befriedigen. Zu Hause kann der Mann aus seinen Sorgen nicht heraus. Sie laufen ihm nach, folgen ihm bis ins Schlafzimmer bei Nacht. Deshalb!

*

Eine Frau sagte mir neulich: „Ich möchte gern heiraten, aber niemals einen Mann, in den ich verliebt bin. Was sollte ich mit ihm nachher? Nein, einen Freund möchte ich heiraten. Meinetwegen könnte er so viele Geliebte haben, wie er wünscht. Ich möchte ihn haben, um mit ihm reden zu können, Gedanken zu wechseln, die Erhabenheit der Stunde zu spüren!" So denkt eine Frau. Eine andere denkt: „Wenn er mich nicht beträge, dann könnte ich alles dulden. Nur das nicht!"

Die Frau verlangt, ihren Mann ganz zu besitzen. Wo man nicht einmal einen Stuhl besitzen kann. Wird der Stuhl von Würmern zerfressen, fällt er doch eines Tages in Staub. Die Frau verlangt Körper und Seele des Mannes. Wo sie nicht einmal in intimsten Augenblicken vergewissert sein kann, seinen Körper ganz zu besitzen. Geschweige denn seine Seele. Vermöchte sie aber seine Gedanken aus seinem Gehirn herauszunehmen und in einen eisernen Schrank zu sperren, er bekäme sie nie wieder. So ist die Liebe der Frau.

Der Mann kümmert sich um ihre Gedanken so wenig, wie er sich über die Wolken seinen Kopf zerbricht. Was geht ihn das an? Wenn nur seine Frau die Treue hält. Sie. Nicht er. Und wie gesagt, es kommt ja auch nicht auf solche „Kleinigkeiten" an. Ganz anders, wenn er einer neuen großen Liebe verfällt. Aber dazu hat er weder Zeit noch Kraft noch Lust.

Viele Frauen — weit mehr als Männer — reden von „Eheferien". Sie glauben, daß nachher, nach einer wöchentlichen oder monatlichen Trennung, ein neues Leben anfangen kann. Sie sind beladen mit Phantasie, die Armen! Nachsicht üben, Rücksicht üben — das ist die Lösung. Und die gibt es eben nicht.

Das menschliche Herz scheint sich oft in eine Giftgasfabrik verwandelt zu haben. In einer Stunde kann so viel vernichtet werden, daß ein ganzes Leben nicht reicht, es wiedergutzumachen.

*

Bei einem Ärztekongreß sah ich demonstriert, wie man die Eileiter einer Frau unterbinden kann, so daß sie vorläufig (solange sie es selber will) keine Kinder mehr bekommen kann. Könnte man sich nun vorstellen, statt dessen andere Dinge zu unterbinden, wodurch das Liebesleben zwischen Mann und Frau für einige Jahre gänzlich ausgeschaltet würde, dann, glaube ich, würden die Ermüdungserscheinungen der heutigen Ehe verschwinden. Man streitet nicht mit einem Freunde, man streitet nur mit Menschen, zu denen man in Liebesbeziehungen steht.

Es wäre ja doch möglich, daß wir, statt dem Weltuntergang, neuen schönen Zeiten entgegen gingen. Dann — nach solchem jahrelangen „Ehefrieden" — würden die Ehen glücklicher werden denn je.

Bis dahin gilt es also: Nachsicht üben, Rücksicht üben. Und — dies dem Mann allein gesagt — nicht vergessen, daß jede Frau durch einen Veilchenstrauß beglückt wird, wenn er mit einem Lächeln überreicht wird vom eigenen Mann. Daß die Frau auf einen Handkuß von ihm mehr Wert legt als auf einen Ring mit Brillanten.

Schäfer-Ast

Nur Hausfrauen sind fleißig

Eheliche Liebe

Von

Max Brod

Lieben und nun gar: ehelich lieben — heißt nichts anderes als die Stacheln des Ich gegen sich selbst kehren. Lieben = gegen sich selbst sein.

Es gibt kein menschliches Zusammenleben ohne Verzicht. Menschen genieren einander. Selbstverständlich meine ich nicht, daß Menschen einander nicht auch gegenseitig steigern. Dies ist sogar der *Sinn* der Liebe, seit Platons „Phaidros" erkannt. Aber die *Praxis* der Liebe? Hier komme ich darauf zurück: Menschen genieren einander.

Und, nebenbei bemerkt, je jünger, desto heftiger genieren sie einander. Da nun Jugend und Liebe allerlei miteinander zu tun haben, begreife ich sehr gut den Ausspruch eines Freundes, der mir an Alter und Weisheit überlegen ist — ich wollte ihm ein junges Mädchen vorstellen, das für Liebe nicht unzugänglich schien, und er, in ernste naturwissenschaftliche Forschungen genießerisch verflochten, rief erschreckt die klassischen Worte: „Nein, lieber möchte ich auf eine Klapperschlange treten."

Ich kannte zwei Freunde, die eine gemeinsame Ferienreise vorhatten. Vorher

beschlossen sie, einander sechs Wochen lang überhaupt nicht zu sehen und sogar das gemeinsame Stammcafé zu meiden. Diese vernünftige Vornahme wurde als Präludium zur Doppelreise streng eingehalten.

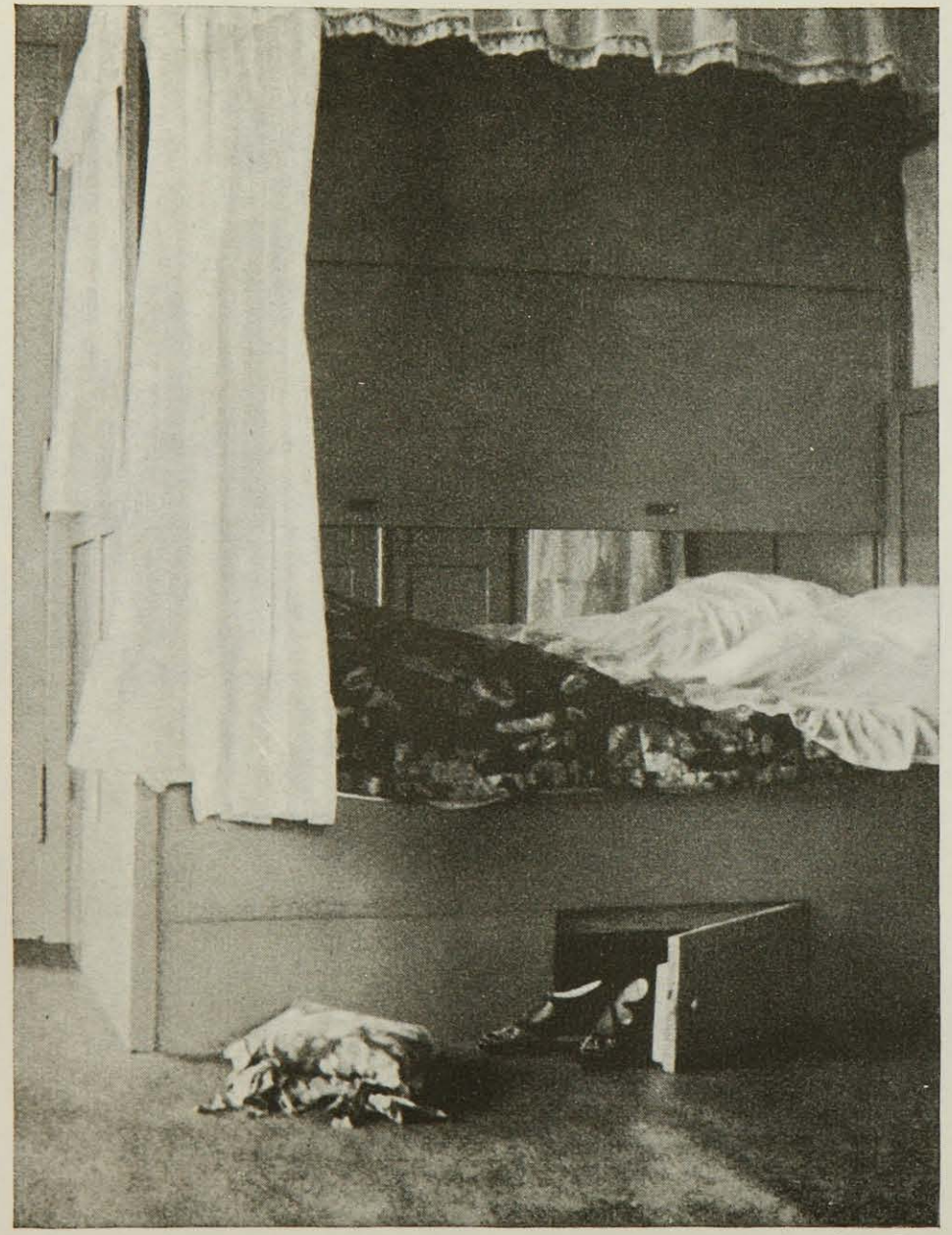
Daß Menschen Stacheln haben, darüber hat eine höhere Macht befunden als wir. Daß sie die gegeneinander kehren, ist naturnotwendig. Es ist nicht ein Charakteristikum einer Reise zu zweit oder einer Liebe oder einer Ehe. Es ist daher auch ganz falsch, gerade der Liebe oder ehelichen Erotik einen ambivalenten Haßcharakter zuzuschreiben. Auf solche Weise von Haß durchsetzt ist jegliche Art menschlichen Commerciums. Warum wird nun das Konnubium als besonders haßgefährdet hervorgehoben, steigert sich auch wirklich oft zu Strindbergschen Haß-Tromben? Die Ursache liegt nicht auf der Haß-, sondern auf der Liebesseite. Der Haß, die Stachelhaftigkeit ist zwischen Liebesleuten oder Eheleuten nicht größer und auch nicht kleiner (vielleicht sogar eher kleiner) als sonst unter Menschen, die miteinander im Lebensverkehr stehen, daher ihre Stacheln zu gebrauchen (ihre einander widersprechenden Ansprüche zu stellen) gezwungen sind. Aber Liebe macht empfindlich. Es tut weh, da, wo man Liebe zu erwarten sich anschickt, die Stacheln des Nebenmenschen ins Fleisch gebohrt zu bekommen — und sicherlich auch ihm sie ins Fleisch zu bohren, weil es eine andere Methode, als Mensch zu Mensch miteinander zu verkehren, nicht gibt — oder nur in ganz seltenen Glücksfällen gibt, die für kurze Zeitspannen hinreichen, nicht für die prinzipiell ewige Grundlage einer Ehe.

Man gebe einer Frau alles, was sie zu einem sorglosen Leben braucht, man unterhalte sie (in der Doppelbedeutung des Wortes, das genialerweise „materielle Existenzsicherung" und „geistige Bewegung" umschließt), man richte es so ein, daß die Lebenssphäre der Frau in allen ihren Ansprüchen mit der eigenen zusammenfällt, eine gegenseitige Stachelhaftigkeit also füglich rudimentär werden, verschwinden könnte — aber da braucht plötzlich die Frau noch etwas, was dir nicht gleichgültig, ja was dir peinlich sein muß. Sie braucht einen Flirt. Jetzt blüht sie auf; jetzt erst, wenn du dich beunruhigst, ist ihr Glück vollständig. Alles, was du zu ihrem Glück um sie versammelt hast und was gleichzeitig auch dich selbst glücklich machte, reicht nicht aus. Erst wenn du anfängst, unglücklich zu sein, dann befriedigst du sie vollständig. Die Stacheln, die Stacheln!! Sei also großzügig, erlaube der Frau, dich unruhig zu machen — mit anderen Worten: kehre deinen Stachel gegen dich selbst — erst das ist ein Schritt zur vollkommenen Ehe. Quod demonstrandum erat: Lieben bedeutet verzichten; das eigene Glück zurückstellen gegenüber dem Glück eines anderen; gegen sich selbst sein.

Anders gesagt: Eheliche Harmonie gehört zu den schönen Dingen, die durchaus sinngemäß, dem Begriff (in diesem Fall dem Begriff der Liebe) entsprechend, also zuinnerlichst notwendig und dabei — unmöglich sind. Es sind die besten Dinge der Welt, die diese innere Dialektik aufzeigen, gleichzeitig notwendig und unmöglich zu sein. Der ewige Friede gehört hierher, so sagt man, die Gerechtigkeit, die soziale Neuordnung usf. Es wird uns geraten, wir mögen doch einsehen lernen, daß es gut ist, so wie es ist! Die Dialektik von Unmöglichkeit und unbedingter Notwendigkeit der höchsten Lebensgüter erhalte uns in Bewegung, in Sehnsucht; Vollkommenheit würde uns vielleicht erstarren lassen.

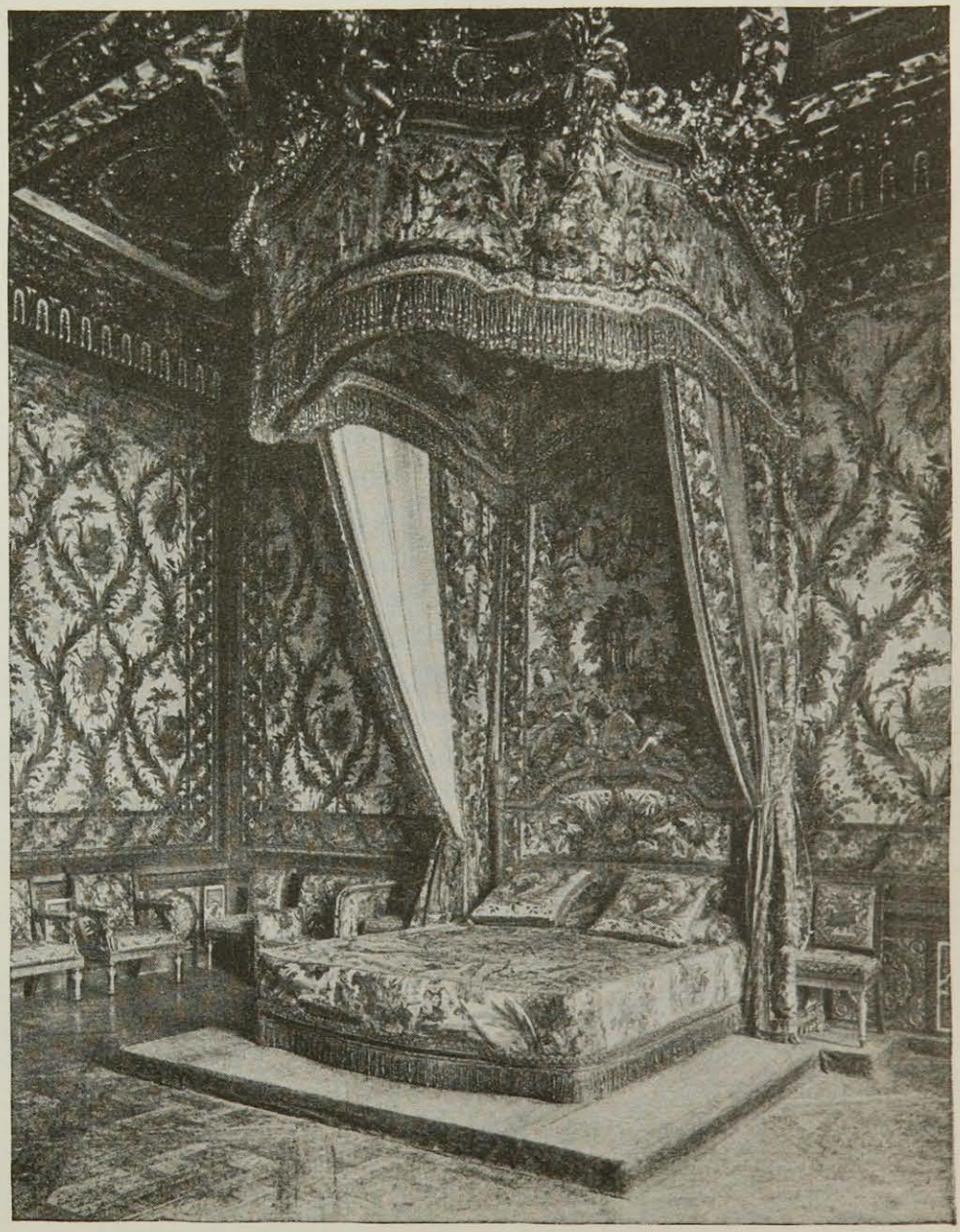
Ich, für meine Person, habe das noch nicht einsehen gelernt.

Gegenüber: Photo Nadar (Paris

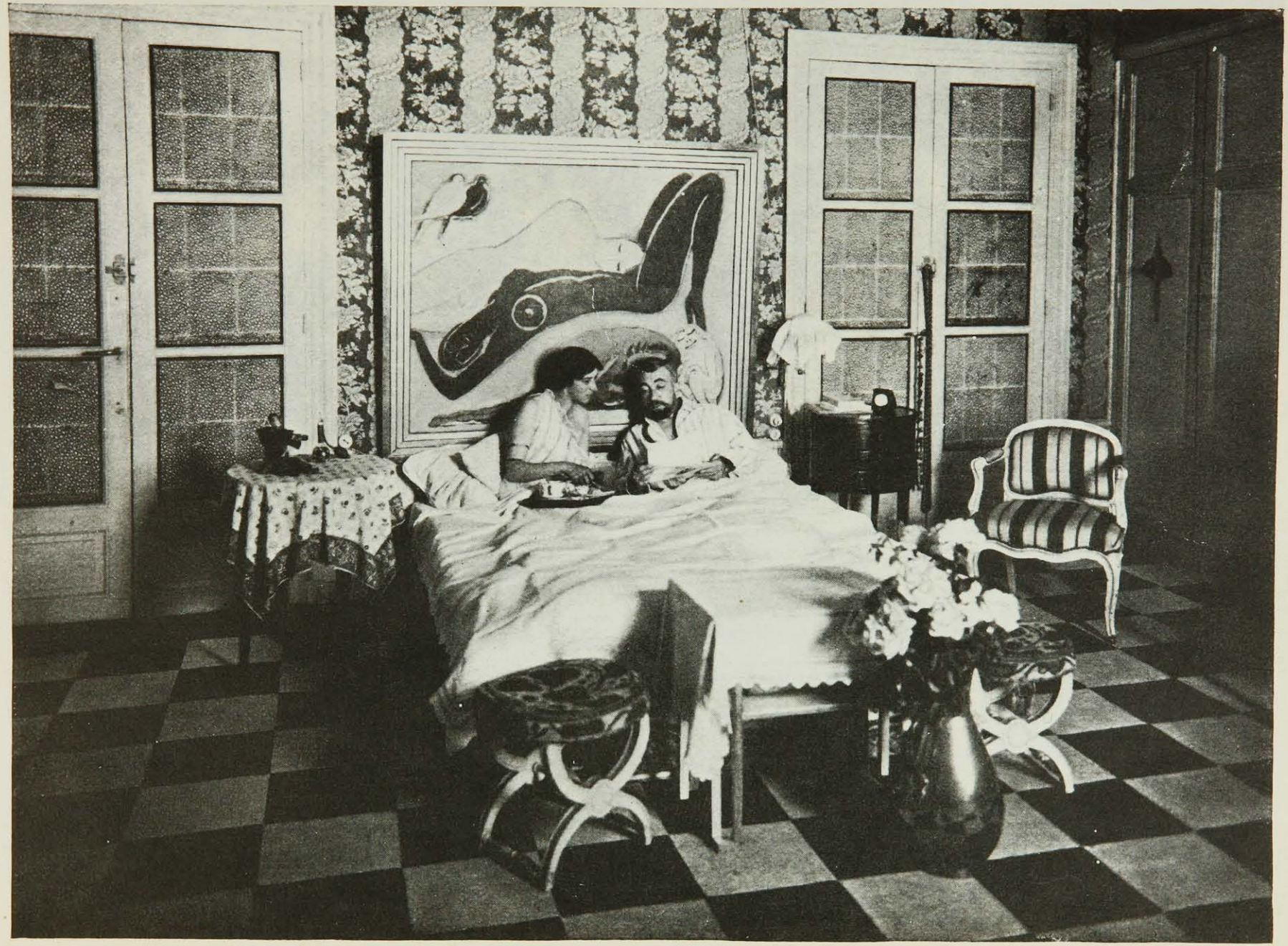


Grete Berg

Teilbares Schlafzimmer von 1932



Das Schlafzimmer der Marie Antoinette in Fontainebleau



Herr und Frau Paul Poiret

Lipnitzki, Paris

Ifag

Der Maler Vlaminck mit Frau und Kind

Ehespruch

Von

Franz Werfel

Jeder Mensch ist eine Melodie.
Lieben heißt: sie innehaben.
Ich bin für dich, du bist für mich ein Lied.
Geschlossenen Auges sing ich dich,
In meiner Seele mich an dir zu laben.

Doch wehe, wenn wir uns vergessen,
Fehlt Ton um Ton des Lieds, umsonst gesucht,
Dann ist die Liebe ohne Zucht,
Ein Zwang, der ichbesessen
Zwei Einsamkeiten ineinanderflucht.

Das Unglück des Junggesellen

Von

Franz Kafka

Es scheint so arg, Junggeselle zu bleiben, als alter Mann unter schwerer Wahrung der Würde um Aufnahme zu bitten, wenn man einen Abend mit Menschen verbringen will, krank zu sein und aus dem Winkel seines Bettes wochenlang das leere Zimmer anzusehn, immer vor dem Haustor Abschied zu nehmen, niemals neben seiner Frau sich die Treppe hinaufzudrängen, in seinem Zimmer nur Seitentüren zu haben, die in fremde Wohnungen führen, sein Nachtmahl in einer Hand nach Hause zu tragen, fremde Kinder anstaunen müssen und nicht immerfort wiederholen zu dürfen: „Ich habe keine", sich im Aussehn und Benehmen nach ein oder zwei Junggesellen der Jugenderinnerungen auszubilden.

So wird es sein, nur daß man auch in Wirklichkeit heute und später selbst dastehen wird, mit einem Körper und einem wirklichen Kopf, also auch einer Stirn, um mit der Hand an sie zu schlagen.

Liebe — Ehe — Treue

Von

Sacha Guitry

I

Er: Ich habe Angst, Sie zu langweilen . . .

Sie: Oh! . . . Was für eine Idee!

Er: Eine falsche Idee?

Sie: Eine ganz und gar falsche!

Er: Lieben Sie mich?

Sie: Hm . . .

Er: Nein, nein, Entschuldigung . . . ich wollte sagen: lieben Sie mich ein wenig?

Sie: Sehr!

Er: Nun, das kommt auf dasselbe heraus . . .

II

Sie: Einen Rat . . . geben Sie mir einen Rat . . . soll ich heiraten?

Er: Nun gut. Wenn Sie ein Mann wären, würde ich sagen: Heiraten Sie nicht . . . Aber Sie sind eine Frau und sind verpflichtet, zu heiraten . . . Also sage ich: Heiraten Sie und vergessen Sie nicht, daß es zwei Auffassungen von der Ehe gibt: entweder ihr gar keine Bedeutung beizumessen, oder, sie für außerordentlich bedeutungsvoll zu halten. Beide können ganz richtig sein; es hängt von Ihnen ab! . . . Man kann der Ansicht sein, daß die Person, die man heiratet, ein mehr oder weniger lebendiges Wesen ist mit Fehlern und Vorzügen — alle Welt hat sie — und an dessen Seite man das Leben vorüberziehen lassen will! . . . Aber man kann auch der Ansicht sein, daß das Leben kein Schauspiel ist, das man betrachtet . . . sondern vielmehr ein Schauspiel, das man andern bietet . . . ja, das ist Liebe! . . . Wenn Sie zusehen wollen, wie die Züge an Ihnen vorüberfahren, nehmen Sie irgend jemand, alle sind gleich . . . aber wenn Sie selbst reisen wollen, so wählen Sie sich sorgfältig Ihren Begleiter. Vergessen Sie nicht, daß man einander Aug in Aug gegenübersitzen muß . . .

III

Sie: Sie glauben, daß er die Absicht hat, mich zu heiraten?

Er: Aber natürlich . . . ganz sicher . . .

Sie: Oh! . . .

Er: Sie sehen, daß er gar nicht so ohne ist! . . .

Sie: Unter diesem Gesichtspunkt, selbstverständlich, ist er ganz annehmbar. Als Liebhaber, das, nein . . . hm? Aber als Mann, mein Gott, sicherlich, das kann gehen! Nicht wahr, Sie verstehen, was ich sagen will? Man kann sich wohl zeigen, aber man kann sich nicht verbergen mit einem Mann wie diesem! Wenn ich mich mit ihm verbergen wollte, so würde man sagen: „Großer Gott! Wie muß erst der andere aussehen!" — Wenn ich ihn aber zeige, wird man sagen: „Der andere muß tip-top sein!"

Daumier

Die Sympathie ist das Band der Seelen

Es liegt nun nahe, die Gesprächsverbundenheit so aufzufassen, als wäre die lustvolle Konversation eben die Folge der sonstigen Anziehung, mehr der Ausdruck der Zuneigung als ihr bestimmender Grund. Dem widerspricht aber die Erfahrung, daß der Zauber der Konversation auch die Widerstrebenden erobert, ihr taumelnder oder schleppender Gang den größten Sinnenreiz zum Schwinden bringt. Jeder Liebende erkennt intuitiv, daß eine Liebe im Abflauen begriffen ist, wenn das Gespräch nicht als selbständiger Grund und Reiz das Zusammensein ausfüllt. Die höchsten Genüsse, welcher Art immer, können die Konversation nicht entbehrlich machen, und nichts kennzeichnet so verräterisch das ersterbende Interesse als die sinkende Aufmerksamkeit im Gespräch, aber nicht nur, weil das Gespräch für die Liebe symptomatisch, sondern weil es für sie wesentlich ist.

Nun erteilt den Maßstab für die Ergiebigkeit der Konversation nur die Zeit. Gespräche, besonders bei ersten Begegnungen, erzeugen leicht ein falsches Bild. Berauscht von der Fülle der überraschenden Anregung, übersehen wir, daß es nur

die neue Perspektive war, die uns erfrischte. Wir meinten, es seien die Zinsen, aber es war das Kapital. Ergibt es sich, und wieder ist es die Zeit, die es endgültig klärt, daß die Strömung des Gesprächs nicht auf der Gemeinsamkeit der Interessen oder des Milieus, überhaupt nicht auf dem Stofflichen beruht, sondern in der vorbestimmten Wechselbeziehung zweier Personen, daß es somit die Gewähr der Unerschöpflichkeit in sich trägt, dann haben diese zwei Leute einen wirklichen, ernsten und ausreichenden Grund zur Ehe.

Dieser Sachverhalt: Das Primat des Wortes in der Erotik, wäre lächerlich, wenn die Fähigkeit zum flüssigen Gespräch und wechselseitigen Ergreifen des Stichworts auf einer oberflächlichen Fertigkeit oder Spezialbegabung beruhte. Nun ist aber der gleiche Mensch, der gegenüber dem einen Partner über die Diktion eines Marc Anton verfügt, gegenüber einem andern, gleichgültig ob höheren oder minderen Ranges, mundtot wie ein gesottener Stockfisch. Vertrauen gibt der Konversation bekanntlich mehr Stoff als der Witz, und nirgends fühlt man sich selbst so einfältig wie unter Simpeln. Die beglückende Konversation ist dadurch gekennzeichnet, daß die Partner Inhalt, Gegenstand, Stimmung und Niveau ohne Vorsatz beliebig auch ins Unendliche wechseln können, ohne deshalb auch nur einen Augenblick zu entgleisen oder das gegenseitige Gleichgewicht zu verlieren. Sie teilen sich Tatsachen mit, tauschen ihre Beobachtungen, vertrauen einander ihre Sorgen, beraten Pläne und Arbeiten, zanken und streiten auch miteinander, belauschen ihre Gesten und Gedanken, befassen sich mit praktischen Dingen des Alltags, äußern sich über Speise und Trank, erleben die Natur, freuen sich auf Reisen und genießen gemeinsam das Theater, sie brauchen in keiner Sache restlos übereinzustimmen, nur einzig in dem Verlangen, alle Eindrücke auszutauschen und miteinander in Einklang zu bringen; das Entscheidende ist die *Neugier*, wie alle diese Dinge, Erlebnisse und Genüsse sich in der andern Seele spiegeln; die Sehnsucht, den eigenen Eindruck zu übertragen, in wechselseitiger Schulung, die Jahre und Jahrzehnte umfaßt; das Strömen von Niveau zu Niveau, die Freude an der Steigerung des zweiten Ichs.

Um mit einem anderen Wesen in einer solchen Dauerkonversation zu stehen, müssen, zumindest unterbewußt, starke sinnliche und ästhetische Anziehungen vorhanden sein, die, gerade weil sie Zeit brauchen, um sich zu entwickeln, auch zeitfüllend wirken und sich vorher ahnungsvoll ankündigen. Die Lebendigkeit der Konversation setzt übrigens außer der dialektischen auch noch die *musikalische* Eintracht voraus; sie kann und wird sich auch nur dort einstellen, wo zwei Seelen unbewußt duettieren, d. h. kontrapunktisch eine Harmonie entwickeln. Geistige Anregung allein ergibt noch kein melodisches Echo. Konversation ist daher immer auch Komposition, und es ist gerade das Musikalische eines Gesprächs, das zwei Herzen so in Eins verschlingt, so in Rhythmus setzt, so unsagbar beflügelt.

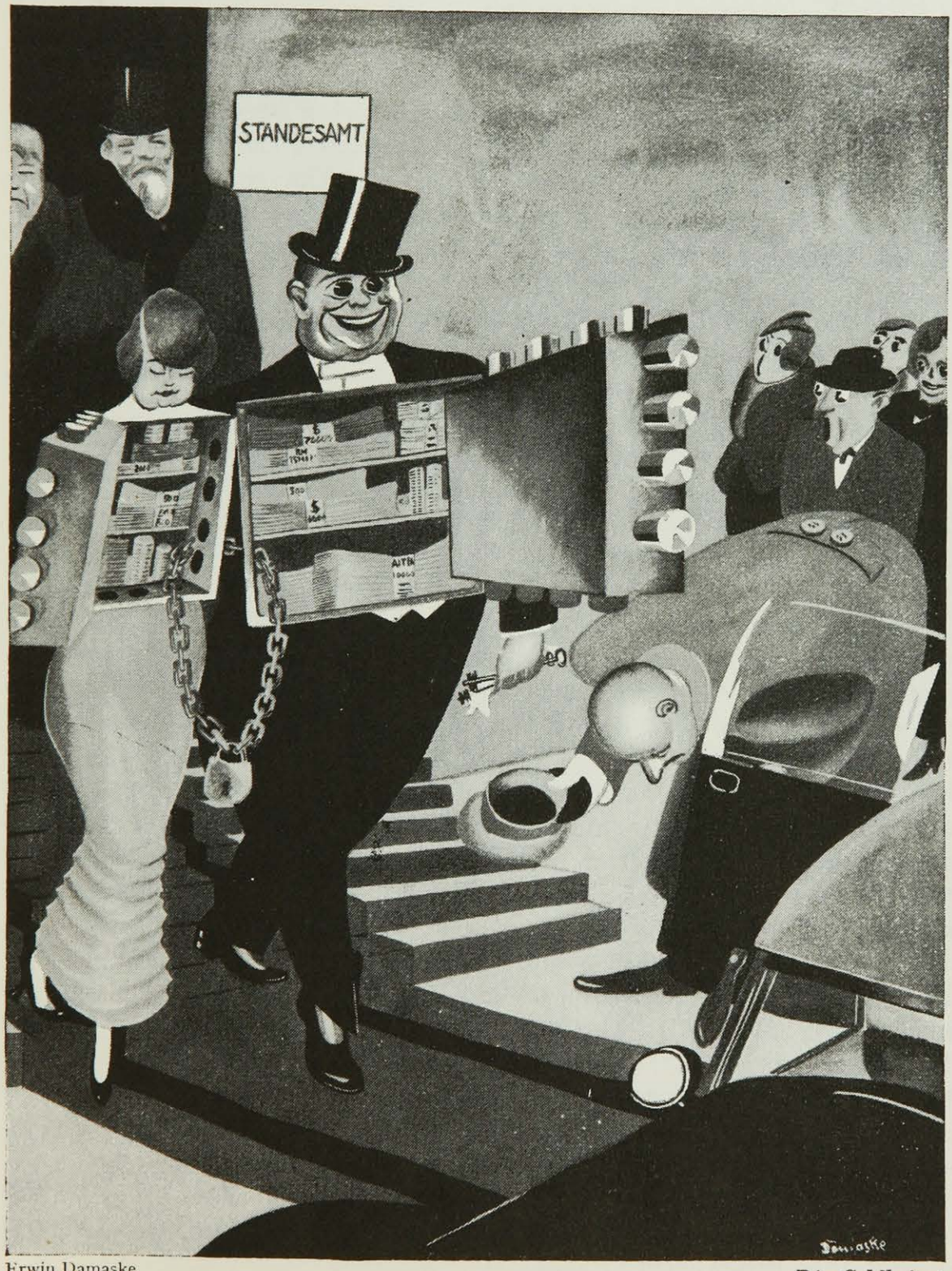
Wenn ein Ehewerber somit im Zweifel wäre, auf welche Eigenschaft bei dem zu wählenden Gatten er das Hauptgewicht legen und den Richtigen am sichersten erkennen möchte, so lautet mein Orakel: Zu bevorzugen ist jener unter sonst Gleichwertigen, der die stärkste und dauerndste Anregung der aus sich selbst quellenden Konversation bietet. Diese ist nicht nur eine Bürgschaft gegen einen Mißgriff, sondern bietet auch die Wahrscheinlichkeit, daß jeder Teil in dem andern Wesen schließlich alles finden wird, wonach sein tiefstes Verlangen geht, die vollkommene, geistige, gemütliche und fleischliche Verschmelzung.

Das Geld in der Ehe

Von

Walther Rode

Der Liebhaber oder der Ehegatte, der viel Geld für die Geliebte oder Ehegattin aufwendet, der sein Weibchen mit Schmuck und Pelzen behängt, tut dies oft aus keinem anderen Grund, als um in diesen seinen Aufwendungen die eigene Zahlungskraft anzubeten, seiner Anschauung nach den durchschlagend-



Erwin Damaske

Die Geldheirat

sten Faktor menschlicher Leistungsfähigkeit. Die Frau ist diesen Leuten so viel wert, wieviel sie an Kapital in sie gesteckt haben. Es handelt sich da um jene Männer, die sich mit ansehnlichen Frauen zeigen, die mit ansehnlichen Frauen gesehen werden wollen. Diese Männer trachten nicht nach dem stillen Besitz einer geliebten Frau; sie wollen als Eigentümer einer glänzenden Frau grundbücherlich eingetragen sein.

*

In der freien Liebe wie in der Ehe gibt es Frauen, die auf das Ganze, und solche, die nur auf kleine Opfer gehen. Die einen haben es auf ein besseres Nachtmahl, die anderen auf eine Villa abgesehen. Die auf einen Nerzmantel spitzen, stehen in der Mitte.

Eine Welt liegt zwischen der streng kapitalistischen Verwalterin ihrer Reize und der Frau, die nur die Deckung ihrer Spesen anstrebt. Indem die nur das nackte Leben begehrt, folgt sie dem Manne umsonst, verrichtet sie den Magdalenendienst an der Not des Mannes. Sie lebt in Verachtung, weil sie den Berufsschwindel und die Geschlechtsmacht des Weibes kompromittiert.

*

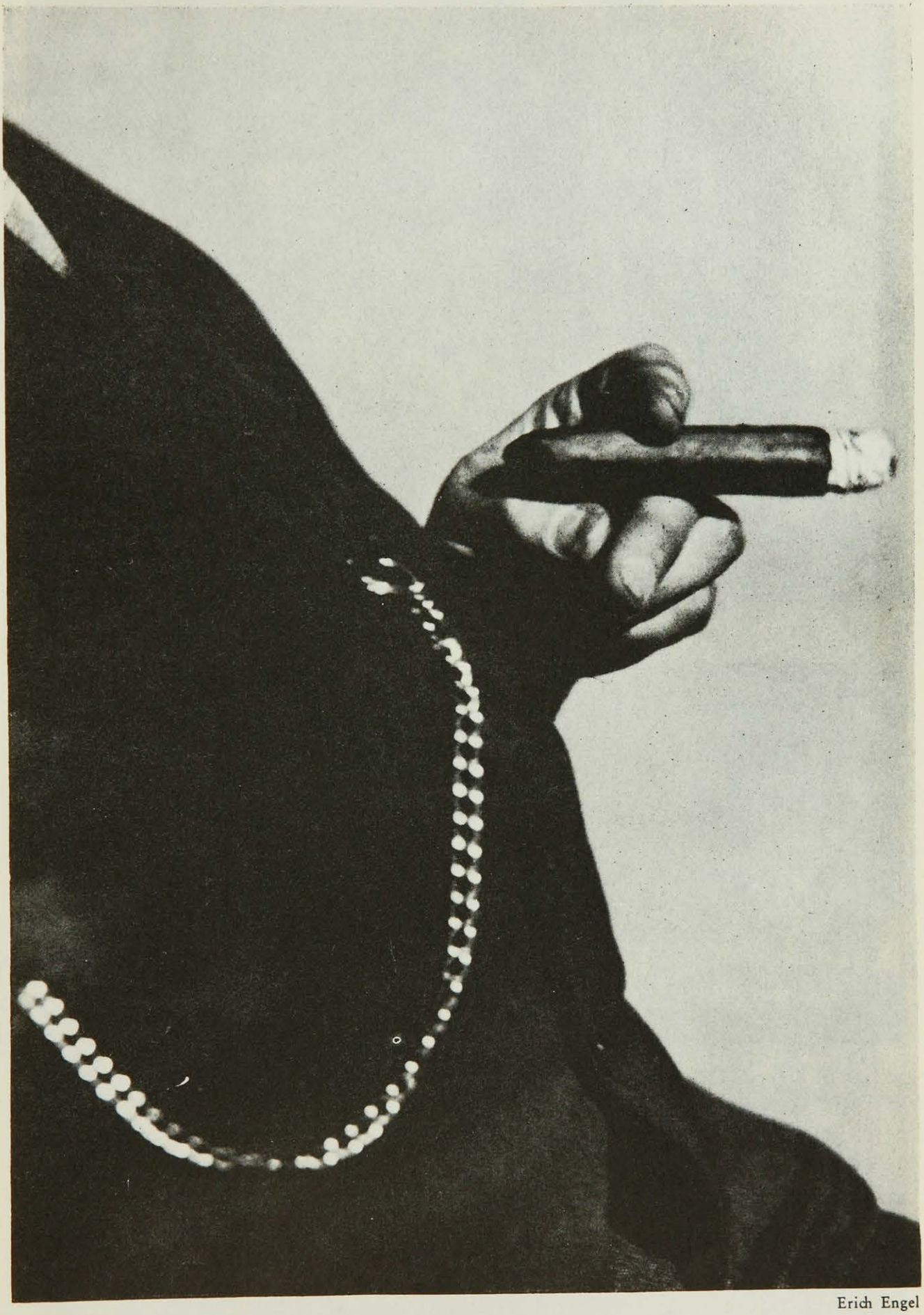
Das schmutzige Element im Verhältnis zwischen Mann und Frau: die Befriedigung des Erwerbssinnes oder der Versorgungsgelüste aus dem Titel des Zusammenseins, ob nun Frau oder Mann der darin gewinnende Teil ist, macht für das der Ausmünzung seines Geschlechtswertes lebende Individuum ein solches Verhältnis erst interessant. Eine Ehe oder eine Vereinigung an sich sind nichts, sofern durch sie nicht der volle gegenwärtige Wert der auf dem Markt der Schönheit und Eleganz notierenden Persönlichkeit verwirklicht ist. Das sind die Leute, die nicht heiraten, sondern eine Partie machen.

*

In den alten Geschichten steht: „In Siena lebte die Gattin eines armen Handschuhmachers, die ebenso schön wie tugendhaft war." Aber weder im Siena des fünfzehnten noch im Marseille oder Zürich des zwanzigsten Jahrhunderts ließ sich die Lüge der Monogamie über einen bestimmten Punkt hinaus durchdrücken. Die besonders schöne Frau des armen Handschuhmachers oder Magistratsbeamten muß ihren Bedarf an Krausen und Spitzen und Perlen bei verschiedenen Männern decken. Sie muß dem souveränen Anspruch ihrer Schönheit, strahlend dazustehen, den prekären Anspruch des Handschuhmachers opfern: eine Schönheit, der man keine Krausen, keine Spitzen, keine Perlen beistellen kann, ausschließlich zu besitzen.

Wir haben es mit dem Fall zu tun, daß die Frau ihre Mitgift erst nach der Eheschließung und Stück für Stück ins Haus bringt. Die Geschicklichkeit einer solchen Frau wird es zuwege bringen, einen Ring, ein Kleid, eine Summe von tausend Mark unbemerkt in die eheliche Gemeinschaft einzuschmuggeln. Vor welche Entschließungen aber wird der Ehegatte gestellt, wenn ein taktloser Liebhaber seiner Gattin in seinem letzten Willen einen Häuserblock zudenkt und die Rücksichtslosigkeit so weit treibt, vor dem Ehegatten abzuleben?

Eine von einem entfernten Verwandten stark erbende Frau wird von den anderen Frauen wegen ihrer Tüchtigkeit im Leben und Überleben gelobt, von ihrem Gatten darum nicht getadelt.



Erich Engel

Verheiratet

Die Mitgift

Photos Erdelyi

Die Aussteuer

A. & E. Frankl

Der Augsburger Landwirt Josef Meitinger mit Frau und 20 Kindern

Federmeyer

Japanischer Heiratsvermittler

Unionbild

Russisches Paar läßt sich auf dem Heiratsamt eintragen

Ehevermittlung

Von

einer Solchen

Trotz den schweren Zeiten geht heute das Geschäft des Heiratsvermittlers besser denn je. Ich denke, daß dieser Umstand der allgemeinen Wirtschaftskrise zuzuschreiben ist, die uns zu praktischem Denken und Handeln erzieht. Man fühlt heute mehr als je das Bedürfnis, sich anzuschließen, um nicht allein in der Welt zu stehen. Doch die Männer haben von früh morgens bis spät abends hart zu arbeiten, wer arbeitet, findet wenig Zeit zum Verkehr, das gesellschaftliche Leben stirbt ab, und die Institution der Ehevermittlung wird wieder modern.

Ich leite seit zehn Jahren das größte Unternehmen dieser Art in Europa. So kann ich ruhig behaupten, daß ich mit beiden Füßen mitten im Leben stehe und es von größter Nähe aus gründlich beobachten kann.

Die wichtigste Frage vor zwanzig Jahren war die der *Mitgift*. Sie spielt heute lange nicht mehr die Rolle, wie in den Vorkriegszeiten. Ich habe Herren, die auf Mitgift überhaupt keinen Anspruch erheben, denn sie sind der heute vielleicht nicht so ganz unverständlichen Meinung, daß 100 000 oder 500 000 Mark binnen vierundzwanzig Stunden durch eine Devalvation zu einer Null entwertet werden können. Es ist unnötig zu betonen, daß ich nur in den besten Kreisen arbeite.

Bargeld wird überhaupt wenig gefragt. Es werden eher Damen gesucht, die zu Fabrikanten- oder Großkaufmannsfamilien gehören oder auch selbst Industrieunternehmungen besitzen. Ich habe auch Damen, die einen Beruf ausüben (Filmschauspielerinnen, Ärztinnen) und den Beruf auch nach ihrer Verheiratung beizubehalten wünschen. Die Höhe der Mitgiften geht von 100 000 bis 1 000 000 und darüber, doch habe ich auch vollkommen unvermögende Damen verheiratet. Ich denke, daß ein modern angelegtes Geschäft imstande sein muß, sich dem Zug der Zeit anzupassen und jedem Anspruch zu genügen. Die Frage der Mitgift ist auch heute noch nicht aus der Welt geschafft, wird aber von einem anderen Faktor verdrängt, dessen eminent wichtige Rolle man in unserem Geschäft stets unterschätzt. Darauf komme ich später zu sprechen.

Auch die Herren brauchen keine Mitgift im Tornister mitzubringen, Damen legen wenig Wert auf Vermögen. Sehr geschätzt wird hingegen, wenn der Mann eine Stellung innehat. Eine Zeit lang waren Beamten gesucht, heute weniger, da die ständige Gefahr des Abbaus über ihnen schwebt. Ärzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, Fabrikanten, Großkaufleute sind beliebt, wobei ich aber die Erfahrung gemacht habe, daß die Höhe ihres Einkommens nicht von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die Ansicht, daß mein Geschäft mit „Waren" handelt, ist irrig, es gibt auch keinen „Marktwert" oder „Börsenkurs" für die einzelnen Berufe. Jeder Fall muß individuell behandelt werden.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch auf den oben erwähnten Umstand zu sprechen kommen, dem in meinem Betriebe eine nie geahnte Bedeutung zukommt. Es ist die Liebe, die LIEBE großgeschrieben, die heute eine größere Rolle spielt, als das Materielle. Herren und Damen kommen zu mir, nicht um zu heiraten, sondern um sich zu verlieben, zu verlieben in jemanden, den sie auch heiraten können. Die jungen Mädchen suchen einen „netten" Mann, der in Alter

und Figur zu ihnen paßt, die Männer eine Frau, der sie ihr Herz für ein Leben verschenken können. Auch in meinem Geschäft wirft die Liebe alle vorgefaßten Grundsätze über den Haufen. Ich habe Kunden gehabt, die Mitgift gesucht und eine mittellose Dame geheiratet haben, ich habe erst unlängst einen Herrn mit nur wenigen hundert Mark monatlichen Einkommens mit einer jungen bildschönen Dame und 100 000 Mark Mitgift verbunden. Eine Dame aus Hamburg, die sich aufs entschiedenste weigerte, nach Berlin zu heiraten, weil sie nicht so weit entfernt von ihren alten Eltern leben wollte, hat kurze Zeit darauf, heftig verliebt, bei mir nach Asien geheiratet, fünf Wochen Fahrt. Unzählig sind die Fälle, in denen sich Herren in meinen Salons mit um vieles älteren Damen verlobt und mir dann Jahre später noch dankbare Besuche gemacht haben.

Die Herren haben noch immer eine Neigung für Blondinen, die Damen mehr für dunkle Herren. Beiderseits werden Sporttreibende bevorzugt. Jungfernschaft bei den Damen ist keine Vorbedingung. Das Mädchen soll aus gutem Hause sein und ein braver Lebensgefährte werden. Ausländer aus der Schweiz, Schweden, Amerika werden gern gesehen.

Es ist ein weitverbreiteter, schwerer Irrtum anzunehmen, daß nur körperlich oder geistig defekte Menschen den Heiratsvermittler aufsuchen. Schöne Frauen und Mädchen, mit großem und größtem Vermögen, sowohl vom Land als aus der Stadt sind ständige Kundinnen des Ehevermittlers, Schönheitsköniginnen tragen sich in seine Listen ein, Aristokraten und Aristokratinnen aus ältesten Häusern, Politiker, deren Namen das ganze Land, ja Europa kennt, Damen im Alter von siebzehn bis siebzig, Herren von zwanzig bis fünfundsiebzig.

Die Frage der politischen Überzeugung spielt beim Ehevermittler keine Rolle, Bedingungen oder Bedenken dieser Art kommen nicht vor. Herren oder Damen kommunistischer Gesinnung lassen sich fast nie in unsere Listen eintragen. Auch die konfessionellen Unterschiede bilden selten Hindernisse, wobei höchstens zu bemerken wäre, daß sich Katholiken gern untereinander verehelichen.

Bei den zwanzig und dreißig Begegnungen, die täglich bei mir stattfinden — im Jahre bis zehntausend! — habe ich Gelegenheit, die verschiedensten Arten von Menschen in ihren unbeholfensten Augenblicken zu beobachten. Auch ihr Auftreten dem Ehevermittler gegenüber ist sehr verschieden. Manchen sieht man es an, daß sie diesem Gang einen Besuch beim Zahnarzt bei weitem vorgezogen hätten, der Krampf der Verlegenheit löst sich nur langsam, um oft einer unvermittelt ausbrechenden hysterischen Freude Platz zu machen. Viele benehmen sich vorsichtig, zurückhaltend, wie vor dem Untersuchungsrichter, andere gelassen wie in einem Salon, die wenigsten betrachten den Besuch als den ersten Schritt zu einem größeren Geschäft.

Ich will mit der Erzählung eines Witzes schließen, den sich das Leben unlängst in meinen Salons geleistet hat. Eine junge, geschiedene Frau ließ sich unter ihrem Mädchennamen in meine Listen eintragen. Es wurden ihr verschiedene Bewerber vorgestellt, als letzter ein Arzt, mit dem sie sich bald danach verlobte. Von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, besuchte mich die junge Frau vorige Woche und erzählte mir lachend, daß ihr neuer Mann, zu dem ich ihr verholfen hatte, niemand anderer sei, als — ihr geschiedener Gatte. Ich hoffe, diese Geschichte, zu einer Filmoperette verarbeitet, bald im Kino wiederzusehen.

Matrosen-Ehe

Der Matrose Rudolf Groth, zuletzt Heizer auf Schiff Elmshorn (Turn: Philadelphia—Norfolk—Baltimore), berichtet seine Ansichten und Erfahrungen über Seemanns-Ehe. Er ist etwa 46 Jahre alt, vom Typ des Fahrensmannes der mittleren Handelsschiffe, also blond, grauäugig, untersetzt, etwas phantasielos und mit verschwindendem Humor, weil seit 26 Monden arbeitslos. Notizen aus seinem Zeugnisbuch: Diensttüchtigkeit: gut. Nüchternheit: tadelnswert. Entlassungsgrund: Trunkenheit im Dienst.

— Immerhin warst du acht Jahre verheiratet?

— Jo, un dann hev ick de Ohlsch rutsmeten.

— Nanu?

— Jo, de Nachborn hebt mi dat steckt, dat se sik immer mit'n annern amesieren deit, wenn ick op Töörn bün.

— Wie lange warst du denn meistens unterwegens?

— Dat's verschieden. Twei, ok drei, ok fif Monat.

— Ne junge Frau und so lange Pausen? Die muß sich doch öfters mal bißchen amüsieren.

— Nu ward rieten, Mann, ick will doch min Ohlsch vor mi alleen hebben.

— Aber du selber bist doch ganz gern in Kap Heidi abgestiegen?

— Dafür bün ick doch ok de Kerl. Mut doch ok mal sehn, wie de swatten Wieber sünd.

— Warum verlangst du von deiner Frau was anderes als von dir selber?

— Ick versteih di nich, Mann, dat hört doch nu mal mit to zum Seemannsleben. In jeden Dörp 'n frischen Ködel.

— Ja, aber warum . . .?

— Wie soll ick di dat bloß verklaren, Mann, süh mal, son Negerdeern, das is doch mal ganz was anners. Dat mößt du doch hebben als junger Fahrensmann.

— Aber warum deine Frau nicht?

— Na, nu ward aber doch rieten, Mann, weil ick se betohlt hev, weil ick mi för ehr abschuften möt, weil ick ehr in de Wohnung rinsett hev, ehr Möbel köft hev, ehren Lebensunnerhalt bestrieden mut, un ehr Kledasch betohlen. Is denn dat gar nix, Mann? Dat mut ick — ick mut da al vor upkom. Versteihst. Un dann soll dat Os in din eigen Timmer, in din eigen Betten mit'n annern rumweulen? Dat wull du mi doch nich vertellen, dat du din Ohlsch nich ut'n Tempel hauen deist, wenn du jüm erwischen deist?

— Aber ich denke, du bist nach deinen eigenen Worten 'n ganz „humanen Kerl"? Warum verlangst du, daß deine Frau deine Sklavin ist. Wo ist der Unterschied zwischen Ehefrau und Deern, wenn du sagst, ich habe sie bezahlt, folglich muß sie kuschen?

— Mann, Mann, du versteihst mi nich. Von so'ne Deern verlangt man doch nix wider, öwer von din Ohlsch wis du doch menschlick ok 'n beden hebben. Kinner mit ehr moken. So'n beden Gemütlichkeit, wenn du von langen Törn no Hus kummst.

— Und wenn dich die Frau in solchen Momenten nu fragt, ob du ihr treu geblieben bist, würdest du deine Seitensprünge eingestehen?

— Dat geiht se doch nix an.

— Du würdest also eine Frau, von der du menschlich etwas haben willst, ohne weiteres anlügen?

— Jo — ick kann ehr doch nich vertellen — ick — Menschenskind, ick kann di nich begriepen — ick — süh mol, in de Tropen is dat nu so fochbar warm, un wenn du dann in son Hoben (Hafen) den billigen Win drinken kanns, un ut en Buddel ward twei, ok drei, un mit'n mol dann hest du di'n lütten Brand, un wenn du den Brand hes, dann hest du ok gliks en Deern im Arm, ok twei, ok drei, na, un nu ward rieten, un dann bis du ok schon hinn in'n Puff, un do krich se em dol, un dann mokst du den Bleudsinn, ob du wullt oder nich.

— Du sagst Bleudsinn, also gibt es doch sowas wie Reue später?

— De Natur mutt ehr Recht hebben, Mann, da kummst du nich an vorbi. Wenn du'n Deern seihn deist, un hest orntlich einen op de Noht, dann kommst du op Gedanken, ob du wullt oder nich.

Die Braut des Kapellmeisters

Walter von Dreesen

— Und die Frau soll ...

— Go tu Hus, Mann, go tu Hus un greut (grüß) din Heuner (Hühner).

— Also mit anderen Worten ...

— Jo, mit annern Worten, versteihst, das Heuroten het gor kein Zweck for de Seelüd. Dat ist min feste Övertügung.

— Aber bist du denn nicht am Anfang deiner Ehe ganz glücklich gewesen?

— De erste Tid güng dat jo ganz god, se haar mi immer scheun op- und annohm. Wi heft twei Kinner mokt, aber denn hev ick den groten Törn no Rio kregen, un jedes mol, wenn ick do nach Hus käm, da wör so'n fremde Stimmung. Se wollt mich gar nich mehr so richtig ranloten, un de Kinners heft gar nich mehr an mi glövt. Ick war as so'n Inloschierer behannelt, un da hev ick in Sack haut, hev mi vollsupen, bit min Törn weder ran wör. Un as ick dann wedder no Hus käm, da hebben de Nachborn mi schon allerhand Schlechtigkeiten von ehr vertellt, un dann hev ick ehr to Red stellt, wat denn dat eigentlich wär, ob se mit mir verheurat wär oder mit min Heuer, un da het se to mi secht, ick har'n Vogel, und ick hev dann secht, se wär verrückt un hev ehr eine ballert un se angrölt: se soll sick man mit den schlechten Kerl widerameſiern, den se sick bether hollten har, aber nich mehr in min Betten un in min Wohnung, se soll man mit jüm dahingohn, wo der Peeper wassen deiht.

— Die Ehe wurde geschieden?

— Jo, jo, se het aber die Schuld kreegen, un min Möbels wollt se hebben, un min Kinners, ick hev ehr aber 'n Strich dorchmokt.

— Und bei deinen Kameraden, nie glückliche Ehen?

— Na ja, dat kommt wohl vor, dat de Frauenslüd so god bedräigen (betrügen) könt, dat hei nix markt.

— Du glaubst also, daß durch die Bank alle Seemannsfrauen betrügen?

— Kiek di mal de Damens an, die in „Biber" oder „Zillertal" mit de Kavaliere avhaut, dat sün allens Seemannsfroen. Süh, da is mal 'n Fall west, wo se rutfohrt sünd, do secht de Viz von de Schüerlüd tum tweiten Maschinisten: süh mol, wie scheun dat de Wiever winken doht, un wenn du jümmer ut de Dogen büst, denn hebbt se doch 'n annern an de Hand. Und dor sech de tweite Maschinist: for min Fru, da kann ick de Hann vor in't Füer legen. Da sech de Schüermannsviz: da ward de Hann woll wech sien, un da kann de Kopp ok noch bi wechgohn. Na, un de Kasten haut ja glücklich av, krich aver kurz vor de Mündung 'n Maschinenschaden, mutt beidrehen und ersten auf Dock gohn tum Reparieren. Un de tweite Maschinist kommt de selbe Nacht no wedder na Hus, slot de Döör op, un sit sin Fru mit'n annern in Bett. Da krich er ehr to foten (fassen) un sech: Komm, min leeve gode Fru, soßt di erst noch'n beden Bewegung moken, sonst verkeuhlst (verkühlst) du di bi dat Amüsieren. Un smiet sin nackte Frau den Treppenschacht dol. Se is dotbleben, un he het tein Johr Knast kregen. Süh. Un he het so'n scheunen Husstand hat, so'n scheune Möbels un'n lüttsche Deern, un de Ohlsch hett em doch op'n Schmus nohm.

— Gibt es denn in solchen Fällen kein Verzeihen? Leben und leben lassen, sagtest du doch vorhin.

— Nee, darin sünn wi fochbar gleichgültig, un wenn uns de Ohlsch noch so sehr anwinselt, het se uns einmal bescheten, dann is se erleddigt. Versteihst. Dat givt datt natürlich ok, dat se sick nachher wedder verdrägen, aber as Fru ward se dann doch nich mehr acht (geachtet), versteihst, un wat se sonst moken deiht, dat is di egol.

— Bitter.

— Jo, dat is nu mol nich anners, und wart wohl ok nich anners warn.

— Was hältst du denn von der Gleichberechtigung der Frauen? Du sagtest mir doch, du seist Sozialist. Ist dir bekannt, daß der Sozialismus die Gleichberechtigung der Frau in allen Dingen des Lebens verlangt?

— Wat'n Snack nu!

— Ja, wieso, quatsch dich aus, entweder oder.

— Ick gleuv, Mann, du bis nich ganz dicht. Dann lot de Wieber uns man avlösen, dann lot ehr man für uns to See fahren, lot se den Rost kloppen un de Ketels (Kessel) beschicken un Asche hieven und sick anbrüllen loten, un sick utquetschen loten bi de olle kristliche Seefahrt. Un wenn se dann ok noch dat affsupen mitmoken, dann wüll ick jümmer voll anerkennen mit ehr „Gleichberechtigung". Go mi blos los, Mann, nu is der Bart aber av. Tschüs.

(Mitgeteilt von Werner Helwig)

Darf der Filmstar heiraten?

Von

Maurice Chevalier

Autori

Er darf.

Und warum auch nicht?

Kein Vertrag, kein Manager, kein Publikum hindert ihn. Die Ehe ist doch kein schwarzer Fleck in der Sonne seines Sex appeal.

Man spricht von Künstlerehen sehr oft geringschätzig. Jedoch mit Unrecht. Ich kenne viele Ehen von Filmstars, die sehr glücklich sind. Man spricht nur zu viel über die Scheidungen. Deshalb täuscht man sich und glaubt, sie seien bei Künstlerehen gar so häufig.

Ich muß allerdings zugeben: Glück ist keine Sache für spaltenlange Zeitungsberichte. Glück ist höchst uninteressant. Es ist bloß schön und angenehm. Allgemeine Grundsätze über die Künstlerehe aufzustellen, wäre wohl grundfalsch. Es gibt keine Norm, kein Schema.

Das Banalste ist wahr: die Ehe gleicht einem Lotteriespiel. Nicht jeder Partner ist ein Treffer. Es ist empfehlenswert, den Einsatz an Hoffnungen, Wünschen, Erwartungen vorsichtshalber möglichst knapp zu bemessen. Denn der Mensch soll mit dem geringen Kapital seiner Illusionen sparsam umgehen. Gewiß gibt es originellere Ansichten über dieses Thema, auch tiefere, gescheitere, aber kaum eine heilsamere.

Man sagt oft: gute Ehen seien ein Talentbeweis des Mannes. Aber darin liegt meiner Meinung nach eine Überschätzung des Mannes. Es müssen vielmehr beide Teile für die Ehe begabt sein. Eine intelligente Frau wird ihren Mann nicht an die Kette legen, sie wird ihm soviele Konzessionen einräumen, wie er zumindest für ein fiktives Freiheitsgefühl benötigt. Aber die Liebe kennt keine Intelligenz. Sie hat dafür andere reizende Eigenschaften. Solange es Künstler geben wird, werden auch Künstlerehen sein. Auch die Männer und Frauen, die ein Leben in Freiheit mit weitem Horizont leben, werden immer wieder den Wunsch haben — einmal für längere Zeit, einmal für kürzere Dauer —, zu zweien zu leben. Die Eheschließung müßte jedoch erschwert, die Scheidung erleichtert werden. Denn der Mann erklärt zwar rasch seine Liebe, aber er zögert lange mit dem Bekenntnis, daß sie vorüber sei.

Im übrigen kann ich meine Meinung über die Ehe zusammenfassen: Es ist viel leichter, alle Frauen zu lieben, als eine einzige . . .

(*Aus einem Gespräch*)

Von

Vilma Banky

Selbstverständlich. Warum sollte gerade der Filmstar nicht heiraten dürfen? Hat er ein Gelübde auf sich genommen? Kein amerikanischer Vertrag enthält dieses Verbot. Oder glauben Sie, daß wir vollkommen uninteressant werden, wenn wir den Mann, den wir lieben, zum Gatten nehmen?

Möglicherweise enttäuschen wir einige unserer jungen Verehrer, die heimliche Hochzeit mit uns feiern, wenn wir auf der Leinwand erscheinen und ein paar Schritte dem Zuschauer entgegengehen. Wenn diese Sympathie — die uns gewiß sympathisch ist —, wenn diese heimliche Freundschaft die Auferstehung der alten platonischen Liebe in unserer Zeit bedeutet — dann sehe ich nicht ein, warum diese schönen Regungen gehindert werden sollten durch die Vorstellung, daß der Gegenstand der Verehrung praktisch nicht mehr frei ist. Denn was hat die platonische Liebe mit der praktischen zu tun?

Im übrigen handelt es sich doch nur darum, ob unsereins sich in erster Linie als Schauspielerin fühlt oder als Privatperson. Es gibt Künstler, die ihre Kunst über alles stellen und jede Bindung an einen anderen Menschen fürchten wie eine Fessel. Für mich persönlich ist Schauspielerei die zweite Sache, die erste aber mein Heim, mein Zuhause. Und es gibt keinen andern Weg nach Hause als der Weg, der über den Standesbeamten zur Ehe führt. Ich liebe den Film, aber ich liebe doch mehr meinen Mann, mein Heim, mein Glück. Wir Frauen sind dazu geboren, und jeder Frau muß die Ehe das Wichtigste sein.

Englische Ehen

Von

Percy H. Muir

Vielleicht stellen Sie sich die englische Ehe als „Liebesglück im stillen Winkel" vor, vielleicht aber haben Sie selbst einige Erfahrung, was das bedeutet, und sind England freundlicher gesinnt. Lassen Sie mich darum einige widerspruchsvolle Ansichten vortragen. Samuel *Butler*, ein Vorläufer Shaws, drückt seine Ansicht über die Ehe folgendermaßen aus: „Es ist billiger, sich Milch zu kaufen, als sich eine Kuh zu halten." Arnold *Bennett* sagt: „Eine Hochzeitsreise ist eine Orgie ungezügeltster Sinnenlust; wenn sie es aber nicht ist, so sollte sie es, verdammt noch mal, sein." *Shaw* hält die Heiratsgesetze Englands für unmenschlich und monströs.

Für den Fall, daß diese Ansichten nicht typisch englisch erscheinen sollten, will ich Ihnen Ansichten einiger Durchschnitts-Engländer vermitteln. Zum Beispiel den Ausspruch einer Herzogin, die das physische Vergnügen ihres Gatten mit der Frage unterbrach, ob diese Vergnügungen auch dem niederen Volke zugänglich seien, und auf eine bejahende Antwort ihre Ansicht kundgab, daß die „viel zu gut für die Plebs" wären. Zu erwähnen wäre auch die Deputation der Kirchenältesten, die, nachdem sie ihren Pastor eine geharnischte Rede gegen die Unzucht hatten predigen hören, in der er ihnen den Verlust ihrer unsterblichen Seelen als Austausch für zehn Minuten Vergnügen androhte, sich zu ihrem Seelsorger begaben und ihn um die Erklärung des Geheimnisses baten, wie man es fertig bringen könnte, dieses Vergnügen zehn Minuten dauern zu lassen.

Nun wird von mir wahrscheinlich erwartet, daß ich all diese gegensätzlichen Meinungen zu einer Formel zusammenfasse, die dann den englischen Standpunkt zur Ehe repräsentiert. Ich muß aber ganz kategorisch aussprechen, daß es keinen bestimmten englischen Standpunkt zur Ehe gibt. Denn man muß auch noch mit anderen Verwirrungen rechnen. England umfaßt, vom Kontinent aus gesehen, auch Schottland. Im Hinblick auf die Ehe stimmt das aber durchaus nicht. Wenn man in Schottland vor Zeugen feierlich eine Erklärung abgibt, so ist das ein rechtlich bindender Ehekontrakt, man braucht also nur mit einer Dame ein Zimmer zu betreten, wo andere Leute anwesend sind, und zu sagen: „Dies ist meine Frau", und das stimmt dann auch — in England dagegen braucht das durchaus nicht der Fall zu sein.

Der Widerstand gegen kirchliche Trauungen wurde durch das moderne junge Mädchen hervorgerufen, die der Verpflichtung, ihrem Gatten zu gehorchen, nicht Folge leisten wollte; diese Gehorsamsklausel kommt des öfteren im Trauungsgottesdienst vor, der auch sonst recht peinliche Sentenzen enthält. Es macht einen entschieden äußerst verlegen, wenn man zu hören bekommt, daß die Braut „wie der fruchtbare Wein, der das Haus umrankt", sein soll, während man besorgt ist, wieweit die im Koffer versteckten Verhütungsmittel ihren Zweck erfüllen werden. Eine gewisse Abneigung gegen all diese Publizität ist daher verständlich. Diese Sehnsucht nach Verschwiegenheit in Herzensangelegenheiten hat viel ernstere Folgen für den Durchschnittsmenschen als die vertuschten

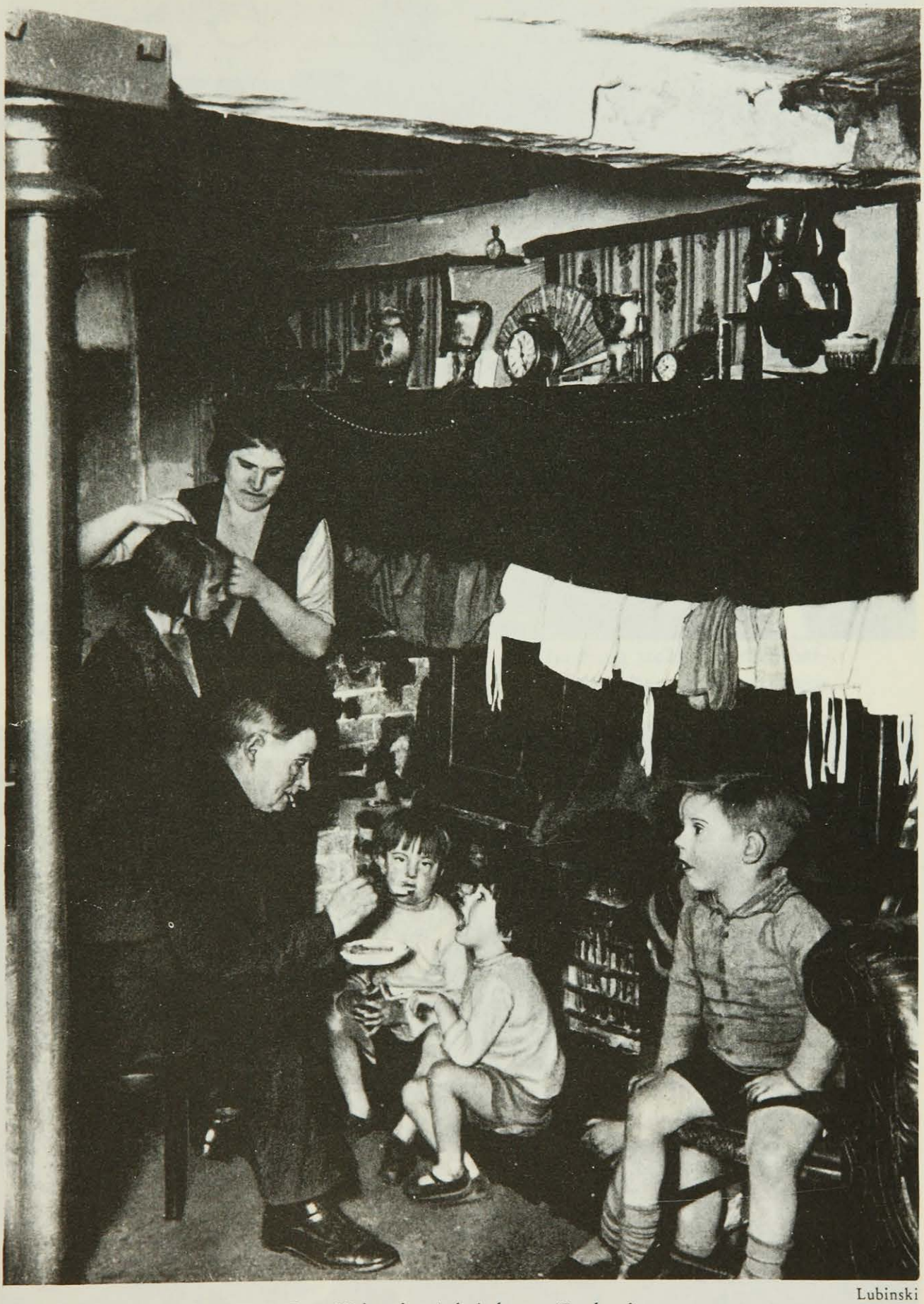
Hochzeiten, denn auch die Zeitungen müssen jetzt diskret sein. Ausführliche Scheidungsberichte in der Presse sind jetzt verboten, ein Umstand, der geradezu katastrophale Resultate für die Sonntagszeitungen mit sich brachte. Früher konnte man im Winter den düstern englischen Sonntagnachmittag durch das Lesen aufregendster Ehescheidungsberichte aufs angenehmste unterbrechen; amüsant war es damals, die Findigkeit des englischen Journalisten zu beobachten, der, durch die Schicklichkeitsgesetze des Landes gebunden, seinen unschuldig klingenden Phrasen einen Doppelsinn verlieh, die entsetzlichere Dinge ahnen ließen, als er je durch einen freimütigen Bericht hätte erreichen können.

Aber ich muß auf die englische Ehefrage zurückkommen. Noch vor einigen Jahren war die Ehe der Grundstein des englischen Heims, eine Einrichtung, die sich im Laufe der letzten Jahre so verändert hat, daß sie kaum noch zu erkennen ist. Nur noch in den Vorstadtheimen Englands findet man das traditionelle Eheglück. In diesen rosa Monstrositäten, die London wie ein Nesselausschlag umgürten und bei näherem Hinsehen sich als Vorstadtvillen entpuppen, kann man das englische Heimglück beim Frühstück überraschen. Da thront der englische Ehemann am Frühstückstisch, vor sich die ganz große englische Morgenzeitung, die von der unvermeidlichen englischen Teekanne gestützt wird. Die Familie wird ignoriert, es sei denn, daß die Gattin es versäumte, Teller oder Tasse zu füllen; in einem unglaublichen Tempo verschlingt er unzählige Gänge, welche seine Verdauung ruinieren und all die Magenübel hervorrufen, die man immer mit einem Engländer assoziiert, die aber von ihm selber nie erwähnt werden. England ist *das* Land der Liebesheiraten, aber selbst die größte Liebe ist der Atmosphäre des englischen Frühstücks nicht gewachsen; sie besteht entweder aus überwältigendem Trübsinn oder unerträglicher Herzlichkeit. Beides nur zu ertragen, wenn man an Stelle von Liebe liebevolle Güte setzt. Zwei Worte, „kaum verschieden und doch welche Welten voneinander entfernt."

Mein früherer Hinweis auf die „Liebe im stillen Winkel" sollte durchaus keine Verhöhnung sein. Auf dem Lande, wo moderner Fortschritt noch keinen Einlaß gefunden hat, die Cottages also noch bestehen, kann man dieses interessante Überbleibsel noch finden. Allerdings wird man Idyllen à la Philemon und Baucis nicht erleben. Die Bauern leben in Gemeindehäusern, in denen das Radio installiert ist; wenn die ländlichen Bewohner von uns um einen Dienst gebeten werden, antworten sie im Jargon des Tonfilms mit O. K. Die Cottages aber werden als Wochenendhäuser von den Städtern in Anspruch genommen, die sie für ihre Liebesabenteuer benutzen; sie werden da den Herrn A. mit Frau B. oder Herrn B. mit Frau C., aber nie unter irgendwelchen Umständen Herrn und Frau A. zusammen finden. Frau A. wird sich wahrscheinlich in der nachbarlichen Cottage mit Herrn C. vergnügen.

Zweifellos ist all dies recht erstaunlich für den nichtenglischen Leser, der gewöhnt ist, die Engländer als eine schwerfällige unleidenschaftliche Rasse zu bezeichnen. Ich aber habe hier, durch einen unerklärlichen Drang getrieben, die Wahrheit über die englische Ehe niedergeschrieben. Die Wahrheit über die englische Ehe aber ist, daß sie, wie „Punch" und die meisten anderen Dinge, nicht mehr sind, was sie waren, aber auch wahrscheinlich nie gewesen sind.

(Deutsch von Käte Silbermann)



Lubinski

Das Heim des Arbeitslosen (England)

Pincus-Hahn

Witwenball

Weltrundschau

Stammtisch

Soziologie der geschiedenen Frau

Von

Ada Niel

Die geschiedene Frau: 1900 eine Unmöglichkeit
1910 die interessante Frau
1920 eine von vielen
1930 Nun ja, und . . ?

Die geschiedene Frau ging früher mit einem unsichtbaren Schild durch die Gesellschaft: sie war eine offiziell Enttäuschte. Das umgab sie mit einer gewissen Aureole. Sie erregte die mit prinzipieller Bewunderung vermischte Neugierde der Männer und die mit prinzipiellem Mißtrauen vermischte Neugierde der Frauen. Man witterte hinter jeder Scheidung Temperamentsausbrüche besonderer Art. Die geschiedene Frau mußte Duldende oder Fordernde ungewöhnlichen Formats gewesen sein. Die Tatsache der Scheidung war immer strikter Beweis von irgendeiner Überschreitung der bürgerlichen Grenze.

Die dramatisch umwitterte geschiedene Frau hat längst aufgehört zu sein. Geschieden bedeutet heute soviel wie geimpft. Auch Impfpocken lassen ja manchmal schmerzhafte Narben zurück — aber wer spricht davon?

In der heutigen Ehe ist die Scheidung gleich mit einbegriffen. „Wo du hingehst, werde auch ich hingehn . . .“ besagt: also auch zum Anwalt.

Die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit einer Scheidung steht den ernsthaftesten, den verliebtesten und den oberflächlichsten Menschen gleichsam vor Augen, wenn sie eine Ehe schließen. Jeder Partner stellt von vornherein Geld, Gefühle und Möbel sicher. In Amerika machen die großen Geschäfte auswechselbare Monogramme in die Aussteuerwäsche.

Man heiratet auf jeden Fall. Das junge Mädchen will sich den weiterhin geltenden Schutzpaß der Benennung „Frau“ sichern. Sie will legitime Kinder haben, weil die illegitimen immer und immer noch nicht an der Tagesordnung sind. Ein uneheliches Kind, das man frei mit sich herumlaufen läßt, gilt als Fanfare edelbolschewistischer Weltanschauung. Das eheliche Kind einer geschiedenen Frau ist allright. Die junge geschiedene Frau mit Kind kann also einen Lebensinhalt haben, der dem unverheirateten Mädchen offiziell versagt ist.

Die geschiedene Junggesellin ist eine neue bürgerliche Einrichtung geworden. Der Glorienschein des interessanten Falls umstrahlt sie nicht mehr. Es sei denn, daß sie zufällig Mittelpunkt eines leidenschaftlichen Romans gewesen, daß sich ein Preisboxer ihretwegen umbrachte oder ein Bankdirektor für sie Papiere fälschte. Die geschiedene Frau ist eine gesellschaftlich anerkannte Erscheinung. Ihr Privatleben, keiner Kontrolle unterworfen, läßt im Sinne des Beschauers alle Möglichkeiten offen. Es bleibt ihr frei, in beliebiger Form Freundschaften zu haben. Durch vererbtes Vorurteil neigt das Publikum dazu, ihre Beziehungen zu Männern durchweg als glatte Erfüllungen zu betrachten. Warum denn nicht?

Es ist manchen Menschen so schwer klarzumachen, daß man an einem reich besetzten Gratisbüfett vorübergehen kann, ohne sich zu bedienen. Weil man

nämlich grade keinen Appetit hat, oder weil einen zufällig die aufgetragenen Speisen nicht reizen, oder weil man sich an irgend etwas einmal den Magen verdorben hat . . .

Die Freiheit der geschiedenen Frau wirkt auf viele Männer abschreckend. Der französische Schriftsteller Claude Anet, der sich ja ergiebig mit Frauen beschäftigt hat, stellte einmal fest, daß der ideale Flirt (bzw. das ideale Verhältnis) für einen Mann nur die verheiratete Frau sei. Eine geschiedene Frau erscheint ihm noch gefährlicher als ein junges Mädchen. Denn sie ist darauf aus, einen Mann wieder einzufangen, und sie hat entsprechende Erfahrungen.

Tatsache ist, daß ein sehr großer Teil geschiedener Frauen monogamer lebt als ein sehr großer Teil verheirateter Frauen. Bei ihnen fällt die Notwendigkeit, das Ressentiment und damit der Reiz weg: zu betrügen. Sie haben eigene Verantwortung für ihre Gefühle und deren Konsequenzen. Nebenbei sind sie fast immer auf irgendeine ablenkende Weise gezwungen, mit dem äußeren Leben fertig zu werden. Sie haben einen Beruf, oder Geld zu verwalten, oder für Kinder zu sorgen. Ihr Leben ist gewöhnlich um keinen Grad orgiastischer als das der verheirateten Frau. Sie haben nur ein Plus, das temporär eine große Freudenquelle darstellt: mehr Bewegungsfreiheit. Daher der stille Neid vieler verheirateter Frauen. Wenn eine Frau frisch geschieden ist, werden ihre guten Freundinnen melancholisch, sie sehen sich plötzlich alle als Märtyrerinnen. Sie verfolgen den neuen Lebensweg der Geschiedenen mit sehnsüchtigem Interesse. Später ist es oft umgekehrt. Die geschiedene Frau sieht mit leisem Verlangen auf die Gebundenheit der verheirateten. Und sie geht in eine neue Ehe . . .

Das Verhältnis zu dem geschiedenen Mann ist in neuester Zeit fast immer ausgezeichnet. Manchmal ist die Scheidung nach falscher Ehe der Beginn einer richtigen Freundschaft. Die Kinder, um derentwillen so viele schlechte Ehen mit zusammengebissenen Zähnen weitergeführt wurden, sind bei vernünftig geschiedenen Paaren sehr zufrieden. Wenn sie es nicht anders kennen, finden sie es selbstverständlich, daß die Eltern zwei verschiedene Parteien sind. Der sechsjährige Sohn eines zweimal geschiedenen Vaters und einer dreimal geschiedenen Mutter kam ganz erschüttert von der Schule nach Haus: „Denk' dir, der Vati und die Mutti von Hans Köhler wohnen beide zusammen!" Das Kind schien fast schockiert von dieser ungewöhnlichen Intimität.

Die geschiedene Frau als stabilisierte Erscheinung ist hauptsächlich in Deutschland, England, Amerika zu finden. In den romanischen Ländern ist Scheidung durch die Religion bedeutend erschwert und gesellschaftlich nur als Interregnum denkbar. Eine geschiedene Frau darf sich dort nur in einer Pause zwischen zwei Ehen befinden, sozusagen entre poire et fromage. In England, wo der Zeitungsabonnenten wegen Scheidungsskandale immer weiter blühen, hielt der Cant lange Jahre hindurch die geschiedene Frau in gewisser gesellschaftlicher Quarantäne, d. h. sie durfte nicht bei Hof erscheinen. Jetzt hat sich auch die Queen an den Anblick gewöhnen müssen, da die Hoffestlichkeiten ohne geschiedene Frauen langsam ausgestorben wären.

In dem augenblicklichen großen Durcheinander von Liebe und Ehe, Liebe- und Ehe-Ersatz ist die geschiedene Frau längst nicht mehr „interessant". Heldin künftiger Romane dürfte die Frau sein, die ihre goldene Hochzeit feiert.

Über die Beziehung Geschiedener

Von

Gina Kaus

Das heiter und unbefangen plaudernde, womöglich neckisch flirtende Paar nach der Scheidung ist eine Lustspielfigur und zwar eine unechte. Hinter jeder gelösten Ehe steckt eine menschliche Tragödie. Welches Unmaß an Haß in einer Kampfscheidung zu Tage kommt, weiß jeder, der, in welcher Funktion immer, einer solchen in die Nähe kam. Aber auch die einverständliche Scheidung ist kein gemeinsamer Spaziergang zum Amtsgericht, sondern das Ende eines qualvollen Weges durch das dornige Gestrüpp von Kränkungen, Enttäuschungen, Vorwürfen und Auseinandersetzungen. Viel verlieren die Menschen auf diesem Weg an Rücksicht, Selbstbeherrschung und somit an gegenseitiger Achtung. Die Scheidung selbst ist meist ungerecht, wie ein Friedensschluß: einer von beiden hat sie dringend gewollt, und ihm werden Repressalien auferlegt. Und, wie jeder ungerechte Friedensschluß, enthält auch eine solche Scheidung den Keim künftiger Feindseligkeiten.

Meist sind die Gatten nach der Scheidung noch keineswegs fertig miteinander, sie haben ihr gemeinsames Erlebnis zwar erledigt, nicht aber überwunden. Überwinden kann immer nur Erkenntnis — Erkenntnis vor allem der eigenen Fehler.

Rudolf Kriesch

— Vati, bitte verzeih mir nur noch heute und das nächste Mal!

Das gilt auch, wenn einer nach außenhin, vor dem Gesetz und in der Meinung der Umwelt, in vollstem Recht zu sein scheint; wenn zum Beispiel die Ehe an einer dritten Person auseinanderging und er der Betrogene oder Verlassene war; fast immer erweist sich das Erscheinen einer dritten Person vor einer tieferen Betrachtung nicht als Grund sondern als Folge einer innerlich bereits gestörten Ehe; und nahezu ausnahmslos erscheint die Schuld an dieser ursprünglichen Störung verteilt. Nur wenn das von beiden Seiten begriffen wird — sehr selten also! — ist wirkliche Freundschaft zwischen Geschiedenen möglich. Doch bedeutet es schon viel, wenn auch nur einer von beiden zur Einsicht kommt, weil dieser dann die Überlegenheit hat, dem andern seine Fehler zu verzeihen — miteingeschlossen die Unfähigkeit, sie einzusehen.

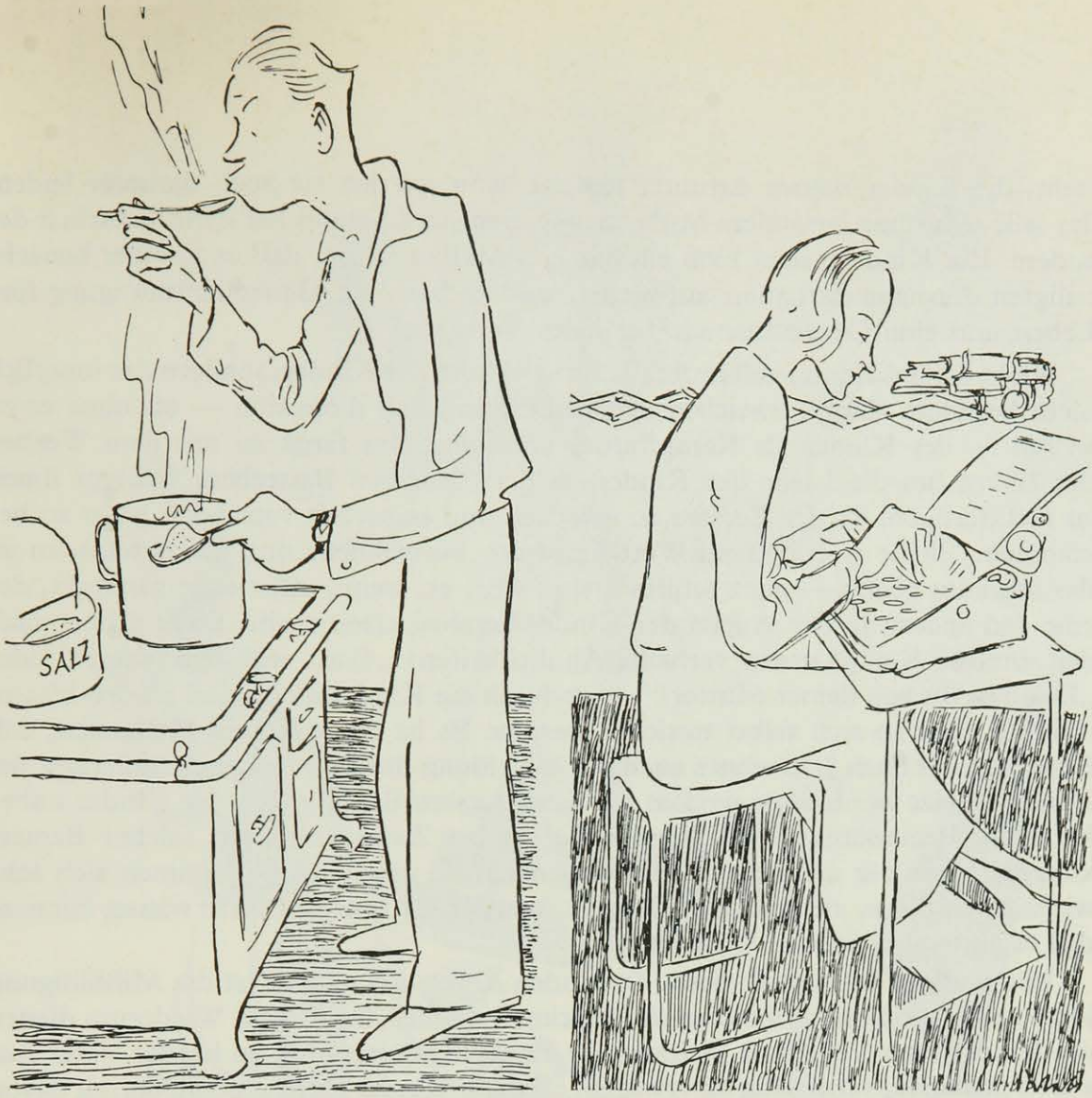
Nichts gibt mehr Lebensmut, nichts spart soviel Nervenkraft, wie die erkennende Befriedung der Vergangenheit; und nichts anderes macht *wirklich* frei für neue Bindungen und schafft ihnen günstigere Vorbedingungen. Leider aber wird meist der genau umgekehrte Weg versucht: durch einen zweiten Partner zu beweisen, daß alle Schuld nur am ersten lag. Hastig, als gälte es einen Wettlauf, sind manchmal die Geschiedenen bemüht, neue Beziehungen zu schaffen, den Nachweis zu erbringen, daß sie begehrt und liebenswert sind und bloß anderer Partner bedürfen, um mitmenschlich zu funktionieren.

Natürlich haben solche Trotz- und Prestigebeziehungen eine miserable Prognose. Manchmal gibt das erneute Scheitern Anlaß zu einer Generalrevision — gelegentlich aber reaktiviert es in unheimlicher Weise die Gefühlssphäre um den alten Partner. Das kommt bei Frauen öfter vor als bei Männern — wohl wegen der fatalen Verquickung von sozialen, pekuniären und erotischen Belangen für jene Frauen, bei denen eine verfehlte Ehe, und schon gar das Verfehlen der Ehe überhaupt, einem verfehlten Leben gleichkommt. Dafür muß ein anderer schuldig, womöglich aber auch haftbar gemacht werden, und dazu ist niemand geeigneter als der geschiedene Gatte. Hätte er nicht dies und das, so wäre es zu der zweiten Niederlage gar nicht gekommen. Das sieht manchmal aus, wie unüberwindliche Liebe („Ich kann nicht los von ihm, deshalb schlagen neue Versuche fehl"), manchmal wie unüberwindlicher Haß — meist aber findet es sein Ventil in einem *Rechtsstreit* um Bezahlung oder Erhöhung der Alimente.

Jeder Rechtsanwalt wird bestätigen, daß keine Prozesse mit soviel Erbitterung, Rücksichtslosigkeit und Ausdauer geführt werden wie diese. Denn der Prozeß ist nicht nur Mittel, er ist auch Selbstzweck, er bringt Sensationen in das leere Leben, bedeutet eine Strafe für den andern, hindert ihn vielleicht bei neuen Bindungen und zwingt ihn jedenfalls zu einer intensiven, wenn auch negativen Beschäftigung mit seiner geschiedenen Frau, die sich lieber hassen und bekämpfen als überwinden lassen will. Immer aber bedeuten die fortgesetzten Feindseligkeiten zwischen Geschiedenen: die Unfähigkeit eines von beiden, ein neues Leben aufzubauen.

Gehen solche Kämpfe um Geld, sind sie kostspielig und abscheulich genug. Katastrophal aber werden sie, wenn *Kinder* da sind und, sei es absichtlich, sei es zwangsläufig, in den Kampf einbezogen werden.

An sich ist eine Scheidung, wenn Kinder da sind, in ganz anderem Maße schwierig und bedeutungsvoll. Wo Kinder sind, da ist nicht nur eine Ehe, sondern auch eine Familie. Eine Ehe kann man lösen — eine Familie kann man nur zerreißen: es bleibt immer eine Wundfläche, und zwar in den Seelen der Kinder. Das weiß jeder, das bedenkt auch jeder, der überhaupt irgend etwas bedenkt, und wenn trotzdem, zum Unterschied von früheren Jahrhunderten, heute auch kinderreiche Ehen in großer Zahl auseinandergehen, so hat das seinen Grund zum Teil in dem, was man *Verschiebung der Altersgrenze* nennt; diese ist ja schließlich weder Erfindung noch



Kurt Werth

Vertauschte Rollen

— Meine Suppe ist eine Tragödie . . . und ihr Geschreibsel Kohl.

Verdienst der Schönheitssalons und Gymnastiklehrer, sondern es liegt an den sozialen Verhältnissen, daß heute die Dreißigjährigen mit der Entfaltung ihres eigenen Lebens noch viel zu beschäftigt sind, als daß sie sich ausschließlich als Hüter der künftigen Generation fühlen könnten. Daß sie trotzdem in jungen Jahren Kinder bekommen, in jüngeren womöglich als früher — auch das liegt an der Zeit, die jedem planvollen organischen Lebensaufbau abhold ist und allerlei Provisorien begünstigt, provisorische Berufe ebenso wie provisorische Ehen.

Diese sind zwar meist ohne Kinder gedacht, als bequemlichkeitshalber legitimierte Verhältnisse, aber manchmal kommt es eben anders; doch auch ein Kind macht aus einem Verhältnis keine richtige Ehe, und was so aussieht, geht zugrunde, wenn das Verhältnis aus ist. Ob man auch eine zugrunde gegangene Ehe um der Kinder willen durchaus aufrechterhalten soll, das möchte ich hier nicht erörtern, dazu müßte ich erst ein lebendiges Bild einer solchen Ehe entwerfen. Dann erst könnte ich die Leser bitten, meine Auffassung zu teilen: daß einer wirklich zerrütteten, unglücklichen und feindselig geladenen Ehe im Interesse der Kinder eine friedliche Scheidung vorzuziehen ist.

Schmerzlich wird eine Scheidung von Kindern immer empfunden. Nachträglich für ihre Entwicklung muß sie nicht sein. Das Zusammenwirken aller erziehungswichtigen Faktoren ist wohl schwieriger, wenn die Eltern voneinander getrennt sind, aber es ist durchaus möglich, wenn sie sich, nicht einmal freundschaftlich, bloß sachlich darüber verständigen können. Wenn aber ein Teil — und das wird immer derjenige sein, der durch die Scheidung gekränkt wurde — auf dem Standpunkt

steht, die Kinder *müssen* darunter leiden: dann werden sie auch darunter leiden, das läßt sich ohne besondere Mühe arrangieren, und Schuld hat dann natürlich der andere. Ein Kind braucht bloß ein einziges Mal zu hören, daß es in einer benachteiligten Ausnahmesituation aufwächst, und es hat eine Generalentmutigung fürs Leben und eine Generalausrede für jedes Versagen.

Nicht die Scheidung gefährdet die Entwicklung der Kinder, sondern der innerlich nicht beendete Kampf zwischen den Eltern, und daß diese sich — oft ohne es zu wissen — der Kinder als Kampfmittel bedienen. Das fängt an mit dem Werben der Eltern um die Liebe der Kinder, in dem unklaren Bestreben, sich vor ihnen zu rechtfertigen, als der Bessere zu erweisen und seinerzeit von ihnen recht zu bekommen. Bleibt es bei einem Wettkampf des Verwöhnens und Verzärtelns, so ist das schlimm genug — ganz schlimm aber wird es, wenn, offen oder versteckt, der eine den andern in den Augen der Kinder herabzusetzen sucht. Dazu gehört auch der sinnlose Kampf gegen verhaßte Ähnlichkeiten: „Ganz wie dein Vater!" oder „Das hast du von deiner Mutter!" — wodurch die Kinder nicht bloß an den Eltern, sondern auch an sich selbst unsicher werden. Es ist ein grausiges Phänomen, daß Ehegatten oft noch Jahrzehnte nach der Scheidung durch jede Lebensäußerung des andern gereizt werden; da wecken die harmlosesten Erzählungen der Kinder unbeherrschte Bemerkungen, die Kinder werden zu Zwischenträgern solcher Bemerkungen, sowie der unausbleiblichen Gegenangriffe usw. . . . sie kommen sich sehr wichtig vor dabei, sie spielen eine Rolle, von der sie noch gar nicht wissen können, daß es eine sehr häßliche Rolle ist.

Ein häufiger Sonderfall dieses dauernden Ärgers am andern ist die Mißbilligung jeder neuen erotischen Bindung, der legitimen wie der illegitimen. Wiederum dienen die Kinder zum Vorwand: Heiratet die Frau ein zweites Mal, so ist der Vater nur selten imstande, vernünftig zu erwägen, ob seine Kinder nicht großen Vorteil davon haben, meist ist er instinktiv dagegen, ein schlechter Einfluß scheint ihm gewiß, und den Gegenbeweis erschwert er, indem er es den Kindern gegenüber so darstellt, als verletze die Frau damit ihre Mutterpflichten: er weckt in ihnen jene eifersüchtige Animosität, die er selbst empfindet — um der Kinder willen, deren Liebe er an den neuen Vater zu verlieren fürchtet, oder um der Frau willen, die er in tiefster Seele zum ewigen Zölibat verurteilt hat, das kommt auf den einzelnen Fall an und der ist meist kompliziert. Und welches Entsetzen, wenn die Frau erfährt, die Kinder hätten in Gesellschaft des Vaters eine Dame kennengelernt, die in zarten Beziehungen zu ihm steht — welche sittliche Entrüstung, als wären die Gemüter der Kinder dadurch für immer vergiftet, während die Kinder an der neuen „Tante", die wahrscheinlich sehr nett zu ihnen war, gar nichts Auffallendes bemerkt haben. Aber man braucht ihnen nur zu sagen, daß ihnen dort ein bitteres Unrecht geschehen ist und daß eine Gefahr für die Liebe des Vaters besteht, und sie verstehen zwar nichts davon, aber sie empfinden, was man von ihnen verlangt: Eifersucht.

Zerstört ist schnell. Eifersucht, Mißtrauen, Selbstmitleid, und was sonst noch nötig ist, um eine gesunde Entwicklung zu hemmen, sind bald geweckt. Dem Außenstehenden scheint es ohne besondere Mühe und Opfer vermeidbar. Wenn die täglichen Reibungsflächen des Zusammenlebens wegfallen und der Verzicht auf die eigenen Glücksmöglichkeiten — ist es da so schwer, sich in einer menschlichen Form mit der Existenz des andern abzufinden: mit ein bißchen Wohlwollen und beiderseitiger Nachsicht? Ist es so schwer, vor den Kindern die Linie einzuhalten: „Wir haben nicht recht zusammen gepaßt, wir haben es beide nicht verstanden, miteinander auszukommen, aber wir achten einander?"

Es ist schwer — schwer, wie alles, wozu zwei gehören, die nicht eins sind.

Paul Marie

Neuspanisches Eheleben

Von

Máximo José Kahn

Ende August erschien die Notiz in der Presse, daß in Sevilla die erste Ehescheidung vollzogen worden sei, und zwar zwischen Don Carlos Galvez und Doña Rafaela Martinez. Der Sitzungssaal war wegen des außerordentlichen Ereignisses überfüllt, eine Filmgesellschaft hatte um Erlaubnis gebeten, den Scheidungsakt aufnehmen zu dürfen, und eine Woche darauf sah man in mehreren Kinotheatern des Landes Carlos und Rafaela in der aufregenden Szene, für deren

Filmung den beiden soviel gezahlt wurde, daß sie einen größeren Teil ihrer Anwaltskosten davon begleichen konnten.

Die Scheidung erfolgte auf Grund von unüberwindbarer Abneigung. Während Doña Rafaela eine Frau nach altem vorrepublikanischem Schlag ist, hatte Herr Galvez das Ansinnen an sie gestellt, während der Theaterpause mit ihm ins Foyer zu kommen, eine Stätte, die vor der Trennung von Staat und Kirche von keinem weiblichen Fuß betreten wurde, es sei denn die Toilettenfrau in Ausübung einer eiligen Pflicht. Dieser Unzumutbarkeit gegenüber hatte Doña Rafaela ohne Wissen ihres Gatten das berühmte Manifest contra Koedukation von Lehramtskandidaten unterzeichnet, das da lautete: „Zahllos sind die Schäden, welche die Koedukation anrichtet, und sie hat keinen einzigen Vorzug. Achten wir, in erster Linie, auf das moralische Empfinden, welches die Möglichkeit eines brüderlichen Zusammenlebens zwischen Studenten beiderlei Geschlechts verneint, wo die Verhältnisse der Schule so verschieden von den familiären sind, die zwischen Geschwistern herrschen. Die Frau soll sich bilden, studieren, aber ohne ein Atom ihrer auserlesenen Zartheit einzubüßen, ihrer edelsten Ideale, jener Weiblichkeit, die in jeder Gründerin eines glücklichen Heims und jeder selbstlosen Gattin sproßt. Das Weib wird, wenn es in den Hörsälen mit dem Manne zusammen ist, die Tugenden ihrer Rasse verlieren, welche, gleich einem Glorienschein himmlischen Lichts, die gelehrten Frauen des mystischen Mittelalters umglänzten."

Doña Rafaela hatte dieses Dokument unterschrieben, nicht weil sie die Ansicht vom Glorienschein himmlischen Lichts teilte, sondern weil sie stolz darauf war, daß die Nachbarinnen, welche ihr das Papier vorlegten, wie mit etwas Selbstverständlichem damit rechneten, daß sie *schreiben* könne. Und Herr Galvez hatte seine Frau aufgefordert, ihn für einen Augenblick ins Foyer zu begleiten, nicht, um sie auf das Niveau einer Nackttänzerin herabzuziehen, welchen Verdacht Doña Rafaela ihrem Gatten ins Gesicht schleuderte, sondern weil er wünschte, daß seine Kundschaft die neuen Perlmuttersatzknöpfe sähe und an ihnen Gefallen finde, deren Vertretung er innehatte und von denen seine Gattin sechs Exemplare, symmetrisch angeordnet, auf dem verschwenderisch gepolsterten Rücken trug.

Das Mißverständnis, wenn schon immer ein wirksamer Gärungspilz der Liebe, ist im heutigen Spanien das ausschlaggebende Ferment aller Ehehandlungen, weil die Republik das morgenländische Spanien vor abendländische Probleme gerissen hat, die so heißen, weil sie für das Abendland Probleme blieben.

Das Paradies der Mißverständnisse steht in der Calle San Marcos von Madrid, nachts ein Stadtviertel der Liebe, tags das Quartier des weiblichen Lyzeumklubs für Kultur, Kunst und Wissenschaft. Nachdem durch das Komplott des Generals Sanjurjo der spanische Adel um einige zwei Milliarden Peseten und seine Vorherrschaft gebracht worden ist, kann jener Verein als Brutofen des Bedarfs an edlen Frauen angesehen werden, den Spanien nunmehr aus der Intellektualität decken will. Die Mitglieder des Lyzeumklubs setzen sich zusammen aus Frauen (nebst Töchtern) berühmter Männer und aus berühmten Frauen (nebst Töchtern). Das Haupt der ersten Gruppe ist die Frau des Toreros Belmonte, die zweite Gruppe wird von Frau Kent angeführt, die einige Monate lang Direktorin der spanischen Gefängnisse war und entthront wurde, weil die Gefangenen, denen sie gegen Ehrenwort der Wiederkehr Wochenendurlaub gab, selten zurückkamen.

Lubinski

Der sibirische Maler Tschewalkoff mit Frau und Kind

Kutschuk

Maxim Gorki mit Schwiegertochter und Enkel

Neofot

Der Ehe-Felsen in Japan: Mann - Band - Frau

International Graphic Press

Eisbären

Robert Sennecke

Brüder Küchenmeister in einem Berliner Dominikanerkloster

Gerhard

Irische Wohnküche

Japanische Postkarte

I. Rowlandson, Polygamie (Stich)

Neuerdings ist eine Reihe von entzückenden Blondinen aus Pankow in den Klub eingetreten. Sie zeigen sich als Tanz- und Gymnastiklehrerinnen.

Männer, die auf edle Gattinen Wert legen, flechten den Bund in der Calle San Marcos — tagsüber natürlich. Die exotischen Ausländerinnen aus Pankow werden geheiratet in der Hoffnung, als überkultivierte und hyperneurotische Gattinen, ihre Männer zu Männern von Welt zu stempeln. Mißverständnis: die Pankower Mädchen werden gute Hausmütterchen, und die Ehen mit ihnen sind glücklich. Die spanischen Mitglieder des Klubs werden geheiratet wegen „der Tugenden ihrer Rasse, die gleich einem Glorienschein himmlischen Lichts usw." Mißverständnis: sie können nicht kochen.

Im Haus in der Calle San Marcos werden die heiligsten Güter der republikanischen Spanierin gehegt: das Stahlmöbel und die Berufstätigkeit. Aus dem Schoß des Lyzeumklubs heiratet keine junge Dame, wenn sie nicht von ihrem Gatten als Morgengabe für den Besuch einen Bauhaussessel erhält. Der kommt, weil er doch ein gutes und teures Stück ist, in den Mahagonisalon, den sie von den Eltern hat, neben die Vitrine. Und es wird über ihn, wie über die anderen Möbel, zur Schonung ein weißer Überzug gestülpt.

So wie nicht ohne Bauhausstuhl heiratet die Lyzeistin nicht ohne Beruf. Der beliebteste ist der der Elementarlehrerin. Erstens, wegen der Koedukation; siehe das Manifest, das die unglückliche Doña Rafaela unterschrieben hat! Zweitens, weil im analphabetischen Spanien Lehrer gut bezahlt werden; das geht so weit, daß der Laden meines Barbiers seit kurzem geschlossen ist, weil der Mann gerade Lehrer wird.

Die Medizin ist als unmoralisches Handwerk verpönt. So wie die Frau des Doktors M. ihren Mann nur Patientinnen empfangen läßt, wenn sie hinter dem Türspalt sitzt, hat der Bräutigam der Laborantin des Doktors Z. seine Braut vor die Alternative gestellt, entweder sie gehe zu einem sittlicheren Beruf über oder es sei aus zwischen ihnen. Vor der Republik gab es ein Lehrbuch der Anatomie für Frauen; die Republik besaß die Skruppellosigkeit, dieses Buch vom Plan abzusetzen. Seitdem steht die Medizin nur noch denjenigen jungen Mädchen zum Studium offen, die sich auch nicht scheuen würden, an der Seite ihres eventuellen Zukünftigen ein Theaterfoyer zu betreten.

Hingegen scheint wieder sehr beliebt der Beruf der Tierausstopferin zu sein. Jüngst heiratete in Valencia eine junge Dame dieses Standes, und die Presse jener Stadt beglückwünschte die Braut in der Rubrik „Gesellschaftschronik" zu ihrer ehemaligen Beschäftigung: „Wer seinen Eifer daransetzte, das allerliebste Eichhörnchen naturgetreu auszustopfen und den schillernden, zartbeflügelten Schmetterling reinlich aufzupieken, bereitet sich würdig vor auf den Beruf einer liebevollen, zartfühlenden Gattin . . ."

Vor der Republik beschloß die spanische Post die Mitteilung, daß ein Paket bei ihr liege, enthaltend Wurst in verdächtigem Zustand, mit den Worten: „Gott bewahre Eure Gnaden viele Jahre". Seit der Republik wünscht diese Institution niemandem mehr langes Leben. Vor der Republik schrieb man an den Freund: „Und wie geht es Ihrer Gattin (deren Füße ich küsse)?" Seit Bauhaussessel und Berufstätigkeit küßt man die Füße der Gattin des Freundes nicht mehr.

Dies ist im Grunde die tiefste Umwälzung im neuspanischen Eheleben.

Scheidungsgründe 1932

Von

Weare Holbrook

Vor einigen Tagen erhielt ich folgende handgedruckte Einladung in Luxusausführung:

HERR UND FRAU HUMPTIE-DILWELL
erbitten sich die Ehre Ihrer Anwesenheit
bei der Trauung ihrer Tochter
DOROTHY
MIT DEMJENIGEN, DEN ES BETRIFFT

Sie ist kennzeichnend für die Lage am Scheidungsmarkt; aus den Erfahrungen der Vergangenheit lernend, haben die Eltern Fräulein Dorothys Vorsorge für Umbesetzungen im letzten Augenblick getroffen, nicht gewillt, die hohen Druckkosten für den Fall einer Programmänderung leichtfertig aufs Spiel zu setzen.

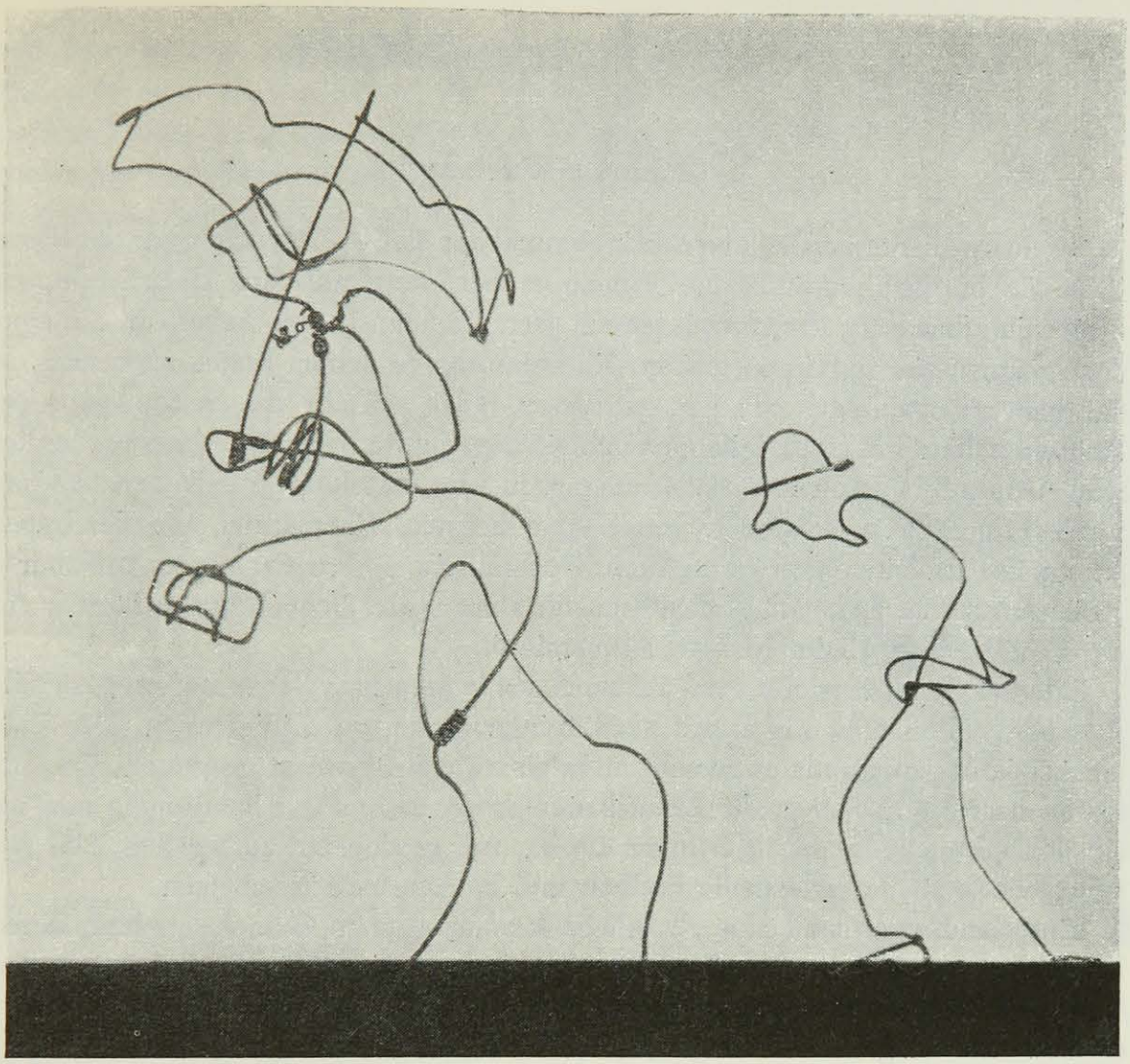
In fachmännischen Kreisen bedeutet die Entdeckung eines neuen Ehescheidungsgrundes stets ein epochemachendes Ereignis. Noch vor fünfzig Jahren war das Feld des ehelichen Mißvergnügens ein so gut wie unerforschtes Gebiet. Enttäuschte Gattinnen wandten sich Stickereien oder Porzellanmalereien zur Entspannung ihrer Gemüter zu — sie verdarben sich die Augen, ließen aber die eheliche Gemeinschaft unversehrt. Verärgerte Ehemänner langweilten sich in Kegelklubs oder traten Vereinigungen bei, deren Hauptzweck darin bestand, Zusammenkünfte in entfernten Städten abzuhalten. Das war im Zeitalter der Verschwiegenheit. Heute erhalten wir bei einem ehelichen Schiffbruch Berichte über den Unglücksfall von den beiden Überlebenden aus erster Hand.

Es gab eine Zeit, da das ewige Dreieck fast die einzige Klippe darstellte, an der eine Ehe zerschellen konnte; heute ist das längst nicht mehr wahr. Die ewigen Dreiecke kommen weit häufiger im Film und Lustspiel als vor dem Scheidungsrichter vor. Unverträglichkeit, böswilliges Verlassen und Variationen dieser beiden Themen bilden das Hauptmotiv in der Scheidungssymphonie von heute.

Aber es gibt andere Missetaten, die bedauerlicherweise im Gesetz nicht vorgesehen sind. Man betrachte einmal den Fall der armen Frau Pendover.

Frau Pendover ist eine tatenfrohe Natur. Als Mädchen war sie Kapitän sowohl des Debattierklubs wie der Handballmannschaft ihrer Schule. Ihre Meisterschaft im Feilschen ist noch heute der Schrecken aller Geschäftsleute. Nichts erfreut ihr Herz mehr als ein guter, wortreicher Zank. Und das ist der Grund, warum sich ihr Eheleben so unglücklich gestaltet hat. Ihr Gatte teilt nämlich ihre Vorliebe nicht. Er ist ein ruhiger, sanfter und zuvorkommender Mann, der die Gewohnheit hat, stets *Ja, du hast ganz recht, mein Kind* zu sagen.

Diese Gewohnheit nun bringt Frau Pendover, wie man sich denken kann, zur Verzweiflung. Ihre geschickt angelegten Streitigkeiten sind nichts als Kämpfe mit Windmühlen. Vergebens fleht sie vom Himmel einen ordentlichen Zank herab. Ihr Gatte ist stets ihrer Ansicht. Und das Gericht kann ihr keinen Trost bieten.



Calder

Drahtplastik

Denn *Verträglichkeit* als Scheidungsgrund ist unbegreiflicherweise in den Gesetzen nicht vorgesehen!

Eine andere Lücke in der Scheidungsgesetzgebung erhellt aus dem Falle des Ehepaares Otway. Frau Otway ist ihrem Manne mehr als eine Ehegattin. Sie ist ihm eine Kameradin! Vor ihrer Verheiratung pflegten sie miteinander Golf zu spielen und zu angeln. Herr Otway glaubte, daß sie sich nach der Hochzeit mehr für den Haushalt interessieren werde. Aber das fiel Frau Otway nicht ein. Sie begleitet ihren Gatten unentwegt weiterhin bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten. Allabendlich, wenn er sich in seinen Lehnstuhl setzt, besteht sie darauf, „es ihm bequem zu machen", indem sie mehrere schwere Sofakissen zwischen seinen Rücken und die Lehne klemmt. Dann stopft sie seine Pfeife (stets ein wenig zu fest) und zündet sie ihm an (stets im unrichtigen Augenblick). Schließlich nimmt sie selbst in neckischer Haltung auf der Seitenlehne Platz und benimmt ihm wirksam alles Licht, das er zum Lesen seiner Zeitung brauchen würde. So beginnt ein neuer langer Abend im trauten Heim.

In seiner Verzweiflung befragte jüngst Herr Otway mehrere Rechtsanwälte über die Möglichkeit, sich aus dieser siamesischen Zwillingslage zu befreien. Die Advokaten gaben ihm keine Hoffnung. Denn auch *Anhänglichkeit* wird von keinem amerikanischen Richter als Scheidungsgrund anerkannt. *(Deutsch von Leo Korten)*

Scheidungspleite

Von

Aldous Huxley

Nichts — nicht die Liebe und nicht einmal der Haß — ist sicher vor der Pleite. Die Statistik enthüllt eine Abnahme der amerikanischen Ehescheidungen um zweiundzwanzig Prozent im letzten Jahr. Richter Joseph Sabath in Chikago, der unlängst die fünfzigtausendste Ehetrennung in seiner Praxis aussprach, so daß man erwarten darf, er wisse, wovon er redet, schreibt diesen Rückgang der Weltwirtschaftskrise zu. „Solange reichlich Bargeld für Vergnügungen vorhanden war, suchten Ehemänner und Ehefrauen nach Abwechselung. Jetzt haben sie wichtigere Sorgen." Und, hätte er hinzufügen können, Ehemänner und Ehefrauen hatten, als die Zeiten gut waren, mehr Gelegenheit, andere Partner zu treffen und Eroberungen zu machen. Auch waren die Kosten des Scheidungsverfahrens für die Wohlhabenden kein Abschreckungsmittel.

Die Großhandelspreise sind während der letzten paar Jahre um etwa siebzig Prozent gefallen und mit ihnen auch Reingewinne und Dividenden. Die Zahl der Scheidungen ist nur um wenig mehr als zwanzig Prozent gesunken. Was bedeutet das? Es bedeutet: die Amerikaner geben mehr für Scheidungen aus, als sie sich leisten können; sie bringen Opfer, um geschieden zu werden. Das beweist, wie hoch sie a) sexuelle Freiheit und b) Achtbarkeit schätzen.

Ehescheidungen sind eine alltägliche Erscheinung in Gemeinschaften, deren Mitglieder trachten, die Annehmlichkeiten einer gewissen Zügellosigkeit mit den Vorteilen der Wahrung der Achtbarkeit zu vereinen. Wo immer aus irgendeinem Grunde die Zugkraft des guten Rufs nachläßt, dort wird die Zahl der Ehescheidungen fallen, auch wenn Zügellosigkeit so beliebt bleibt wie nur je. Leute, die nicht nach den Anstandsregeln leben wollen, nehmen sich nicht die Mühe, ihre Liebschaften von Kirche und Staat sanktionieren zu lassen. Leute hingegen, denen an Übereinstimmung mit den Anstandsregeln liegt, unternehmen weiß Gott was, um im Rufe der Achtbarkeit zu bleiben. Wie weit sie dabei gehen, zeigt sich daran, daß es in Amerika, wie Richter Sabath sie nennt, *Schnaps*-Ehen gibt. Eine Schnapsehe kommt zustande, wenn ein Mann und eine Frau einander bei einem Saufgelage kennenlernen, sich auf den ersten Blick ineinander verlieben und, während die Liebe noch ganz blind ist, zum nächsten Pastor oder Standesbeamten eilen, um sich trauen zu lassen. Welch eine fast unglaublich tiefe Verbeugung vor der Achtbarkeit! Nur Leute mit dem eingefleischtesten Respekt vor der öffentlichen Meinung, mit dem lebhaftesten Gefühl für gesellschaftliche Korrektheit können sich, wenn sie betrunken und verliebt sind, erinnern, daß es so etwas wie Kirche und Standesamt gibt. Schnapsehen zeigen, wie der erfahrene Richter behauptet, die Neigung, in Scheidungen zu enden. Woraus hervorgeht, wie lästig übermäßige Achtbarkeit werden kann. Geldknappheit bedeutet weniger Schnaps; weniger Schnaps bedeutet weniger Schnapsehen; und weniger Schnapsehen bedeuten weniger Scheidungen. Daher, unter anderen Gründen, jene Abnahme um zweiundzwanzig Prozent.

Den Wechselbeziehungen zwischen dem Wirtschaftsleben der Allgemeinheit

und dem Gefühls- und Triebleben des einzelnen nachzuspüren — zwischen dem Stoff nationalökonomischer Lehrbücher und dem Stoff von Romanen, Theaterstücken und Gedichten — ist immer äußerst interessant und lehrreich. Unglücklicherweise jedoch sind die bezüglichen Tatsachen und Zahlen manchmal einfach nicht vorhanden, manchmal an den dunkelsten und unwahrscheinlichsten Orten versteckt. So war es nur der reinste Zufall, der mir den Jahresbericht der Kasinogesellschaft von Monte Carlo in einem französischen Provinzblättchen in die Hände spielte. Der Reinertrag dieses Jahres betrug etliche zwanzig Millionen Francs weniger als der des Vorjahres. Das Hasardspiel, zumindest in einigen seiner Formen, wurde von der Wirtschaftskrise schwer getroffen. (Der ungeheure Erfolg des irischen Sweepstake zeigt, daß es andere Formen des Hasardspiels denen die Wirtschaftskrise geradezu günstig ist. Obgleich die Chancen gegen einen Gewinnst im Sweepstake einige Hunderttausend zu eins sind, die Chancen gegen ein Gewinnen beim Roulette aber nur sechsunddreißig zu eins, macht der ungeheuer größere Wert des Gewinnstes die Lotterie beliebter und für die Einbildungskraft anregender als das Glücksspiel.)

Kurt Werth

— Ob wohl die alten Römer auch so glücklich waren wie wir?

Wie die Pleite das gesetzlich anerkannte Sexualleben beeinflußt, haben wir bereits gesehen; die statistischen Daten darüber liegen veröffentlicht vor. Es wäre ebenso interessant, die Wirkung zu kennen, die sie auf verfemte Zweige des Geschlechtslebens, wie Mädchenhandel und Prostitution im allgemeinen, gehabt hat. Hier stehen meines Wissens keine Zahlen zur Verfügung. Jedoch scheint sich Folgendes abgespielt zu haben: den Prostituierten geht es viel schlechter als in den Tagen der Prosperität; trotzdem haben sich viel mehr Frauen der Prostitution ergeben, um das Nötigste zum Leben zu ergattern. (So berichten wenigstens Beobachter aus den schwergetroffenen Industriegebieten.) Ferner wird behauptet, daß eine hohe Arbeitslosenzahl Hand in Hand geht mit einem gewissen Ansteigen homosexuellen Verkehrs. Unverhüllte homosexuelle Prostitution um allergeringsten Lohn ist die letzte Zuflucht der Allerärmsten; und es gibt unprofessionelle Verhältnisse zwischen Männern, die entdeckt haben, daß Homosexualität billiger und weniger beengend für die persönliche Freiheit ist als Beziehungen zu Frauen.

(*Deutsch von Herberth E. Herlitschka*)

Brautnächte

Von

Noël Coward

I

Hotelzimmer in den Neunziger Jahren. Häßliche klobige Möbel. Ein großes Doppelbett aus Metall. Der junge Ehemann und die junge Ehefrau werden von einer rundlichen Hotelwirtin hereingeführt. Ein Zimmermädchen folgt ihnen mit dem Gepäck.

WIRTIN So, Anni, legen Sie die Sachen dorthin! *Anni gehorcht* Bitte, die Herrschaften, nur herein! *Das junge Paar tritt näher und stellt sich weit voneinander entfernt auf.* Wie zu Hause können Sie sich hier fühlen. *Sie schlägt das Bett auf.*

MANN Das wünscht sich wohl jeder Mensch.

FRAU *mit einem Anlauf* Sehr freundlich.

WIRTIN Haben Sie heute geheiratet?

MANN Nein, nein!

FRAU *gleichzeitig* Ja, ja!

WIRTIN Sehn Sie mal an! Sehn Sie mal an! Sie brauchen sich nicht zu genieren. *Zu Anni* Was gibt es hier zu glotzen, Annie? Gehen Sie! *Das Mädchen geht ab.* Sind die Herrschaften schon früher in unserem Städtchen gewesen? *Sie tritt ans Fenster.*

MANN Leider nicht.

WIRTIN Dieses Fenster bietet einen herrlichen Rundblick aufs Meer.

FRAU *schluckt* Wie schade, daß es so dunkel ist!

WIRTIN *ohne Hemmungen* Aber ich glaube kaum, daß Sie viel Zeit haben, zum Fenster hinauszusehen! Was glauben Sie?

FRAU Gott — wie peinlich!

MANN Wir danken einstweilen, wir brauchen nichts mehr.

WIRTIN Wenn Sie irgendwas wollen — Sie brauchen nur an der Klingel zu ziehen.

MANN Sehr aufmerksam, besten Dank!

WIRTIN Aber bitte sehr — ein Vergnügen — so junge Geschöpfe an der Schwelle des Lebens — darüber muß man erst richtig nachdenken! *Sie rührt sich nicht vom Fleck, sondern betrachtet sie freundlich. Lange Pause.*

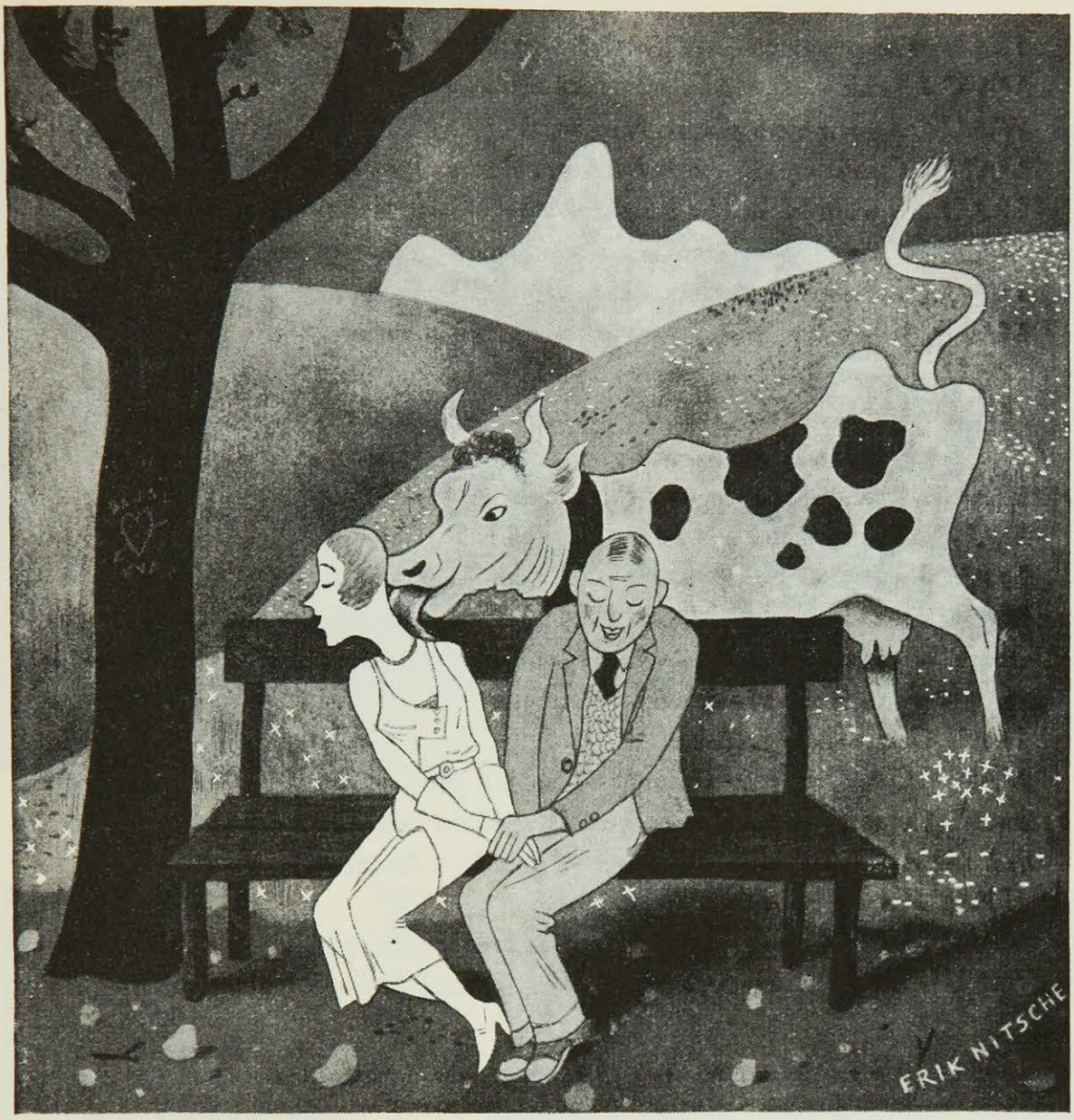
MANN *tritt zu seiner Frau, zieht den Mantel aus. Dann zur Wirtin* Worüber wollten Sie nachdenken?

WIRTIN Ich bin hier geboren, wissen Sie, ja, und meine Hochzeit, die habe ich hier gefeiert, meine Schwelle des Lebens, ja, und dann ist mein Mann hier auch gestorben.

FRAU *nervös* Das muß ein sehr schönes Gefühl sein.

WIRTIN Sie würden im Sommer noch viel mehr davon haben, augenblicklich ist keine Saison.

MANN Wir sind am dankbarsten für kleine Freuden.



— Ach, und du kannst so schön küssen!

WIRTIN Ich sage: Wer nichts erwartet, wird nicht enttäuscht. Vergangenes Jahr haben wir in diesem Zimmer nicht weniger als siebenundzwanzig Flitterpaare gehabt — nacheinander natürlich.

FRAU Gott — wie peinlich!

MANN Danke schön, wir brauchen jetzt nichts mehr.

WIRTIN Sie vergessen nicht an der Klingel zu ziehen, sobald Sie irgendwas wollen, nicht wahr?

MANN *immer ganz sachlich und ohne jedes Gefühl für Doppelsinn* Was könnte ich wollen — so spät in der Nacht?

WIRTIN *verschmitzt* Ich glaube auch, Sie werden nicht allzu oft klingeln.

FRAU Wie peinlich — o Gott!

MANN Ich wünsche Ihnen recht angenehme Ruhe.

WIRTIN *lacht* Verkehrte Welt! Das habe ich Ihnen zu wünschen — gute Nacht! *Sie geht ab.*

FRAU Wie peinlich — o Gott! *Sie setzt sich aufs Sofa.*

MANN Tcha — nun sind wir glücklich so weit.

FRAU Ja — wir sind glücklich so weit!

MANN Kannst du dir ein hübscheres Zimmer vorstellen? Ich nicht.

FRAU Ich auch nicht. So schöne Möbel! Ganz wie ein Wohnzimmer!

MANN Bisher haben wir unser Programm eingehalten.

FRAU Das habe ich auch schon gedacht.

MANN Ja, und jetzt — ja — sind wir glücklich so weit.

FRAU Ja — so weit sind wir, so weit fort von zu Hause.

MANN Wenn wir ausgepackt haben, können wir die Koffer unter das — unter — *Sein Blick reißt sich mit Gewalt vom Bett los* — das Sofa stellen.

FRAU *sieht nach* Es ist genug Platz drunter.

MANN Wer von uns soll zuerst auspacken?

FRAU Wenn du es nicht weißt — ich weiß auch nicht.

MANN Ich werde eine Münze hinwerfen — oben oder unten. Unten — nein, oben: ich — nein; unten: du — *hastig* Ich wills mal versuchen. *Er wirft die Münze* Unten: — also ich. Das heißt, eigentlich —

FRAU Gott — wie peinlich!

MANN Oder ich gehe so lange — ja, ich gehe nochmal runter, ich habe das Frühstück für morgen noch nicht bestellt, und du hast Zeit und kannst immer anfangen mit dem — Aus — so lange — mit dem Auspacken.

FRAU Was soll ich zuerst auspacken?

MANN *küßt sie hastig* Kopf hoch, mein Liebling, Kopf hoch! *Er geht schnell ab.*

FRAU *bricht neben dem Sofa in die Knie* — Mutti — wo ist meine Mutti? Dunkel

II

Schlafzimmer in einem modernen Hotel. Der junge sehr elegante Ehemann und die junge sehr elegante Ehefrau werden von einem Empfangsherrn ins Zimmer geführt. Ein Page folgt mit dem Gepäck.

EMPFANGSHERR Sind die Herrschaften mit dem Zimmer zufrieden?

FRAU *sieht sich um* Ausgezeichnet! *Sie schlägt mit der Faust auf das Bett, um die Matratze zu prüfen* Bett scheint ganz neu.

MANN Hast du noch eine bei dir?

FRAU Hier! Fang auf! *Sie wirft ihm eine Zigarette zu.*

MANN Zwei trockne Martini — sofort!

FRAU Große!

EMPFANGSHERR Bitte sehr. *Er geht ab mit dem Pagen.*

FRAU *öffnet das Reisegrammophon, legt eine Tanzplatte auf und fängt an, sich auszuziehen* Harry, ich krieg den Haken nicht auf!

MANN *hilft ihr* Wird besorgt — au!

FRAU Was ist denn?

MANN Jetzt habe ich mich schon wieder an dem verdammten Haken gerissen!

Dunkel

(Deutsch von Hans Rothe. Alle Rechte, besonders das Aufführungsrecht, vorbehalten.)

Hochzeit in Uganda

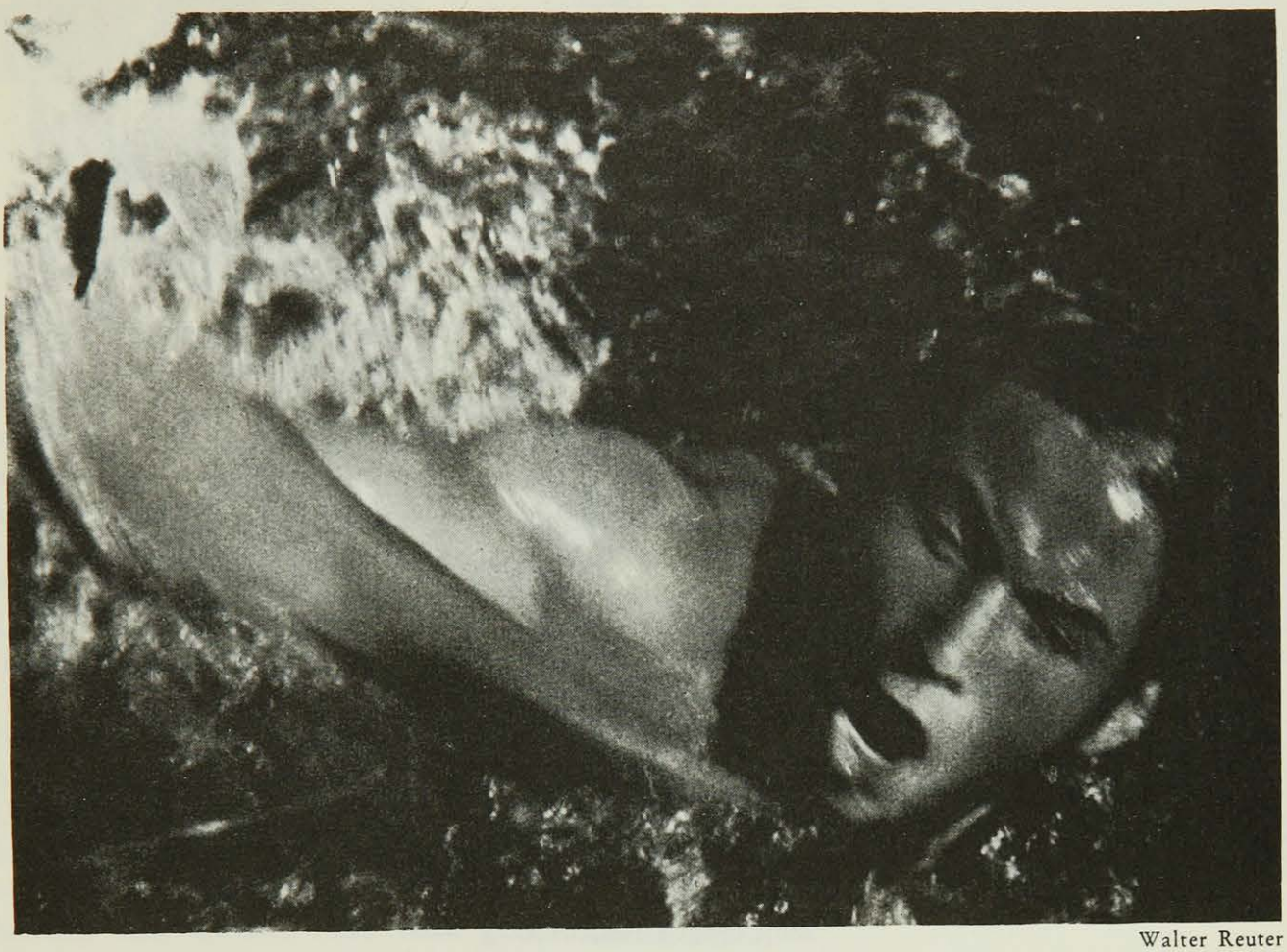
Gerte Illing

Italienische Familie

Rasputin und seine Frauen (Petersburg)

Keystone

Eingeborenenkönig mit seinen zehn Frauen (Ostafrika)



Walter Reuter

Sie und

Riethof (Mauritius)

Er

Zum ewigen Andenken

Nach der Hochzeit

Photos Rischke und Stein

MARGINALIEN

Lob der Ehe

Von *Franz Blei*

Natürlich kann man nicht einen großen Haufen zum Lob der Ehe aufbringen. Aber einiges doch. Und dies ist größer, als was sich gegen die Ehe sagen läßt. Und darum gibt's ja auch immer Ehe. Denn nur die Menschheit als Ganzes scheint am dramatischen, tragischen Leben interessiert zu sein. Aber der einzelne sucht das glückliche Leben. Und findet es unter anderm in der Ehe.

Allerdings nur unter einer sehr wichtigen Voraussetzung: daß er die Ehe nicht von der Liebe oder gar von der Leidenschaft abhängig sein läßt. „Ich kann nur wen heiraten, den ich liebe" — das ist ein kompletter Unsinn, der, handelt man danach, sich nach ganz kurzer Zeit herausstellt. Liebe ist Liebe und Ehe ist Ehe —, das hat miteinander gar nichts zu tun. Im Gegenteil: es scheint sich sogar auszuschließen, wie man immer wieder merkt, wenn in eine glückliche Ehe die Liebe, als der Dritte, kommt. Gleich gibts Komplikationen, manchmal Katastrophen. Denn die Liebe ist als ein Gefühl etwas Anarchisches. Und zum Schutz vor diesem Anarchischen des einen überrumpelnden Gefühles heiratet man. Denn der Inhalt des Lebens ist nicht die Liebe und schon gar nicht die Leidenschaft. Hinter ihr steht immer der Tod und die Vernichtung. Die Liebe ist das Scheibchen Trüffel auf dem Rebhuhn. Und das Leben ist eine Menge Unbequemlichkeiten, Schwierigkeiten und Unsinn mit einem winzigen Scheibchen Glück darauf: der Liebe. Auch sie stellt sich in der Folge als eine Schwierigkeit heraus. Zuweilen als ein Unsinn.

Nicht so die Ehe. Man kann sich auf die Dauer mit dem Leben nicht monologisch unterhalten. Das bringen nur sehr wenige Menschen zustande. Sie paaren sich, um einen bedingungslosen Partner zu haben, mit dem man den erleichternden Dialog führt, im nicht immer trügenden Glauben, daß man zu zweit stärker ist gegen die Widerstände des Lebens als allein. Man braucht einen, dem man bedingungslos vertrauen kann. Denn jeder Mensch hat dunkle, gemeine, verbrecherische Stunden. Sie durchzuhalten ist die Ehe da. Auch dazu. Die Ehe und das in sie geschlossene Paar steht gegen die Welt als den gemeinsamen Feind.

Wer die Ehe ablehnt, weil die immer gleiche Frau ihren sinnlichen Reiz nach einiger Zeit auf den Mann verliere, mißversteht durchaus den Sinn und das Glück der Ehe (und dürfte meistens sein sinnliches Bedürfnis überschätzen, wie sich über dessen Wichtigkeit im Ganzen des Lebens täuschen). Die Ehe ist doch kein Freudenhaus! Nur talentlose Lyriker spotten über die geringe Flamme des häuslichen Herdes, weil sie keine Feuersbrunst sei. Und mißratene Frauen reden ihnen das unüberlegend nach und geben sich so törichten Vorstellungen hin, daß sich in den Ehebetten immer ein Weltbrand entzünden müsse. Weil sich das auf den Diwans der Liebe so begäbe.

Aber alles Dumme, was über die Ehe gesprochen wird, und alle Dummheiten, die einer Ehe passieren, kommen aus diesem radikalen Mißverständnis, daß die Ehe sich „auf der Liebe" — meist versteht man Verliebtheit dar-

unter — gründen müsse. Welcher Irrtum im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aufkam, das auch sonst das dümmste aller bisherigen Jahrhunderte war. (Das zwanzigste scheint ihm darin den Rang ablaufen zu wollen.)

Wer in der Ehe die „sinnlichen Freuden" sucht, irrt sich im Hause. Wer sie meidet, weil er darin keine sinnlichen Freuden erwartet, ist entweder ein Aufschneider oder ein Dummkopf. Wer sie aufsucht, um die Exzesse der Leidenschaft zu vermeiden, befindet sich auf dem richtigen Weg. Eine Ehefrau, die sagt, man müsse sich immer bemühen, seines Mannes Geliebte zu bleiben, ist eine etwas dumme Gans mit lächerlichen Vorstellungen von der Liebe. Nie sagt so was eine Frau, die vor ihrer Ehe viel geliebt hat. Denn sie weiß: es kommt in der Ehe grundsätzlich nicht auf Liebe und So-tun-als-ob-Liebe an. Es kommt auf eine Einheit höheren Grades an als jener der unterjochenden, blindwütenden Leidenschaft. Kein brauchbarer Mensch begibt sich in die Ehe als einen vermuteten Feuerofen. Kein brauchbarer Mensch meidet die Ehe, weil sie kein Feuerofen sei. Hier wird nämlich das tägliche Brot gebacken und werden nicht Menschenleiber geröstet. Die Ehe ist eine Institution und nicht wie die Leidenschaft ein Zufall der Sinne.

Das Institut der Ehe geht wahrscheinlich von der Frau aus als dem vernünftigeren Teil der Menschheit. Die Frau ist nämlich gar nicht so „leidenschaftlich", wie sich das der Mann in seinen sinnlichen Anfällen vorzustellen liebt (vielleicht um eine Entschuldigung zu haben). Die Frau ist für die Ehe, obgleich sie, wie die Dinge liegen, zumal heute, weniger dabei gewinnt als der Mann, dem die Ehe erlaubt, ein Mensch zu werden.

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 10. November.

Wie heißt denn nur Mama?

Ich wurde im Jahre 1918 nach dem Waffenstillstand nach Amerika geschickt und traf dort einen amerikanischen Leutnant, den ich an der französischen Front kennengelernt hatte. Er lud mich eines Tages folgendermaßen ein: „Ich nehme Sie heute zu meiner Mutter mit, ich nachtmahle bei ihr. Nur ist sie übersiedelt, und ich kenne zwar ihre Adresse, aber an ihren Namen kann ich mich nicht erinnern . ."

„Wie, Sie wissen nicht, wie Ihre Mutter heißt?"

„Nein, wirklich nicht. Sie hat schon wieder jemanden geheiratet, und ich komme nicht darauf, wen."

Endlich fiel es ihm doch ein, aber man konnte es ihm nicht verdenken, denn seine Mutter hatte sich siebenmal scheiden lassen.

Bei Mrs. X. angelangt und nach einem Diner, dem es ziemlich an Atmosphäre mangelte — mein Freund hatte seinen Stiefvater noch nicht gekannt, er hatte ihrer ja sieben, sieben serienweise hergestellte Stiefväter — nahm er seine Mutter beiseite und sagte zu ihr: „Ich möchte Herrn de Croisset gerne das Bild von Papa zeigen."

„Freilich mein Kind . . dein Vater . . mein Gott . . ." Und sie ging und holte eine Fotografie.

Mein Kamerad sah sie an und sagte: „Aber nein, Mama, du irrst dich, das ist er ja gar nicht."

Also wenn das die neue Familie ist, mit der man uns beglücken will! . . .

Francis de Croisset

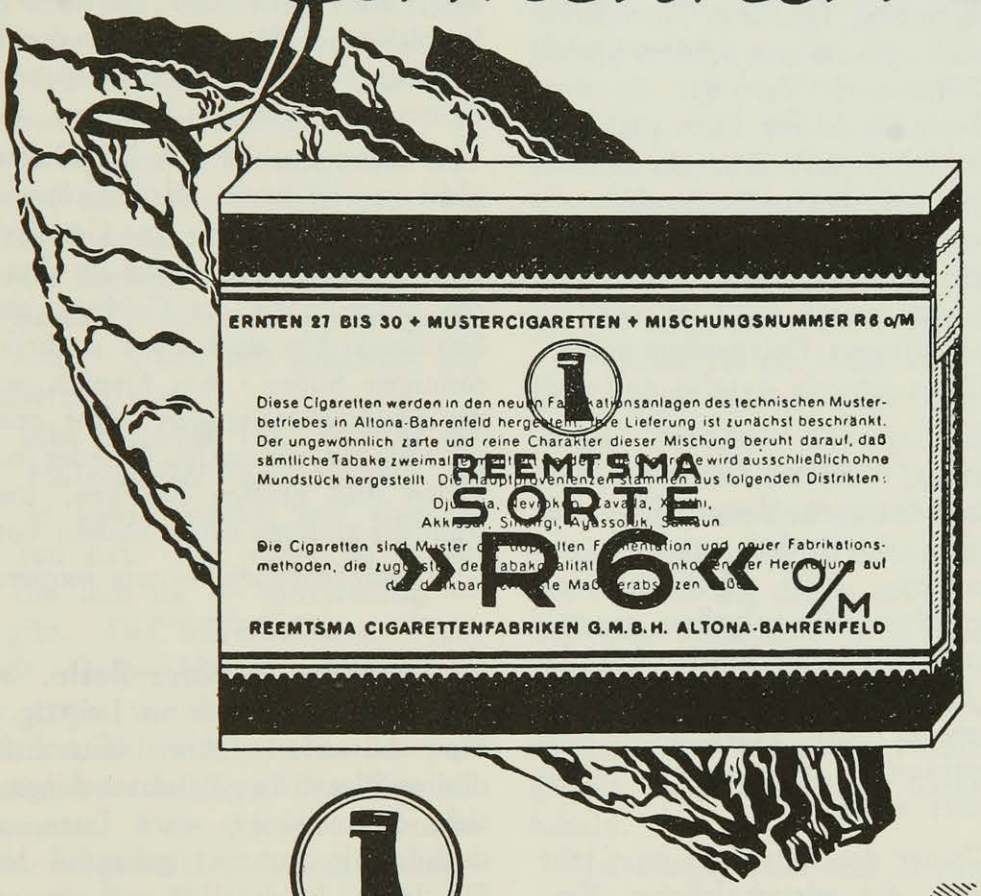
Statistik. Die letzte Aufgabe der französischen Statistischen Gesellschaft betraf das Leben einer Bürgersfrau, der durchschnittlichen, und als Durchschnitt war gegeben: Die Frau ist zwanzig Jahre verheiratet, hat sechs Kinder und ist brav und treu. Festzustellen war und statistisch mit allen Schikanen festgestellt wurde: Die Bürgersfrau verteilt in zwanzigjähriger Ehe rund 45 000 Küsse, stopft rund 10 500 Paar Strümpfe und macht etwa 29 000 mal die Betten.

Die mildeste Cigarette, die jemals

zu einem auch nur annähernden Preis

einer Cigarettenfabrik gelungen ist!

doppelt fermentiert



REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M

Hochzeitsreise — wie immer

Vom *Chef eines Reisebüros*

Hochzeitsreisen? Nichts geändert. Dieselben Leute, dieselben Ziele, dieselben Fragen und sogar dieselben Preise.

Immer noch kommen die Paare zusammen an, um die Hochzeitsreise zu „besprechen". Das heißt: *sie* bespricht. Das Ziel: der Süden. Am besten: Venedig. Blauer Himmel, blaue Stimmung, Gondeln, strahlende Laune, ach, ja, bitte eine schöne, kleine, billige Reise nach Venedig. *Er* versucht manchmal, kleine Extravaganzen dazwischenzubringen. Aber *sie* erweist sich schon bei dieser Gelegenheit als sparsame Hausfrau. „Das ist doch schließlich nicht nötig, und das können wir uns auch sparen, und da wird es doch eine billigere Gelegenheit geben" — gewiß, es gibt sie — also auf nach Venedig.

Auffällig ist diese Gemeinsamkeit aller Hochzeitsreisen, dieser Weg nach dem Süden. Es ist bei uns noch nie vorgekommen, daß Hochzeitsreisen nicht irgendwie über Italien gingen. Das wird auch daran liegen, daß die jungen Ehefrauen immer die Route bestimmen, er steht sanft dabei und nickt verträumt: „Aber gewiß, ja, so ist es sicher schön."

Die Dauer der Reisen ist jetzt sehr verschieden, die wirtschaftlichen Verhältnisse haben da die unterste Grenze sehr verschoben. Häufig gibt es Hochzeitsreisen übers Wochenende, in die Mark, in die Sächsische Schweiz. Irgendeine Idylle wird aufgesucht, und dann ist es auch sehr schön. Ueblich ist die Dreiwochenreise nach Italien. Da haben wir in den Reisebüros schon unsere festen erprobten Routen. Wir kommen auch der Organisationslust der jungen Frauen entgegen: sie erhalten ihre ruhigen Zimmer, mit dem Blick auf dieses und jenes, den freundlichen, alten Hotelwirt und die feine Dame, die der Pension vorsteht.

Unverändert ist auch meistens die finanzielle Regelung der Angelegenheit: der Schwiegervater zahlt, und die lieben Kinder danken ihm gerührt — vor dem Schalter des Reisebüros. Auch ins Flugzeug wagen sich neuerdings die Neuvermählten häufiger. Der FD-Zug, der 16.22 Uhr Berlin verläßt, Frankfurt a. M.—Basel, ist der *Hochzeitszug*. Er hat die zartesten und mildesten und weisesten Beamten . . .

Diejenigen, die sich ihr Flitterglück nicht so viel kosten lassen können, beteiligen sich einfach an Gesellschaftsreisen. Acht Tage lassen sie die anderen mitgenießen, im Gebirge, auf der lieblichen Alp und dann natürlich im sonnigen Süden. Am Gepäck werden die Hochzeitsreisenden leicht erkannt: sie schleppt die neuen Kleider mit, in vielen und großen Koffern, und er trägt die anderen neuen Sachen von ihr.

Hochzeitsreisen — wie immer.

Tragödie in einer Zeile. Schauplatz: Café Merkur in Leipzig. Ein Herr in reifen Jahren tritt auf und nimmt Platz. Er gehört zu denen, „die sichs haam sauer wärn lassn, ahwrs dochdrwäjn zu was gebrachd haam." Der Herr „beschdelld" und wartet. Ein jüngeres Ehepaar tritt auf, offenbar mit ihm verabredet. Langes Komplimentieren „wächn dähn ain Schduhl middr Lähne wo die andern gaine haam". Großes Gemähre. „Ahwr ich will Sie doch nich vertreim." Womit die junge Frau den Lehnstuhl endgültig einnimmt. Es wird bestellt. — Große Pause. — Der Herr: „Sie wunndern sich wohl, daß maine Frau nich midd is? Ich haawe ain Liewesbrief gefunndn, von main bessden Freund!"

Hans Rothe

Das Paar im Hotel

Von *einem Portier*

Die Arbeit ist schwieriger geworden bei uns. Denn man kann die Gäste nicht mehr wie früher nach gewissen Aeußerlichkeiten beurteilen. Wenn früher ein Paar erschien, das keine Ringe trug, so wußte man jedenfalls mit Sicherheit: die beiden sind nicht verheiratet. Wenn sie welche trugen, dann wußte man zwar auch nicht Bescheid; aber jetzt haben die verheirateten Männer überhaupt keine Eheringe mehr. Die Frauen ahmen diese moderne Sitte immer häufiger nach. In einem Hotel, das auf seinen guten Ruf hält, muß aber der Portier nach wie vor darauf achten, daß die Paare, die sein Haus beehren, auch wirklich Ehepaare sind. Da kann man nicht großzügig sein — schon mit Rücksicht auf die anderen Gäste.

Es gibt natürlich für einen erfahrenen Hotelportier Kennzeichen, an denen er genau merkt, mit wem er es zu tun hat. Vor allem ist es die Frau, die ihm da — unfreiwillig — Tips gibt. Die unverheiratete Frau, die mit einem Herrn erscheint, ist immer etwas unsicher. Sie sieht auf den Boden, hält sich sehr zurück und will möglichst schnell aus dem Vestibül fortkommen. Der richtige Ehemann aber, der fragt wohl nach dem Zimmerpreis, nach der Lage und so weiter, während der andere das nicht für so wichtig hält. Am Gepäck kann man gewöhnlich nichts merken. Herrschaften ohne Gepäck nehmen wir überhaupt nicht. Gleich nach dem Eintreffen der Gäste geht der Hausdiener zum Bahnhof und holt die Sachen ab, und den Gepäckschein bekommen wir ja sofort. So ist Vorsorge getroffen, daß keine unerwünschten Gäste aufgenommen werden. Wenn schließlich einmal ein Paar erscheint — bei uns kommt das ja kaum vor —, wenn also ein Paar eintrifft, das wir nicht aufnehmen können, dann sind eben leider, leider alle Zimmer besetzt. Das geht sehr höflich und glatt, niemand merkt es, nicht einmal die Leute selbst kommen auf die Idee, daß sie unerwünscht sind.

Peinlich ist es, wenn zum Beispiel ein feiner älterer Herr mit einem jungen Mädchen absteigt. Es kann natürlich durchaus die Tochter sein, aber was, wenn doch nicht? Da kommt es eben sehr auf die Geistesgegenwart des Portiers an, der ja oft in wenigen Sekunden seine Entschlüsse fassen muß. Nachher ist er dann noch dem Chef unter Umständen Verantwortung schuldig, und wenn etwas schiefgegangen ist, dann bekommt er natürlich die Schuld.

Ja, Hotelportier sein ist schon noch etwas anderes, als aufzuschreiben, wann Herr Sowieso geweckt werden will.

Zu Hause

Der Buchhalter Felix Janke, seit zwölf Jahren glücklich verheiratet, kommt gegen fünf Uhr nach Haus und spricht: „Drei Treppen ohne Fahrstuhl, das hab ich gern, na schön, aber dafür sind eben zwei Kinder da, ohne die könnte ich in einem Haus mit Fahrstuhl wohnen, pfui, das ist häßlich von mir, häßlich, müde nach Hause kommen und dann drei Treppen steigen, ohne Sinn und Verstand, wieso wohne ich nicht parterre, guten Tag, mein Kind, na, war was los, was los sein soll, na, das frage ich grade, war nichts los, schön, bei mir auch nicht, was soll schon im Geschäft los sein, der Schalke hat wieder versucht, mich zu schikanieren, hach, der, na der ist vielleicht abgefallen, schließlich bin ich sieben Jahre im Hause, was, na was wird er gemacht haben, die übliche Sache mit dem Adreßbuch, ach, du hörst ja nicht zu, ist ja auch egal, aber dem passiert doch mal was, he he, was ist denn, könnt ihr nicht ein bißchen Rücksicht nehmen auf den Vater, nein, das geht wohl nicht, müßt ihr angerast kommen, wie die Verrückten, na, wie wars in der Schule, hat der Lateinlehrer wieder blöde politische Anspielungen gemacht, nein, wieso heute nicht, für unser Geld, Allmächtiger, heute schon wieder Klöße, gestern Klöße, heute Klöße, willst du nicht morgen mal Klöße machen, na schön, is ja auch egal, natürlich hab ich gestern Klöße gegessen, im Kasino, das kannst du nicht wissen, nein, hab ich gesagt, daß du das wissen sollst, aber nun tu mir den Gefallen und frag nicht, ob ich schlechter Laune bin, wenn du fragst, werd ich's, keine Idee von schlechter Laune, eigentlich ein Wunder, na ja, schön, mir sitzen noch die drei Treppen in den Knochen, weiß Gott, wo man sich nichts leistet, könnte man wirklich einen Fahrstuhl haben, eine Frechheit von den Hauswirten, für unser Geld schaffen sie keinen Fahrstuhl an, wir schleppen uns die Treppen rauf, na Kind, wie du das aushältst mit dem Treppensteigen, ich weiß nicht, du siehst auch gar nicht gut aus, na nu sei nich beleidigt, ich mein bloß so, wolln wir nich heute abend weggehen, bei Melliger ist ne neue Kapelle, na denn nich, denn hock zu Hause, davon siehst du eben auch so aus, is ja kein Wunder, wundert mich gar nicht, na die Klöße gingen ja, man sieht doch, was eigene Küche ist, das Restaurantessen, nee, wir werden heute auch ruhig zu Hause bleiben, glaub ich, wenn ich schon an die Walzerdudelei bei Melliger denke, wird mir komisch, natürlich, denkst du, die neue Kapelle spielt keine Walzer, nur Walzer wird sie spielen, so, ich werd mich eine halbe Stunde hinlegen, na ja, weißt du, ich glaube, der alte Adler wollte anrufen, heute ist doch Dienstag, natürlich, wir wollten ja heute einen Kleinen nehmen gehen, also, stell mir doch bitte das Telefon hin, den muß ich selbst sprechen, der nuschelt so am Telefon, nachher bestellst du mir eine falsche Zeit, also gute Nacht mein Kind, schönen Dank, na du hast einen Aerger mit mir, aber mach dir nichts draus."

Paul Baumgarten

Das Einkind

Vater schlägt die Mutter,
die Mutter schlägt mich.
Nur ich habe niemanden,
den ich schlagen kann!

Warum hab ich nicht einen
kleinen blondgelockten Bruder,
den ich schlagen könnte,
eine kleine Schwester?!
Wenn ich den Nachbarjungen schlage,
haut er mich zurück . . .!

Trauriges Los
des einzigen Kindes!

Jbby Gordon

Museum mütterlicher Mahnworte

Na, ihr werdet euch ja alle noch umgucken, wenn ich mal nicht mehr bin —!

*

Da wäre manches andere Kind froh, wenn es so ein Essen hätte!

*

Besser, ich sage es euch, als daß es euch später fremde Leute sagen müssen!

*

Ihr habt natürlich wieder ganz andere Dinge im Kopf!

*

Kommt mir aber nachher ja nicht an und sagt, daß ich schuld hätte . . . !

*

Weiß Gott, wenn man auch nicht selber hinter allem her ist!

*

Damit hätte ich meiner Mutter kommen sollen. Na, die hätte mich ja einfach . . .

*

Der Junge hört und hört doch nicht!

*

Bei dem schrecklichen Wetter? Ihr wollt euch wohl mit Gewalt krank machen —?!

*

Und auf wem bleibt nachher wieder die ganze Arbeit sitzen —?!

*

Ihr paßt auch so gar nicht ein bißchen auf eure guten Sachen auf —!

*

Keine Ahnung hat das Kind, was das alles kostet . . . !

*

Keiner denkt auch mal mit, wo ich meine Schlüssel gelassen haben könnte . . .!

*

Nicht einmal nach Tisch hat man eine Viertelstunde Ruhe!

*

Ich weiß nicht, der arme Junge hat auch so gar nichts Praktisches mitbekommen!

*

Muß man denn immer wieder dasselbe predigen?

*

Ihr werdet noch oft an mich denken, wenn ihr erst selbst mal Kinder habt —!

Das Mahnwort des Vaters

Und du stehst natürlich wieder auf seiten der Kinder . . . ! Harry Schreck

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF, TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Aus meinen Ehen

Von *einem Mitgiftjäger*

Ein sinnloses Schicksal hatte mir die Grundlage eines komfortablen Heims genommen, und ich beschloß, dieses Mißgeschick sofort zu korrigieren — durch eine reiche Heirat. Vorurteilslos und in logischem Denken geschult, dazu energisch und vollkommener Weltmann, glaubte ich, auf die Dienste eines Ehevermittlungsbüros verzichten zu können, und machte mir selber meine Pläne unter vorsichtiger Einschätzung meiner geringen materiellen Mittel. Unter Zuhilfenahme der Mitgliederlisten feudaler Klubs und des Handelsregisters legte ich mir eine Kartothek reicher Erbinnen an, über deren Familienverhältnisse ich mich näher orientierte.

Ein günstiger Zufall wollte, daß der sehr vermögende Baron Z., Vater zweier Töchter, einen Hauslehrer suchte und mich für diesen Posten geeignet befand. Doch zeigte es sich, daß die beiden Töchter schon in festen Händen waren, und ich mußte daher versuchen, mich mit der Mutter zu kompromittieren, deren eigenes Vermögen beträchtlich war. Ich hatte bei der ältlichen Baronin bedeutenden Erfolg, und es gelang mir sogar, mich mit ihr in einer mehr als verfänglichen Situation vom Hausherrn überraschen zu lassen. Selbstverständlich stellte ich mich dem Baron zur Verfügung, doch war dieser kein Gentleman, denn er verzieh seiner Frau und ließ mich durch den Hausknecht hinauswerfen.

Nach diesem Fehlschlag bei der Aristokratie wandte ich mich industriellen Kreisen zu und machte während der Badesaison auf Borkum Damenbekanntschaften. Diese Art der Werbung kostete ziemlich viel Geld, und ich beeilte mich, mit meinen Versuchen bei drei Schwestern zum Ziel zu kommen, von denen die eine Narkomanin, die zweite eifersüchtig, die dritte romantisch war.

Endlich erklärte sich die Narkomanin bereit, mit mir nach der Schweiz zu entfliehen, und ich fand mich bald mit ihr geldlos und in ziemlich prekärer Situation in Lausanne. Da die Eltern die Einwilligung zur Ehe zunächst verweigerten, teilten wir ihnen die angeblich zu erwartende Geburt eines Stammhalters mit und überwanden so alle Widerstände, selbst die, die einer Gütergemeinschaft mit meiner Frau in den Weg gelegt wurden. Die Narkomanin verlor ich bald an ein Sanatorium, und so konnte ich mich in der Folge noch dreimal verheiraten.

Ich begnügte mich nie mit einer einfachen Apanage, sondern beteiligte meine Frauen und meine Schwiegereltern an meinen Geschäften und auch an denen meines Vaters; und ich wäre auch in günstiger finanzieller Lage geblieben, wenn mich nicht die Markentwertung vollkommen ruiniert hätte. Nach der Inflation machte ich bittere Jahre durch, da die reichen Erbinnen fast ausgestorben waren und ich mich zu einem gewöhnlichen Heiratsschwindel nicht hergeben wollte.

Schließlich aber gab ich, von Not getrieben, in einem Schweizer Blatt folgendes Inserat auf:

> Mann zu verkaufen!
> Sprechstunden 4—6
> Villa Seeblick

Am nächsten Nachmittag fanden sich ungefähr achtzig ältliche Witwen ein, gefolgt von einer Unzahl von Reportern und Detektiven. Die ärgste der Damen litt an Makromegalie, einer krankhaften Vergrößerung sämtlicher körperlicher Extremitäten. Ihre Nase hätte einen de Bergerac beschämt. Die Dame war besonders kampflustig. Mir aber gelang es, der Schlacht durch den Garten zu entfliehen.

Sammlung Raoul Korty

Ehepaare 1877

Richard R. Frame

Der Kuß unter Wasser

Paris, im September 1932

New York Times

Arbeiter und Kriminalkommissar, der ihn verhaftet hat, weil er seiner Frau, für die Zeit seiner Abwesenheit, einen Keuschheitsgürtel aufzwang

Dr. Th. H. van de Velde

Debschitz-Kunowski

und seine Frau, der sein Werk gewidmet ist

Neofot

Aus einem Harem

Lubinski

Abessinischer Zolldirektor mit Frau

Wie ich meine Frau wünsche

Karl aus Wien: Der Wahl der Frau muß die der Schwiegermutter vorangehen. Diese hat so auszusehen, daß ich bei ihrem Anblick ins Schwanken geraten kann, ob nicht lieber sie. Ist diese Bedingung erfüllt, so kann aus der Sache was werden. Es handelt sich meistens um negative Forderungen. Auf Vorzüge, die ich schon selber besitze, verzichte ich. Meine Frau braucht weder ein Klavier zu haben, noch es zu meistern, das besorge ich schon selbst; dafür soll sie gern und gut zuhören. Geige zu spielen soll ihr freistehen, nur muß es nicht immer die erste ein. Unsinn zu sprechen, behalte ich mir vor; ich wäre glücklich, wenn sie dafür das leider so seltene Verständnis hätte. An Ausstattung braucht sie nicht mehr, als was sie grade auf dem Leibe hat. Alles andere wird dann gemeinsam besorgt: Hochzeitsgeschenke, Haushaltseinrichtung, Kinder. Unerläßlich ist die Kenntnis der Grundsätze der vorgeburtlichen Erziehung und der Aufzucht von Säuglingen; die Gedanken dazu stelle ich bei. Ueber Ernährungsfragen, in denen ich ziemlich links stehe, braucht sie sich keine andern Gedanken zu machen als die meinen. Auf allen anderen Gebieten sind mir ihre Anregungen erwünscht. Versteht sie im Streitfalle mit Anmut den kürzeren zu ziehen, so werden wir beide immer recht behalten.

Peter aus Berlin: Sie darf mich nicht fragen, ob ich sie liebe. Kursbuch muß sie selbst lesen können und in allen Verkehrsmitteln Bescheid wissen. Alle Umsteigemöglichkeiten muß sie auswendig kennen, damit man darüber nicht lange reden muß. Sie darf nicht so weiblich sein, daß sie durchaus bei grünem Licht über die Straße rennen will. Sie muß dieselben Sachen wie ich komisch finden, also ziemlich alles, was passiert. Jedes Kleid muß an ihr um dreißig Prozent teurer aussehen. Im Zelt darf sie nicht frieren, im Paddelboot nicht schaukeln, im Flugzeug nicht luftkrank werden, beim Skilaufen keine falschen Schuhe anhaben; auf dem Soziussitz mit der Sicherheit eines kleinen Affen kleben. Automobilmarken muß sie am Geruch unterscheiden, und die Verwechslung von Vier- und Sechszylindern wäre ein Scheidungsgrund. Gutes Kino hat ihr lieber zu sein als schlechtes Theater. Natürlich muß sie ebenso wie ich einen Beruf haben; das bißchen Hausarbeit machen wir dann zusammen: Geschirrwaschen und Stiefelputzen kann ich. Richtig: sie darf kein politisches Abzeichen tragen!

Otto aus Bonn: Meine Frau muß kurze Haare haben, keineswegs von jenem fahlen Blond, das fast immer mit Fadheit verbunden ist. Sie muß nicht schön sein, aber es muß einem warm ums Herz werden, wenn man sie anschaut. Von vornherein muß sie verstehen, daß die Fragen, ob sie zum Frühstück Kaffee mag oder abends im Bett zu lange liest, wichtiger sind als Meinungsgleichheit über Cézanne oder Hamsun. Sie darf wissen, wie häßlich und gemein die Welt ist, aber das darf ihr den Mut zur Fröhlichkeit nicht rauben, muß ihr im Gegenteil Anlaß sein, glückliche Stunden doppelt zu erleben. Geizig darf sie nicht sein; Verzicht muß ihr leicht fallen. Es wäre gut, wenn sie einen selbständigen Beruf gehabt hätte und wüßte, wie schwer das Leben ist, und wenn sie keine Verwandten besäße, uns das Leben zu erleichtern. Klugschwätzerei verabscheue ich. Der Ausspruch: „Davon habe ich gar keine Ahnung" ist mir lieber als zehn Aphorismen. Ihr Verstand hat darin zu bestehen, daß sie, wenn der meine versagt, unbemerkt und schonend die Führung übernimmt. Während ich dieses schreibe, fällt mir auf, daß mein Ideal existiert: das ist ja niemand anderes als das „Lämmchen" des kleinen Herrn Pinneberg! Wenn die nicht von Fallada erfunden wäre, sondern wirk-

lich unter uns lebte, ging ich noch heute mit ihr aufs Standesamt.

Niels aus Kopenhagen: Sie muß sanft sein, sonst hält sie mich nicht aus, und ungeheuer heiter, um meine Schwermut aufzuheben. Sie darf nicht zu geistreich sein, weil mich das anstrengt; nicht fragelustig, weil ich nicht weiß, was zu antworten. Von der Altertumswissenschaft, die meinen Lebensinhalt bildet, darf sie absolut nichts verstehen. Dagegen mag sie mir in allen Dingen des Lebens soviel widersprechen wie sie will. Gut wäre es, wenn sie rote Hände hätte — das rührt mich. Wenn sie so angezogen wäre, daß man merkte, sie lege Gewicht auf ihr Aeußeres, so wäre ich dafür bereit, den Hauptteil der Hausarbeit zu machen. Ich kann Beefsteak, Omelette und natürlich rote Grütze zubereiten. Sie muß vollkommen unmusikalisch sein. Geselligkeit treiben darf sie nur unter der Bedingung, daß sie mich in solchen Fällen zu Hause läßt. In allen Dingen verlange und gebe ich Freiheit. Nur auf zweierlei kann ich nicht verzichten: daß sie mir mit eigener Hand ein Kopfpolster stickt, und daß sie meinem Lieblingstier, der Schildkröte, gleichfalls ihre Neigung zuwendet.

Douglas aus Chikago: An excellent dancepartner who can shake a different cocktail every day but not cook (which I wanted to do better anyway), who can charm all the men at a dinner (and thereby leave all the women to me) who shares my taste for breaking rules in as artistic a way as possible (in fact teaches me how), who flatters my masculine desire for intellectualism by putting a large bolt on my study door and instructing the servants to leave my desk in a state of orderly disorder, and who finally, amongst other charming qualities, is an artist of international recognition such that I myself can bask securely in ready-made approbation as the husband of my wife.

Reginald aus London: She should be good tempered, good looking, energetic, not too large, not fat but not thin either, medium size, likes children; not too intellectual, but plenty of common sense needed; likes homelife but also enjoys societylife, gute Hausfrau, good taste (very important) but needn't interfer with my things. Not too inquisitive but taking an intelligent interest in my work. (Must not work herself). Amusing & entertaining, & cheerful always. Must like travelling, but not only to visit art galleries. Broad minded and not old fashioned. Needs not necessarily be English, but must be in sympathy with what I am in sympathy with, in fact understanding. Adaptable & not fussy & not too cautious & economical, but at the same time not a spendthrift. Above all sensible & a good sense of humour (these two things above all).

(Mitgeteilt von Dr. Eugenie Schwarzwald)

Meine Ansicht ist sehr einfach und gar nicht interessant. Für mich ist die Ehe eine Selbstverständlichkeit, und zwischen zwei im Fühlen und Denken gesunden Menschen, die guten Willens sind, wird sie auch immer „gut" sein. Besitzen aber die Menschen im Querschnitt diese Eigenschaften?

Martha van de Velde

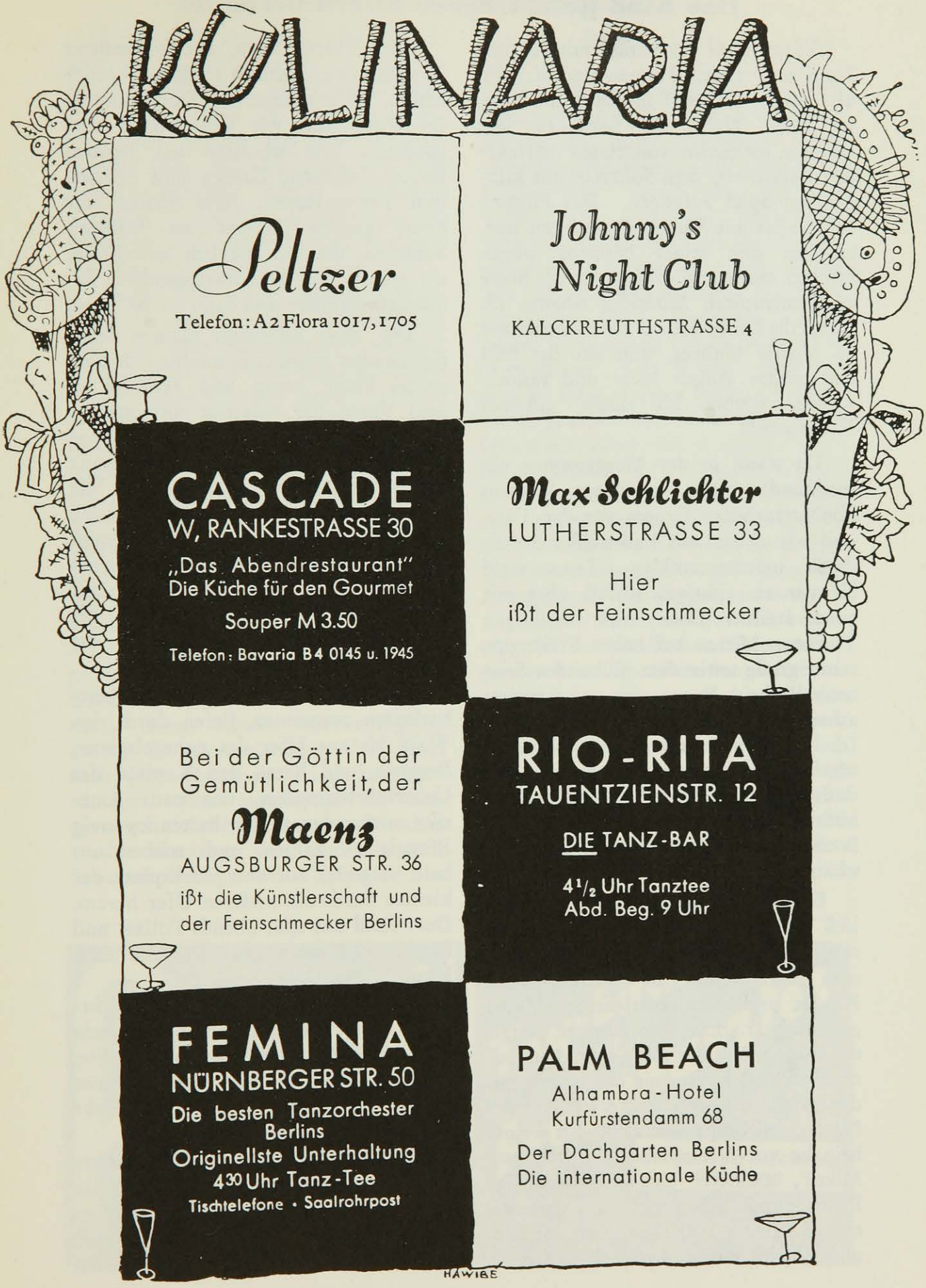
Spanische Anzeigen. Herr, 30 Jahre, Magistratsbeamter, eigene Wohnung, alle Vormittage frei, wünscht mit Witwe, junger Frau oder unabhängigem Fräulein in Beziehung zu treten. Gegenseitige materielle Uninteressiertheit. Nur Gefühle.

Junger Mann sucht bescheidenes Logis, zentrale Lage, um zu schlafen und Braut zu empfangen.

Wir bieten 600 000 Peseten jungem ernstem Mann, der junges unschuldiges Mädchen von gutem Charakter heiratet. Verhindert Selbstmord. Zu schreiben mit 0,40 Peseten für die Antwort.

(Aus „El Libéeral" und „Heraldo de Madrid")

Ein Arzt rät: „Wir müssen das Flämmchen unserer Fortpflanzung zwar auf klein schrauben, aber darüber wachen, daß es nicht verlischt."

(Vier neuzeitliche Frauenfragen. Von Geheimrat Prof. Dr. Hugo Sellheim)

KULINARIA
Peltzer
Telefon: A2 Flora 1017, 1705
Johnny's
Night Club
KALCKREUTHSTRASSE 4
CASCADE
W, RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Souper M 3.50
Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945
Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker
Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins
RIO-RITA
TAUENTZIENSTR. 12
DIE TANZ-BAR
4 1/2 Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr
FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester
Berlins
Originellste Unterhaltung
4.30 Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone · Saalrohrpost
PALM BEACH
Alhambra-Hotel
Kurfürstendamm 68
Der Dachgarten Berlins
Die internationale Küche
HAWIBE

Das Kind geschiedener Eltern berichtet

Vater hatte ein Schloß mit flachem Dach und vielen Fahnen darauf, und als ich das erstemal in die Stadt kam, in deren Nähe die Besitzung lag, träumte ich nachts von einem marmornen Palast, vor dem Soldaten mit klingendem Spiel aufzogen. Das Hospiz, in dem ich mit Mutter abgestiegen war, erschien mir seines Namens wegen ärmlich und entwürdigend, so als hieße es Armenspital. Mitleidig schaute ich durch die Gitter meines Kinderbettchens zu Mutter hinüber, und ehe ihr Bild den müden Augen klein und rauchig wurde, weinte ich noch: „Armes Mamachen!"

Da stand in der Morgensonne ein leuchtendes Auto mit ganz kleinem himbeerfarbenen Groom vor der Türe, und wir glitten auf kalkweißer Straße durch märchendunklen Tannenwald bis vor ein richtiges Schloß, aber mit ganz steilem Dach und wuchtigen Türmen. Mitten auf hoher Freitreppe stand grade unter dem glühenden Sonnenball mein Papa, der ganz anders aussah, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Ich freute mich sehr, seine Bekanntschaft zu machen, und sagte ihm das, doch war es unangenehm, daß er mich küßte. Dann wurde ich von einer Bonne gebadet, was mich sehr beschämte.

In mein Sonntagskleid gezwängt, ließ ich mich schüchtern und linkisch stolpernd auf die Terrasse führen, wo ein Katzentisch für Vaters neue Kinder und mich achtjähriges Mädel gedeckt war. Ein neunjähriger Junge, der aussah wie der Blue Boy, trat auf mich zu und küßte mir die Hand, mit der ich dabei ungeschickterweise seiner Nase einen Stups versetzte. Ich weinte beinahe vor Verlegenheit. „Trostloser Miko!", mokierte sich die achtjährige Prizzelpuppe neben mir, die angab wie eine Schäferin aus königlich Meißen, und die ich dafür gründlich haßte.

Mit Vaters Sohn, der vollendeter Kavalier war, schloß ich gute Freundschaft. Wir sammelten Tannenzapfen im Wald, die wir mit Bronze vergoldeten, und schnitten aus buntem Papier Schlösser, Burgen und Prinzen und Prinzessinnen. Bald hatten wir einen großen Vorrat an farbigen Schätzen, die wir sorglich bewahrten, um später ein Spielwarengeschäft damit aufzumachen und dann zu heiraten.

Die böse Schwester meines Bräutigams aber spionierte, machte sich über unsere Pläne lustig und erzählte sie dem Vater, der belustigt schmunzelte. Als wir eines Tages von einem Spaziergang zurückkehrten, und ich ganz unschuldig sagte: „Jetzt wollen wir aber schnell zum Schloß gehen!", lachte die Porzellanschäferin so, daß ich mich wütend auf sie stürzte. Mit meines Mannes Hilfe legte ich sie in eine Hängematte, und wir drehten die Enden so fest zusammen, daß die Person fast erstickte.

Dann nahmen wir unsere Kostbarkeiten zusammen, liefen durch den Wald bis ans Ufer des nahegelegenen Bergsees, und baten den Kapitän des Ueberfahrtdampfers, uns nach Amerika mitzunehmen. Wir hatten zwanzig Pfennig zu zahlen und trieben uns bald vergnügt auf dem Marktplatz der kleinen Stadt am anderen Ufer herum. Dort fand uns spät abends Polizei und brachte uns trotz aller Proteste nach Hause.

Papa verabfolgte uns eine furchtbare Tracht Prügel, obgleich sich sein Söhnchen schützend vor mich stellte. Er sagte, ich sei das Produkt einer schlechten Erziehung und verdürbe seine Kinder.

Als die sogleich benachrichtigte Mama mich von der Kleinbahnstation abholte, meinte ich nur schluchzend zu ihr: „Aber mein Mann ist viel besser als deiner!" *Eugenie zur Nieden*

Kameradschafts-Scheidung

Das Preußische Statistische Landesamt hat errechnet, daß 42 Prozent aller im Jahre 1931 geschiedenen Ehen nur wenige Jahre alt geworden sind, viele nicht einmal ein Jahr lang gehalten haben, daß aber doppelt so viel Scheidungsurteile wegen Verletzung ehelicher Pflichten als wegen Ehebruchs ergangen sind. Vor zehn Jahren noch war das Verhältnis umgekehrt.

Darf man aus diesen Zahlen schließen, daß die Ehen unglücklicher, aber die Ehebrüche seltener werden? Es könnte so sein und ließe sich sogar mit der zunehmenden Armut erklären — „Gesunder Mann ohne Geld ist halb krank", sagt Goethe, und halbkranker Mann ist ein schlechter Ehepartner, ein noch schlechterer vielleicht als ein ganz kranker. Bohrende Geldsorgen führen über Unlust zur Liebe, Unlust an Zärtlichkeiten, und wie die Lust an der Ehe, nimmt auch die Lust am Ehebruch ab, ergo. Tatsächlich ist es nicht so, tatsächlich ist die Natur nicht so grausam, die Darbenden auch der Liebeslust zu berauben, noch so wohltätig, ihnen Kinder vorzuenthalten. „Müßt Ihr unvernünftiges Volk denn auch jedes Jahr ein Kind kriegen?" schnauzte eine Gutsherrin die ausgemergelte Arbeiterfrau an, die schon wieder schwanger war, und die arme Frau entschuldigte sich: „Das ist nun mal der Schweinebraten der armen Leute."

Die Zahlen des Statistischen Landesamtes sind wahrscheinlich anders zu deuten: die junge Generation ist in Ehedingen sportlicher und anständiger, als ihre Eltern waren. Man findet sich heute leichter zusammen, schließt bedenkenloser die Ehe; wenn sie sich leergelaufen hat, richtet man sich ein und läßt sich im guten scheiden. Ein Scheidungsurteil wegen Ehebruchs ist fast immer Vernichtung. Trifft es die Frau, so wird sie ihrer Kinder, ihrer Ansprüche, ihrer sozialen Stellung beraubt. Trifft es den Mann, dann wird er für Lebenszeit seiner Gattin tributpflichtig bis zur Grenze des Tragbaren, er gerät in Sklaverei. Ueber dem Ehebrecher und seinem Partner schwebt zudem als Damoklesschwert der Strafantrag, denn nach entschiedenem Prozeß kann der „Geschädigte" sie einsperren lassen.

Die Ziffern meiner Statistik bedeuten, daß die preußischen Ehepaare begonnen haben, ihre Scheidung kameradschaftlich zu beraten und schonungsvoll durchzuführen. Eigentlich ist jede Eheschließung ein Sprung ins Bodenlose, bei der nicht vertraglich festgelegt wird, unter welchen Bedingungen man sich gegebenenfalls wieder trennt. Dieses Rettungsboot müßte an Bord jedes Verlobungsschiffes geführt werden.

Balder Olden

Amerikanische Ehen mit europäischen Aristokraten

Die amerikanische Gesellschaft fängt bereits an, den Verbindungen mit Ausländern gegenüber mißtrauisch zu werden. Wenn sie ihnen auch alte Namen verdankt und schöne Wappen, die man in sein Silber gravieren lassen kann, und restaurationsbedürftige alte Schlösser in allen Winkeln des alten Europa, so spielen die Amerikaner dabei doch allzu häufig die Rolle des Getäuschten.

Ich kenne einen Franzosen, der an der Küste von Florida unrechtmäßig mit einem Grafentitel spazierenging. Er wurde überall empfangen, denn er spielte die bewährte Rolle des Aristokraten ohne Geld, der arbeiten will. Aber er arbeitete hauptsächlich in den Salons. Dort lernte er ein sehr reiches junges Mädchen kennen, das sich sofort in ihn verliebte, denn er ist ein schöner Kerl. Sie wollte nur seine Geliebte werden, aber darauf ließ er sich nicht ein.

„Meine Ahnen", sagte er, „haben niemals Jungfrauen vom Pfad der Tugend abgebracht. Nur als meine Gattin wirst du die meine werden. Und unsere Hochzeit muß in der Kapelle meines väterlichen Schlosses stattfinden."

Die Liebe des Mädchens wuchs dadurch nur noch mehr. Sie drang so lange in ihre Eltern, bis diese ihre Zustimmung gaben. Inzwischen hatte der Bursche ein altes, verfallenes Kastell auf Kredit gekauft, das er am Tage nach der Hochzeit bezahlte. Das junge Paar ist sehr glücklich. Damit schließt die Geschichte.

Wenn man all den Russen glauben soll, die in Amerika sind und sich für gewesene Marschälle und Generäle ausgeben, dann muß die Armee des Zaren um 1914 aus mehr Offizieren als Soldaten bestanden haben. Und die italienischen Grafen! Und die preußischen Barone! Und die spanischen Granden! Und die Infanten . . . !

„Man hat es mit den Millionären der Neuen Welt ein wenig zu arg getrieben", sagt Mrs. Kay J., die berühmte Ehestifterin New Yorks. „Man hat sich sie allzusehr als Wilde vorgestellt. Sie sind doch immerhin in den letzten Jahrzehnten ziemlich viel gereist . . . und haben die Alte Welt und die Welt überhaupt kennengelernt. Sie haben ihre Kinder nach Frankreich geschickt, und es gibt jetzt eine Menge junger Mädchen in Amerika, die sich bei euch besser auskennen, als eure Alten in der Provinz. Und daher kommt es auch, daß man hier die blaublütigen Jünglinge satt zu bekommen beginnt, die uns, wenn sie sich mit uns verbinden, eine Ehre zu erweisen glauben, bloß weil einer ihrer Ahnen den Federbusch Heinrichs IV. abgebürstet, Ludwig XIV. beim Rasieren geholfen oder Franz I. zu Bett gebracht hat . . . Verstehst du, mein Junge?"

Stockholmer Ansichten. Eine Stockholmer Zeitung richtete an eine Reihe bekannter Stockholmerinnen die Anfrage, ob sie einen soliden Mann vorziehen, der am liebsten abends zu Hause bleibt oder einen geselligen Mann, der seine Abende außerhalb des stillen Herdes verbringt: Die Antworten ergaben zwei ungefähr gleich starke Lager. Die bemerkenswerteste war die Antwort des Operettenstars Margit Rosengren. Sie sieht es gern, daß ihr Mann sich amüsiert, und begründet dies u. a. mit folgenden Worten: „Es ist schön, einen Mann zu haben, der abends ausgeht, das Gesellschaftsleben studiert, dann nach Hause kommt, sich zu seiner Frau ans Bett setzt und ihr die letzten Pikanterien aus der Stockholmer Gesellschaft erzählt. Solche stillen Stunden im Scheine der Lampe schenken einem Heim Gemütlichkeit sowie tiefes Verstehen zwischen beiden Gatten."

Amerikanische Ehe in Zahlen

Seit der Krise ist die Zahl der Ehescheidungen in Amerika zurückgegangen. Scheidungen sind also zu einem gewissen Teil Luxus, den man sich jetzt nicht leistet. Noch im Jahre 1929 gab es in Amerika jede zwei Minuten eine Scheidung. Im Jahr 201468. Im Jahre 1930 waren es schon um 10000 Scheidungen weniger, während die Zahl für 1931 noch nicht heraus ist.

Was diese Zahlen besagen, wird klar, wenn man bedenkt, daß nach ihnen 18 Prozent aller geschlossenen amerikanischen Ehen geschieden werden oder von sechs Ehen eine. Jedes Jahr werden durch das Ehescheidungsfieber betroffen an Männern, Frauen und Kindern etwa 500000 Menschen. Die Vereinigten Staaten haben die höchste Ehescheidungsziffer der Welt, und zwar schon seit der Zeit, da sie noch zu England gehörten. Auch gab es damals schon in Amerika einen gegenüber Europa erhöhten Lebensstandard, ferner jene Stellung der amerikanischen Frau, die schon damals jedem Europäer auffiel. Wir haben Briefe von Offizieren der von ihren Landesherren verkauften deutschen Soldaten. Diese Briefe spiegeln ein ungeheures Erstaunen über die günstigen materiellen Verhältnisse der Kolonisten und über die Stellung der amerikanischen Frau und ihr höheres Selbstbewußtsein.

Von 1867 bis 1929 ist die Zahl der Scheidungen in Amerika um etwa 2000 Prozent gestiegen, während die Bevölkerung ungefähr um 300 Prozent und die Anzahl der Heiraten um 400 Prozent wuchs. Nach dem Grad der Steigerung in den letzten Jahren zu urteilen, wird nach Dr. Alfred Cahen („Statistical Analysis of the American Divorce, by the Columbian University Press") im Jahre 1965 zirka 51 Prozent aller geschlossenen Ehen mit Scheidung enden. Nicht in New York und den Staaten der Ostküste, welche ihr Antlitz Europa zuwenden, sondern in jenen, die am amerikanischsten sind, den Staaten am Pacific, ist die Scheidungsquote am größten. Hier ist auch anerkanntermaßen das Verhältnis von Mann und Frau am ausgesprochensten „amerikanisch" und der Standard des materiellen Lebens — Maßstab ist die Zahl der Autos — am höchsten. In den Staaten am Pacific gibt es dreimal soviel Scheidungen wie in jenen am Atlantischen Ozean.

Kinder halten auch in Amerika die Ehen zusammen: Es scheiden sich nur acht Prozent der Verheirateten, die Kinder haben, während von den kinderlosen Ehepaaren einundsiebzig Prozent sich wieder trennen.

„In diesen Ziffern drückt sich also der uns Europäerinnen so sympathische Masochismus des amerikanischen Mannes aus?" frug mich naiv-klug die junge Dame, der ich etwas von diesen Ziffern mitteilte.

K. Lohs

C. G. BOERNER, LEIPZIG C. 1
Universitätsstraße 26

Telegramm - Adresse: Boernerkunst, Leipzig

versteigert vom 8. bis 11. November 1932:

Graphik alter Meister des XV. bis XVII. Jahrhunderts
aus den Beständen des Fürstl. Fürstenbergischen Kupferstichkabinetts in Donaueschingen und der Kupferstichsammlung Königs Friedrich August II. zu Dresden.
Frühe Italiener, Franzosen, Niederländer und Deutsche. Dürer, Kleinmeister, Rembrandt. Ornamentstiche. Farbige Ansichten. Preis des Katalogs 179: 4 Reichsmark.

Die Sammlung Stinnes, Köln. Erster Teil
Graphik moderner, meist französischer Meister
Das berühmte Werk des **TOULOUSE-LAUTREC**, früher im Besitz von Walter Heymel. Ferner seltene Frühdrucke von Corinth, Corot, Degas, Delacroix, Forain, Foujita, van Gogh, Kollwitz, Lehmbruck, Maillol, Matisse, Munch, Nolde, Picasso, Pissarro, Rops, Slevogt, Stauffer-Bern, Welti und vielen anderen.

Illustrierte Bücher und Mappenwerke darunter kostbare Vorzugsausgaben von hauptsächlich französischen bibliophilen Werken, Publikationen der Marées-Gesellschaft usw. Preis des Katalogs 180: 4 Reichsmark.

Statt Karten

Dr. HANS GRASSE
VILMA GRASSE
geb. Kammerling

Vermählte

Viele Erwägungen gehen damit in Erfüllung. Träume,
Bisher getrennt, ziehen nun in gemeinsame Räume.

Welche Gesichter verstecken sich hinter den Namen?
Welche Vergangenheiten? Warum sie zusammenkamen?

Das sind Fragen des Daseins von unheimlicher Länge.
Das sind Irrtümer, Vorstellungen, sehnende Liebesgesänge.

Das sind Jahre, verbracht mit Schule, Tanzstunden, Reisen,
Mit nutzlosen Beschäftigungen, Ausflügen, Pianoweisen.

Da sind Kleinstädte dahinter an den Ufern von Weser und Elbe,
Kramläden, holprige Straßen, Bälle: immer dasselbe.

Da leben Väter dahinter mit Bärten und schroffen Gesichtern,
Mütter mit Vergißmeinnichtaugen und Sehnsucht nach Dichtern.

Da sind Häuser dahinter mit Giebeln, Gärten und Gängen,
Mit Truhen und Bildern, die seit Jahrhunderten hängen.

Da sind Eitelkeiten, Laster, Tränen dahinter,
Novemberregen, Schläge, Familienfeste und verbitternde Winter.

War es Liebe der Jugend? Begann sie verstohlen?
Oder wurde die Braut durch eine Tante empfohlen?

Sahen sie sich in einem mondänen Bade?
War er entzückt von ihrem Haar, von einem Stück ihrer Wade?

War sie ergriffen von ihm, war sie von seinen Augen begeistert?
Hat er sie gleich mit dem ersten Kusse gemeistert?

Wer weiß! Das Schicksal hat sie zueinander getrieben,
Und sie haben geschworen, sich in Treue zu lieben.

O wie viel Geheimnisse verbirgt uns der Zuruf: „Statt Karten"!
Was wird aus ihnen werden, welches Schicksal wird sie erwarten?

Das Glück? Erfolge? Reisen ins Ausland? Gewinne? Ehren? Kinder?
Theaterbesuche? Fahrten im Auto? Faschingsfeste im Winter?

Indessen blauen Sommer. Springfluten stürmen küstenwärts.
Städte verschwinden in Erdspalten. Menschen schießen sich, vor dem Spiegel, ins Herz.

Nächte glühen in Schwüle — in einem Zimmer in Essen
Sitzen zwei Menschen, von Langeweile, Haß und Verachtung besessen.

Anton Schnack

Lubinski

Zu Rad (Holland)

Delius

und zu Pferde (Sardinien)

Javanische Familie

Die Schauspieler Georges und Ludmilla Pitoëff
mit ihren sieben Kindern

Rescofilm

Das Brautpaar (Elisabeth Lennartz und Wladimir Sokoloff) im Film „Niemandsland“

Metro-Goldwyn-Mayer

Dolores Costello und John Barrymore

Gonny

Vilma Banky und Rod la Rocque

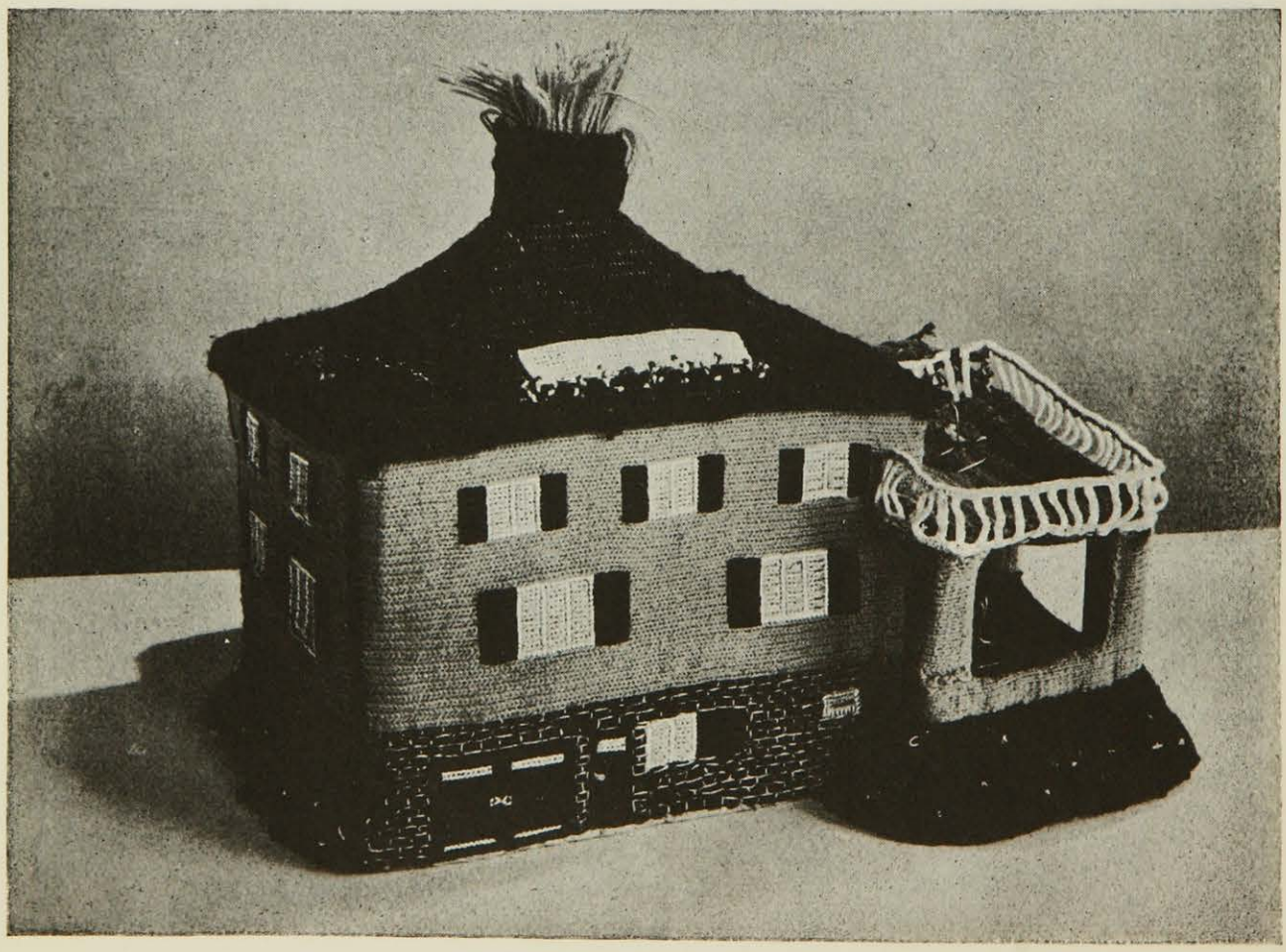
Sie, der Dritte und Er (Gertrude Lawrence, Jan Hunter und Kim Peacock im Londoner Lustspiel „Kann ein Leopard aus der Haut fahren?“)

Photos Lubinski

Der Ehemännerzug vom Bad Estorial nach Lissabon

Photo Keystone

Autobus-Wohnung bei Berlin



Gestricktes Modell einer Villa (als Kaffeewärmer)

Das Ehegeschäft

Von *Charles Duff* (London)

I. Siebzehnjährige Mayfair-Debütante und Freund.

Sie: Na, wie stets damit?

Er: Womit?

Sie: Na, mit dem Heiraten. Wollen wir?

Er: Jjjaa—a—a, vielleicht könnten wir. Wie stehts mit der Mitgift?

Sie: Es reicht für den Anfang. Es gibt mehr, wenn ich einundzwanzig bin.

Er: Ich habe ja auch was. Aber Kinder können wir uns bestimmt nicht leisten.

Sie: Laß das nur meine Sorge sein. Meine Mutter ist sehr intelligent und modern.

Er: Jetzt muß ich dir wohl 'nen Kuß geben, da wir nunmehr verlobt sind, nach der guten alten Sitte.

Sie: Für mich ist maßgebend, ein bequemes Leben in einer möblierten Wohnung. Wenn es dir nicht gefällt, kannst du packen. Scheidung wird gegenseitig erleichtert.

Er: Einverstanden. (Man küßt sich.)

Sie: Was hältst du eigentlich von der Liebe?

Er: Ich sage mit dem alten ehrlichen Ovid, es ist nur eine Glaubenssache.

Sie: Ich hasse feuchte Sentimentalität. Du kennst doch die von Müllers? Es ist einfach degoutant, wie dieses Lachtaubenpaar sich benimmt. Ich glaube, sie hat sogar die Absicht, ein Kind zu bekommen. Ich wünsche nur, daß es gleich Zwillinge werden.

Er: Famoser Einfall. Muttis neuste Schoßhunde. Widerliche Kreaturen sind doch Babies.

Sie: Mir ist die Mentalität solcher Leute unverständlich. Kinderkriegende Leute sind unmöglich.

Er: Wann werden wir uns verheiraten, und wo?

Sie: Wie wäre es mit übermorgen?

Er: Einverstanden. Westminster-Standesamt, 10 Uhr vormittags. Vergiß das Kleingeld nicht, wir müssen von da weiterfahren. Werden deine Eltern verständigt?

Sie: Quatsch! Meine Ehe ist nicht ihre Angelegenheit. Bestell Zimmer im Metropole-Hotel in Brighton. (Jüngling ab.) Na, wir können ja 'nen Versuch machen. Aber auf die übrigen Freunde wird keineswegs Verzicht geleistet.

II. Ein 40jähriger Rassenfanatiker und eine Vegetarierin.

Er: Liebe Petronia, da wir nunmehr die Absicht haben, uns zu verehelichen, sollten wir uns gegenseitig mit unserer pathologischen Vorgeschichte bekanntmachen. Ist dir ein Fall von Geisteskrankheit in deiner Familie bekannt?

Sie: Nein. Ich kenne keinen derartigen Fall.

Er: Das ist aber merkwürdig. Ich habe den Eindruck gehabt, daß du dich manchmal etwas auffallend benimmst. Wie kannst du erklären, daß du einen erregten Aufschrei von dir gabst, als neulich eine Maus über den Eßzimmerfußboden des Klubs lief?

Sie: Mir sind Mäuse widerwärtig. Das beweist gar nichts. Viele Leute hatten auch geschrien.

Er: Gewöhnliche Leute, aber nicht solche, wie wir es sind. Ich muß sagen, daß mich dieses Symptom stark beunruhigt. Und dann hast du mir eingestanden, daß du, obwohl du Vegetarierin bist, gern Schweinekoteletts ißt. Das ist der Beweis eines noch vorhandenen animalischen Atavismus.

Sie: Ich weiß ja, daß du recht hast. Aber ich esse ja jetzt grundsätzlich kein Fleisch mehr. Ich trinke nicht und ich rauche nicht, und ich gehe lieber in kurzen Hosen als in Röcken.

Er: Das spricht alles zu deinen

Gunsten. Bist du überzeugt, daß du gesunde Kinder austragen kannst?

Sie: Ich glaube wohl; versucht habe ich es aber noch nicht.

Er: Würde es sich nicht empfehlen, daß du dich ärztlich untersuchen läßt?

Sie: Na, meinetwegen. Wie sieht's denn bei dir aus? Kannst du überhaupt noch Kinder erzeugen?

Er: Aber Petronia! Ich rechne bestimmt damit, zeugungsfähig zu sein. Wenn du darauf bestehst, werde ich mich ärztlich untersuchen lassen. Aber ich halte es nicht für erforderlich. Bei einer Frau ist es eine andere Sache.

Sie: Warum?

Er: Mann und Frau ist doch nicht dasselbe.

Sie: Na, wie stets denn mit der Geisteskrankheit in deiner Familie?

Er: Warum fragst du danach?

Sie: Na, ich überlege mir manchmal, was für Kinder wir wohl bekommen werden, wir sind doch beide so komische Leute. Uebrigens glaube ich, daß du mich nicht ein kleines bißchen lieb hast.

Er: Aber liebe Petronia, ich dachte, daß du derartige stumpfsinnige Vorurteile längst überwunden hättest. Natürlich liebe ich dich nicht. Unsere Ehe ist ein wissenschaftliches Experiment.

Sie: Vielleicht hast du recht, ich bin noch etwas altmodisch. Mir kommt es manchmal so vor, als ob sich hinter der Ehe noch etwas mehr verbirgt.

Er: Wenn du derartige Gedanken nährst, sehe ich Zwietracht heraufziehen.

Sie: Auf alle Fälle bin ich mit dir einverstanden. Wann werden wir heiraten?

Er: Nach den üblichen wissenschaftlichen Untersuchungen und Prüfungsterminen. In drei Jahren etwa.

Sie: Ist das nicht etwas zu rasch?

Er: Na, meinetwegen erst in fünf Jahren.

Sie (dem Rassenfanatiker feierlich die Hand schüttelnd): Also in fünf Jahren wird geheiratet.

III. Ein männliches und ein weibliches Mitglied der Liga für Sexualreform.

Er: Wir werden uns also heiraten.

Sie: Jawohl.

Er: Hast du dich schon psychoanalysieren lassen?

Sie: Natürlich. Von Dr. Probus.

Er: Was war der Befund?

Sie: Zahllose Komplexe.

Er: Hast du aushalten müssen?

Sie: Es war entzückend. Er war so klug und sympathisch. Er erfaßte sogleich alle meine Hemmungen. Er sagte mir: daß ich im Unterbewußtsein die Affen den Männern vorziehe.

Er: Und wo trat ich in die Erscheinung?

Sie: Wir haben überhaupt nicht an dich gedacht.

Er: Das ist gradezu beleidigend.

Sie: Unsinn, es ist nur realistisch und ehrlich. Bist du übrigens schon psychoanalysiert?

Er: Nein.

Sie: Es fällt mir nicht ein, dich zu heiraten, bevor du untersucht bist.

Er: Meinetwegen. Soll sofort gemacht werden. Hast du dich mit der Geburtenverhinderung befaßt?

Sie: O ja, ich bin genau orientiert.

Er: Famos, ich auch.

Sie: Na, dann steht unserer Ehe ja nichts mehr im Wege.

Er: Nein. Ist es nicht fabelhaft, so aufgeklärt zu sein?

Sie: Einfach entzückend.

Er: Du bist also fest von der Notwendigkeit der Geburtenbeschränkung überzeugt.

Sie: Sind wir nicht beide gradezu lebende Argumente dafür?

Er: Du hast Freud, Havelock Ellis und Iwan Bloch studiert?

Sie: Schon als Kind. Aber ich gestehe, daß mir Tausendundeine Nacht lieber waren.

Er: Mir auch.

Marginalien zur Ehe

Von *Gustav Grüner*

Unsere Ehe ist auf Wahrheit aufgebaut. Das wäre eine schöne Lüge, die nicht auf Wahrheit aufgebaut wäre.

*

Es ist richtig, daß gewisse Tiere ständig paarweise auftreten, gleichsam in Ehen leben. Es ist aber falsch, diese Analogie als Argument für die menschliche Ehe ins Treffen zu führen. Denn erstens finden sich bei Tieren die mannigfachsten Lösungen des Problems des sozialen Zusammenlebens der Geschlechter, und zweitens gilt nicht selten grade das Verhalten der Tiere als verabscheuungswürdiges Exempel.

*

Eine Ehe, der der Wunsch, verheiratet zu sein, zugrunde liegt, hat jedenfalls diesem Wunsche Erfüllung gebracht und wird häufig schon deshalb als glücklich empfunden. Daß der Zustand dem im Wunsche vorgestellten nicht entspricht, ist dann Nebensache.

*

Wenn einer die Ehe als sozial bedingtes Vorurteil eines Zeitalters entlarven will, so wird ihm ein Vorwurf daraus zu machen sein, daß er es für eine richtige Konsequenz dieser Anschauung hält, gegen die Unlöslichkeit der Ehe zu polemisieren.

*

Manche lieben Blond, manche Schwarz. Die meisten behaupten, vollschlank vorzuziehen. Sehr viele aber wünschen einfach, eine Frau zu besitzen, mit der sie verheiratet sind. Da es nichts Besseres gibt, begnügt man sich mit seiner eigenen Frau.

*

In einer guten Ehe besteht unbedingte Interessengemeinschaft zwischen Mann und Frau. Aber grade wenn dieses Postulat im höchsten Maße erfüllt ist, ersteht die mißliche Konsequenz, daß ich auch gezwungen bin, meinen eigenen Vorteil jedem Außenstehenden gegenüber aufs peinlichste zu wahren, nicht nur weil ich weiß, daß mein Vorteil auch der ihre ist, sondern weil ich auch weiß, daß sie ihren Vorteil auch als meinen empfindet, der ihr wieder über alles geht.

*

In einer guten Ehe fällt mir die Kontrolle meiner Frau, die darüber wacht, daß ich vernünftig lebe, es mir wohlergehen lasse, nicht lästig. Es scheint mir selbstverständlich, mich selbst in dieser selben Richtung der Selbstkontrolle zu unterziehen, und ich halte es für meine Pflicht, nicht zu bemerken, wenn dies alles in meiner Umgebung wenig Sympathie für den guten Ehemann auslöst.

*

Die Ehe von einst: Sie hielt dadurch, daß der Gedanke der Möglich-

Ständig suche ich für sehr vermögende Damen und Herren, aller Konfessionen des In- und Auslandes, passende Ehegefährten. Ich bemühe mich z.Zt. für bildhübsche Ausländerin

MILLIONÄRIN

sowie für sehr reiche Engländerin, 2 Südamerikanerinnen (z. Zt. Berlin), Italienerin, Österreicherinnen, Bulgarin. Norwegerin. Meine 15 Empfangsräume und mein Landhaus stehen meinen Klienten zur Verfügung, dort werden auch Sie zur zwanglosen Bekanntmachung beim Tee erwartet. Auf Wunsch Abholung mit meinem Auto. Auch auf meinen Reisen mache ich Sie persönlich bekannt.

Ilse von Riesenthal

BERLIN W 50, KURFÜRSTENDAMM 12

Telefon: Bismarck 2212 und 2232

ERSTE VORNEHMSTE EHEANBAHNUNG DES IN- UND AUSLANDES

Neue Romane
für den Querschnitt-Leser:

Ein neuer
ERIK REGER

Das wachsame Hähnchen

Ein polemischer Roman

1.-5. Taus. · 560 Seiten · Kart. RM 6.- · Lnbd. RM 7.50

Der Verfasser, der schon in seinem mit dem Kleistpreis ausgezeichneten Roman „Union der festen Hand" in dichterischer Form einen eindrucksvollen Beitrag zur sozialen und kulturellen Geschichte der Nachkriegszeit gegeben hat, macht in seinem neuen Werk die bizarre Aufblähung der Städte nach dem Kriege zum Mittelpunkt des Geschehens. Die Welt, in der das Buch spielt, ist das Gebiet der Kommunal-Politik mit ihrer Verwechslung von wirklichen Aufgaben mit eingebildeten Verpflichtungen, von Idealen mit Illusionen. Träger der Handlung sind Kommunal- und Privatbeamte, Kaufleute, Künstler und Journalisten, wie sie in der deutschen Provinz in den letzten Jahren überall blühen und gedeihen. Intrigen der Städte gegeneinander, Kabalen innerhalb der städtischen Verwaltungen werden zum Gleichnis einer Zeit, die vom Geist nur redet, um ihn, wenn das Interesse es erfordert, zu verraten. Erik Regers Buch ist eine glänzende Polemik gegen den Größenwahn der Spießbürger, gegen die intellektuelle Unredlichkeit derer, die durch Empfindung hochtrabender Phrasen unerfreuliche Tatbestände vernebeln. Dies Buch ist ein Bürger- und Bürgermeisterspiegel.

ERNST VON SALOMON

Die Stadt

Roman · 1.-5. Tausend · 400 Seiten
Kartoniert RM 5.50 · Leinenband RM 7.-

Atemlos, fast ohne Absatz, erzählt in seinem neuen Werk der Verfasser des Bekenntnisbuches „Die Geächteten" das Leben eines jungen, begeisterten Deutschen der Nachkriegszeit. Den Helden des Buches, der die Kräfte des Bauerntums in den Dienst des Volkes stellen will, führt sein innerer Beruf in den nie rastenden Mahlstrom der Großstadt, die ihm als Echo immer seine eigene Frage zurückwirft, die Frage nach Schicksal und Sendung seiner Nation. Abenteurer der Faust, aber noch mehr Abenteurer des Geistes, erlebt er in Gesprächen, in Straßenkämpfen und in den Leiden seiner Freunde seine entgötterte Zeit. Der bürgerlich Entwurzelte, der in keiner Sippe oder Klasse, in keinem Tempel und in keinem Bankhaus Heimatrecht hat, sondern nur in der Nation, die er als Zukunftstraum in seinem Innern trägt, erliegt einer Gewalt, die ihn töten, aber sein Werk nicht vernichten kann.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

keit einer Lösung einfach nicht aufkam.

Die Ehe von heute: Die Sicherheit, jeden Augenblick auseinandergehen zu können, macht das Zusammensein erträglich.

Fazit einst und jetzt: Es wird geheiratet. Monogamer Instinkt, soziales Vorurteil, ideale religiös-ethische Kulturforderung — wer kanns entscheiden? Etwas ist es.

*

Das ist kein Einwand gegen die Ehe, daß die, die nachweien, daß ihr ein unentbehrliches ethisches Ideal zugrunde liegt, in ihrem Eheleben diesem ethischen Ideal nicht entsprechen. Die Ehe funktioniert nur unbewußt. Ihr Wesen besteht darin, daß man nicht über ihr Wesen nachdenkt.

*

Das Argumentum ad personam ist immer falsch. Es ist kein Argument gegen den Lobpreis, wenn ein Lobpreiser in schlechter Ehe lebt. Und wenn andererseits die heutzutage unverheiratet sind, dies zumeist aus einem Defekt heraus sind, ist es nicht einmal ein Indiz dafür, daß die Ehe den Vollmenschen locken muß. Es ist nur heute noch so, daß es eines solchen Kraftaufwandes bedarf, sich der Ehe zu widersetzen, wie ihn nur der Defekt aufzubringen imstande ist.

*

Ehe von einst: Für die Frau war das Aufgeben der Jungfräulichkeit eines der Akzidentien, deren mehrere die geschlossene Ehe im Gefolge hatte. Der Mann legte Wert darauf, es so zu sehen, und er wollte der sein, der durch die Eheschließung das Recht erwarb.

Ehe von heute: Der Mann legt Wert darauf, festzustellen, daß sich die Frau ihm schon hingegeben habe, bevor der Gedanke aufkam, die Beziehung durch die Ehe zu legitimieren. Und es ist ihm nur recht, wenn er nicht der einzige war, denn seine Eitelkeit wünscht nicht, daß ihm nur aus

Mangel an Vergleichsmöglichkeiten der Vorzug gegeben worden sei.

*

Wenn sie den Mund auftut, weiß ich schon, was sie sagen will. Dann spricht sie so lange, bis ich es vergessen habe.

*

Wenn der Jüngling grade genug Monatsgehalt hat, daß zwei Leute geordnet davon leben können, heiratet er das Mädchen, mit dem er eben beisammen ist. Wenn dieses es aber verpaßt hat, die, die später kommen, haben es schon viel schwerer.

*

Die Klippe ist dort, wo der eheliche Edelmutstreit in den Streit ohne Edelmut umschlägt. Am ärgsten ist aber, wenn der Edelmutstreit ohne Edelmut geführt wird. — „Jetzt friß schon die Schwedenfrüchte mit Sahne, sonst hau ich dir eine herunter!"

*

Die Ehe ist, wie auch von der prüdesten Seite zugegeben wird, nicht nur eine geistige, sondern auch eine Geschlechtsgemeinschaft. Trotzdem hört man so selten, wenn zwei miteinander glücklich zu sein vorgeben, das einfache Geständnis: „Wir passen erotisch so gut zueinander." Um so häufiger aber: „Ach, wir sind beide so musikalisch." Vielleicht ist es aber so, daß der Geschlechtsverkehr wohler tut, wenn gemeinsames Interesse für Musik vorhanden ist. Vielleicht überhaupt, wenn gemeinsames Interesse vorhanden ist. Und vielleicht genügt schon jenes rein äußere gemeinsame Interesse, wie: ob das Einkommen gut sein wird und ob der Ofen klaglos heizt. Vielleicht ist der Ehe aus dieser Quelle ihr durchgreifender Erfolg in der Menschheitsgeschichte beschieden.

*

Du wirst in deiner Frau das Glück finden, wenn du die Ehe liebst. Dieser einfache Tatbestand wird zumeist umgekehrt formuliert.

Neue Romane für den Querschnitt-Leser:

„Eine kolossalische Schöpfung voll tiefer Lebenslust" nennt Sinclair Lewis das neue, rasch bekannt gewordene Werk von:

THOMAS WOLFE

Schau heimwärts, Engel!

Eine Geschichte vom begrabnen Leben

Roman · 1.-4. Tausend · 550 Seiten
Deutsch von Hans Schiebelhuth
Kartoniert RM 7.— · Leinenband RM 8.50

Hier lernt der deutsche Leser in vollendeter Übertragung den jungen großen Dichter kennen, der in der amerikanischen und in der Welt-Literatur eine Sonderstellung einnimmt. Das äußere Geschehen des Romans ist Kindheit und Entwicklung des jungen Eugen Gant, eines zarten und wilden Genius, dem der Alltag immer wieder zum Mythos wird. Mit seinem Vater, einem gebrochenen Titanen voll Lasterhaftigkeit und Größe, mit der geizig-ehrgeizigen Mutter, mit der Dämonenschar seiner vielen Geschwister ist er durch Blutsbande hoffnungslos zusammengeschmiedet und wird auch in der Trennung ihre Gespenster nicht los. Sein Leben als Zeitungsjunge, Schüler, Student, Vagabund, seine Erlebnisse mit Kameraden und Frauen werden zu einem leidenschaftlichen Kampf um das Geheimnis des Menschendaseins. Das Schöne und Entsetzliche dieses Daseins in seiner spezifisch amerikanischen Heftigkeit ist in keiner zeitgenössischen Dichtung so mitreißend gestaltet wie in diesem Roman, von dessen Fülle der Gesichte und Intensität des Ausdrucks kein Bericht einen Begriff geben kann.

SERGEJ JURIN

Die Leute von Gaidansk

1.-5. Tausend · Roman · Deutsch von Arkadi Maslow
Kartoniert RM 4.50 · Leinenband RM 5.20

Der junge Schriftsteller, dem wir dies Werk verdanken, ist einer der „Brigadiers" des russischen Schrifttums, die unermüdlich ihr Land durchreisen, um das Neue zu schauen und zu gestalten. Was Jurin erzählt, ist Leben und Streben, Glück und Unglück von zwei Liebespaaren und zugleich Schicksal und Werk eines ganzen Landes, das sich mit einem nie dagewesenen Tempo aus einem zurückgebliebenen Agrarland in einen modernen Industriestaat verwandelt.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Daumier

Ein guter Ehemann führt seine Frau jeden Sonntag abend zur Zerstreuung ins Café

Warum haben Sie geheiratet?

Der seit vierzig Jahren verheiratete Mann spricht selten, aber ehrlich über seine Ehe. Das seit drei Monaten mit einem Ehemann versehene junge Mädchen redet häufig und gern darüber, und da ihre Erzählungen mehr von der Zukunft als von der Gegenwart handeln, so sind sie ebenfalls fast völlig aufrichtig. Es gelang, diese beiden, den Berliner Obersekretär und die junge Ehefrau — Kontoristin a. D. — zum Sprechen zu bringen. Und sie gestatteten einem Dritten, während und nach ihrer Unterredung Notizen zu machen.

Der Mann: Also bitte, warum haben Sie geheiratet? Aus Liebe?

Die Frau: Aus Liebe. Schließlich sind wir über drei Monate zusammen. Wir lieben uns wie vorher.

Der Mann: Schön, das konnten Sie nicht wissen, als Sie heirateten. Aber gut — hatten Sie vielleicht nicht noch andere, sagen wir, noch andere un-materielle Gründe für diese Ehe?

Die Frau: Natürlich noch andere. Ich war selbständig, habe einige Jahre als Kon-

toristin gearbeitet. Ich kannte den Jammer der möblierten Zimmer, und ich kannte Freundinnen, die sich einen wunderhübschen Hausstand gründeten. Sie können mir glauben — es ist schon ein Unterschied. Es ist ja nicht etwa Scheu vor der Arbeit, Arbeit gibt es im eigenen Haushalt genug. Aber in einer eigenen Wohnung zu wirtschaften und — einen eigenen Mann zu haben, das macht schon etwas aus. Ich halte das aber noch alles für ideell, verstehen Sie?

Der Mann: Ja. Sozusagen. Jetzt kommen wir uns schon näher. Denn der junge Mann, der ich vor vierzig Jahren war, drängte sich auch zur Heirat. Die Zimmervermieterinnen zogen ihm die Groschen aus der Tasche, die lockeren Mädchen die Markstücke. Wenn er abends nach Haus kam, saß er in einer traurigen Bude, und da ging er eben wieder weg. Das kostete viel Geld. Er sparte im Eheleben. Das war einer der Gründe. Und ein anderer: das Herumlaufen nach Frauen. Liebe war natürlich dann auch dabei. ich meine, sie kam dann im Laufe der Zeit.

Die Frau: Sie reden so ironisch, weil Sie alt sind.

Der Mann: Sie reden so eifrig, weil Sie jung sind. Außerdem bin ich gar nicht ironisch. Das hat mir meine Frau abgewöhnt. Sehen Sie, ich bin ja gar nicht gegen die Ehe etwa. Bloß finde ich, soll man sich nicht zu viel Illusionen machen. Ein bißchen ja, aber nicht zu viel. Schließlich habe ich ja vierzig Jahre mit derselben Frau gelebt und auch die kritischen von 29 bis 30 gut überstanden.

Die Frau: Wieso die kritischen?

Der Mann: So in den Jahren von 29 bis 30 wird es dem Mann etwas komisch zumute. Er sieht wieder, daß es verdammt nette andere Frauen gibt, und seine Frau sieht, daß er sieht, und so kommt Krach, und da merkt er, wie unangenehm Krach mit der Ehefrau ist; und so, also, das sind kritische Jahre.

Die Frau: Sie werden zugeben, daß das auch die Schuld des Mannes ist?

Der Mann: Vielleicht. Na und? Was haben Sie von dieser Feststellung? Sehen Sie mal. Ich bin für die Ehe. Trotz meiner nicht sehr guten Erfahrungen. Aber ich kann ja nicht verallgemeinern. Ich finde nur, daß die Frau etwas vernünftig sein muß. Mich hat zum Beispiel immer rasend gemacht, daß meine Frau nicht auch mal vom Wirtschaftsgeld eine Kanne Bier gekauft hat. Nein, das gab es nicht. Wenn mein Geld alle war, dann durfte ich eben kein Bier trinken. Das sind so Kleinigkeiten, die unter Umständen dem Mann die Ehe vergraulen.

Die Frau: Was sind das für Männer, die ihre Liebe von solchen Sachen abhängig machen.

Der Mann: Es sind die Männer, die Sie lieben.

Die Frau: Ich liebe nicht *die* Männer, ich liebe nur meinen, und ich werde ihn auch lieben, wenn er sich so scheußlich benimmt, wie Sie es anscheinend getan haben.

Der Mann: Na sehen Sie, und dann wundern Sie sich, wenn die Gefühle des Mannes erkalten.

Die Frau: Wenn Ehen zugrunde gehen, dann fast immer durch Schuld des Mannes. Wir sehen viel weiter. Wir sehen viel mehr. Wir wissen, daß es auch in der Ehe „tote Momente" gibt. Aber die Männer sind sehr erstaunt, wenn sie sich mal langweilen.

Der Mann: Und Sie sind beleidigt, wenn Sie merken, daß Ihr Mann nicht ununterbrochen begeistert ist. Dabei bin ich viel strenger als Sie. Ich halte den „Hausfreund" für eine Unmöglichkeit. Daran zerbrechen Ehen. Dagegen kann ein Freund der Familie, der freundschaftlich im Haus verkehrt, sicher viel Gutes stiften. Er wirkt erzieherisch auf beiden Seiten, er gibt beiden abwechselnd Unrecht und lobt sie gegeneinander.

Die Frau: Sie finden also auch, Treue muß sein? Ich glaube, ich könnte meinem Mann so einen Seitensprung nicht verzeihen. Wozu verheiratet er sich? Nein, Kameradschaftsehe ist Quatsch. Entweder — oder.

Der Mann: Ja, ja, entweder — oder. Das sagt man so. Denken Sie mal, ich bin vierzig Jahre verheiratet.

Die Frau: Und Sie waren immer konsequent?

Der Mann: Nein, phlegmatisch.

P. B.

Der Staat als Ehehelfer

Die Bestrebungen des Staates, dazu beizutragen, daß die richtigen Ehepartner zusammenkommen, damit die Ehe möglichst gut sei und die Nachkommenschaft möglichst zahlreich, das Volksvermögen also möglichst groß, sind nicht „modern". Im alten Aegypten zum Beispiel war ein Probejahr erlaubt. Im alten Indien galten bucklige, rothaarige, kahlköpfige und sehr stark behaarte Mädchen als ehe-untauglich. In Nordamerika verlangen heute 32 Staaten eine eidesstattliche Versicherung von den eheschließenden Teilen, daß sie gesund seien, und nur die Staaten Pennsylvania, Wisconsin, Washington, Nord-Dakota und Oregon verlangen ärztliche Zeugnisse, Nord-Dakota und Oregon aber bloß bei Männern. Sehr streng ist man seit 1926 in Mexiko, am strengsten aber seit 1921 in der Türkei: dort müssen die Zeugnisse mit dem Fingerabdruck des Untersuchten signiert werden, der zur schärferen Kontrolle auch einen Stempel auf den Unterarm bekommt. Frauen haben es in der Türkei besser: nach den gesetzlichen Bestimmungen dürfen sie nur an den unbekleideten Körperpartien vom Arzt untersucht werden.

In Deutschland gab es auch schon vor dem Krieg verschiedene Ansätze zur amtlichen Eheberatung, aber in der Kriegs- und Nachkriegszeit hörte das alles natürlich auf. Erst ein Erlaß des Preußischen Wohlfahrtsministers im Jahre 1926 empfahl den Gemeinden, die Eheberatung energisch aufzunehmen. Man ging nicht so weit, daß man die Standesbeamten beauftragte, nur solche Paare zu trauen, die Ehefähigkeitszeugnisse beibringen (in San Franzisco wird der Standesbeamte zur aktiven Mitwirkung herangezogen: er hat der Neugetrauten im Auftrag der Stadt ein Kochbuch auszufolgen — Erfolg unbekannt!). In Deutschland warb man.

Aber die Jugend scheint doch nicht so sachlich geworden zu sein, daß sie großen Wert auf den Austausch von gestempelten Zeugnissen legte. Vielleicht stand sie auf demselben Standpunkt, den schon 1620 Campanella in seinem utopischen Roman „Der Sonnenstaat" eingenommen hatte: daß ja schließlich gymnastische Spiele der Jugend die beste Möglichkeit geben, des anderen Teiles körperliche Tüchtigkeit zu prüfen (jawohl: 1620!) — jedenfalls standen und stehen die schönsten Eheberatungsstellen bereit, ärztliche Berater, und nur ganz wenige junge Leute kommen. In Berlin zum Beispiel ließen sich Zwangsmaßnahmen nur in einer Richtung durchführen: wenn eine Minderjährige heiraten will, die unter Amtsvormundschaft steht, dann verlangt der Vormund nicht nur ihr Attest, sondern auch das des Mannes.

In Hamburg nannte man die Beratungsstellen von allem Anfang an: „Sexualberatung". Und in den anderen Städten, in denen dieser Bezeichnung ausgewichen wurde, mußten die Eheberater auch diese Funktion auf sich nehmen, sonst wären sie bald ohne Beschäftigung geblieben. In den Frauenabteilungen der Berliner Stellen besteht nämlich höchstens ein Fünftel der Frauen, die die Stelle aufsuchen, aus „Ehekandidatinnen", wie die amtliche Bezeichnung lautet (Ehe als Prüfung?); die restlichen achtzig Prozent sind verheiratete oder unverheiratete Frauen, die Rat in Fragen der Geburtenbeschränkung brauchen, manche halten sich an das Wort Eheberatung und verlangen in mißverständlicher (also richtiger) Auslegung Rat und Hilfe in Angelegenheiten, die den Psychotherapeuten angehen. Und auf diese Weise wird die Aktion durch die Patienten in eine Richtung gedrängt, die sie ursprünglich nicht hatte einschlagen wollen, die aber allein richtig ist, wenn der Staat seine Ziele etwas höher steckt und die Eheberatung nicht nur als eine

eugenetische Maßnahme ansieht, die den Zweck hat, auf weite Sicht seine Finanzen zu entlasten und ein gesundes, zahlungskräftiges Steuer„material" heranzuziehen, so wie es früher um das Kanonen„material" ging.

Das sind — im großen Umriß — die bisherigen Ergebnisse; danach, was man liest, sind sie in anderen Ländern auch nicht viel anders. Und das ist auch das Schöne an diesen Ergebnissen: daß diejenigen, für die man diese angebliche Wohlfahrt geschaffen hat (für sie? doch für den Staat selbst!), daß diese Leute einer amtlichen Kontrolle ausweichen, die ja doch unwirksam bleiben muß, solange sie nicht verpflichtend wird, und auch dann unwirksam bleibt, solange sie nur als Gesundheits-Maßnahme betrieben wird; daß sie von sich aus den Leuten, die ihre Berater sein wollen, den Pflichtenkreis weiterziehen und sich auf diese Weise das nehmen, was man ihnen freiwillig nicht bot. Und so wurden aus Eheberatungsstellen, die Amtszeugnisse auszustellen gedachten, große psychotherapeutische Ambulatorien, Heilstätten auch für bestehende Ehen.

Richard M. Jokel

Die Treue der Freunde schätzt man nicht genügend. Lily, ohne Nachrichten von ihrem Manne, lebte in Todesangst um ihn. Er hatte sich unter dem Vorwand einer nicht näher bezeichneten, aber unumgänglichen Verabredung am Freitag nachmittag entfernt, und nun war es Dienstag, ohne daß man etwas von ihm wußte. Da schickte die in Tränen aufgelöste Gattin all seinen Freunden in der Umgebung die gleiche Depesche: „Hat Paul das Wochenende bei euch verbracht?" Sie verschickte zwölf gleichlautende Telegramme und erhielt am selben Abend zwölf Antwortdepeschen, die alle das eine Wort enthielten: „Ja."

Unverhoffte Antwort!

Du fragst erstaunt, in welchem Bad
Genesung er gefunden,
Der noch vor kurzem, ganz malade,
Gezählt die letzten Stunden.

Nun ist gebräunt sein froh Gesicht,
Verjüngt schaut er ins Leben,
Die schwerste Arbeit scheut er nicht,
Ihn treibt rastloses Streben.

In welchem Bad? Du irrst diesmal!
Er ist daheim gelieben
Und hat der Höhensonne Strahl
Als Hilfe sich verschrieben.

Wer einmal an sich die belebende und heilende Wirkung der „Künstlichen Höhensonne" — Original Hanau — verspürt hat, wird sein Leben lang der deutschen Wissenschaft dankbar sein, die einen derartigen, die größte Heilkraft der Natur erzeugenden Apparat erfinden konnte. Ihre ultravioletten Strahlen gleichen denen der Sonne im Hochgebirge, wirken aber schon in wenigen Minuten! Sie sind bei Bekämpfung von Herzleiden, Nervenbeschwerden, Grippe, Skrofulose, Rachitis usw. unentbehrlich, verhelfen aber auch dem Gesunden zur tatenfrohen, harmonischen Lebensauffassung.

PREISE: Für Wechselstrom: Jubiläums-Modell 210-250 Volt . . . . . **RM 220.50**
Für Gleichstrom: Bisheriges Modell **RM 126.—**
Gelegenheitskauf: Bisheriges Wechselstrom-Modell (nur noch ger. Restposten!) **RM 190.—**
Diese Preise versteh. sich frei Haus incl. aller Spesen

Interessante Literatur:

1. „Licht heilt, Licht schützt vor Krankheit", von San.-Rat Dr. Breiger, RM 0.95. 2. „Ultraviolettbestrahlungen bei Herz- und Gefäßkrankheiten", von Geh. San.-Rat Dr. Bach, RM 0.95. Erhältlich durch den Sollux-Verlag Hanau a.M., Postfach 687. Versand frei Haus unter Nachnahme.

Künstliche Höhensonne
— ORIGINAL HANAU —

QUARZLAMPEN-GESELLSCHAFT M. B. H.
HANAU AM MAIN, POSTFACH NR. 187

Senden Sie mir die neuesten Prospekte über die „Künstl. Höhensonne". (Abschnitt bitte einsend.)

Name: .....

Ort: ..... Straße: .....

Haben Sie Kinder?

Merkwürdig! Ehepaare, bei denen die „züchtige Hausfrau" nicht auch „Mutter der Kinder" wurde, scheinen die Frage nach ihrem Familienstand als persönlichen Angriff zu betrachten. Würden sie sonst bei derartigen Anlässen in geharnischte Abwehrstellung geraten und, anstatt ruhig und sachlich zu erklären, Meister Adebar sei niemals Gast in ihrem Schlafzimmer gewesen, mit hervorgesprudelten Begründungen aufziehen? „Nein, Gott sei Dank, das könnte uns noch fehlen!" — „Halten Sie uns wirklich für so dumm?" — „Kinderkriegen ist das undankbarste Geschäft!" — „Wir sind wirklich nicht vergnügungssüchtig!" Tausend derartige Antworten werden als Paradeschlag aus dem Speicher der Einwendungen hervorgeholt, obwohl das „Warum" eigentlich niemand zu interessieren hätte, weil man doch jeden nach seiner Fasson selig werden läßt.

(Ernst Friedmann im Wiener „Tag")

Der verheiratete Mann verhält sich zum Junggesellen wie ein gebundenes Buch zu einem broschierten.

Haben Sie bemerkt, daß, wenn man einer Frau sagt, sie sei hübsch, sie das immer für wahr hält?

Er stellte seine Frau vor mit den Worten: Mein täglich Brot.

Jules Renard

Die zweite Ehe. Durch Heiraten wird man klüger — selbst wenn die Ehe glücklich sein sollte, lernt man noch manches —, aber nichts auf der Welt macht so klug wie *zweimal* heiraten, namentlich wenn die Ehen sehr zweierlei sind. Da fällts einem förmlich wie Schuppen von den Augen. Was einem durch die Vergleichung alles aufgeht! Wie duldsam sie stimmt und — wieviel Böses man ein für allemal schon abreagiert hat! Bewußt glückliche Ehen sind immer nur zweite. Wieviel Tatsachen sind einem zu naturgewollten und deshalb akzeptierten Selbstverständlichkeiten geworden.

Franz Leppmann (in der „Dame")

Peter Altenberg über die moderne Ehe: *Er* tut, was *sie* will, und *sie* tut, was sie will.

Die erste Schallplatten-Besprechung (1908)

Grammophonplatte.

Von *Peter Altenberg*

C 2—42531. Die Forelle von Schubert. (Deutsche Grammophon-Aktengesellschaft.)

In Musik umgesetztes Gebirgswässerlein, kristallklar zwischen Felsen und Fichten murmelnd. Die Forelle, ein entzückendes Raubtier, hellgrau, rot punktiert, auf Beute lauernd, stehend, fließend, vorschießend, hinab, hinauf, verschwindend. Anmutige Mordgier!

Die Begleitung auf dem Klavier ist süßes sanftes eintöniges Wassergurgeln von Berggewässer, tief und dunkelgrün. Das reale Leben ist nicht mehr vorhanden. Man spürt das Märchen der Natur.

In Gmunden wußte ich es, daß täglich in den Nachmittagsstunden eine Dame in dem Laden des Uhrmachers die Grammophonplatte C 2—42531 zwei- bis dreimal spielen ließ. Sie saß auf einem Taburett, ich stand ganz nahe beim Apparat.

Wir sprachen niemals miteinander.

Sie wartete dann später immer mit dem Konzert, bis ich erschien.

Eines Tages bezahlte sie das Stück dreimal, wollte sich dannn entfernen. Da bezahlte ich es ein viertes Mal. Sie blieb an der Tür stehen, hörte es mit an bis zu Ende.

Grammophonplatte C 2—42531, Schubert, Die Forelle.

Eines Tages kam sie nicht mehr.

Wie ein Geschenk von ihr blieb mir nun das Lied zurück.

Der Herbst kam und die Esplanade wurde licht von gelben spärlichen Blättern.

Da wurde denn auch das Grammophon im Uhrmacherladen eingestellt, weil es sich nicht mehr rentierte.

Aus „Märchen des Lebens"
(1908 bei S. Fischer erschienen).

Er opferte sich für seine Familie

In Wien ist wieder was Seltsames passiert (Wien ist nicht nur eine sehr liebenswürdige, sondern auch eine merkwürdig kriminelle Stadt). Der Fabrikant *Willheim* verbrannte bei lebendigem Leibe und hinterließ eine Unfallversicherung auf 100 000 Schilling. Das kam der Versicherungsgesellschaft seltsam vor, das erinnerte sie an den Fall Marek.

Emil *Marek* aus Mödling, ein junger Elektro-Ingenieur, der seine 24 Jahre mit einem mächtigen Vollbart überdeckt hatte, dieser begabte und phantastische Erfinder hatte das Unglück oder die Willenskraft, sich mit eigener Hand ein Bein abzuhacken. Viele Indizien sprachen gegen den Zufall und für die Absicht. Aber die humane Wiener Gerichtsbarkeit sprach ihn frei. Ueber jenen Freispruch, der die Versicherungsgesellschaft zwang, einen Ausgleich mit Marek zu treffen, über jenes Urteil wurde viel gestritten. Indessen war es den Denkenden klar, daß der Richter die wahre Strafe schon am Bein und an der Seele des Marek vollzogen sah — so daß er dieses Unglück nicht noch mehren wollte mit einem Schuldspruch.

Mit Willheim verglichen, war Marek — er ist eben gestorben — trotz seiner ungeheuren Willenskraft nur eine kleine Seele. Er wollte der persönliche Nutznießer seines Unglücks sein. Auch Willheim opferte zuerst nur ein Bein. Wenn wir der Versicherungsgesellschaft glauben sollen, stürzte er nicht, sondern sprang von der Stadtbahn. Er lebte mit einer Prothese weiter. Aber sein wirtschaftlicher Ruin erlaubte ihm wohl nicht, weiter zu leben. Er legte Hand an sich (so folgert die Gesellschaft).

Andere lassen das Gas ausströmen, gehen in die Donau oder schießen sich ins Herz. Solcher Selbstmord schien dem Familienvater Willheim Feigheit und Flucht. Er legte Feuer an sich — so scheint es wenigstens. Die Versicherungsgesellschaft hat festgestellt, daß er aufrecht stehend verbrannte, daß er nicht das geringste unternommen hat, den Brand seiner Kleider, seines Körpers zu löschen. Er brannte steil wie eine Fackel. Sein letzter Gedanke war: Löscht mich nur nicht aus! Er ging für seine Familie ins Feuer — eine weitverbreitete und nichtswürdig gewordene Phrase machte er wahr und lebendig durch seinen Tod.

Dieser Selbstmord (wenn es einer war) mag juristisch einen Versicherungsbetrug darstellen. Dieser mutig begonnene, qualvoll vollendete Tod war dennoch ein Heldentod. Er ist mit 100 000 Schilling nicht zu teuer bezahlt.

V. W.

DER BESTE EHEBERATER:

Dr. Max Hodann

GESCHLECHT UND LIEBE

in biologischer und gesellschaftlicher Beziehung

In Kürze erscheint die grundlegend umgearbeitete Auflage (**57. bis 66. Tausend**) als billige Volksausgabe zum Preise von **4.25 M** in Leinen

Aus dem Inhalt: Von der Kunst des Liebesverkehrs / Eheberatung / Die Abtreibungsfrage / Schwangerenberatung / Ehescheidung / Gattenwahl

Vom gleichen Verfasser erschienen: **Sexualnot der Erwachsenen,** kartoniert 0.70 M. **Elternhygiene,** kartoniert 0.70 M

UNIVERSITAS BERLIN W 50

Sir Galahad, *Mütter und Amazonen.* (Albert Langen, München.)
Es ist schwer, kühl und knapp über dieses Buch zu schreiben. Man muß sich erst aus dem fieberartigen Traum lösen, den es in uns entbrennt. Dreiundzwanzig zauberhafte, ethnographisch historische „Medaillons" zeigen das wechselnde Gesicht des Mutterrechts über den Globus hin. In Biologie und Mythos, Magie und Symbol wird das Urphänomen: *Primat des weiblichen Naturprinzips* — zwar nicht erklärt („Urphänomene sind nicht da, um erklärt zu werden"), aber einsehen und wiedererkennen gelehrt. Die ältesten Vorurteile der Welt fallen um (Mulier taceat in ecclesia? Ohne mulier wäre nie eine Ecclesia gewesen!), Schlagwörter werden rücksichtslos geköpft, erdnahe und doch logisch vollendete Definitionen aufgestellt (Primitivität: nichts als anders gelagerte Kompliziertheit), alle „geschichtsfälschenden Methoden der männerrechtlichen Historikerzunft, dieser Heloten der grauen Hirnrinde", entlarvt und für immer vernichtet. Nach diesem Buch kann niemand mehr darauf pochen, die Frau habe keine Tradition! Sir Galahad schenkt sie ihr! Man erfährt unendlich viel aus dieser ersten Schöpfungsgeschichte der Frau. Man lese das besonders klare Medaillon: Sparta! Die Amazonen-Kapitel! („Amazonen ahmten Männliches nach? Nein! Sie annullierten es nur wieder!"). — Dieser grandiose Autor ist eine Frau. Ihr Pseudonym soll — aus Freude an der suggestiven Pracht des Namens Sir Galahad — nicht angerührt werden. Ihr Stil ist blutvoll, stark und scharf zugleich. Manchmal durchsetzt mit weiblicher Ranküne. Nie Phrasen. Nie schwerfällige Argumente. Alles intuitiv beschwingt. (Ueber die ausgebrannte linke Brust der Amazonen: „Nur die bis vor kurzem ungepflegten Europäerinnen ließen die Brüste wild wachsen"). Nie wird die Wahrheit versteckt. Der Gegner wird gestellt und tief einbezogen in das Ganze. Schließlich wirft Sir Galahad eine Hoffnung in das Dunkel dieser Tage: Das Urphänomen in gewandelter Gestalt — die zeitlose Frau! Sie ist es, die „zu überbrücken hat, was jetzt droht: die menschenlose Zeit"! — Man genießt dieses Werk aus Geist und Blut vom ersten Satze an, man fiebert 300 Seiten lang, man verläßt es: geklärt, bereichert, beglückt. *Ilse Linden*

Isolde Kurz, *Vanadis.* Der Schicksalsweg einer Frau. (Verl. Rainer Wunderlich, Tübingen.)
Ein schönes Buch aus einer andern Welt. Bilder von Menschen in einem von der Wichtigkeit der Kunst und der Seelenreinheit völlig ausgefüllten Leben, in Konflikte verstrickt, die nicht weniger schmerzhaft sein können, weil sie uns heute fern liegen. Die Sphäre kultivierten Heidentums, fanatischen Schönheitsglaubens ist uns fremd wie die Kleidermode, die gesellschaftliche Tradition von 1890, in der sich diese Edlen bewegen. Aber es stehen in dieser unzeitgemäßen, jedoch echten Auffassung Beispiele von Liebes- und Eheschwierigkeiten, die menschlich und historisch interessieren. Man glaubt nicht an ein Alterswerk, sondern an die starke Aeußerung einer vergangenen Periode. In sich zu ruhen, in ihrer Zeit unbeirrt zu wurzeln, scheint also das große Verdienst dieser Persönlichkeit. *G. F.*

Ernstes, medizinisch glänzend begutachtetes Mittel zur Steigerung körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit

Erhältlich in Apotheken • Broschüre kostenlos • TASCHENPACKUNG RM 1.50,
wo nicht, durch die HAUPTNIEDERLAGE DEICHTOR-APOTHEKE HAMBURG 59
Bei Voreinsendung des Betrages portofrei

G. B. Stern, *Ein allzunettes Mädchen.* Roman (Verlag Ullstein).

Loveday heißt das allzunette Mädchen. Es ist ein unverschämter, eleganter Lausejunge mit goldenen Haaren, ein zynischer junger Freibeuter, geldgierig, unsentimental, restlos aufgeklärt und maßlos naiv. Dank diesen Eigenschaften gerät sie in die verrücktesten Situationen, sie stellt lauter schreckliche Sachen an und ist in der Tat eine ganz unmögliche Person, und die gute alte englische Gesellschaft, aus der sie stammt, schwankt auch in bezug auf Loveday, unschlüssig zwischen shocking und wonderful! Aber das allzunette Mädchen verbirgt unter sehr viel Ruppigkeit und Seemannsjargon ein sensitives Nervensystem, eine spröde angelsächsische Fairness und, ja wahrhaftig, ein Herz — nicht minder golden als ihre Haare! Loveday ist die überzüchtete Blüte, besser Pflanze, aus dem Treibhaus luxuriösester Mondänität, und sie trägt in sich Unruhe, Aufruhr und den gesunden Zug zum Vulgären und Primitiven der jungen, umsturzfrohen Generation. Aber — „im Grunde bist du ganz brav", sagt ihr geliebter Charles am guten Ende, als sie nach mancherlei Freibeuterei im sicheren Hafen der Ehe landet. — Dann ist da noch eine Mutter, eine ziemlich katastrophale Kluckhenne; doch ihre Aengste und Nöte um Loveday, ihr kleinlicher Egoismus und ihre heroische Selbstlosigkeit werden mit soviel Liebe geschildert und das Problem zwischen Mutter und Tochter wird mit soviel Zartheit und menschlicher Güte berührt, daß es schließlich fast Lovedays Mutter, der komische alte Drache war, um deretwillen ich diess Buch von *G. B. Stern* liebgewann. Es erschien bei Ullstein, vorzüglich übersetzt von *Martin F. O. Boess,* und mit sehr hübschen Umschlagzeichnungen, mit dem Namen *Löwen* signiert. Ich mag solche Bücher mit einem liebenswürdigen Hauch von Snobismus viel lieber als die verlogene Problematik anderer moderner Jungmädchenromane, und ich finde, das allzunette Mädchen hat eine Menge brauchbarer Tugenden, Witz, Geschmack und sehr viel gute Laune!

Kadidja Wedekind

SIR GALAHAD

Mütter und Amazonen

Ein Umriß weiblicher Reiche

Leinen 11.50

Max Mohr in den Münchner Neuesten Nachrichten: Eine gewaltige Belesenheit und Stoffbeherrschung hat hier eine Rarität, die dichterische Sprache, nicht gestört; Charme und Witz haben ihrerseits nirgends das riesige Material zurechtgebogen oder verwischt. Auf einem wunderbaren Spaziergang werden wir hier durch die gesamte Prähistorie geleitet und als Begleitmusik ertönt dazu der zweite Satz aus der großen Mutterrechts-Symphonie. Allegro und Scherzo nach dem gedrungenen Bachofenschen Andante. Das Urphänomen, von dem dieses Werk ausgeht, ist das Primat des weiblichen Naturprinzips: „Am Anfang war die Frau". Weltenalte Symbole werden vorgestellt. Danach wird der prähistorische Atlas entfaltet und die Reise getan durch alle Länder und Völker mit Mutterrecht, von Amerika nach Indien, vom Lesbos zum Malaiischen Archipel, Tibet, Kreta, Sparta, Keltenland. Danach werden die verschiedenen modernen Theorien des Mutterrechtes vorgeführt. Und nach den Müttern galoppieren die „Amazonen" heran, die Tochterreiche nach den Mutterreichen, und hier entwickelt sich die Gestaltungskraft Sir Galahads zu ihrer ganzen Größe; wenn die Skythinnen männermordend durch den Kaukasus dringen und die Lybierinnen durch den Atlas, wird Prähistorie samt Historie zur reinen und wahren Dichtung.

Albert Langen / Georg Müller / Verlag · München

Die neue Zeit braucht neue Anstandsregeln – hier sind sie!

PAUL REBOUX

DIE NEUE LEBENSART

Deutsche Bearbeitung von Julie Elias
Kartoniert RM 3.80 · Leinen RM 5.40

Das Benehmen in der Ehe.

PIPER-VERLAG
MÜNCHEN

Francis Hackett: *Heinrich der Achte* (Rowohlt Verlag).

Welch ein enttäuschendes Buch! Mat hat diesen Heinrich immer für einen „König Blaubart" gehalten, und jetzt stellt sich heraus: Erstens, daß er nur sechs Frauen gehabt hat, also ebensoviele wie Eugen d'Albert; aber d'Albert wollte, als ihn der Tod überraschte, grade die siebente Frau heiraten, während Heinrich VIII. schon mit der sechsten genug gehabt zu haben scheint. Er starb allerdings bereits in den Fünfzigerjahren, vielleicht hätte er es sonst weitergebracht. Völlig überraschend ist aber, daß dieser angebliche Blaubart bloß zwei von seinen sechs Frauen umgebracht hat. Das geschah übrigens auf streng legale Art, sie wurden wegen Ehebruchs nach und vor der Heirat verurteilt, und als dies dem König zum zweitenmal, mit Katrin Howard (der Frau Nr. 5) widerfuhr, wurde er so allgemein bedauert, daß das Parlament zu seinem Schutz den Beschluß faßte: „Wenn eine unkeusche Frau den König heiratet, soll sie des Hochverrats schuldig sein." Kein Mann und König hat jemals so viel Pech mit Frauen gehabt wie Heinrich VIII. Mit der ersten, die er mit 18 Jahren nach vierjähriger Verlobung heiratete, hielt er es zwanzig Jahre aus, obwohl sie sechs Jahre älter war als er und außerdem noch die unangenehme Gewohnheit hatte, alle seine Söhne tot zur Welt zu bringen, — nur darum ließ er sich schließlich von dieser Katarina (von Aragonien) scheiden, blieb aber ihrem Andenken so treu, daß er später, als sie gestorben war, noch zwei Frauen namens Katarina heiratete; bei ihren Lebzeiten aber wählte er feinfühlig, wie er war, Frauen anderen Namens, nämlich zwei Annas und eine Jane. Und jedesmal ging es schief. Die zweite Frau schenkte ihm ebenso wie die erste bloß eine Tochter; die dritte Frau endlich gebar ihm einen Sohn, verließ ihn aber gleich darauf, — er hatte gewünscht, daß sie eine Woche nach der Entbindung an der Tauffeierlichkeit in großem Staat teilnehme, und das hielt die allzu zarte Jane Seymour nicht aus, sie starb daran. Nun gedachte Heinrich eine französische Prinzessin zu ehelichen. Mehrere kamen in Betracht; er wünschte, daß man sie ihm alle nach Calais zur Ansicht schicke. Der französische Gesandte erwiderte, das werde König Franz von Frankreich nicht tun, Heinrich solle jemand nach Frankreich schicken, dem er vertraue und der ihm Bericht erstatten könne. „Bei Gott", antwortete Heinrich wütend, „ich traue keinem als mir selbst, dazu geht mir die Sache zu nahe." Wäre er nur dabei geblieben! Aber wenige Monate später fiel er kläglich auf Anna von Cleve herein. Den Berichten über ihre Schönheit und die „treffliche Jugend" der Vierunddreißigjährigen hätte er ja nicht getraut, aber ihr Bild, von Holbein gemalt, das jetzt im Louvre hängt, tat es ihm an, — er konnte ja nicht wissen, daß Lukas Cranach, der Hofmaler von Cleve, der die Prinzessin Anna zuerst hatte malen sollen, als er erfuhr, zu welchem Zweck, sich krank meldete. Hanze Albein, Hans Holbein, hatte in Heinrichs Auftrag so viele Porträts gemalt, der würde ihn doch nicht hineinlegen. Als aber der König endlich in Rochester die Braut selbst sah, — da murmelte er bloß ein paar Worte und floh aus dem Zimmer, so „erstaunlich überrascht und entsetzt", daß er das mitgebrachte Geschenk zu überreichen vergaß. Dennoch nahm er auch dieses Ehekreuz auf sich, das vergalt ihm die brave deutsche Frau dadurch, daß sie sich als einzige seiner Frauen in Frieden und Freundschaft gegen gute Versorgung von ihm scheiden ließ. Und da geriet er an jene bösartige fünfte Katrin Howard. Die sechste Frau aber war die erste, die mit ihm umzugehen verstand. Katharina Parr hat Heinrich nicht bloß überlebt, weil sie das gewöhnt war, — sie hatte schon vor ihm zwei Männer überlebt — sondern weil sie ihn zu nehmen wußte. Einmal war sie dem Tod schon ganz nahe gewesen; seine Feinde sagten ja Heinrich nach, er ziehe es vor, Engländerinnen zu heiraten, weil er sie leichter umbringen könne als eine treulose Ausländerin fürstlichen Geblüts. Und er hatte gegen Katharina Parr, als sie einmal mit ihm einen religiösen Disput führte und nicht nachgeben wollte, bereits Anzeige wegen Ketzerei erstattet. Aber Katharina war nicht rechthaberisch, wenn es ihr Leben galt. Schon war die Anklageschrift gegen sie aufgesetzt und vom König unterschrieben, da erschien sie beim König und leistete Abbitte: Sie habe doch eigentlich mit dem König nur disputieren wollen, weil er krank war, um ihm die Zeit und die Schmerzen zu vertreiben. Aber dann habe sie aus den ge-

lehrten Ausführungen des Königs so großen Nutzen gezogen, sie müsse ihm danken! Heinrich strahlte. Und als der Ankläger mit vierzig Mann Leibwache erschien, um die Königin in den Tower abzuführen, schrie er ihn „Bestie, Narr, feiger Schurke" an. Welcher Mann würde eine Frau hergeben, die sich von ihm überzeugen läßt!... Das Buch Francis Hacketts ist fast so dick wie der arme König, von dem es handelt. Daß dieser Heinrich für England getan hat, was zwei Ludwige, der elfte und der dreizehnte, für Frankreich getan haben, nämlich den Staat von der Adelsherrschaft zu befreien, — das wird aus Hacketts Werk nicht recht klar. Aber was er unter seinen Frauen gelitten hat, wird man nicht ohne Mitleid lesen.

Ludwig Reve

Walther von Hollander, *Schattenfänger.* Roman einer Familie. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Was diesen neuen Roman von Hollander so schön macht, was ihm sein Eigenleben gibt, ist die Gestaltung des Halbdunkels, das hinter den greifbaren Dingen des Lebens liegt. Wir sind, was wir tun, aber wir sind nicht nur, was wir tun: hinter dem Tag und seinen Taten, hinter dem Wort, das unsere Zunge spricht, hinter der Liebe, die unser Herz bezwingt — hinter dem allen ist Halbdunkel, ist Schatten. Welche gibt es, die immer von diesen Schatten wissen, die sie zu fangen suchen, die sie mit dem deutlichen Leben unter dem klaren Tageslicht in Einklang bringen wollen: Schattenfänger, denen nicht nur die Schatten, sondern über ihrem Fangespiel auch der Alltag unwirklich wird. Im Beginn dieses Romans, der von dem Leben einer Berliner Familie Anno 1929 erzählt, kriecht dem Sanitätsrat Dr. Kramer, einem angesehenen Mann, Arzt eines Ministers, ein Patientenkind in den Winterschnee und erfriert. Ist er daran schuld? Schatten steigen — aber, wenn er daran schuld ist, ist er an allem schuld. Auch an der unbefriedigten Frau, auch am Schicksal der entgleitenden Kinder, auch an dem ganzen Leben, das so undeutlich ist und so überdeutlich. — Da gehen sie hin, sie verarzten viel zu viel Patienten, sie versorgen einen Haushalt und Kinder, sie schlafen mit Männern und schlafen mit anderen Männern, sie sind politisch und legen Bomben — aber hinter alledem und tausend Dingen noch liegt Schatten, lebt Schatten. Fangen wir ihn ein? Halten wir ihn? Alles zerrinnt über unserer Fängerei, schon ist alles wieder anders geworden. Das Kind erfror, aber von der Wärme des Straßeninspektors Mecklenburg getaut, wurden die vereisten Tränen auf den holden weichen Wangen noch einmal warm, flossen noch einmal. Gehen wir in der Sonne, werfen wir ja auch Schatten, wir sind da *und* sie sind da, so ist es, nicht anders. Ein Kind wird geboren, ein Kind ist gestorben, all das bedeutet nichts und alles, je wie wir stehen. Also: es bedeutet doch alles. — Aber am Ende dieser Zeilen noch einen Gruß an Benita, Tochter jenes Sanitätsrats, ein unverheiratetes Mädchen, das von dem verheirateten Freund ihres Vaters ein Kind erwartet. Eine deutliche Gestalt, ich kenne sie, klug und mit Herz, nüchtern und voll Phantasie — eins von den Mädchen aus dem Heute, die um ihr Ziel wissen (während die Jungen ziellos sind) — einen Gruß also an Benita!

Hans Fallada

Wer sich mit irgendeinem Verzicht auf saftige Erdenfreude abspeisen läßt und vor Eigengestaltung seines Lebens fürchtet, ist nicht imstande, die Ratschläge der Bücher von Bô Yin Râ zu benützen. Sie wenden sich nicht an Kopfhänger, sondern an aufrechte Menschen. Das zuletzt erschienene Werk hat den Titel „Der Weg meiner Schüler" und ist in jeder Buchhandlung erhältlich. Preis RM 6.—. Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegründet 1816) Basel-Leipzig.

Käte von Porada, *Mode in Paris* (Frankfurter Sozietäts-Verlag).

Mode gehört auch zum Thema der Ehe. Kleider machen nicht nur Leute. Sie erwecken Gefühle, sie töten Gefühle. Sie gehen in gutem und in bösem Sinne auf die Nerven. Die Mode spielt eine große direkte Rolle im Leben der Frauen — und eine mindestens ebenso große, indirekte Rolle im Leben der Männer. Aber Mode in Paris, das ist ein Kapitel für sich. Diesmal ist es sogar ein Buch für sich. Das ernste, inhaltsreiche Buch einer klugen und feinfühligen Frau. Der Begriff Pariser Mode zaubert immer eine leichte, bebänderte Atmosphäre vor. Und ist doch im Grunde so ernst wie Kohlengruben und Ackerbau. Denn von dieser Pariser Mode leben Riesenindustrien, leben viele Hunderttausende von Menschen. Käte von Porada hat die großen Schneider und die kleinen Schneidermädchen beobachtet. Sie lebte eine Weile das Leben hinter den Kulissen der Mode mit. Sie beschreibt die eiserne Disziplin, die bis ins kleinste aufgebaute Systematik der Lehrjahre. Die kleine Arbeiterin wird nicht von heute auf morgen die große Directrice. Fein beobachtet die grundlegende Eigenschaft, die das hohe Niveau der arbeitenden Pariserin erzeugt: die „conscience professionelle" — das Berufsgewissen. Ueber allem schweben die Könige von Gottesgnaden, die Einmaligen, die „grands conturiers". Die Männer, deren Macht keine Grenzen kennt. (Nur Zölle ...) Dieses Buch enthält, neben vielem sachlich Interessanten, amüsante Details über große Schneider und große Kunden. Und über die ungeheure Nervosität, welche die Luft der berühmten Schneiderateliers erfüllt. *Anita*

Claire Goll, *Ein Mensch ertrinkt.* (E. P. Tal & Co., Verlag, Wien.)

Die Modeschriftstellerin Claire Goll schreibt einen handfesten Roman über die „Leiden der Kreatur". Eine selbst-retterische Tat. Jeder Satz läutet Sturm. So stark ist die seelische Reaktion dieser Künstlernatur, daß Zola manchmal übertrumpft wird! Alle Luxusstätten, die Claire Goll besuchen mußte in ihrem Dienst an der Mode, sind umgewandelt in Leidensstationen des weiblichen Geschlechtes. Alle Plauder-Gespräche gehärtet zu naturalistischen Derbheiten. Und alle Mondänen der großen Schneiderateliers verhext in ein kleines Pariser Dienstmädchen. Diese Heldin trägt ein Leidenspaket, das, einzeln verteilt, für zehn Dienstmädchen reichen würde. Damit fällt der Roman aus der Sphäre des Typischen ins Nur-Individuelle. Der tendenzstarke Stoff verliert die kämpferische Spitze. Vielleicht nicht ohne Absicht. Claire Goll lebt in Paris. Sie schreibt in deutscher Sprache. Das französische Publikum, das dieser Dienstboten-Roman aufrütteln könnte, liest keine deutsch geschriebenen Romane. Deutschland hat „Hausangestellte", die keine literarische Hilfe mehr brauchen. So bleibt: das künstlerische Porträt einer primitiven Seele inmitten ihrer tragischen Lebensluft. *Ilse Linden*

Bertrand Russell. *Ehe und Moral.* Eine Sexualethik (Drei-Masken-Verlag).

Onkel Russell gehört zu jenen wenigen Sozialpädagogen, deren Lehren nicht wie Predigten wirken, sondern wie freundliche Feuilletons. Das bedeutet, daß man sie lesen kann, ohne sie beherzigen zu müssen. Was wiederum zur Folge hat, daß man sie beherzigt. Seine Sexualethik ist ein gescheites Kompendium aller Ehefragen, nicht der trivialen, sondern der ewigen, von denen letztlich das Glück des kurzlebigen Menschen abhängt. Sein Buch ist nicht nur gescheit und gebildet, sondern auch von einem ernsthaften Witz diktiert, und wie zum Beispiel das Kapitel über die Bedeutung der Liebe im menschlichen Leben erweist, von wirklicher Wichtigkeit. — Weniger originell und doch erbaulich, von volkstümlichem Zuschnitt, sein neues Buch *Schlüssel zum Glück* (Ein Versuch zu besserer Lebensgestaltung), im selben Verlag erschienen. Jedenfalls hat Russell was zu sagen, und somit der Leser was zu lernen. *W.*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin - Charlottenburg.

Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Kraus, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH

RESTAURANT

LA CIGOGNE

PARIS

Restaurant, Dancing, Vorführungen, American Bar, Soupers. 27, Rue Bréa Zentrum des Montparnasse, die ganze Nacht geöffnet.

Boule Blanche

Kabarett • Negertanz
10 Attraktionen

MONTPARNASSE

33 Rue Vavin • Paris

RESTAURANT **BOSC**

L. DEFAYE NACHF.

Paris, 135, Avenue Malakoff (Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

Winter
im sonnigen Süden!

Zu vermieten in

ASCONA **Tessinerhaus** mit modernstem Comfort. 4 Minuten v. See (Lago Maggiore) & Golfplatz. Ruhig und staubfrei. Vollständig und gediegen eingerichtet. Ganzes Haus heizbar. Groß. Wohnzimmer mit Kamin. 3 Schlafzimmer. 5-6 Betten. 2 gedeckte Terrassen

Auskunft:
W. Spiess, K. H. Wackernagel, Arch., Postfach Basel 3

Herbin-Stodin

unschädlich und unübertroffen bei starken

DIMETH.AC.PHENYL. PHENAC. LITHIUM
20 Tabl. 1,05
10 Tabl. 0,60

Kopfschmerzen

Rheuma, Muskel- und Nervenschmerzen

Kaufen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin, und Sie werden angenehm überrascht sein.

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

KUNST-
UND
GEWERBESCHULE

MAINZ

VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN

Neu! KLINGE 20 Pf.

5 Minuten PERI-Rasur — 20 Stunden glatt!

Aufs gründliche Rasieren kommt es an! Das Gesicht muß bis zum späten Abend glatt sein. Eine Rasur mit PERI RASIER-CREME macht in 5 Minuten für 20 Stunden glatt. PERI schenkt jedem Freude, weil das Rasieren selbst des stärksten Bartes mit ihr so flott, bequem und gründlich vonstatten geht.

PERI RASIER-CREME ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar bis in seine Wurzeln besonders weich. Der Bart ist rasch schnittreif, die Klingen werden geschont. Eine Minute Einschäumen genügt. Einreiben mit den Fingern unnötig. Nach der Rasur mit Peri Rasier-Crème ist die Haut sammetweich. Und jetzt zur letzten Vervollkommnung der Peri-Rasur die neue, extra dünne **PERI-Klinge** DRGM zu **20 Pfg.** Dann wird der Bart geradezu weggewischt.

Tube zu 50 Pfg. und M 1.25. Überall erhältlich!

PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. M., PARIS, LONDON

DER QUERSCHNITT

XII. Jahrgang Berlin, Ende November 1932 Heft 11

INHALT

Annemarie Horschitz: Die Krise vor 1900 Jahren. . . 765
Frantz Clément: Gegen die Sachverständigen 770
Thomas Mann: München und das Weltdeutsche . . . 773
Paul Valéry: Literatur 776
Joseph Hergesheimer: Aussichten der Schriftstellerei . . 778
Etienne Rey: Der Snobismus der Obszönität 781
José Ortega y Gasset: Don Juan, Stendhal, Chateaubriand 783
Theodor Kramer: Gedichte aus dem Krankenhaus . . 788
Alfred Wolfenstein: Die Taten der Dichter 790
Leo Lania: Tuchatschewski, der rote Marschall . . . 796
Michael Sostschenko: Er hat Lenin gesehen 799
Camil Petrescu: Titulescu, Minister auf Reisen . . . 801
Karl Čapek: Wo kommen die Bücher hin? 805
Dino Provenzal: Eine neue Aufgabe für die Literatur . 808
Rudolf Arnheim: ABC am Marmortisch 810

Marginalien:

Die Hollywood-Hungerkur / Bei Gloria Swanson / D'Annunzio: Botschaften an Piccard / Victor Wittner: Der 70jährige Gerhart Hauptmann / Ernst Lorsy: Rache an einer Muse / Moskowitische Anekdoten / Karl Lohs: Das Wunderkind / Hans-Adalbert Freiherr v. Maltzahn: Ein kommender Dichter, Gui Bernard de la Pierre / H. Görtz-Moldrick: Der Mensch / Erwin Sedding: Der altmodische Mensch / Friedrich Karinthy: Gesangs-Unterricht / Wovon ist die Rede oder Das deutsche Rätsel / Der letzte Dandy / Bernard Guillemin: Der Dichter Marcel Jouhandeau / Ernst Lissauer: Neue Lyrik / Bücher- und Schallplatten-Querschnitt

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Erwin Damaske

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

KUNST *und* AUKTIONEN

Auktion in Frankfurt a. M., 6., 7. u. 8. Dez.
Sammlung Dr. Rothschild: Kleinplastik
Sammlung Karl Bacher: Ostasiatische Kunst
Textil- und Teppichsammlung
HUGO HELBING
Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstraße 8

Gemälde
alter Meister
KUNSTHAUS MALMEDÉ
Köln a. Rh., Unter Sachsenhausen 33

Zeitgenössische Kunst
Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.
GALERIE FERDINAND MÖLLER
Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde
moderner Meister
GALERIE WEBER
Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

Einfach und klar

sind die Ausdrucksformen der Baukunst unserer Zeit. — Wie die Architekten der ganzen Welt heute bauen, welche Lösungen sie für die Ausstattung der Räume finden, das zeigen Ihnen in mustergültigen Abbildungen die

MONATSHEFTE FÜR BAUKUNST UND STÄDTEBAU

(früher: Wasmuths Monatshefte)
Der Bezugspreis ist **von 27 M jährlich auf 19 M jährlich** herabgesetzt. (Einzelhefte 1.90 M, im Abonnement 1.60 M)
Über 100 Abbildungen in jedem Heft

BAUWELT-VERLAG, Berlin SW 68, Charlottenstraße 6

Die Krise vor 1900 Jahren

Von

Annemarie Horschitz

„Ave, lieber Freund. Warum so in Eile? Bringen Sie mich zu den Thermen?"

„Danach steht mir nicht der Kopf, liebes Kind. Ja, als Rom noch Republik war, das waren glückliche, sorglose Zeiten!"

„Was ist denn los, Lucullus? Seien Sie doch nicht so aufgeregt."

„Schwer lastet die Verantwortung auf mir, die Pflicht ruft, die Börse winkt, eine dringliche Sitzung ist anberaumt. Wissen Sie denn nicht, daß Balbus & Ollius vor zwei Tagen die Schalter geschlossen haben? Mercur und Jupiter! Und all die schwebenden Verfahren wegen Bankrotts vorm Praetor! Rom ist in höchster Gefahr: der ganze Staat geht unter diesem System zugrunde. Salve, Sylvia, ich muß aufs Forum, die letzten Schrecknisse lesen."

„Ach, Sie wissen das Neueste noch gar nicht, Lucullus? Das tut mir aber leid. Sie sind doch auch mit Leukyppus & Söhnen liiert? Reizende Leute, aber eben Griechen. Mein Mann sagt immer, es fehlten ihnen die genialen Wirtschaftsführer Roms, und die Kombinationsmethode mit dem Vogelflug sei längst überholt. Der reinste Wirtschafts-Hellenismus, und auch diese olympischen Spiele sind doch nichts als bloße Wichtigtuerei. Was meinen Sie, Culli, werden alle griechischen Werte fallen?"

„Ach, du allmächtiger Mercur! Das ist ja furchtbar! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Wie? Was ich Ihnen jetzt mitteile, bleibt unter uns, Sylvia, ist streng vertraulich: Unsere letzte Hoffnung ist der Silberstreifen am Horizont. Salve, ich muß zur Sitzung: es muß umgehend etwas geschehen."

Es muß umgehend etwas geschehen", sagte Lucullus kurze Zeit darauf auch in der Senatssitzung, und man begann zu beschließen, zu verordnen, zu verbieten. Wie hatte es nur zu einer solchen katastrophalen Lage kommen können? Die Wurzel allen Übels war natürlich im System zu suchen. Jahrelang hatte man die wahre Volkskraft mißachtet und unterminiert. Die bäuerlichen Kleinbetriebe waren der rationellen Bewirtschaftung, der Massenproduktion geopfert worden. Die Bauern- und Siedlungsfrage stand auch heute wieder als erste auf der Tagesordnung. Wieviel vergebliche Versuche hatte man nicht gemacht, um den Bauern aufs Land zurückzubringen! Durch die Verführungen des städtischen Lebens und die hohen Löhne hatte man heimtückisch und niederträchtig die Armen von der heimatlichen Scholle hinweggelockt und der Mutter Erde entfremdet. Das Schlimmste dabei war: schon wollte kein Mensch mehr zurück aufs Land, denn — ganz ohne Umschweife gesagt —die Caesaren ließen sich die Volksbelustigungen allerhand kosten, und außerdem wurden die Verdienstmöglichkeiten auf dem Land immer geringer. Die Gestehungskosten waren naturgemäß auf den einzelnen Bauernhöfen größer, als auf den Latifundien, auf denen Kriegsgefangene Sklavenarbeit ohne Entgelt verrichteten. Außerdem waren die Transportkosten auf dem Landweg soviel teurer als zu Schiff, daß der italische Bauer, der nicht gerade in der Umgebung von Rom lebte, gar nicht mit den billigen Getreideangeboten aus den reichen afrikanischen Provinzen konkurrieren konnte. Ins Meer sollte man das Getreide schütten, oder verbrennen. War das noch Segen, Ceres?

Die Lage wurde durch die Veteranen aus den gallischen Kriegen noch verwirrter. Julius und Augustus Caesar hatten den Kriegsveteranen eine Rente

gezahlt — das wäre in den guten republikanischen Zeiten nie passiert —, und diese Unsitte hatte man unter Tiberius beibehalten. Wozu hatten sie denn gekämpft? Waren sie nicht Helden, der Stolz des Vaterlandes? Heute hatten sie sich zu einer gewaltigen und gewalttätigen Partei zusammengeschlossen, deren Ansprüche ständig wuchs, die Unruhe und Terror unter der Bevölkerung verbreitete, die zu herrschen gewohnt war und die herrschen würde —, koste es, was es wolle. Dies führte zwangsläufig zu einer Art Militärkontrolle und Diktatur über die kaiserliche Regierung.

Ein Vorschlag nach dem andern wurde im Senat zur Befriedung vorgebracht und verworfen. Ein Historiker von damals berichtet: „Tiberius schrieb dem Senat, und zwar in Ausdrücken heftigsten Vorwurfs. Er kritisierte dessen Untätigkeit, die dem rebellischen Geist der Bevölkerung gestatte, jegliches Gesetz zu mißachten." Tiberius konnte die wachsende Unzufriedenheit des Volkes gar nicht verstehen, denn „er stellte fest, daß die auf seinen Befehl jährlich eingeführten Getreidemengen und die Provinzen, aus denen er seinen Bedarf deckte, die Zahl von früher weit übertraf".

Weiter nahm Tiberius, der sich damals in Capri seinen Ruf als Spieler schuf, keinen Anteil an der Angelegenheit, „aber sein Schweigen gewann ihm keine Popularität. Er schmeichelte sich selbst, daß man sein Verhalten als Selbstbescheidung eines republikanischen Herrschers auslegen würde, aber man hielt es allgemein für den dumpfen Stolz des Tyrannen."

Schließlich bestimmte der Senat mit der stillen Genehmigung des Kaisers, daß jeder Kapitalist zwei Drittel seines Vermögens in italischem Grund und Boden anzulegen habe. War das nicht der erste Schritt zur Enteignung, zur kalten Sozialisierung? Eine unglaubliche Vergewaltigung der Privatkapitalisten nannten es selbst die Gemäßigteren. Man hoffte, mit einer starken Kapital-Injektion der Landwirtschaft zu helfen. Ein Datum wurde für das Inkrafttreten dieser Verordnung festgesetzt und schwere Strafen für die Nichtbefolgung angedroht. Die Folgen dieser parteipolitischen Maßnahmen sollten sich nur zu bald auswirken, auf allen Wirtschaftsgebieten.

Einige Bankiers und die meisten reichen Senatoren, die politisch stark exponiert waren, investierten ihr Geld umgehend. Manche traten aus dem oder jenem Grund in Verzug. Viele hatten ihr Geld anderweitig festgelegt, wieder andere mußten ihre Anleihen und Depositengelder zurückfordern, sie vergrößerten hierdurch die allgemeinen Verluste. Zum Beispiel entstand der Konkurs von Balbius & Ollius durch die Abzüge von Publius Spinther, der ungefähr fünf Millionen Depositengelder bei diesem Bankgeschäft stehen hatte. Das war eine Riesensumme, und man mußte schon mit Schwierigkeiten rechnen. Es war eine außerordentlich kritische Situation, aber es wäre vielleicht nicht so schlimm geworden, wenn nicht gleichzeitig ein anderer harter Schlag die Banken getroffen hätte. Diese konnten die Wertpapiere von Balbius & Ollius nicht aufnehmen. Die Firma Quintus Maximus & Lucius Vibro hatten sich schwer mit einer Anleihe bei dem großen Purpurfarbstoff-Exporteur Malchus in Tyrus, Ephesus und Antiochia engagiert. Diese Firma war schon eine Zeitlang in Schwierigkeiten. Ein Streik in Tyrus hatte die Produktion stillgelegt; den letzten Anstoß gaben die Unterschlagungen eines ihrer Geschäftsführer. Wo man hinhörte und hinsah, überall zeitigte das korrupte

Leporini

kaiserliche System seine Früchte. Der große Malchus war in Schwierigkeiten, ging in Konkurs.

Maximus & Vibro hätten vielleicht sogar auch dieses überstehen können, wenn nicht noch ein großer Kunde ausgefallen wäre. Es handelte sich um Seuthes & Söhne, die große Importfirma in Alexandrien (Ägypten). Auch sie hatten eine Pechsträhne. Eine Reihe ihrer Unternehmungen hatte sich unrentabel gezeigt. Der letzte Preissturz für Fertigwaren hatte ihre Elfenbeinexpedition, von der sie sich Riesengewinne versprochen hatten, zu einem großen Verlustgeschäft werden lassen. Neue Preissenkungen auf dem Markt für Straußenfedern machte ihr Lager einst gut verkäuflicher Ware minderwertig. Um das Unglück zu vervollständigen, verloren sie auf See einen großen Teil ihrer Gewürz-Schiff-Flottille. Die große Luxuswarenfirma Seuthes & Söhne gi g in Bankrott.

Als diese Nachrichten nach Rom kamen, redeten böse Zungen in der Via Sacra, daß Maximus & Vibro keinesfalls diesen zweiten Fehlschlag überstehen könnten; und sofort begann ein Sturm auf ihre Bank. Das Gerücht brachte auch das Bankhaus Gebrüder Pettius mit diesem letzten Fehlschlag in Zusammenhang. Dies war eine angesehene Firma, die eine Anzahl Korrespondenten im nördlichen Gallien besaß. Ein großer Teil der Bankgelder war zu hohen Zinssätzen an belgische Edle ausgeliehen worden. In normalen Zeiten hätte man diese Obligationen leicht diskontieren können, denn man hielt sie für gut, und der Zinssatz war entschieden lockend. Heute redeten böse Zungen an der Börse von der wilden Expansionslust der Firma Gebrüder Pettius.

Gewisse politische Dinge sprachen natürlich stark mit. In Gallien kriselte es bedenklich. Beobachter berichteten von starken völkisch-revolutionären Strömungen; die Regierung befand sich in einer schwierigen Situation. Beliebt war man bestimmt nicht in dem eroberten Barbarenland. Die Steuern waren außerordentlich hoch — irgendwie mußten ja schließlich die Kriegskosten wieder eingebracht werden. Diese Tributzahlungen wurden von Jahr zu Jahr drückender

empfunden. Die Romanisierung der entfernten Provinzen war für diese selbst eine sehr kostspielige Angelegenheit; der Bau öffentlicher Gebäude und Straßen verschlang Unsummen. Die barbarischen Agitatoren kämpften für ihr Volkstum und ihre Scholle gegen Technik, Mechanisierung und Überfremdung.

Ein Moratorium war erklärt worden, und eine Zeitlang war es unmöglich, Schulden auf dem gebräuchlichen Rechtsweg einzuklagen. Aus diesem Grund waren die übrigen römischen Bankhäuser trotz der hohen Verzinsung und den bis dahin günstigen Zahlungsberichten abgeneigt, die belgischen Wertpapiere, die Pettius besaß, zu diskontieren. Außerdem machten die Bankiers darauf aufmerksam, daß ihre Kundschaft die Papiere nicht kaufen dürfe, da eine Senats-Verordnung den Besitz fremder Wertpapiere für jeden auf ein Minimum begrenzte. Unter diesen Umständen mußten die Banken den Gebrüdern Pettius ihre Hilfe versagen. Pettius und die Firma Maximus & Vibro schlossen am gleichen Tag die Schalter.

Schließlich gingen wilde Gerüchte um, daß noch andere Banken in Mitleidenschaft gezogen seien. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit stellte eine große Firma in Carthago ihre Zahlungen ein. Ihr folgten zwei Banken in Lyon und eine in Byzanz. Weltdepression! Antikapitalistische Ideen wurden laut. Das System sei schuld, die Monarchisten und Imperialisten. Die öffentliche Hysterie wuchs. Die Bankiers der Via Sacra benachrichtigten ihre Depositoren, daß diese über ihr Guthaben nur nach langfristiger Kündigung verfügen könnten. Infolgedessen stürmte man die Bankgeschäfte. Jeder wollte sein Geld haben, und wo sollte man es plötzlich hernehmen? Eine Firma nach der andern war gezwungen, ihre Schalter zu schließen. Die Zinssätze stiegen, und eine Zeitlang machten Privatleute, die Geld ausliehen, große Geschäfte, da sie sich nicht um den gesetzlichen Zinsfuß von ein Prozent monatlich kümmerten. Tägliches Geld war über Nacht eine teure Ware geworden. Hören wir Tacitus: „Der Mangel an Bargeld brachte neues Unheil mit sich. Kreditoren drangen darauf, ihre Konten auszugleichen, und Strafvollzug wurde gegen alle beantragt und durchgeführt, die verschuldet waren. Ihre Effekten wurden verkauft, und alles Bargeld entweder dem Schatzamt überwiesen, oder von einem reichen Geldgeber geschluckt."

Tag und Nacht hielt der Praetor Gracchus öffentliche Auktionen ab. Keine Anleihe wurde erneuert, und sobald ein Wechsel fällig war, bestand der Gläubiger auf Rückzahlung. Männer, die man für reich gehalten hatte, wurden über Nacht zu Bettlern. Stadthäuser und Landvillen kamen zu lächerlichen Preisen unter den Hammer. Warenlager, Möbel, Sklaven, Eß- und Kleidungsvorräte gingen in Zwangsversteigerungen zu jedem Preis fort. Nur wenige Leute hatten Mut und Geld, um auf diesem tiefer und tiefer sinkenden Markt zu kaufen, und die Panik griff auf alle Gebiete, auf die Grossisten wie die Detaillisten über. Sicherheit und Vertrauen, die Grundlage jeglichen Handels, fehlten.

Ein Historiker von damals sagt: „Der Plan, den Schuldner zu zwingen, sein Land zu verkaufen, und den Gläubiger zu zwingen, es zu kaufen, verschlimmerte das Unheil, anstatt es zu lindern. Die Wucherer lagen auf der Lauer, um bei niedrigstem Preis zu kaufen, und häuften zu diesem Zweck ihr Geld an. Der Wert des Landes sank in stetigem Verhältnis zur Anzahl der zum Verkauf gestellten Güter, und der Schuldner wurde ohne jede Hilfsmittel zurückgelassen."

Marianne Breslauer

November (Berlin, Lützowufer)

Erich Grisar

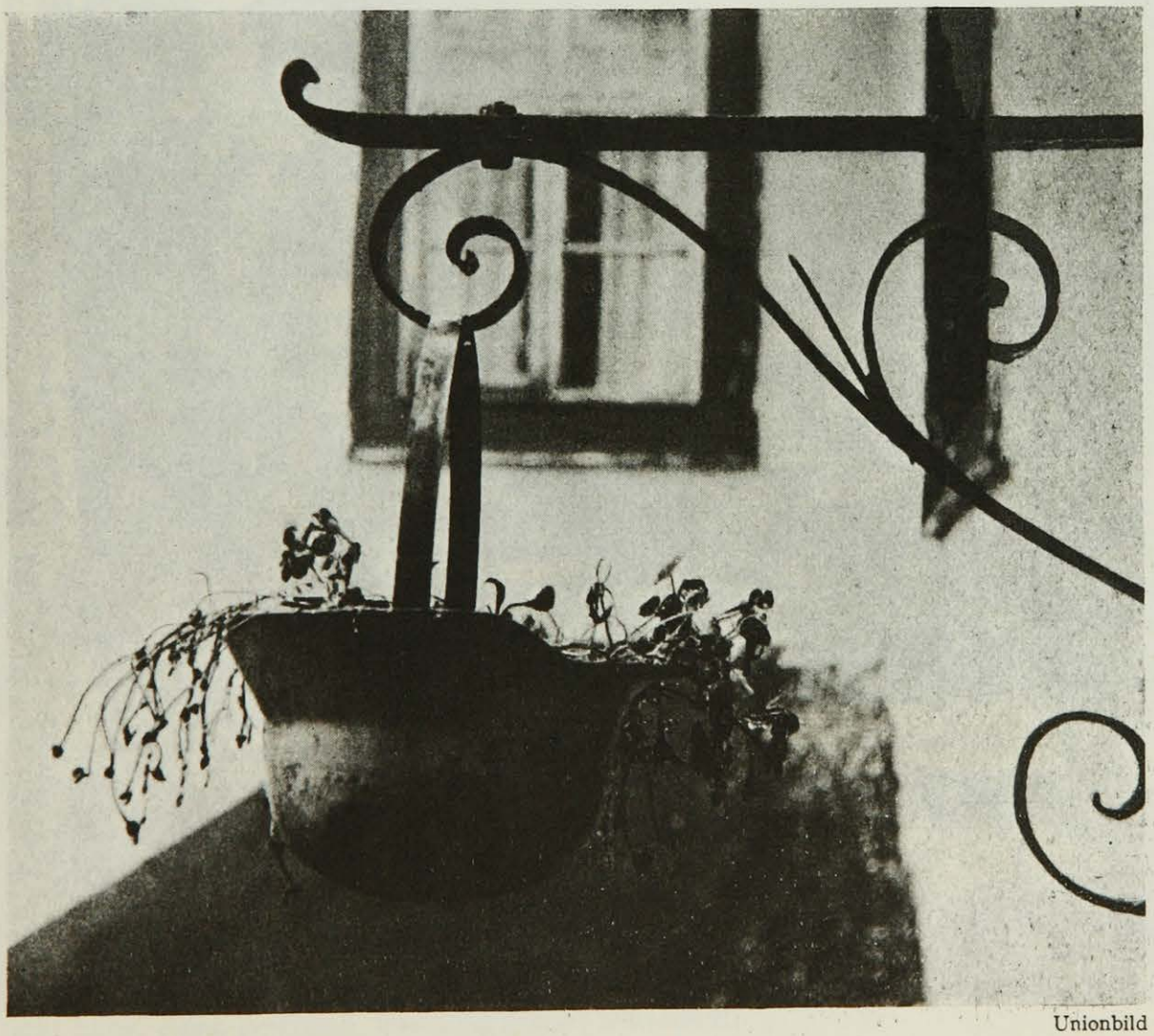
Autarkie-Bestrebungen an der Lahn

Gerte Illing

Laden 1932 (Berlin)

Rotraut Kutscher

Wetterhahn (Bayern)



Unionbild

Der alte Stahlhelm

Galloway

Eine Bank in New York

Die Nachricht von einer hervorragenden Ernte in Nordafrika hielt die Panik nicht auf; im Gegenteil verschlimmerte die Ankunft einer großen Getreideflotte aus Ägypten eigentlich nur die Lage der Landwirte und Bauern. Wahnwitziger Traum wahnsinniger Imperatoren — dieses Weltreich! Not taten agrarische Schutzzölle; erstrebenswertes Ziel war eine auf Italien gestellte, autarkische Wirtschaft.

Der Senat trat zusammen. Der Ernst der Lage förderte ein Maximum oratorischer Leistung und ein Minimum praktischer Taten zutage. Die meisten Senatoren waren reiche Leute und hatten, dem Zwangsinvestierungs-Dekret zufolge, selbstverständlich keine Lust zu handeln; andere wieder waren stark verschuldet und konnten nichts tun, ohne den Verdacht des Eigennutzes auf sich zu ziehen. Man wandte sich in dieser Not an Tiberius — man glaubte, der Tiefstand der Krise sei erreicht —, und dieser legte von seinem Sommersitz auf Capri aus ein Sanierungsprogramm vor. Welcher Günstling war hier wohl am Werk? Wer profitierte? Das kaiserliche Dekret wurde dem hohen Senat und dann einer gereizten Volksmenge auf dem Forum vorgelesen: Tiberius hob das Moratorium einfach auf!

Diese Aktion führte eine Hausse in fremden Wertpapieren mit sich. Römische Bürger, die solche Obligationen kauften, konnten jetzt, falls die Zahlungen nicht geleistet wurden, den gewöhnlichen Rechtsweg einschlagen.

Das Landwirtschaftsprogramm, das bereits riesige Summen verschlungen hatte, sollte zurückgestellt werden. Dies setzte der Liquidation weiterer Werte einen Riegel vor. Es war höchste Zeit. Die Liquidationen hatten bereits monatelang angedauert, seitdem nämlich der Senat die agrarischen Maßnahmen angeordnet hatte.

Tiberius setzte außerdem eine ungeheure Summe zur Ankurbelung der Wirtschaft aus. Gewisse Bedingungen waren an die Gewährung der riesigen Anleihe geknüpft. Die Banken sollten das Geld an die notleidendsten Industrien und Gewerbe leihen, und zwar drei Jahre vollkommen zinslos. Die dafür geforderte Sicherheit bestand in Grundbesitz, und zwar verlangte man das Doppelte einer gewöhnlichen Kaution.

Im Handumdrehen belebte sich der Grundstücksmarkt; Land, das man zu jedem beliebigen Preis geopfert hatte, für das man keinen Käufer hatte finden können, war über Nacht die Basis für die von allen heiß ersehnte Anleihe geworden. Der Umschwung begann. Private Zinssätze sanken umgehend. Nach kurzer Zeit brachte Geld wieder nur ein Prozent im Monat. Es gab plötzlich genug der köstlichen Ware, in manchen Fällen sogar zu niedrigeren Sätzen als früher. Beruhigende Nachrichten trafen auch aus anderen Finanz-Zentren, wie Alexandrien, Carthago und Corinth ein. Die Panik legte sich ebenso schnell wie sie gekommen war.

Selbstverständlich war damals das öffentliche Interesse ausschließlich von diesen aufregenden Tagesereignissen in Anspruch genommen, Finanz- und ökonomischen Problemen zugekehrt. Geringere Geschehnisse konnten in dieser Krisenzeit keine Aufmerksamkeit erwecken. Einer dieser unwichtigeren Vorgänge wird in einem amtlichen Bericht aus der Provinz Judäa erwähnt. Es wird berichtet, daß der römische Gouverneur Pontius Pilatus den Beginn eines jüdisch-nationalen Aufstandes durch die Kreuzigung der Anführer gleich im Keim erstickt habe, eines gewissen Jesu und zweier Banditen.

Gegen die Sachverständigen

Von

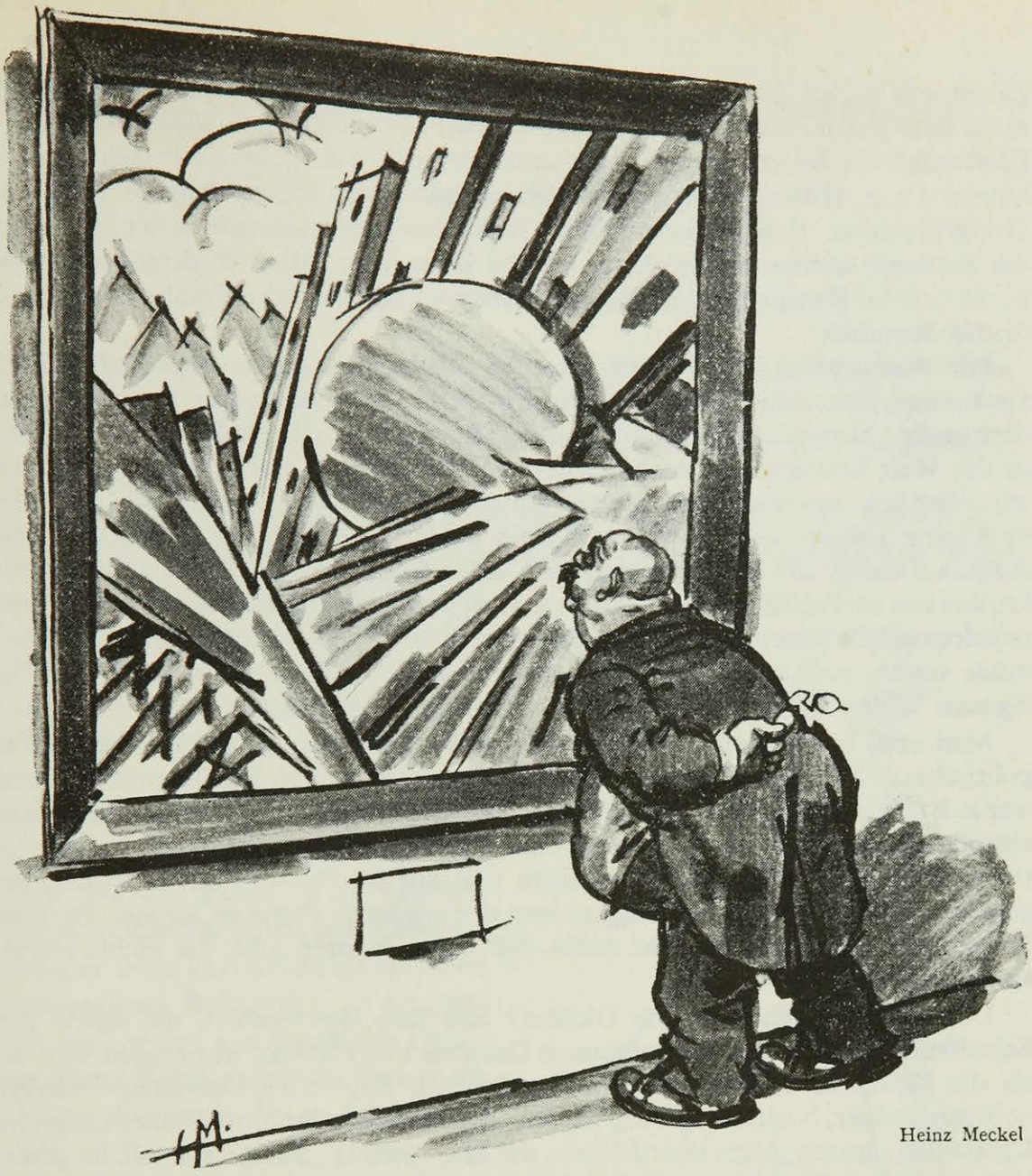
Frantz Clément

Wo wir auch stehen, wie wir auch denken oder handeln mögen, ob wir Edelreaktionäre oder Edelbolschewisten oder einfach Menschen guten Willens sind, wir müssen uns erheben gegen den größten Unfug unserer Zeit, gegen den Einbruch der Sachverständigen in die Politik, die in den Staaten selbst und zwischen den Staaten betrieben wird. Wir wissen seit langem schon, was wir den Spezialisten, den Fachmännern, den Sachverständigen der Industrie, des Handels und der Finanz an Realwerten zu verdanken haben. Es offenbart sich in dem Begriff der Technik und in dem Gefühl des steigenden Komforts. Das nahmen wir hin als Geschenk und fühlten uns den Bringern dessen, was wir den Fortschritt des Jahrhunderts nannten, verpflichtet. Wir taten wohl daran, die Männer der Technik und Wirtschaft hatten das ihrige getan, gut getan, an der ihnen in der menschlichen Gemeinschaft zugewiesenen Stelle, die lange eine Ehrenstelle gewesen ist.

Wir wissen aber auch, was sie verschuldet haben, weil sie die Stelle, die Ehrenstelle, an der sie standen, zum Herrscherthron ausweiteten, von dem herab das Schicksal der Welt vollzogen werden sollte. Es geschah gleichzeitig in Europa und in Amerika, in der Alten und in der Neuen Welt das Unerhörte, nie Dagewesene, daß die Politik bis auf weiteres aussetzte.

Es gibt Sachverständige, deren Kenntnisse man nicht abweisen kann, die bei der politischen Arbeit unentbehrlich sind. Das sind die paar hohen Funktionäre, die keinem Unternehmen, keiner Wirtschaftsgruppe, die nur dem Staat verpflichtet sind. In Frankreich nennt man sie „les grands commis" im Gegensatz zu den Bürokraten und Professoren. Erfahrene und weitblickende Männer, die ihr Ressort wunderbar beherrschen und im Wechsel der Ministerien und Parteien auf ihrem Posten ausharren. Bescheiden genug, um sich nicht in die Öffentlichkeit zu drängen, keine Primadonnarollen zu spielen, aber andrerseits von dem Ehrgeiz erfüllt, die Substanz des Staates zu erhalten. Sie sorgen dafür, daß das Räderwerk stets in Gang bleibt, daß stets Brot im Spind ist und manchmal auch ein Stück Braten. Ein französischer grand commis, der heute noch lebt, ist Philippe Berthelot, dem alles Vernünftige der französischen Außenpolitik der zwei letzten Jahrzehnte zu verdanken ist; für das Unvernünftige sorgten die Wirtschaftsführer und Parlamentarier.

Jede Sachverständigenarbeit, so sorgfältig und ehrlich sie auch sein mag, kann immer nur Vorstufe sein zu einem politischen Schöpferakt. Wenn sie sich rein aufklärend verhält, erschöpft sie sich in Ziffernreihen, die ja nichts weiter sind und sein können als der arithmetische Ausdruck der Tatsachenreihen, in die sich die Privatwirtschaft und zum Teil auch die Staatswirtschaft auflöst. Wenn sie zur Tat anregend wirken will, bleibt sie in Teilsynthesen stecken, die von anderen Teilsynthesen widerlegt werden. Es bleibt also nichts anderes übrig, als sie auf ihre analytische Rolle zu beschränken und die große Synthese den geistigen Kräften zu überlassen, die nicht nur den Dynamismus der Wirtschaft, sondern auch den Dynamismus aller anderen in der Menschengemeinschaft sich auswirkenden Faktoren überblicken und zusammenfassen können. Wir waren verblendet von den gigantischen Ausmaßen, die Technik und Wirtschaft in den letzten Jahrzehnten genommen haben; wir sahen hier Realisationen, die sich mit einer räumlichen Ausweitung und einer Schnelligkeit vollzogen, gegen die alles politische Geschehen Kleinstaatrummel im Schneckentempo schien. Die Überschätzung der Wirtschaft und der Wirtschaftsführer war durchaus verzeihlich, da ihr Aktivum, solange es eine Konjunktur gab, alles übrige



Heinz Meckel

— Jetzt woaß i nimmer: hab i zu vui gsuffa oder am End der Moaler?

überschattete. Aber wir sind gewitzigt worden durch das plötzlich einbrechende Passivum, das eine waghalsige Bilanzverschleierung einzunebeln verstand. Wir haben gesehen, daß in einem Lande, in dem ein Journalist zu dem erfolgreichsten Armeeorganisator der Nachkriegszeit werden konnte, ein wirtschaftlicher Fünfjahresplan ausgebaut wurde, der auch als Stückwerk immerhin die bei weitem imponierendste Wirtschaftsleistung unserer Tage ist und bei dem nicht die Wirtschaftsführer, sondern die Politiker Gevatter standen.

Es ist also an der Zeit, daß die Politik wieder ganz in ihre Rechte eintritt und daß sie die Spezialisten auf ihr Sondergebiet verweist. Das kann nicht auf dem Wege politischer Diktatur geschehen, denn der richtige Diktator kommt zunächst nicht, wenn man ihn ruft, sondern nur wie ein Dieb in der Nacht; und wenn er, was ja gar nicht ausgeschlossen ist, nicht der richtige Diktator sein sollte, so kann man ihn nicht auswechseln wie einen Staatsmann, der von seinem Parlament hingeschickt wurde. Die Diktaturanwärter, von denen es in allen Ländern Prachtexemplare gibt, haben ihrerseits bis heute auch noch nicht den Beweis erbracht, daß sie die richtigen

Diktatoren wären. Auch ein mit den richtigen Gaben ausgestatteter Diktator kann nicht das leisten, was eine Demokratie leisten kann. Er kann zunächst nicht die Beständigkeit schaffen, die einem Gemeinwesen durch die jahrzehnte- oder gar jahrhundertelang währende Anstrengung einer politischen Elite garantiert wird (siehe Großbritannien). Er kann auch nicht die Kräfte einspannen, die nur in der Atmosphäre der Freiheit wachsen und wirksam werden können und die der demokratisch-parlamentarische Kampf um die Macht im Staat entbindet (siehe Frankreich unter der dritten Republik).

Die demokratische Staatsform ist auch die einzige, die es ermöglicht, für die Gewinnung neuer Richtlinien, für die Einleitung einer nicht nur papierenen, sondern reellen Neuordnung alle geistigen Kräfte und Persönlichkeiten, die sich überall in der Welt betätigen, zu mobilisieren. In demselben Umfang, wie man die rein wirtschaftlich interessierten Sachverständigen heranzog, hatte man die Weltintelligenz beiseite geschoben. Und dann wunderte man sich mit heuchlerischem Augenaufschlag, daß die Geistigen, die Denker und Forscher, Dichter und Kulturkritiker von der Politik angewidert waren. Weil man sie nach einem falsch verstandenen napoleonischen Rezept als lästige Ideologen in die Wüste schickte und weil sie es müde waren, als „arme Verwandte" behandelt zu werden, zogen sie gegen ihren eigenen Willen einen Strich zwischen sich und die Politik.

Man muß diese Wahrer und Mehrer der Weltintelligenz, die Geistigen, für die politische Arbeit und Beratung wiedergewinnen. Was für ein dummes Vorurteil war z. B. jenes gegen die Professoren. In den ehemaligen Siegerstaaten gab es einen einzigen Mann von Namen, der gegen die Verrücktheit der astronomischen Reparationsziffern feierlich Verwahrung einlegte und auf der Pariser Konferenz die Türen geräuschvoll hinter sich zuschlug; es war der englische *Professor Keynes*. Ist dieser Name allein nicht eine Gewähr dafür, daß es Professoren gibt, die nichts weniger sind als weltfremde Trottel?

Und die Schriftsteller? Die Dichter? Soll ihre Gescheitheit, die offene ihrer Schriften, die heimliche ihres einsamen Denkens und Planens, nicht mehr wert sein als die Ziffernreihen und Formeln der famosen Experten? Der letzte Friedensnobelpreisträger, Nicholas Murray Butler, der Präsident der New-Yorker Columbia-Universität, sprach jüngst deutlich aus, wie er es meint: „Nichts hat uns so sehr im Vorwärtskommen gehemmt wie die Meinungen der Sachverständigen. Wie oft wurde von den Experten eine Formel erzeugt, und man weiß, daß, obgleich diese Formel als Ausweg bezeichnet war, dieser Weg keineswegs aus der Sackgasse herausgeführt hat. Die Formel offenbarte sich als durchaus unergiebig."

Wir haben neue konstruktive Ideen nötig. Wie wäre es, wenn wir sie einmal bei den Ideenmenschen suchen würden, anstatt wie bisher bei den Tatsachenmenschen? Es ist die Schmach unseres Jahrhunderts, daß die Phalanx der Geistigen, gegen ihren Willen, außerhalb des Staates lebt, gleichsam in der Verbannung. Die Staatsmänner, denen es gelingen würde, die besten und freiesten Hirne der Menschheit wieder in das Gemeinschaftsleben einzuordnen, hätten wohl bessere Aussicht, das große Problem zu bewältigen, als ihre Vorgänger, die nichts Klügeres zu tun wußten, als im Schlepptau der Wirtschaftskoryphäen zu liegen.

Wie das alles werden soll, das können wir heute in seiner Gesamtheit nicht überblicken. Aber bei dem Vorrang der Wirtschaft über die Politik dürfen wir nicht stecken bleiben. Denn daß die Wirtschaft den von ihr geschaffenen Tatsachenwirrwarr koordinieren und reorganisieren soll, das ist uns ebenso unwahrscheinlich geworden wie die Mär vom Baron Münchhausen, der sich hoch zu Roß am eigenen Schopf aus dem Sumpf zog.

München und das Weltdeutsche

Nachwort zum Goethe-Jahr

Von

Thomas Mann

Ein großes Dichter-Gedenkfest kann keine schönere Folge, keine glücklichere Begleiterscheinung haben als die Belebung der öffentlichen Teilnahme für das Dichterische überhaupt und für zeitgenössische Kundgebungen des dichterischen Ingeniums.

Es hat Leute gegeben, die, als das Goethejahr sich näherte, vor öffentlichen Feiern gewarnt haben aus Gründen, von denen einer oder der andere sich hören lassen konnte, zum Beispiel, daß es Trug und Heuchelei sein werde, heute Goethe zu feiern, da die Zeit ihm so fern wie möglich sei. Und doch hatten diese Kritiker nur scheinbar recht, selbst abgesehen davon, daß Deutschland ein Gedenkfest, das, wie vorauszusehen war und wie es in *nicht* vorauszusehendem Maß der Fall gewesen ist, die ganze Welt begehen würde, nicht vorübergehen lassen konnte, ohne seiner Ehre aufs tiefste zu vergeben und namenloses Befremden zu erregen. Es war noch mehr, was gegen den Defaitismus dieser Kritiker sprach. Es war die Erfahrung, die sich in diesem Jahr wieder bewährt, daß eine große Gestalt der Geistesgeschichte durch ihr festliches Wiederhervortreten, durch die allgemeine Beschäftigung mit ihr, in ungeahnter Weise dem Leben angenähert, verdeutlicht, verwirklicht, vermenschlicht werden kann, so daß ein frischerer und unmittelbarerer Blick auf ihr ruht, daß wirklich eine Art von Wiedergeburt, von Erneuerung, von Verlebendigung sich ereignet und das Historische, scheinbar so fern Gerückte sich dem Leben aufs neue befruchtend verbinden kann.

So sehr die Skeptiker mit ihren schlimmen Prophezeiungen recht behalten mögen, so viele triviale Festrednerei, leeres Sichgütlichtun und selbst Mißbrauch und Verdrehung das Goethejahr

Eugen Croissant

Auswärtswende aus dem Jubeljahr

mit sich gebracht hat: es bleibt dabei, daß eine Beschäftigung, die sonst Sache einiger weniger war, auf einmal Tausende, man könnte fast sagen, das Volk ergriffen hat, eben dadurch, daß Goethes Namen zum Namen des Tages wurde und das Wunder seiner Größe und seiner Liebenswürdigkeit, wenn auch nur ahnungsweise, mancher Seele fühlbar geworden ist, die sonst dieser Erfahrung verschlossen geblieben wäre.

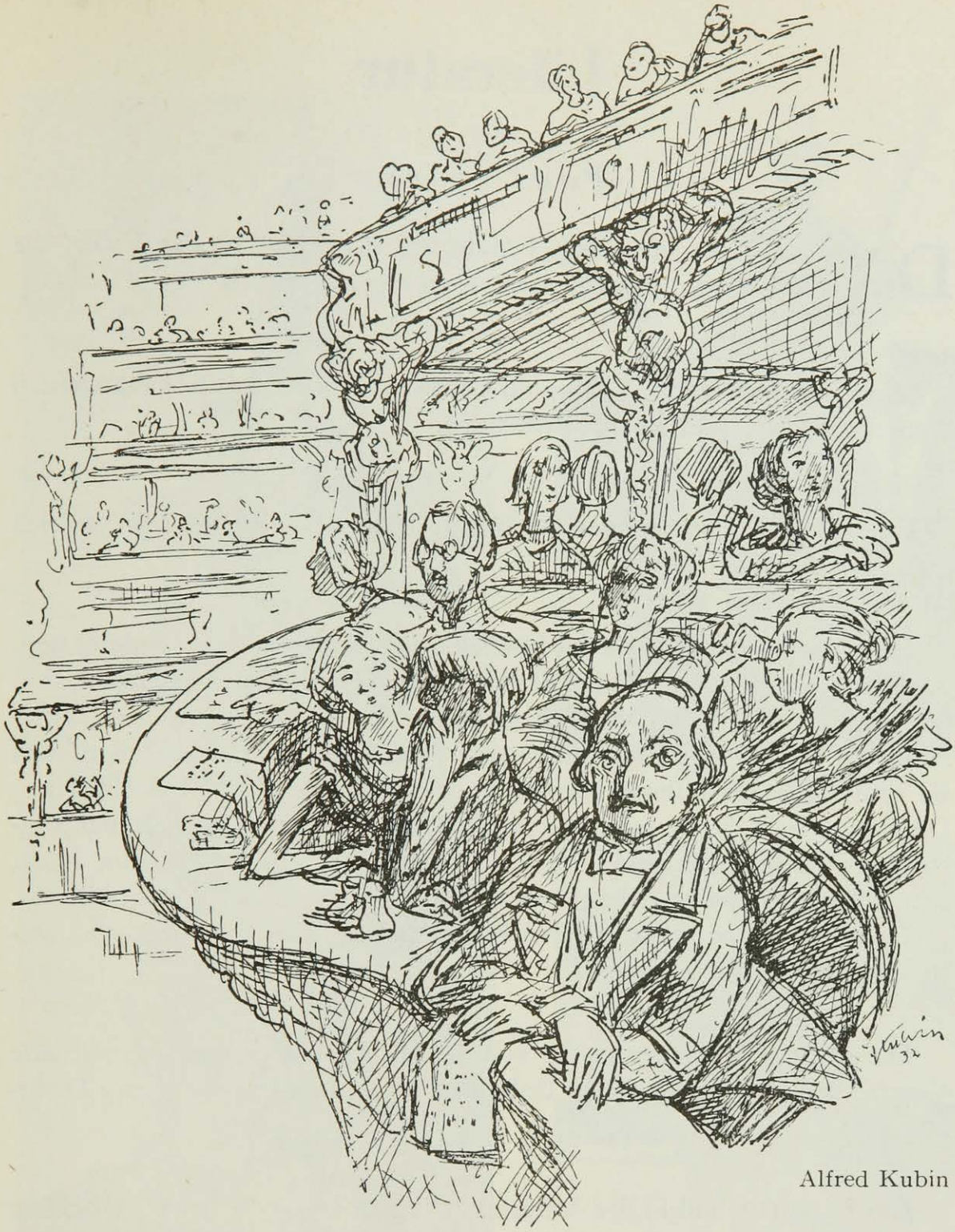
Ich sprach von der begeisterten Teilnahme der Welt an diesem Fest, die es völlig unmöglich machte, daß Deutschland dabei geschwiegen hätte. Wirklich hatte und hat ja diese Teilnahme den Charakter einer kaum je bei solchem Anlaß gesehenen Internationalität, sie ist wahrhaft ökumenischer Art. Wohin man in jenen Märztagen lauschte, wohin man das Radio drehte, war huldigend und feiernd von Goethe die Rede. Dies Jahr 1932 ist wahrlich ein Ehrenjahr des deutschen Menschen und der deutschen Kultur, und so wenig, wie faktisch-praktisch das deutsche Volk Nutzen davon haben mag — die Erhebung des Selbstbewußtseins, die damit verbunden ist, kann ein leidendesVolk, wie das deutsche, wohl brauchen.

Unser Verhältnis zur Welt ist schwierig und war es immer. Man mag das bedauern und mag auch heimlich stolz darauf sein, aber das Phänomen des Goethe-Enthusiasmus zeigt, daß einmal doch in einem großen und begünstigten historischen Augenblick das Deutschtum die ganze Welt zur Liebe, zur Bejahung und Bewunderung hingerissen hat: eben durch die Persönlichkeit Goethes, in ihrer Mischung aus Größe und Urbanität, aus Naturhaftigkeit und höchster Gesittung, die freilich einmalig ist, aber doch als höchstes Wunschbild unseres Glückes uns vorschweben darf.

Ist der Deutsche nicht zum Glücke geboren, ist er nicht geschaffen, geliebt zu sein? Aber in *ihm* waren wir es doch einmal und bleiben es der Möglichkeit nach immer. Hatten die öffentlichen Sprecher recht, die uns verwehren wollten, ihn zu feiern, weil wir seiner nicht würdig seien und sein Geist, seine Synthese fern und fremd unserer heutigen Wirklichkeit sei? Diejenigen bestätigen es, die Deutschland aus der Gemeinschaft der Welt reißen wollen und fordern, daß es der Sympathie, des Verständnisses der Welt entsage und sich trotzig aufs wild Dynamische, auf formlose Kraft und Natur zurückziehe. Aber ist dies der Wille, die wahre Natur der hohen Einheit, die Deutschland heißt?

Lassen Sie mich von der Stadt sprechen, in der ich lebe. Hat sie nicht immer zu den Städten gehört, um derentwillen Deutschland von der Welt geliebt worden ist? Hat sich nicht immer hier auf die natürlichste und liebenswürdigste Weise das Volkhafte, das Erd- und Echtbürtige mit dem Weltfreundlich-Weltgewinnenden, mit gastlicher Kunst und Festspiel verbunden? Oft habe ich mich gefragt — und wie heute in Deutschland die Gewichte sich verlagern und verändern, gewinnt diese Frage an Berechtigung —: ob nicht *München* einmal in den Augen der Welt die Rolle spielen könnte, die Goethes Stadt spielte vor hundert Jahren, und ob es nicht kommen mag, daß sein heiter-stolzes Wort: „Bin Weltbürger, bin Weimeraner" das Selbstgefühl kultivierten Münchnertums inmitten des großen Deutschland charakteristisch zum Ausdruck bringen könnte.

Die atmosphärischen Vorbedingungen dazu waren immer da und bleiben bestehen. Es ist eine Stadt der Menschlichkeit, des offenen Herzens, der künstlerischen Freiheit, es ist eine Stadt, in der man zwei Dinge auf einmal spüren, erleben



Alfred Kubin

und lieben kann: Volk und Welt. Es kann die Stätte sein oder werden, durch die Deutschland sich am besten, am glücklichsten mit der Welt verbinden und versöhnen mag — eine Weltstadt anderen Sinnes als Berlin, eine *weltdeutsche* Stadt, weltdeutsch wie Goethe es war und durch ihn einst Weimar. München als Zuflucht jener Freiheit und Heiterkeit, die in dem Worte Kunst sich gegen die Verdüsterungen und kranken Fanatismen der Zeit behauptet, München als Heimat einer deutsch-europäischen Klassik — ist das ein Traum? Kein ganz sinnleerer Traum, sollte ich meinen, und wer auf München hoffen will, dessen Hoffnungen müssen sich, glaube ich, in dieser Richtung bewegen.

Literatur

Von

Paul Valéry

Die Bücher haben dieselben Feinde wie der Mensch: das Feuer, die Nässe, die Tiere, die Zeit und ihren eigenen Inhalt.

*

Die Gedanken, ganz nackt, sind ebenso schwach wie die ganz nackten Menschen: Man muß sie also bekleiden.

*

Der Gedanke ist zweigeschlechtig; befruchtet sich und trägt sich selbst aus.

*

Ein Gedicht muß ein Fest des Intellekts sein. Es kann nichts anderes sein.

Fest: das ist ein Spiel, aber feierlich, aber geregelt, aber bedeutsam, Bild dessen, was man für gewöhnlich nicht ist, des Zustandes, in dem aufgehoben die Bemühungen Rhythmen sind. Man feiert eine Sache, indem man sie erfüllt oder sie in ihrem reinsten und schönsten Zustand darstellt. Hier: Die Eigenschaft der Sprache und ihre entgegengesetzte Fähigkeit, das Verständnis, die Identität von Dingen, die sie trennt. Man streift seine Nöte, seine Schwächen, seinen Alltag ab. Man baut jede Möglichkeit der Sprache aus.

Nach beendetem Fest darf nichts zurückbleiben. Aschenreste, zertretene Kränze.

*

Die meisten Menschen haben von der Dichtkunst eine so unbestimmte Vorstellung, daß für sie dieses Unbestimmte an sich Erklärung der Dichtkunst ist.

*

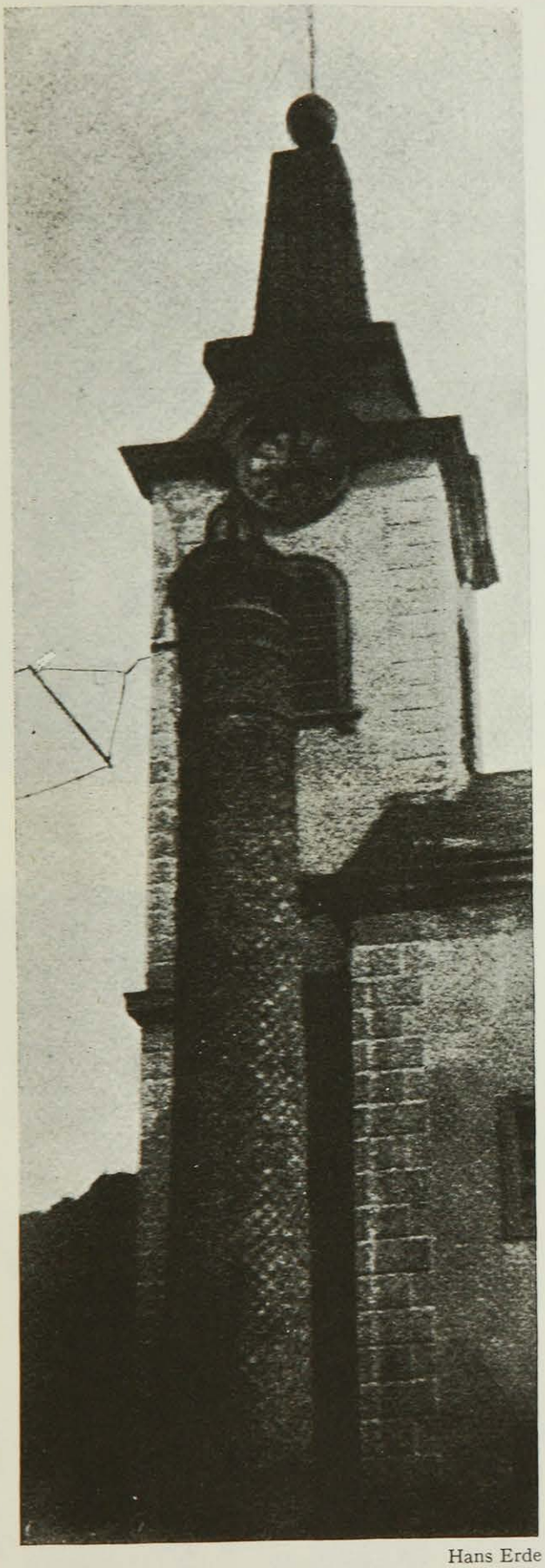
Der Gedanke muß in den Versen verborgen sein, wie der Nährwert in einer Frucht. Eine Frucht ist Nahrung, aber sie scheint nur Genuß. Man nimmt nur Vergnügen wahr, doch empfängt man einen Gehalt. Der Reiz macht diesen Nährstoff, den sie zuführt, unwahrnehmbar.

*

Bedenken Sie, was dazu gehört, drei Millionen Lesern zu gefallen. Paradoxon: Es gehört weniger dazu, als nur hundert Personen zu gefallen.

Aber dieser, der den Millionen gefällt, gefällt sich immer selbst, und derjenige, der nur wenigen gefällt, mißfällt sich selbst zumeist.

*



Hans Erde

Nachbarschaft

Marcel Jouhandeau

und

Gui Bernard de la Pierre,
neue französische Dichter

Sixhands-Panbild

Thomas Mann in seinem Münchner Heim

Eugene O'Neill im Garten seines Hauses

Neofot

Slevogt † und Orlik † am Stammtisch

René Schickele und der 50jährige Baron Eduard von der Heydt

New York Times

Joseph Hergesheimer in Berlin

Asta Nielsen (1913)

Das Neue hat unwiderstehliche Reize nur für die Geister, die von dem bloßen Wechsel ihre stärkste Anregung erwarten.

*

Das Beste an dem Neuen ist das, was einem alten Wunsche entspricht.

*

Das Leben des Menschen liegt eingeschlossen innerhalb von zwei Literaturgattungen. Man fängt damit an, seine Wünsche zu schreiben, und hört damit auf, seine Erinnerungen zu schreiben. Man wendet sich ab von der Literatur und kehrt zu ihr zurück.

*

Der Schriftsteller: Er sagt immer mehr und weniger, als er denkt. Er zieht ab von seinem Gedanken und fügt hinzu.

Was er schließlich schreibt, entspricht keinem tatsächlichen Gedanken. Es ist reicher und weniger reich. Länger und kürzer. Klarer und dunkler.

Daher schildert derjenige, der einen Verfasser von seinem Werke aus ableitet, notwendigerweise eine nur in seiner Vorstellung vorhandene Persönlichkeit.

*

Schriftsteller: das sind solche, für die ein Satz kein unbewußter Vorgang ist wie das Kauen und Schlucken eines eiligen Menschen, der kein Gefühl für das hat, was er ißt.

*

Der Kritiker soll nicht Leser sein, sondern Zeuge eines Lesers, der ihn beobachtet, sein Lesen und seine Gemütsbewegung. Die hauptsächliche kritische Betätigung ist die Bestimmung des Lesers. Der Kritiker blickt zu viel nach dem Verfasser hin. Sein Nutzen, sein Amt könnte sich durch Winke folgender Art äußern: „Ich rate Personen dieser Veranlagung und dieser Stimmung, dieses Buch zu lesen."

*

Das Bestreben eines wahren Kritikers müßte sein, ausfindig zu machen, welche Aufgabe der Verfasser (ohne es zu wissen oder mit Wissen) sich gestellt hat, und zu untersuchen, ob er sie gelöst hat oder nicht.

*

Das beste Werk ist jenes, das sein Geheimnis am längsten wahrt. Eine lange Zeit hindurch ahnt man nicht einmal, daß es ein Geheimnis hat.

(Deutsch von Olga Sigall)

Die materiellen Aussichten der Schriftstellerei

Von

Joseph Hergesheimer

Die materiellen Erfolge der amerikanischen Schriftstellerei sind gewöhnlich so gering, daß man keine Hoffnungen darauf gründen kann. Sie nehmen im gleichen Maße ab, in dem es sich um einen Autor von Würde, von persönlicher Unbescholtenheit handelt. Es ist selbstverständlich weit leichter, schlechte Bücher anzubringen als gute; am einträglichsten ist das Schreiben von Werken, die weder gut noch schlecht sind: von Erzählungen, Romanen ohne positive Eigenschaften, die Katholiken, Türken, Methodisten und Episkopaliern gleich gut gefallen. Bücher in erster Linie, in welchen die Menschheit triumphiert und die Tugend unter anderem mit dem Besitz ungezählter weltlicher Güter belohnt wird. Das ist die ideale Formel. Im letzten Absatz muß Gold vorkommen und ein bezauberndes Mädchen mit blondem Haar. Selbstverständlich sehen nicht alle Romane und Novellen so aus; täglich machen sich mehr Autoren von diesen langweiligen Anmaßungen frei; jährlich erscheint eine Anzahl versprechender, ja hervorragender Werke der Phantasie; auf ihre Art sind sie auch erfolgreich; aber zum materiellen Lohn stehen sie in keiner ersichtlichen Beziehung.

Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß ein Roman, der zwei Jahre der bittersten Arbeit erforderte und auf ein Leben voll zermürbender Erfahrungen folgte, als reine Leistung bewertet einen hervorragenden Erfolg erzielt und seinem Verfasser nicht mehr einbringt als zweihundert Dollar. Das ist noch optimistisch gesehen. Ein zweites Buch aus derselben Feder, das ebenso gut oder noch besser wäre, würde vielleicht fünfhundert Dollar einbringen. Das sind zusammen siebenhundert Dollar in einem Zeitraum von etwa fünf Jahren. Ich spreche von den allgemeinen Erfahrungen. Freilich gibt es Ausnahmen, aber damit kann niemand rechnen. Tausende von Menschen — Männer, Frauen und Kinder — beschäftigen sich mit dem Verfassen von Büchern und Novellen. Einmal in drei oder vier Jahren erscheint ein schöpferischer Schriftsteller von erkennbarem Wert. Einer! Meist ist auch er nur verdienstlich, das heißt von würdigem Streben und Fleiß. Er wird sofort von allen möglichen Übeln angefallen; das gefährlichste ist paradoxerweise die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, und die Möglichkeit, auf leichte Art große Summen zu erwerben.

Überall, wo es Menschen gibt, gibt es eine starke Tendenz zur Angleichung — einen beständigen Druck, eine allgemeine Bestrebung, alles und jeden dem andern gleichzumachen, so daß es schließlich keine unbequemen Spitzen und keine drohenden Tiefen gibt, sondern nur eine ganz platte und angenehme und mittelmäßige Form des Daseins. Vor allem will jeder sich bestätigt und beruhigt wissen; und eine Produktion, die die Majorität der Menschheit anerkennt und stützt, wird selbstverständlich von der Majorität gelesen. Eine der größten Irrlehren in der Welt der Bücher ist der Glaube, daß anstößige und unmoralische Bücher ungeheuer viel einbringen. In Wahrheit bringen sie fast gar nichts ein. Das Publikum, das sie liest, ist sehr klein an Zahl. Die wirklichen Goldgruben sind die Bücher, die dem gewöhn-

Hermann Rombach *Clown im Ruhestand*

lichen Mann und der einfachen Frau einen Glorienschein verleihen. Sie werden in der Hauptsache von Frauen gekauft und gelesen, die wenigstens in der Phantasie ihren höchsten Ehrgeiz und ihre größten Hoffnungen verwirklicht sehen wollen. Ihre Hoffnungen und ihr Ehrgeiz sind aber auf brünette, schöne und romantische Männer, auf Luxus und die größtmögliche Abwechslung gerichtet.

Das Leben der Durchschnittsfrau in den Vereinigten Staaten entbehrt noch immer jeder Abwechslung, es entbehrt romantischer Liebhaber und prächtiger Gatten. Meist sind die Aussichten, die sie haben, nicht glänzend. In solchen Frauen klafft immer ein tiefer Abgrund zwischen ihrem wirklichen Leben und ihren Gedanken

und Wünschen; Romane, die von glänzenden weiblichen Eroberungen, von Adel und Macht handeln, bilden einen großen Teil ihres Innenlebens. Sie beschäftigen sich mit ihnen, sie leben in ihnen. Nie würde ich hoffen, einen Roman, der von einsamen und unglücklichen Frauen handelt, an Frauen zu verkaufen. Höchstens dann, wenn er vom ersten bis zum letzten Wort sentimental wäre. Ein sentimentales Buch wäre in diesem Fall ein Roman, in dem die Leiden und die Bedeutung der Frauen unerhört übertrieben wären.

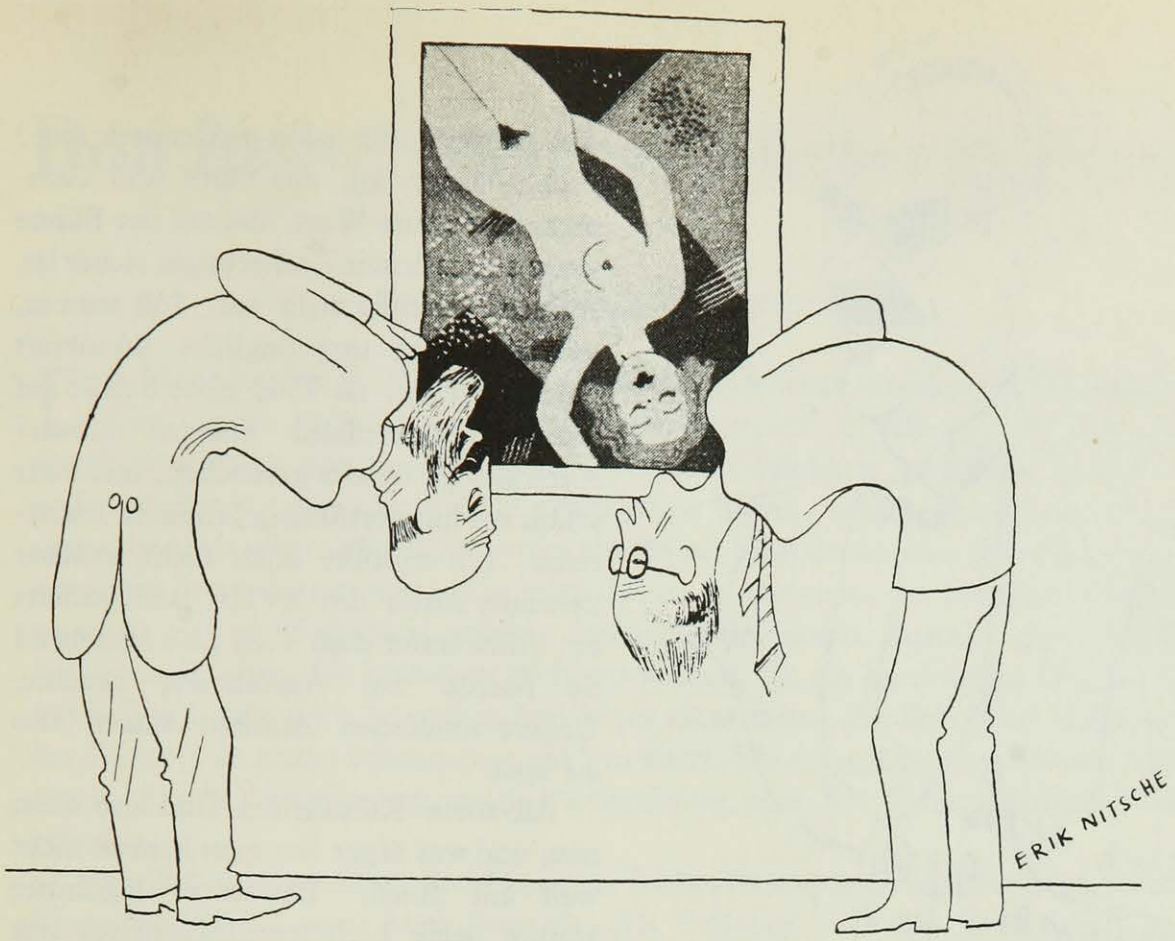
Männer sind, soweit sie überhaupt als Leser in Betracht kommen, ganz anders; sie unterscheiden sich so sehr voneinander, daß man keine allgemein gültige Beschreibung geben kann. Manchmal komme ich auf den Gedanken, daß sie überhaupt nur lesen, um die Anzahl der Fehler in den gelesenen Büchern festzustellen. Diese Ansicht drängt sich mir meist auf, wenn ich meine Post durchsehe. Tatsächlich lesen sehr wenige Männer in den Vereinigten Staaten belletristische Werke.

Die Begabung, populär zu schreiben, ist fast so selten wie ein großes Talent; unter anderem gehört dazu eine recht große Ehrlichkeit. Der Autor, der eine Millionenauflage erreicht, glaubt fest an die Schönheit und Wahrheit dessen, was er schreibt; er ist davon überzeugt, daß die Tugend im landläufigen Sinne belohnt wird; er ist sicher, daß seine starren Moralbegriffe die richtigen sind. So etwa kenne ich die Formel, die der Mehrzahl unserer höchst erfolgreichen Romane zugrunde liegt; ich könnte unter Beachtung der notwendigen Einzelheiten in Aufbau und Einfällen in zwei Wochen ein derartiges Buch schreiben. Es würde mir etwa vierhunderttausend Dollar einbringen — Serienrechte, Filmrechte und Dramatisierung eingeschlossen —, wogegen ich nichts einzuwenden hätte. Und doch wäre ich sonderbarerweise gar nicht imstande, es zu schreiben. Die Tatsache, daß es nicht aus dem richtigen Geist heraus geschrieben wäre, daß ich selbst daran nicht glaubte, würde auf der Stelle jedem sichtbar werden.

Einige wenige Schriftsteller sind in weitestem Kreise beliebt; der Umstand, daß sie fast ausnahmslos sehr schlechte Schriftsteller sind, bekümmert sie nicht. Wie Edmund Spenser haben auch sie ihre Gaben. Es ist unmöglich, sie nachzuahmen. Nein, Sicherheit im materiellen Sinne bietet weder die eine noch die andere Art der Schriftstellerei. Wo sie imstande ist, ihren Mann zu nähren, bedarf es einer unsäglichen Arbeit. Einer Arbeit, die den Menschen ungeheuerlich mitnimmt. Selbst die Prominenz, die daraus folgt, ist nicht immer angenehm; meist wird sie unerträglich ermüdend, da eine unausgesetzte und allgemeine Dummheit sie bedrängt. Törichte, sinnlose Fragen werden immer wieder gestellt, seichte, offenbar unaufrichtige Komplimente gedrechselt; Tausende von Schriftstellern ohne den Schatten einer Begabung machen sich mit ihren Bitten um Belehrung und Hilfe lästig; fast alle anderen fähigen Kollegen zeigen ihren unerschöpflichen Neid und Haß; unausgesetzt höhnt das innere Gewissen die unendliche Kluft zwischen Idee und Verwirklichung.

Hinzu kommt, daß der schöpferische Schriftsteller, sei sein Werk nun schön oder häßlich, keine Ferien und keine Ruhezeit kennt. Er trägt seine Schwierigkeiten und Probleme immer mit sich herum; sie plagen ihn am Tage und quälen ihn des Nachts; sie stellen sich zwischen ihn und sein Vergnügen und schließen ihn sogar vom Glück und der Sicherheit aus, die ihm die Liebe gewähren möchte.

(*Deutsch von Dora Sophie Kellner*)



Der Snobismus der Obszönität

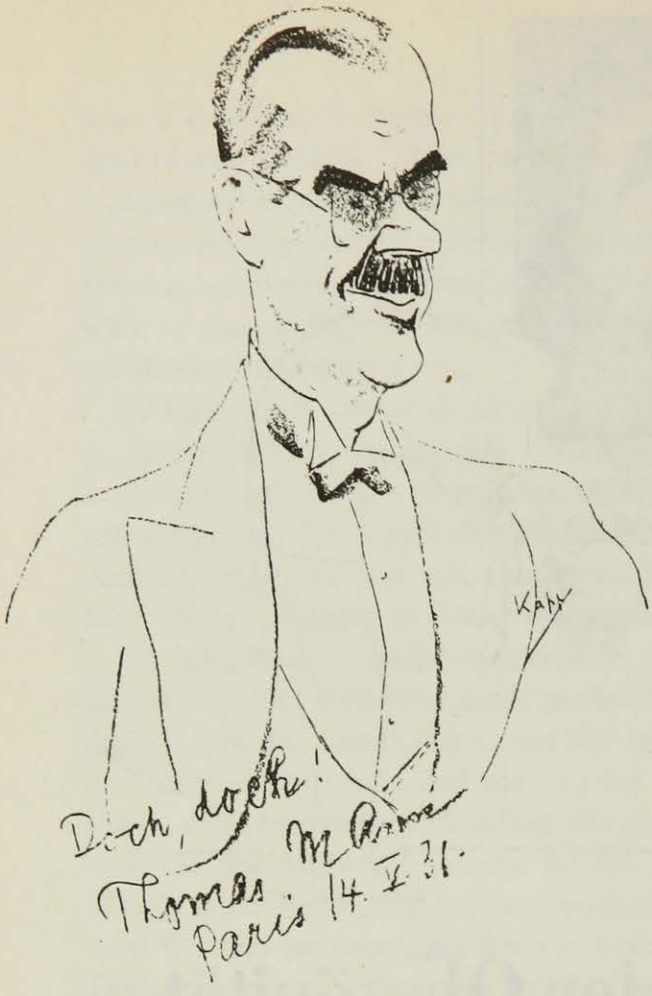
Von

Etienne Rey

Seit einige Schriftsteller die „Sexualität" zu entdecken glaubten, seit Lawrence — und sein Übersetzer — gewisse Ausdrücke, die man bisher nicht niederzuschreiben pflegte, in Mode brachten, beginnt im Roman und auf der Bühne eine bisher nicht gekannte Freiheit und Unverblümtheit der Sprache Platz zu greifen. Heute kann man nicht derb genug kommen. Wenn man als Schriftsteller auf der Höhe sein und für mutig und modern gelten will, dann ist es unerläßlich, die Leute zu verletzen und vor den Kopf zu stoßen. Naivität von Gymnasiasten, die über die Stränge schlagen.

Der kurze, treffende Ausdruck, den der Jagdhüter der Lady Chatterley so liebte, ist auch schon früher, allerdings nur schüchtern, auf der Bühne vorgekommen. Im Laufe dieser Saison aber dürfte er bereits Bürgerrecht erringen. Nun . . . und? . . . Effekt wird er nur anfangs machen, und man wird sich dann nach Neuem umsehen müssen. Aber wie weit kann man gehen? Die Grenze ist unangenehm rasch erreicht.

Es gibt einen Pedantismus der Derbheit und einen Snobismus der Obszönität, auf die unsere Epoche sehr leicht hereinfallen könnte. Man hat bei manchen Autoren das deutliche Gefühl, daß sie, wenn sie von sexuellen Dingen offen reden, vor sich selbst in Verzückung geraten. Und in dieselbe Verzückung geraten ihre Leser, welche es wagen, über diese Fragen ohne Scheinheiligkeit zu debattieren. Aber zwischen Duckmäuserei und Schmutz ist ein weiter Unterschied. Sollte uns plötzlich



Kapp

der Maßstab abhanden gekommen sein? Schon längst regt das Götz und Cambronne so teure Wort, das auf der Bühne stets seines kleinen Lacherfolges sicher ist, keinen Menschen mehr auf. Soll man es, um ihm seine ursprüngliche Zündkraft wiederzugeben, als Titel eines Stücks auf einem Theaterplakat prangen lassen? Auch das ist bereits geschehen, und zwar schon vor hundertfünfzig Jahren in Frankreich. Ich erinnere mich nicht, welcher bekannte Autor des XVIII. Jahrhunderts ein Stück unter dem Titel „Le Marchand de Merde" zur Aufführung brachte. Unsere modernen Autoren kämen also zu spät.

All diese Kühnheiten sind also nicht neu, und was ärger ist: man kommt nicht weit mit ihnen. Lawrences Jagdhüter könnte seine Liebesangelegenheiten mit seiner Lady ebenso blendend erledigen und sie alle Wonnen ausgiebigst kennen lehren, ohne das Kind beim rechten Namen zu nennen. Es ist gar nicht so sicher, daß die großen Wollüstlinge nicht auch große Schweiger sind . . . was übrigens mit der in manchen Fällen so geschätzten Brutalität durchaus im Einklang stünde.

Aber was bezwecken diese Autoren, die um ihrer kühnen Schilderungen willen derbe Ausdrücke gebrauchen? Glauben sie, durch genaue Beschreibung des Liebesaktes die Sinnlichkeit besser zum Ausdruck zu bringen? Vielleicht . . . Aber was soll da die zynische Sprache? Wer hat kraftvoller von der leidenschaftlichen Liebe gesprochen als Racine? Und doch in so wundervoll reinen Ausdrücken. Kraftausdrücke und kleine Gefühle gehören zusammen. Allzu klobige oder derbe Wendungen führen zu fürchterlichen Resultaten. Ich habe eine Frau gekannt, die ihrem Geliebten in aufwallender Dankbarkeit geschrieben hat: „Du hast mein Fleisch revolutioniert!" Schrecklich, nicht wahr?

Aber ich frage mich, ob die Derbheit in der Literatur nicht vor allem ein Geschäftstrick ist. Das Vokabular von Lawrence hat durch den hervorgerufenen Skandal große Kassenrapporte gebracht. In einer Zeit, in der man aus allem Geld machen muß, scheint es außer Zweifel, daß der Körper mehr einbringt, als die Seele. Ein Autor hat mehr Aussichten, sich einen Rolls Royce kaufen zu können, wenn er über sexuelle Dinge schreibt, als über Theologie. Und heute haben die derben Worte wohl kleine Gefühle zur Folge, aber große Einnahmen.

Eine reine Modesache. Man nütze die Sexualität nur schnell aus, denn morgen ist sie vielleicht schon vorbei. Und in der nächsten Saison werden Roman und Bühne möglicherweise bereits vom Snobismus der Keuschheit beherrscht sein.

(*Deutsch von Rose Richter*)

Don Juan, Stendhal, Chateaubriand

Von

José Ortega y Gasset

Die Liebe ist das Erlebnis, das am meisten gepriesen worden ist. Die Dichter aller Zeiten haben sie mit ihren kosmetischen Mitteln geputzt und hergerichtet und ihr eine sonderbare, abstrakte Wirklichkeit verliehen. So kennen und schätzen wir sie, ehe wir sie geschmeckt haben, und nehmen uns vor, sie auszuüben, als sei sie eine Kunst oder ein Beruf. Man denke sich aber einen Mann oder eine Frau, die aus der Liebe schlechthin, in abstracto, das Ideal ihres Lebens machen. Solche Menschen müssen beständig in einem Zustand eingebildeter Verliebtheit leben. Sie brauchen nicht zu warten, bis ein bestimmtes Objekt ihre erotischen Kräfte löst; irgendein beliebiges dient ihnen. Sie lieben die Liebe, und das Geliebte ist genau besehen nur ein Vorwand. Ein so beschaffener Mensch muß, wenn er zum Nachdenken neigt, zwangsläufig eine Art Kristallisationstheorie erfinden.

Stendhal ist einer dieser Liebhaber der Liebe. In seinem Buch über das „Liebesleben Stendhals" sagt Abel Bonard: „Er verlangt von den Frauen nur eine Vollmacht zum Träumen. Er liebt, um sich nicht einsam zu fühlen; aber in Wahrheit bestreitet doch er allein den Hauptanteil an seinen Liebesbeziehungen."

Wilhelm Wagner

— So, und nun hätt' ich gern einen Traum, der nicht im Freud steht!

Es gibt zwei Klassen von Liebestheorien. Die eine enthält konventionelle Wahrheiten, bloße Gemeinplätze, die der Autor wiederholt, ohne die darin ausgesprochene Wirklichkeit voll erlebt zu haben. Die andere umfaßt gehaltvollere Erkenntnisse, die aus persönlicher Erfahrung stammen. So zeichnet und verrät sich in dem, was wir begrifflich über die Liebe äußern, das Profil unserer eigenen Liebeserlebnisse.

Der Fall Stendhals ist nicht zweifelhaft. Es handelt sich um einen Menschen, der nicht wirklich liebte und, vor allem, nicht wirklich geliebt wurde. Es ist ein Leben voll falscher Liebe. Von falscher Liebe jedoch bleibt in der Seele nichts übrig als das trübe Wissen um ihre Falschheit, die Erfahrung ihrer Vergänglichkeit. Wenn man Stendhals Theorie zerlegt und aufdröselt, sieht man klar, daß sie von hinten her gedacht ist; d. h. daß für Stendhal das Hauptstück der Liebe ihr Ende ist. Wie soll man es aber erklären, daß die Liebe endet, wenn der geliebte Gegenstand unverändert bleibt? Ist man da nicht — wie Kant in seiner Erkenntnistheorie — zu der Annahme genötigt, daß unsere erotischen Regungen sich nicht durch den Gegenstand bestimmen, auf den sie gehen, sondern umgekehrt: daß der Gegenstand von unserer entflammten Phantasie geschaffen wird? Die Liebe stirbt, weil ihre Geburt ein Irrtum war.

Chateaubriand hätte nicht so gedacht, weil er die entgegengesetzte Erfahrung gemacht hatte. Er ist ein Mensch, der, selber unfähig zu wahrer Liebe, die Gabe besaß, wahre Liebe einzuflößen. Eine Frau nach der anderen ging an ihm vorüber und verfiel ihm auf den ersten Blick und für immer. Auf den ersten Blick und für immer. Chateaubriand hätte notwendig eine Liebestheorie aufstellen müssen, in der es der echten Liebe wesentlich war, niemals zu sterben und auf einen Schlag zu entstehen.

*

Ein Vergleich zwischen der Liebe Chateaubriands und der Stendhals stellt einen psychologisch höchst ergiebigen Gegenstand dar, welcher diejenigen einiges lehren könnte, die so leichthin über Don Juan sprechen. Hier handelt es sich um zwei Männer von gigantischer schöpferischer Kraft und nicht um zwei junge Gecken — denn das ist das lächerliche Bild, zu dem sich für gewisse beschränkte und öde Köpfe der Typus Don Juans verzerrt hat. Dennoch haben diese beiden Männer ihre besten Energien darangesetzt, in dauernder Verliebtheit zu leben. Sie haben es freilich nicht erreicht. Für eine erlauchte Seele ist es offenbar nicht so leicht, sich dem rasenden Gott preiszugeben. Aber Tatsache ist, daß sie es immer wieder versuchten und daß sie sich fast immer die Illusion zu verschaffen wußten, als liebten sie. Sie nehmen ihre Liebesabenteuer viel ernster als ihr Werk. Wunderlicherweise halten nur zu großen Werken Unfähige das Gegenteil für gefordert, daß nämlich Wissenschaft, Kunst, Politik ernst zu nehmen und die Liebe als leichte Ware zu verachten sei. Ich spreche nicht dafür noch dagegen. Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß die großen schöpferischen Menschen gewöhnlich sehr wenig ernsthafte Leute waren im Sinne der kleinbürgerlichen Auffassung von dieser Tugend.

Aber das Interessanteste vom Standpunkt der Don-Juan-Psychologie ist der Gegensatz zwischen Stendhal und Chateaubriand. Von den beiden ist es Stendhal,

Ludwig Gutmann

Varieté-Mädchen in Wien 1910

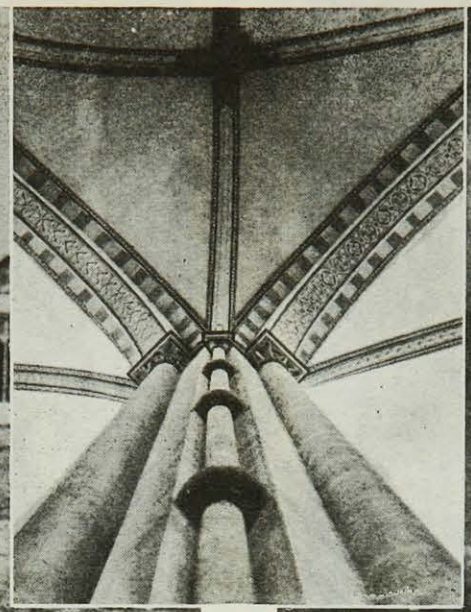
Mädchen im bolivischen Urwald

Keystone

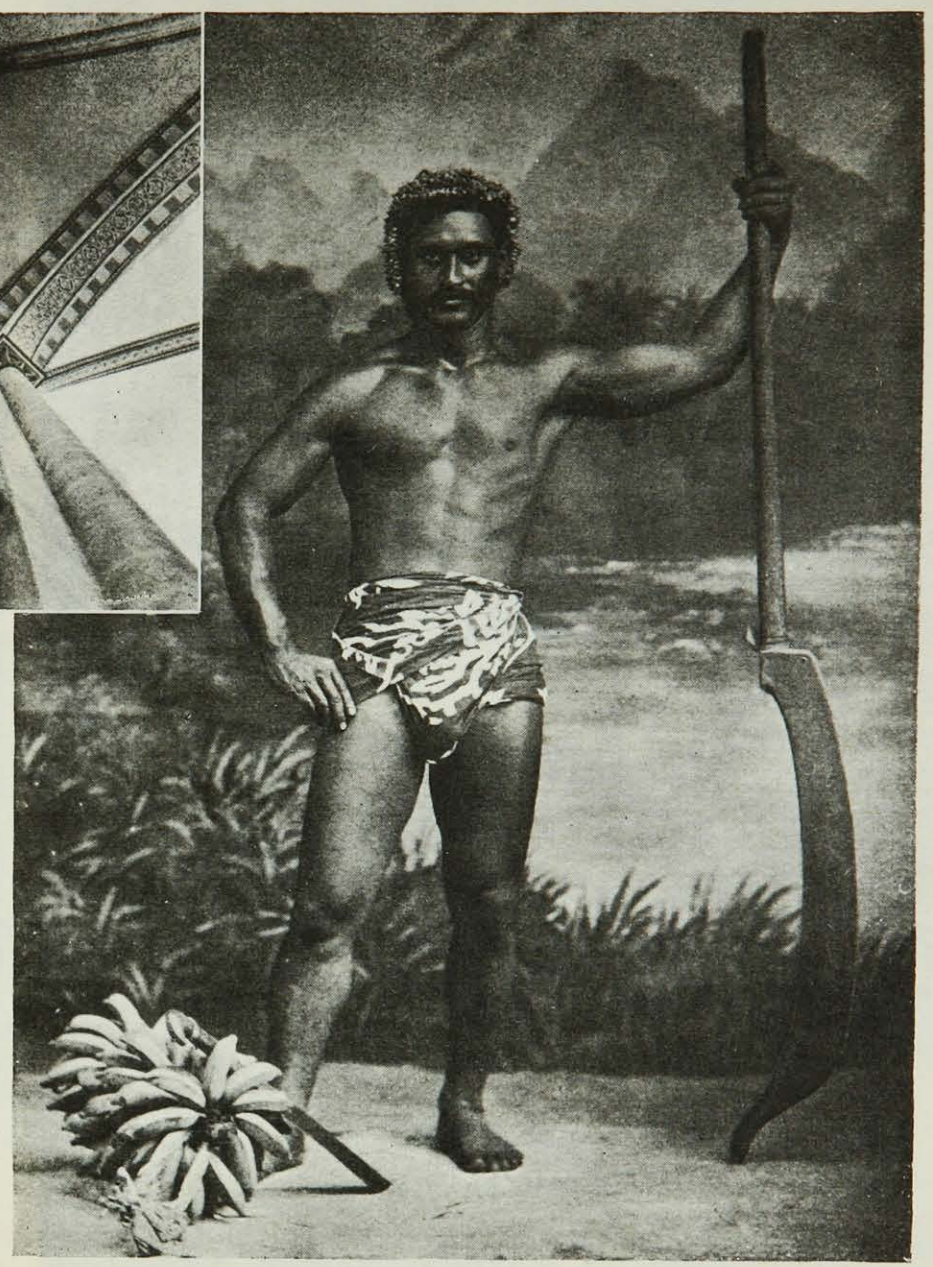
Mannequin in Paris

Kunststudentin in Berlin

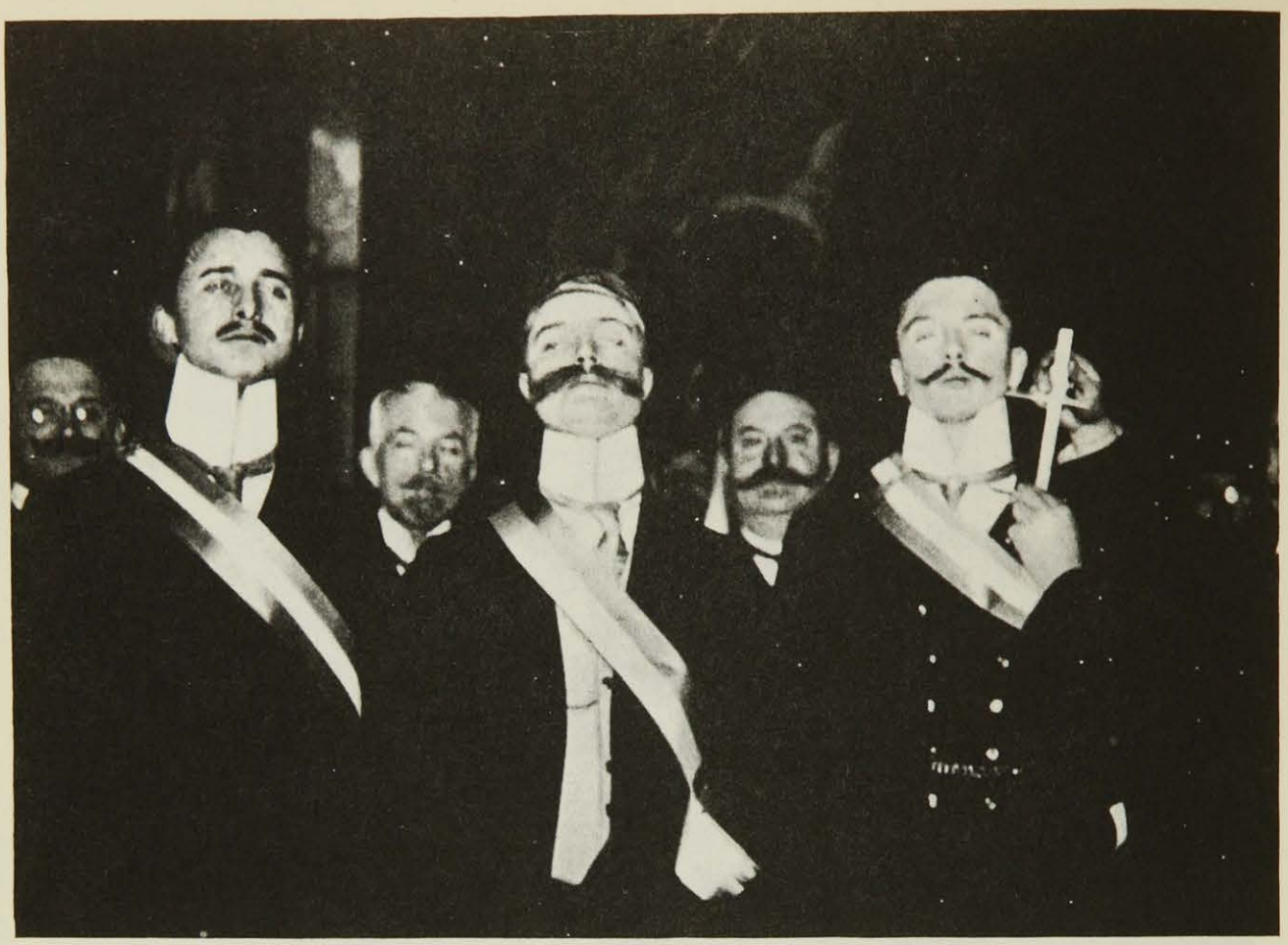
Peter Altenberg



Der Zwickel in der Architektur



Mann auf Tahiti



Atlantic

Stehkragen-Konkurrenz vor 25 Jahren (Berlin)

Neofot

Mädchen von der auf der Elbe schwimmenden Herberge „Sachsen“

der sich feuriger um die Frau bemüht. Dennoch ist er das gerade Gegenteil Don Juans. Der Don Juan ist der andere, der immer Ferne, in den Nebel seiner Traurigkeit Gehüllte, der wahrscheinlich nie eine Frau umwarb.

Der schwerste Irrtum, den man begehen kann, wenn es sich darum handelt, die Gestalt Don Juans zu umreißen, besteht darin, daß man sich nach Männern richtet, die ihr Leben damit hinbringen, den Frauen den Hof zu machen. Bestenfalls führt das zu einem untergeordneten und platten Typus des Don Juan; aber das Wahrscheinlichere ist, daß man auf diesem Weg zu dem genau entgegengesetzten Typus gelangt. Was geschähe, wenn wir uns, um die Dichter zu definieren, an die schlechten Poeten hielten? Gerade weil der schlechte Dichter kein Dichter ist, werden wir bei ihm nur den Drang und Zug, den Schweiß und die Mühe finden, womit er vergeblich erstrebt, was ihm nicht zuteil wurde. Der schlechte Poet ersetzt die fehlende Eingebung durch die traditionelle Ausstaffierung, die Mähne und den Schal. Genau so ist jener emsige Don Juan, der täglich sein Pensum Erotik absolviert, jener Don Juan, der so offenkundig ein Don Juan zu sein „scheint", gerade die Verneinung und Leerform Don Juans.

Don Juan ist nicht der Mann, der die Frauen liebt, sondern der Mann, den die Frauen lieben. Das ist die unanzweifelbare menschliche Tatsache, über welche die Schriftsteller, die sich das schwere Thema des Donjuanismus zur Aufgabe nahmen, etwas besser hätten nachdenken sollen. Es ist eine Tatsache, daß es Männer gibt, in die sich die Frauen mit ungewöhnlicher Heftigkeit und Häufigkeit verlieben. Hier finden wir reichlichen Stoff zum Nachdenken. Worin besteht diese sonderbare Gabe? Welches vitale Mysterium verbirgt sich hinter diesem Privileg? Das andere: Kapuzinerpredigten zu halten über irgendeine lächerliche Don-Juan-Figur, die man nach Belieben zusammengefabelt hat, erscheint mir allzu harmlos, als daß es fruchtbar wäre. Es ist das ewige Laster der Prediger; sie erfinden einen dummen Manichäer, und dann weiden sie sich daran, den Manichäer zu widerlegen.

Stendhal verbringt vierzig Jahre damit, die Mauern der Weiblichkeit zu berennen. Er arbeitet ein ganzes strategisches System mit Grund- und Lehrsätzen aus. Er läßt nicht locker, er verbeißt sich in die Aufgabe und überanstrengt sich an ihr. Vergebliche Mühe. Die wahrhafte Liebe einer Frau ist ihm nie zuteil geworden. Das ist nicht allzu verwunderlich. Die meisten Männer teilen sein Schicksal. So daß man sogar, um diesem Mißgeschick abzuhelfen, die Gewohnheit herausgebildet hat, eine gewisse vage Anhänglichkeit und Duldsamkeit der Frau, die mit tausend Mühen erkauft wird, als gute Liebe hinzunehmen. Es geschieht hier dasselbe wie auf ästhetischem Gebiet. Die meisten Menschen sterben, ohne jemals einen echten Kunstgenuß erlebt zu haben. Aber man ist übereingekommen, den Kitzel, den ein Walzer, oder die Spannung, die ein Roman erregt, dafür zu nehmen.

Die Liebesabenteuer Stendhals waren Pseudo-Erlebnisse aus diesem Stamm. Die Bemerkung ist wichtig — Abel Bonard legt in seiner „Vie amoureuse de Stendhal" nicht genug Nachdruck darauf —, weil sie den Grundirrtum in Stendhals Liebeslehre erklärt; die Theorie von der Kristallisation steht auf der Basis einer falschen Erfahrung.

Stendhal glaubt — in Einklang mit seiner Erfahrung —, daß die Liebe gemacht

wird, und ferner, daß sie endet. Beide Eigenschaften sind charakteristisch für die unechte Liebe.

Chateaubriand dagegen findet die Liebe immer fertig vor. Er braucht sich nicht zu bemühen. Die Frau geht an ihm vorbei und fühlt sich plötzlich von der elektrischen Spannung eines magischen Feldes ergriffen. Sie ergibt sich sofort und ganz. Warum? Ah, das ist das Geheimnis, das uns die Theoretiker des Donjuanismus hätten enthüllen sollen. Chateaubriand ist kein schöner Mann. Er ist klein und hochschultrig. Immer übellaunig, unwirsch, undurchsichtig. Dennoch ist die Frau, die ihn mit zwanzig Jahren liebte, mit achtzig noch von dem Genius bezaubert, den sie vielleicht niemals wiedergesehen hat. Das ist keine Fabel; es sind belegbare Tatsachen.

Ein Beispiel unter vielen: die Marquise von Custine, die „première chevalière" Frankreichs. Sie stammte aus einer der vornehmsten Familien und war sehr schön. Während der Revolution wird sie, fast noch ein Kind, zur Guillotine verurteilt. Sie entgeht dem Schafott dank der Liebe, die sie in einem Schuster erweckt, einem Mitglied des Tribunals. Sie flieht nach England. Als sie zurückkehrt, hat Chateaubriand soeben „Atala" veröffentlicht. Sie lernt den Autor kennen und ist sofort entflammt. Chateaubriand verfällt in einer seiner krausen Launen darauf, daß Madame de Custine das Schloß Fervaques kaufen könnte, einen alten Edelsitz, in dem Heinrich VI. eine Nacht verbrachte. Die Marquise zieht, so viel sie kann, von ihrem nach der Emigration noch nicht ganz geordneten Vermögen zusammen und kauft das Schloß. Aber Chateaubriand zeigt keine Eile, es zu besuchen. Endlich, nach langer Zeit, verbringt er einige Tage dort, göttliche Stunden für die liebende Frau. Chateaubriand liest ein Distichon, das Heinrich VI. mit seinem Jagdmesser in den Kamin geschnitten hat:

La dame de Fervaques
mérite de vives attaques.

Die Stunden des Glücks vergehen im Nu, unwiederbringlich. Chateaubriand entfernt sich, um nicht wiederzukehren; er steuert schon neuen Liebes-Inseln zu. Monate vergehen, Jahre. Die Marquise de Custine nähert sich den Sechzigern. Eines Tages zeigt sie das Schloß einem Besucher. Als dieser in den Saal mit dem großen Kamin tritt, sagt er: „So ist dies der Ort, wo Chateaubriand zu Ihren Füßen lag." Und sie, rasch, erstaunt und gleichsam verletzt: „O nein, ich zu den Füßen Chateaubriands."

Dieser Typus der Liebe, der ein Wesen ganz und für immer — gleichsam durch eine metaphysische Pfropfung — einem anderen verbindet, blieb Stendhal unbekannt. Darum glaubt er, daß es der Liebe wesentlich ist, zu schwinden; während doch die Wahrheit wohl näher bei dem Gegenteil liegt. Eine volle Liebe, die aus der Wurzel der Person treibt, kann kaum sterben. Sie ist für immer in die fühlende Seele eingesenkt. Die Umstände — Entfernung zum Beispiel — mögen ihr die notwendige Nahrung schmälern, und dann wird die Liebe an Umfang verlieren und nur noch als ein Bächlein des Gefühls, ein schmaler Empfindungsstrom, im Untergrund des Bewußtseins fortquellen; aber sie wird nicht sterben. Als Gefühl dauert sie unversehrt fort. In ihrem tiefsten Grund fühlt sich die Liebende dem Geliebten bedingungslos verbunden. Der Zufall mag sie hierhin und

Boris

— Danke, mein Herr, Mama hat mir das Rauchen verboten.

dorthin treiben im physischen und im sozialen Raum; es ficht sie nicht an, sie ist bei dem, den sie liebt. Das ist das vornehmste Kennzeichen der wahren Liebe: daß sie bei dem Geliebten ist, in einer Berührung, in einer Nähe, die tiefer ist als die räumliche, in einem vitalen Beieinander. Der treffendste, aber allzu technische Ausdruck hierfür wäre, daß die Liebende ontologisch bei dem Geliebten ist, sein Schicksal teilend, sei es wie es sei. Die Frau, die einen Dieb liebt, ist mit ihrer Seele im Gefängnis, wo immer sich ihr Körper befindet.

(Deutsch von Helene Weyl)

Gedichte aus dem Krankenhaus

Von

Theodor Kramer

✳

Brief

Nun schrieb ich dir, daß sich der Stich
verzog und auch das Fieber sank;
von allen Leuten hier bin ich
am wenigsten verstört und krank.
Es riecht ein wenig nach Spital,
nach Fliesen und nach kahler Wand;
der Bleistift, der auf dem Regal
sich fand, liegt schwer mir in der Hand.

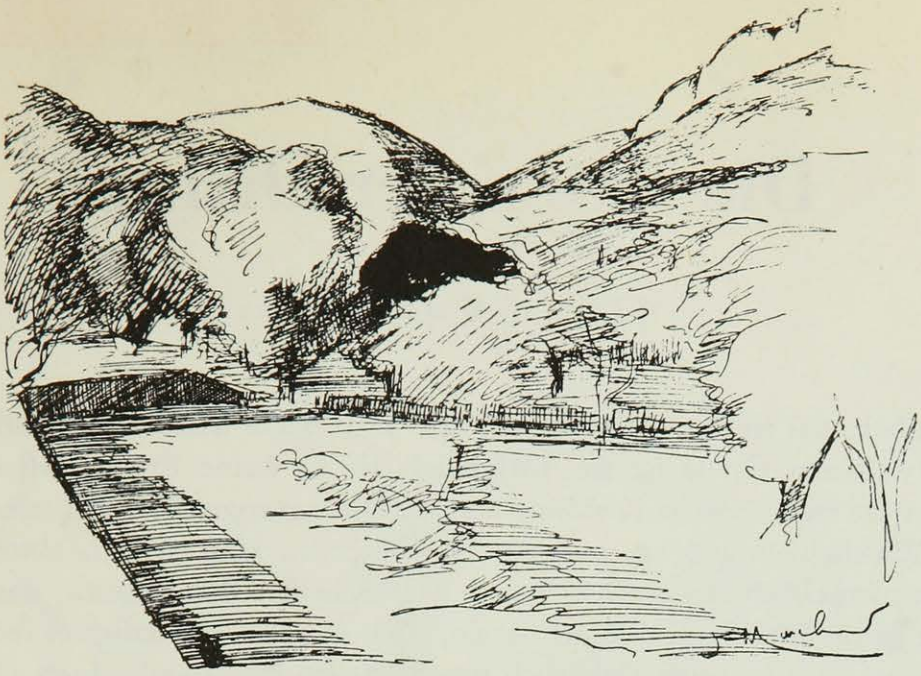
Schon oft lag ich im Krankenhaus
und schrieb, wie ich es heute tu,
auf einem Blockpostblatt mich aus,
und lange Zeit warst es nicht du,
an die ich schrieb. Und ob ich nicht
dasselbe einer andern Frau
geschrieben hätte, eh das Licht
man abdreht, weiß ich nicht genau.

Was dir gehört und was dem Brief,
ich weiß es nimmer, mein Gesicht
wird klein . . . versteh mich nur nicht schief
und geh mit mir nicht ins Gericht!
Schon füllt, ich hör es, auf dem Flur
die Schwester meinen Thermophor;
drum schließ ich schnell und schreibe nur
noch das Kuvert für morgen vor.

✳

Die Heuhüpfer

Der Schwall der Besuchsstunde geht durchs Spital,
das Kinn fällt mir schläfrig nach vorn;
mein Atem geht dünn wie ein Faden,
sacht reiben im Hof die Zikaden
die Beine am Flugschild aus Horn.



Marchand

Das gibt einen trockenen schnarrenden Ton,
der ist mir bekannt von zu Haus;
das Grummet ist wohl schon geschnitten,
die Käspappeln wehn, und die Quitten
glühn rauhwangig golden vorm Haus.

Beim wackligen Tisch sitzt der Vater, vor sich
den Mostkrug, den Fladen voll Mohn;
er ißt nicht, der Mund steht ihm offen,
so hat er seit Mittag gesoffen,
er hat ja schon lang keinen Sohn.

Die Magd, die im Haus war, noch ehe ich ging,
sie scheuert das Kupfergerät;
sie spannt ihre stocktauben Ohren,
sie wagt es nicht wieder zu bohren,
daß immer der Hafer noch steht.

O Vater, geschäh es, und würd ich gesund
noch diesmal, ich fragte nicht recht;
ich schnürte noch heut meinen Pinkel,
ich wischte dir still aus dem Winkel
den Speichel, nichts wär mir zu schlecht.

Die Heuhüpfer schnarren im Hof . . . wann das Werg
der Disteln weht, bin ich nicht mehr;
der Nußbaum vorm Weiher wird tragen,
ich möcht aus den Rohrdommeln klagen
und flattern vor deinem Gewehr.

Die Taten der Dichter

Von

Alfred Wolfenstein

I

Tätigkeit, das ist der Maßstab, mit dem man heute jeden Beruf mißt. Kunst, in welchem Grade ist sie Tätigkeit? Es ist keine Frage, daß man dem Künstler die träumerische Kleidung endgültig ausgezogen hat und seine Stellung in der Wirklichkeit außerst vorurteilslos überprüft. Man sieht da einen der seltsamsten menschlichen Berufe vor sich. Der Schriftsteller schreibt, das heißt, er holt die ganze Welt in sein Wort herein, auch die Tat. Befriedigt es ihn, nur mit dem Worte tätig zu sein? Sicherlich wundern sich die Angehörigen aller Berufe über diesen Arbeiter mit der Feder, dessen Leib so still sitzen kann, wenn sein Geist so weit umherfliegt. Kann ein Kaufmann, ein Ingenieur, ein Handwerker begreifen, daß jemand sich mit dem gesamten Inhalt der Erde, mit Dingen, Menschen, Geschehnissen und Schicksalen beschäftigt, aber nur auf dem Papier?

Von allen Seiten, aber auch vom Künstler selbst, kommen in diesem Jahrhundert die Zweifel, ob die Kunst noch möglich und nötig sei. Denn der Kampf ums Dasein begünstigt in erdrückendem Maße nur die Arten der unmittelbarsten Betätigung, und alles Hintergründige bleibt wirklich im Hintergrund. Doch der Künstler, vom Leben angeschrien, er solle sich auf der Stelle bei einem nützlichen Beruf melden, weiß ja selbst, daß der seine immer überflüssig war. Kunst muß sich aufdrängen. Die ganze Wahrheit verlangt allerdings die Feststellung, daß ihm selbst die reine Kunst auch nicht immer genügt hat. Damit meine ich nicht jene, die in Erkenntnis ihrer unzureichenden Fruchtbarkeit vom Schreibtisch oder von der Staffelei hinweg geflüchtet sind, ins Leben. Bezeichnender sind die Beispiele gerade unter den echten Schaffenden, unter den Dichtern insbesondere, die vollkommen an sich glaubten und sich trotzdem danach sehnten, noch mehr als ihr Werk zu tun. Andere machten eine Tat aus ihrem Werk, sie griffen mit der Feder in ihre Zeit ein.

Jene gehören zur romantischen, diese zur realistischen Gattung. Beide Typen bleiben auch in ihrer Tätigkeit: Dichter. Zu ihnen zählt nicht der Typ Disraeli, bei dem sich das Verhältnis umkehrt: ein Politiker, der daneben auch in seinen Romanen seine persönlichen Wunschträume und seine politischen Machtgedanken niederlegt und anpreist (gleich manchen Troubadouren, kriegerischen Rittern, die neben der Waffe auch den Schreibgriffel führten). Wir sprechen von Dichtern im Hauptberuf.

II

Soweit sie Romantiker sind, ist es ihr Überschuß an Phantasie, jedenfalls aber der gleiche Überschwang, der sie zum Wort und darüber hinaus zur Tat treibt. Dies deutet auf die schöne Einheit in der Natur des Romantikers hin; er ist aus einem Guß, man möchte sagen: aus einem Erguß. Ein fast tragikomisches, donquijoteskes Element macht sich in seinem Tatendrange geltend. Ein Muster dafür ist der Erfinder des Don Quijote selbst, *Cervantes*. Er selbst war ein Ritter, wie er im Ritterbuch steht, bevor er den großen Roman jenes Helden schrieb, dem

Otto Schoff

— *Wie heißen Sie eigentlich?*
— *Fr. . . fr. . . fr. . . fr. . . franz.*
— *Ich werde Sie kurz Franz nennen.*

die Ritterbücher den Kopf verdrehten. Allerdings nicht in trauriger Gestalt, nicht auf klapprigem Klepper, immerhin mit einem in der Seeschlacht von Lepanto zerschmetterten Arm ließ er sich von Don Juan d'Austria noch bei Fiebertemperatur auf die gefährlichsten Posten stellen. Als dann die Sonne, nämlich das so bemannte Kriegsschiff, von Seeräubern gekapert und der Dichter als Sklave nach Algier verkauft wurde, benahm er sich in fünf martervollen Jahren recht ungewöhnlich, wenn auch nicht für einen Dichter künftiger Kämpfe mit Windmühlen.

Er steigerte die Grausamkeit seiner dreimal wechselnden Herren durch seine immer wilderen Versuche, sich zu befreien, vielmehr: alle Gefangenen zu befreien. Mit dreizehn Mann begann er; in einer Felsenhöhle verbarg er sie und ernährte sie wochenlang. Daß der Plan scheiterte und die Leute ihm obendrein grollten, enttäuschte ihn so wenig, daß er ein neues, einem Romanentwurf gleichendes Unternehmen erdachte: sämtliche Christensklaven in Afrika sollten durch einen Aufstand befreit werden. Cervantes organisierte mit phantasievoller

Klarheit die Versorgung mit Waffen und Lebensmitteln, an der Küste warteten Schiffe, fünfundzwanzigtausend Menschen waren in bestimmte Aktionsgruppen eingeteilt. Der Anschlag kam ans Licht; der Dey sann über die furchtbarste Strafe für den verwegenen Spanier nach. Aber sein Erstaunen über die Kraft und Begabung dieses Kriegskrüppels war noch größer als seine Wut. Entweder wollte er ihn zur eigenen Verwendung verschonen oder zugunsten eines Lösegelds, denn ein solcher Mann nahm offenbar in Europa eine außerordentliche Stellung ein. Daß er sich irrte, daß der König des Cervantes nichts für ihn tat, daß dieser Held nach seiner Auslösung ein kleiner Beamter wurde, konnte man angesichts seiner Taten nicht vermuten, höchstens daß er ein großer Dichter werden könnte.

Bei *Byron* kam die romantische Tat erst nach dem Werk, am Ende seines Lebens. Die Welt nahm sie sehr ernst; die Zeitungen von damals sind geradezu der Erfindung der Schlagzeile nahe, wenn sie in langen Artikeln von Lord Byrons Zug zur Rettung Griechenlands berichten. Die Tat ist glanzvoll, im Vergleich zu dem schmucklosen Draufgängertum des Cervantes. Sie hat den gleichen Glanz wie die epischen Abenteuer von Byrons heiteren und düsteren Helden. Dieser Zug war nun die äußere Krönung eines dichterischen Lebens, tatsächlich mit dem geheimen Ziel der griechischen Krone. Als junger Abgeordneter aber war er für das englische Proletariat eingetreten, als im Jahre des napoleonischen Rückzugs 1812 die ersten Arbeitskämpfe der Neuzeit einsetzten, bei den Webern von Nottingham. Des Dichters Pairsrede an der Schwelle des Maschinenzeitalters stritt gegen das unsoziale Gesetz. Des Dichters sportsmännischer Schwung, das Feuer Euphorions, der sich (in Goethes Darstellung und kühner als Goethe in seinem Leben) in die Lüfte wirft, meisterte auch des Meeres und der Liebe Wellen, den Hellespont von Sestos bis Abydos und die Frauen von der unheimlich geliebten Halbschwester bis zur harmlosen Guiccioli. Des Dichters Weltschmerz durchkreuzte seinen Weltgenuß mit drängendem Groll über die Unvollkommenheit der Schöpfung, und wo er aufstandslustige Carbonari traf, verschwor er sich mit ihnen.

Zuletzt konnte er für Hellas alle Elemente seiner Begeisterung in die richtige Mischung bringen, für die Wiedergeburt hellenischer Vollkommenheit, wenn schon nicht die ganze Erde geändert werden konnte (zuvor wollte er nach Südamerika gehen, zur Befreiung der Kreolen). Auch seinen schlechten Ruf in Großbritannien, den Ruf Manfreds, gedachte er durch eine Tat des Ruhms in diesem griechischen Inselmeer zu überwinden. Hier sollte er ja, gleich seinem Korsaren, ein Seeräuber gewesen und schöne Sklavinnen persönlich entführt haben. Das war erdichtet; aber seine Dichtungen spielten hier, und nun die lebendige Wirklichkeit und der Tod. Der deutsche Griechen-Müller hatte es nur besungen: „Eine Schlacht nur laß mich kämpfen, eine siegesfrohe Schlacht / Für die Freiheit der Hellenen — und in deine lange Nacht / Folg ich deinem ersten Winke ohne Sträuben, bleicher Freund, / Habe längst der Erde Schauspiel durchgelacht und durchgeweint." Bis zum Kampfe gedieh das Unternehmen freilich nicht, die ganze auf Byrons Kosten aufgestellte Truppe stand in Missolunghi bald um ein Sterbelager. Das Sumpffieber ließ ihm gerade noch die Kraft, um die tobenden Soldforderungen rings um sein Bett durch sein Ansehen und sein Geld erhaben zu regeln, bis der Dichter und Führer im Gewittersturm verschied.

Aldo Carpi, Der Familienvater (Selbstbildnis)

Vereenigde, Amsterdam

Herr Edward de Spinoza am Grabe seines Vorfahren

Hüttenbach

Spinozas Haus im Haag

Bei seinem Aufbruch hatte er erklärt, er wolle für die Menschheit noch etwas mehr tun als Verse schreiben. Aber es ist offenbar, daß er sich auch in jeder Handlung als Dichter fühlte. Er wollte seine musische Macht durch die Tat vermehren, beide Flüsse kamen aus derselben Quelle. Es verhält sich so, daß er im Lebendigen weiterschuf. Der Romantiker will auch die Länder der Wirklichkeit in die Gewalt der Poesie bringen und seinen Geist auf den Thron. Ein Dichter-Fürst, in diesem Sinne. Seine Heimatlosigkeit verstärkt seine aktive Lust, dort zu leben und zu handeln, wo die Helden seiner Dichtungen zu Hause sind, in Italien und rings auf dem Mittelmeer. Er will sich sein Vaterland in Hellas erobern, dem Lande der Künstler.

III

Bei ihm ging es um eine Betätigung von immerhin erheblichem Ausmaß. Aber der Dichter schämt sich auch nicht, seinen höchsten Schwung für kleine Handlungen einzusetzen. *Shelley* entführte und heiratete eine Sechzehnjährige, um sie aus der Tyrannei von Eltern und Schule zu erlösen. Er hatte dieser Harriett einige kühne Ansichten beigebracht; sie äußerte sie daheim und geriet in peinliche Bedrängnis. Da unternahm Shelley, was Byron nur besungen hatte: die Befreiung schöner, von Paschas vergewaltigter Sklavinnen. Und er heiratete sie in Schottland, obwohl zu den aufrührerischen Ansichten, die er seiner Freundin gepredigt hatte, auch diese gehörte: die Ehe sei eine schimpfliche Fessel. Seine Tat war ein lyrisches Werk. Er betätigte die poetische Gerechtigkeit an einem Mädchen. Dann, nach der Befreiung eines Mädchens, gedachte er einem Volk zur Freiheit zu verhelfen, als Führer zur Revolution: den Iren.

Mit dem gleichen lyrischen Fanatismus kämpfte für die Ungarn 1848 *Alexander Petöfi*, Dichter der madjarischen Marseillaise, gefallen im Befreiungskrieg gegen die Kosaken. Für die Polen kämpfte *Adam Mickiewicz*, der — wie Petöfi an Theodor Körner — an Byron erinnert und an der Spitze einer Legion nicht mehr in den Krimkrieg eingreift, sondern in Konstantinopel an der Cholera stirbt. *Herwegh* ist nicht umgekommen, als er 1848 ein Revolutionsheer aus deutschen und französischen Arbeitern bildete und mit Schwung (Mann der Arbeit, aufgewacht!) in Baden einfiel. Von ganz amusischen württembergischen Truppen geschlagen, floh er, entweder unter dem Spritzleder eines Wagens verborgen oder mit verzweiflungsvoll wehenden Haaren zu Fuß durch die Felder, durch die Auen. So endete die „gesinnungsvolle Opposition", die Friedrich Wilhelm IV. so sehr an ihm geliebt hatte.

Wie diese sozialistische Donquijoterie Herweghs, der „eisernen Lerche", enthalten die Taten der Lyriker eine besondere Komik. *Coleridge*, ein geradezu vorschriftsmäßig verträumter Dichter, obwohl für kurze Zeit Dragoner gewesen, warb zusammen mit zwei anderen Lyrikern heftig für die Gründung eines Staates der Freiheit und Gleichheit am pennsylvanischen Susquehanna. Englisches Phlegma und dann die Verlobung der drei Freunde mit drei Schwestern machte ihrem übrigen Kommunismus ein Ende. Unmittelbarer betätigte *Walt Whitman* seine Menschenliebe, als er, das Riesenkind der amerikanischen Dichtkunst, eine gleichfalls gewaltige Rührigkeit im Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd entfaltete: als Samariter. „Camerado, dies ist kein Buch, wer dies berührt, berührt einen Menschen." Das stand nicht nur in seinen „Grashalmen" zu lesen,

er bewahrheitete sein unliterarisches Helfertum an den niedergetretenen Grashalmen, den verwundeten Männern. Sie schrien ihm nach, als ein Echo, das seine Gedichte beim Volk erst später fanden: Walt, Walt, wiederkommen! Diese Tätigkeit eines glühenden, wie seine Verse sich weitenden Herzens war doch nicht romantisch wie die der anderen Poeten, auch des Kriegsfliegers *d'Annunzio*. Machte Gabriele d'Amunzios militärische Tätigkeit in den Lüften ihn weiter hin sichtbar als die schöne Schilderung des friedlichen, aufwärtsdonnernden Fliegens in seinem Epos „Forse che si, forse che no"? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

IV

Wir sind immerhin seit Cervantes der Wirklichkeit näher gekommen. Der Schriftsteller ist immer mehr Schriftsteller geworden, auch wenn er nach der bekannten feinen Unterscheidung ein Dichter ist. Er hat festgestellt, daß er nicht nur eine Berufung, sondern auch einen Beruf hat, ja er hat daneben oft eine andere Beschäftigung, die ihn ins werktätige Dasein einordnet. Diejenigen, die bei ihrer eigentlichen Begabung bleiben, werden von einer Zeit der allgemeinen Werktätigkeit ganz unwillkürlich zur Tätigkeit *durch* das Werk gedrängt. Sie üben ihre Sendung beruflicher aus, Schrift und Tat fallen zusammen, der Schriftsteller greift in die Zeit ein, zur Änderung der Welt. Diese Wandlung zeichnet sich deutlicher bei jenen Engländern des siebzehnten Jahrhunderts ab, bei *Swift* und bei *Defoe*, der nicht nur der Dichter des Robinson, sondern ein verwegener Pamphletist war. In seinen Flugschriften schlug er beunruhigende Neueinrichtungen vor, von den Sparbanken bis zu höheren Mädchenschulen. Er schrieb gegen die „kurze Art, mit Andersgläubigen fertig zu werden", und wurde für seine Lobpreisung der Duldsamkeit mit dem Pranger bestraft, vom Volke allerdings am Schandpfahl bejubelt und bekränzt, mit den schönsten Blumen, die ein Dichter erhalten kann.

Der Schriftsteller im Zeitalter der Aufklärung kümmerte sich besonders gern um Fälle dumpfer Ungerechtigkeit. Nicht Journalisten, große Schriftsteller gebrauchten die Waffe des Wortes gegen schnöde Geschehnisse des Tages. *Voltaire* war der Mittelpunkt eines Europa überwachenden Hilfsbundes, man wandte sich an ihn, sobald Verfolgte und Elende zu schützen waren. Daß er in hartnäckigen Bemühungen den Justizmord an Jean Calas, die Unschuld des wegen Ermordung seines Sohnes geräderten Kaufmanns aus Toulouse aufdeckte, dies ergänzt die Masse seiner zweiundneunzig gesammelten Bände durch eine bis heute fortwirkende Tat gegen die Todesstrafe. Wenn *Zola* hundert Jahre später, aber immer noch nicht im Zeitalter der Aufgeklärtheit, die Welt von der Lüge des Dreyfus-Prozesses reinigte, so gießt sein heldenhaftes Auftreten vor Gericht, sein „Ich klage an!" in der „Aurore" die Frische einer Morgenröte über den Erfinder des Experimentalromans. Verurteilung, Verbannung, Verfolgung finden sich besonders gern gegen jenen zusammen, der die beiden Kampfmittel Wort und Tat in sich vereinigt.

V

Es sind zumeist die Schwärmer, die außerhalb ihres Schaffens noch zu verwandtem Tun neigen, während die anderen für den realen Einfluß des Wortes schwärmen. Neben der Feder — durch die Feder — und statt der Feder —: dieses letzte

Werner Saul

— Du, hör mal, den Zwickel haben sie ja wieder verboten!

ist der Fall *Rimbaud.* Er warf sein vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Lebensjahr währendes Dichtertum hin, wandte sich dem Handeln, sogar dem Handel zu und schrieb kein gedichtetes Wort mehr. Er vertrieb sich selbst aus dem Paradiese der Kunst, richtiger: er vertrieb das Paradies aus sich und führte diesen Schlag für alle. Die Kunst ist eine Dummheit, erklärte er. So nahm seine wuchtige Demonstration den Angriff des Weltkrieges gegen die Geltung der Kunst vorweg. Diese Tat eines Dichters geht gegen die Dichtung. Der Anti-Poet ist erschienen!

Die Dichtung ist indessen weder durch Krieg noch durch Zweifel umzubringen. Goethe ist zwar kein Einwand gegen Rimbaud, doch jeder Künstler, der aufsteht und der Kunst bis zum Tode oder auch nur bis zum Werke getreu ist, widerlegt und überwindet die Untreue der Zeit. Mag der Dichter ein Führer wie Byron, ein Helfer wie Voltaire oder ein unendlicher Landstreicher wie Rimbaud sein wollen, seine richtigste Tat bleibt sein Werk.

Tuchatschewski, der rote Marschall

Von

Leo Lania

In der Gruppe der ausländischen Generale und Militärattachés, die als Gäste den letzten Manövern unserer Reichswehr beiwohnten, war der Delegierte Sowjetrußlands Michael Nikolajewitsch Tuchatschewski wohl der jüngste, wahrscheinlich der ranghöchste, bestimmt aber der Offizier mit der ungewöhnlichsten und glänzendsten Karriere. Denn dieser heute knapp Neununddreißigjährige ist nicht nur Armeeführer, Kommandant des gesamten westlichen Militärbezirks, den einst der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch kommandierte, sondern auch offizieller Stellvertreter des Kriegskommissars Woroschilow, der einflußreichste Mann im revolutionären Kriegsrat und der eine der beiden populärsten Generale der Roten Armee. Der andere heißt Blücher.

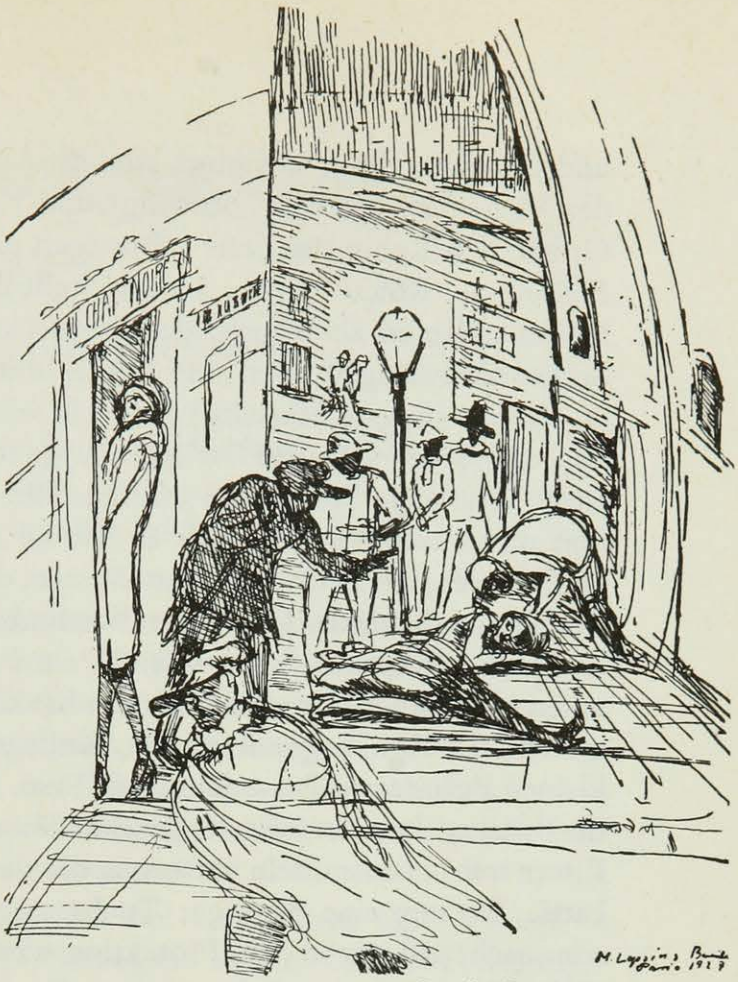
Wiewohl die Männer des neuen Rußland, die Führer der bolschewistischen Revolution seit Jahren im Brennpunkt des Weltinteresses stehen und obwohl dieses sich auch immer wieder und neuerdings in steigendem Maße der Roten Armee und ihrem Wirken zuwendet, sind die großen Akteure der bolschewistischen Militärmacht im Westen so gut wie unbekannt. Und auch in Rußland selbst müssen die hohen Generale das grelle Licht der Öffentlichkeit meiden, ihre Bilder prangen nicht neben den Fotografien der prominenten Sowjetführer in den Auslagen der Geschäfte und an den Wänden der Arbeiter-Klubs — vorbeugende Maßnahmen gegen die Züchtung eines neuen Militarismus. Der Popularität Tuchatschewskis haben auch diese Maßnahmen nichts anzuhaben vermocht; denn die immer wieder auf den unvermeidlich kommenden Krieg hingewiesene Öffentlichkeit sieht in ihm nicht bloß einen berühmten und erfolgreichen General, sondern den zukünftigen „Generalissimus gegen Polen", indes die Opposition das Bild Tuchatschewskis beschwört, um die drohende Gefahr eines neuen Bonapartismus an die Wand zu malen.

Michael Nikolajewitsch Tuchatschewski ist ein Adeliger. Er entstammt einem sehr alten russischen Geschlecht, Vorfahren von ihm haben mit Suwarow in Italien gekämpft und mit Kutusow gegen Napoleon. 1893 wurde Michael Nikolajewitsch auf dem Stammgut der Familie im Gouvernement Pensa geboren, absolvierte das Gymnasium*), trat in das Kadettenkorps ein, beendet 1914 die Moskauer Alexander-Kriegsschule und rückt als Leutnant des Semjonowschen Leibregiments, der Zarengarde, ins Feld. Schon am 2. September 1914 erhält er den Wladimirorden mit Schwertern: an der Spitze seiner Kompanie hat er bei Krzeszow eine österreichische Stellung gestürmt und sich durch besondere Tapferkeit hervorgetan. Ein halbes Jahr darauf ist seine Karriere zu Ende: Tuchatschewski wird Kriegsgefangener. Zwei Jahre verbringt er in deutschen Gefangenenlagern und Festungen. Fünf Fluchtversuche unternimmt er in dieser Zeit, der fünfte gelingt.

Das erstemal will er aus dem Lager Stralsund mit einem Boot nach Rügen und

*) Der Schriftsteller Roman Gul war hier sein Schulkamerad, und er hat soeben eine sehr interessante Biografie Tuchatschewskis erscheinen lassen.

von hier nach Schweden entkommen; er wird abgefaßt und in das mecklenburgische Gefangenenlager Bad Stuer strafversetzt. Von hier flüchtet er auf abenteuerliche Art: Arbeitsdienst verrichtende russische Kriegsgefangene fahren ihn in einem Karren versteckt zum Lager hinaus und laden ihn in einer Schuttgrube ab. Nachts brennt er nach Holland durch. Knapp vor der holländischen Grenze wird er verhaftet. Er verweigert jede nähere Auskunft über seine Person, wird für eine Nacht provisorisch in ein Mannschaftslager unweit der Grenze gebracht und flieht in derselben Nacht noch einmal. Er wird aufgegriffen, identifiziert, in das Gefangenenlager Zorndorf bei Küstrin geschafft. Von hier versucht er zusammen mit dem französischen General Garros zu entfliehen. Sie graben einen unterirdischen Gang — eine halbe Stunde vor der Flucht wird das Unternehmen entdeckt, und der ewige Ausbrecher kommt auf Fort 9 der Festung Ingolstadt. Aber Tuchatschewski läßt nicht locker. Während eines Spaziergangs läuft er seinen Wächtern davon und entkommt den Verfolgern in die Schweiz.



Lepsius Berenberg

— Warum schießt ihr? Könnt ihr nicht bis zum nächsten Krieg warten?

Als der Dreiundzwanzigjährige nach Petrograd zurückkehrt, ist Kerenski bereits gestürzt, der Rat der Volkskommissare regiert, es gibt keine Offiziere mehr, nur noch Soldatenräte, das vornehme Leibgarderegiment ist aufgelöst, die ganze Armee ist in Auflösung, was soll da der junge Leutnant? Der junge Leutnant tritt in die bolschewikische Partei ein und wird Inspektor für die Formierung der Roten Armee. Es war Anfang 1918, der Sturz der Bolschewiki schien eine Frage von wenigen Wochen, die ehemaligen Offiziere und Beamten beeilten sich nicht, dem neuen System ihre Dienste anzubieten, und wenn das doch nicht zu umgehen war, so trat man als „Parteiloser", schlimmstenfalls als „Sympathisierender" in den Dienst der neuen Machthaber, ängstlich darauf bedacht, sich nicht allzusehr zu kompromittieren. Tuchatschewski verschmähte den Weg seiner Kameraden: der Eintritt in die Partei, das war sein Bündnis mit den Bolschewiki auf Leben und Tod. Der ehemalige Aristokrat und Gardeleutnant als roter Offizier und Parteigenosse — nun hatte er im Falle eines Sieges der Gegenrevolution auf keine Zubilligung mildernder Umstände mehr zu hoffen. So wird Tuchatschewski einer der fanatischesten und energischesten Offiziere der jungen roten Armee im Bürgerkrieg.

Aber er ist auch einer der fähigsten und erfolgreichsten. Sämtliche Operationen

und Gefechte, die er befehligt, sind erfolgreich. Als er, jetzt schon Kommandant der V. Armee, den Ural bezwingt und Koltschak vernichtet, hat er den Roten Orden, den Ruhm des besten Strategen und des einzigen noch nie geschlagenen Führers der Roten Armee; Trotzki stellt ihn in einem eigenen Heeresbefehl allen Kommandanten als leuchtendes Beispiel hin. Trotzki war es auch, der 1920 den Sechsundzwanzigjährigen zum Heerführer gegen Polen bestimmte. Schon schien es, daß der jüngste Marschall die Serie seiner Siege mit der Einnahme Warschaus krönen würde — da griff General Weygand ein und rettete Polen. Tuchatschewski hatte seine erste Niederlage erlitten. Die Machthaber Sowjetrußlands haben sie ihm nicht nachgetragen, aber er hat sie bis heute nicht verschmerzt. Der Haß gegen Polen, der Haß gegen den Westen, das ist der vorherrschende Charakterzug des jungen Generals. Und ein unbezähmbarer Ehrgeiz.

Tuchatschewski lebt — was für ein Paradox bei einem Soldaten — ein fast asketisches Leben. Er trinkt nicht, er hat keine Affären, keine Liebschaften. Er war verheiratet. Eine Jugendfreundin, Kollegin vom Gymnasium, die Tochter eines kleinen Beamten in Pensa war seine Frau. Diese romantische Jugendliebe ging in die Brüche, als in der Zeit der größten Hungersnot Frau Sergejewa ihre darbenden Eltern mit Lebensmitteln versorgte, die sie aus Beständen der Armee sich beschafft hatte. Es kam eine Anzeige; Tuchatschewski, vor das Parteikomitee berufen, wies nach, daß er von der „Protektionswirtschaft" seiner Frau keine Ahnung hatte und erklärte sofort, er habe mit einer Frau, die sich so unkommunistisch benommen habe, nichts mehr zu tun. Alle Bitten, Versprechungen, Beschwörungen der Frau Sergejewa prallten ab an dem kalten Fanatismus ihres Mannes. Da verübte sie Selbstmord.

Tuchatschewski vergrub sich noch mehr in seine Arbeit und in seine einzige große Leidenschaft: in seiner freien Zeit baut er Geigen. Dieser Leidenschaft ist er treu geblieben noch aus den Zeiten des Bürgerkrieges, wo er in seinem Stabszug stets ein als Werkstatt eingerichtetes Sonderabteil hatte mit Werkbank, Brettchen, Polituren usw. Tuchatschewski selbst spielt nicht — obwohl er aus sehr musikalischer Familie stammt, ein Bruder von ihm lebt als ausübender Musiker in Rußland — der Marschall verschenkt die Geigen an seine Freunde und Genossen.

Und doch hat dieser General mit dem offenen runden Kindergesicht, der noch jünger aussieht als er ist, nichts von einem finsteren, in sich gekehrten Grübler. Tuchatschewski ist ein Willensmensch, ein Revolutionär aus Temperament und Gefühl, in seinem Charakter auf merkwürdige Art Bakunin verwandt, mit dem ihn sein „revolutionärer Nationalismus", die Verachtung alles „geschleckten Westlerischen", dieser fast mystische Glaube an die „Sendung der russischen Barbaren" verbündet. Tuchatschewski ist ja nicht nur ein Kommandant der Roten Armee, sondern auch militärischer Sachverständiger der Komintern, Autor eines bekannten Werkes: „Weltkrieg, Bürgerkrieg, Klassenkrieg." Aber auch der Militärtheoretiker verleugnet nicht den Mann der Tat. Heute schon hat er die höchste Spitze der militärischen Leiter erklommen: — wird er sich damit begnügen, mit seinen vierzig Jahren „arriviert" zu sein? Oder wird dieser Mann, der immer vorwärts stürmen muß und dessen unruhigen Empörergeist nicht einmal die deutschen Gefängnisse zu zähmen vermochten, Europa doch noch jene Überraschungen bieten, welche die Polen befürchten, wenn sie von ihm als „roten Napoleon" sprechen?

Er hat Lenin gesehn

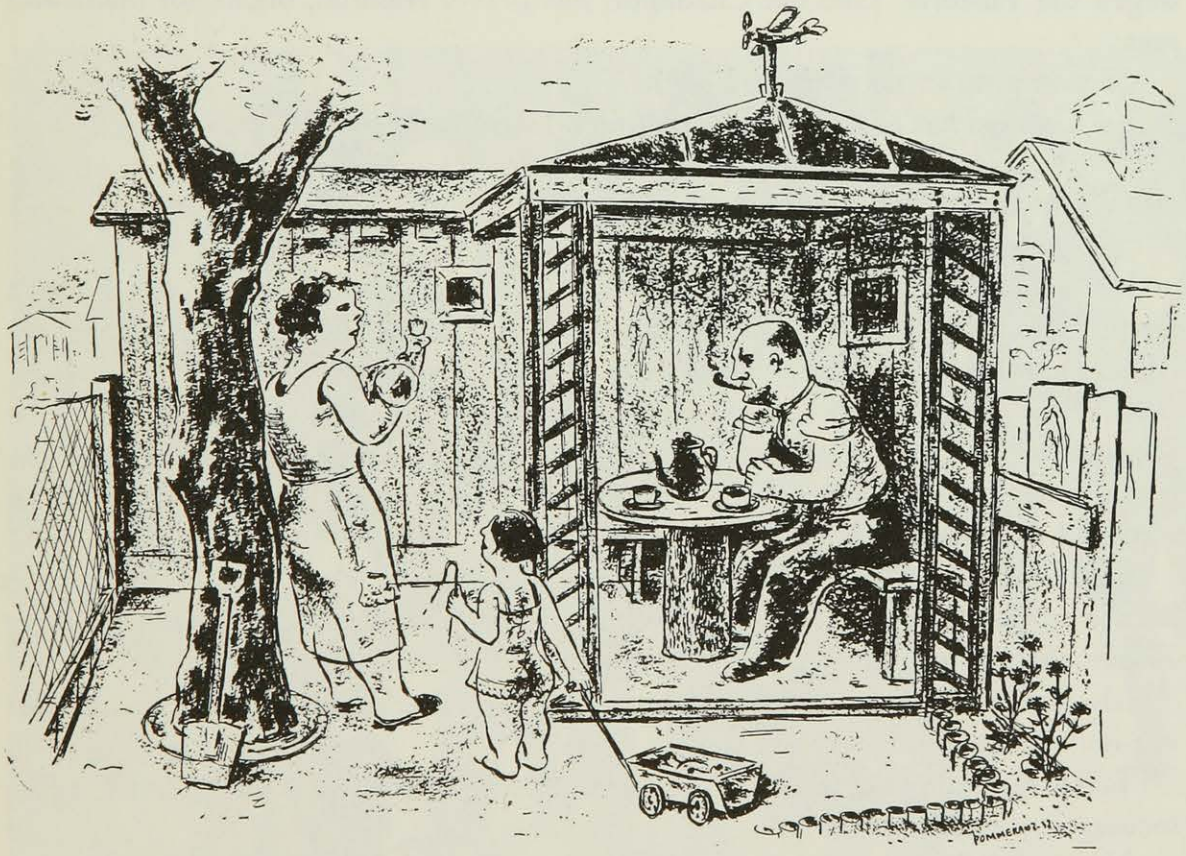
Von

Michail Sostschenko

In diesen Dingen soll man nicht lügen. Wenn du Wladimir Iljitsch gesehen hast, so sage einfach: ich sah ihn da und dort und unter den und den Umständen. Wenn du ihn aber nicht gesehen hast, so halte den Mund und rede keinen Stuß. So ist es besser für die Historie.

Wenn sich aber Iwan Shukov brüstet, daß er Wladimir Iljitsch auf einem Meeting gesehen habe, und sogar behauptet, Iljitsch habe ihm sozusagen die ganze Zeit ins Gesicht geblickt, so ist das Blech und ein Unsinn. Iljitsch konnte ihm nicht ins Gesicht sehen: ein Gesicht wie jedes Gesicht, ein grober Bart, borstig, eine einfache, gewöhnliche Nase. Nein, in solch ein Gesicht konnte Iljitsch nicht blicken, um so weniger als Iwan Shukov jetzt einen Verkaufsstand eröffnet hat — er handelt, und, vielleicht, sind seine Gewichte ungeeicht.

Für eine solche Aufschneiderei werde ich bei Gelegenheit dem Shukov in seine frechen Augen spucken. Überhaupt, von einem solchen Schwindel kann nur ein Wirrwarr in der Geschichte entstehen.



Pommeranz-Liedtke

— Mutter, wir haben schon lange nicht Wählen gespielt.

Nun, ich habe unseren teuren Führer, Wladimir Iljitsch Lenin, gesehen — ich lüge nicht.

Vielleicht habe ich mir speziell dafür von Martynoff einen Passierschein ins Smolny besorgt. Vielleicht bin ich nur darum drei Stunden lang wie ein Verfluchter in den Korridoren herumgewandert und habe gewartet. Und trotzdem — ich prahle nicht. Und wenn ich auch jetzt hier davon spreche, so nur wegen der historischen Wahrheit.

Ich stellte mich in den Gang genau um drei Uhr nachmittags. Stellte mich hin und stehe, wie ein Verfluchter. Und genau neben mir steht so ein Mann in einem Pelzmantel und zuckt vor lauter Kälte mit den Beinen.

„Was", frage ich ihn, „stehen Sie so da und zucken mit den Beinen?"

„Ja, mich friert", sagt er. „Ich bin der Chauffeur Lenins."

„Nu?" sage ich. Seh ihn mir an: eine gewöhnliche Persönlichkeit, ein gewöhnlicher Schnurrbart, eine Nase.

„Gestatten Sie", sage ich, „mich bekannt zu machen."

Wir kamen ins Gespräch.

„So, so", sage ich, „Sie fahren ihn? Ist es nicht schrecklich zu fahren? Kein gewöhnlicher Passagier. Hier herum stehen Masten, Pfosten — wie leicht, zum Teufel auch, könnte man an einen solchen Pfosten fahren!"

„O nein", sagt er, „das ist Gewohnheitssache."

„Nu, sehen Sie zu", sage ich, „fahren Sie vorsichtig."

Bei Gott, so habe ich gesagt. Und ich prahle nicht. Wenn ich es schon sage, so wegen der Historie. Und der Chauffeur, ein braver Mensch, blickt auf mich und sagt:

„Schon gut, werde mich bemühen."

Bei Gott, so hat er gesagt. „Werde mich bemühen", so sagte er.

„Nu", sage ich, „bemühe dich, Bruder."

Er winkte mit der Hand: sozusagen „schon gut".

„Ja — ja", sage ich.

Ich wollte unser historisches Gespräch aufzeichnen; will nach meinem Bleistift greifen und finde ihn nicht. Wühle in der einen Tasche: Zündhölzer, Zigarettenpapier, ein Päckchen Tabak, aber kein Bleistift. Suche in der anderen Tasche, ebenfalls nichts. Laufe in das zweite Stockwerk, in die Kanzlei: man gab mir einen Bleistiftstummel. Beeile mich wieder hinunter — der Schofför ist nicht mehr da. Soeben stand er noch im Pelz und trat von einem Bein aufs andere, und jetzt ist niemand da. Auch der Pelz ist nicht da.

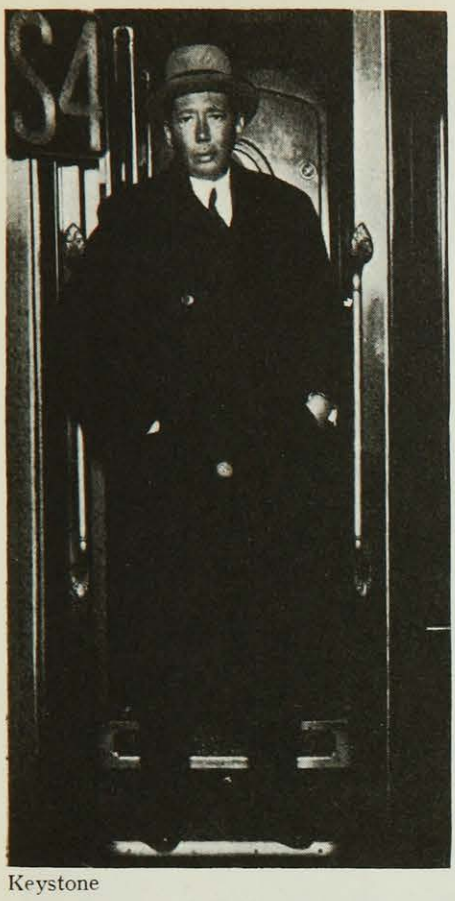
Laufe auf die Straße — der Chauffeur sitzt an der Maschine, die Maschine lärmt und setzt sich in Bewegung. Und in der Maschine sitzt — *unser teuerer Führer, Wladimir Iljitsch*, sitzt, und der Kragen ist aufgeschlagen.

Ich lege die Hand an die Mütze, will Hurra schreien, fürchte mich aber vor dem Posten und trete zur Seite.

Trete zur Seite und prahle nicht. Schreie nicht nach rechts und links: habe, sozusagen, Lenin gesehen.

Nun, ich habe ihn gesehen und basta. Bin glücklich für mich selbst, und wenn irgendwelche Leute Genaueres von mir wissen wollen, so mögen sie sich direkt an mich wenden.

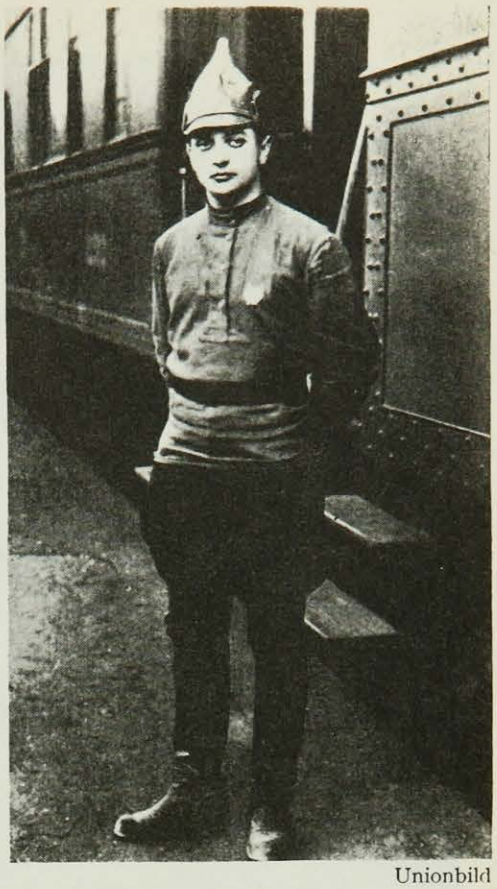
(Deutsch von Woldemar Klein)



Keystone

Links:
Titulescu

Rechts:
Tuchatschewski



Unionbild

Atlantic

Mussolinis Verhaftung (Rom, 1915)

Nikolaus II. und die Zarin

Aufständische im Kaukasus 1905 (mit Feldstecher)

Bombenattentat auf das Petersburger Landhaus des Ministerpräsidenten Stolypin 1906

Der Ober

Associated Press

Kunstläufer in alter österreichischer Uniform

Der teure Titulescu

Von

Camil Petrescu

Eine Anekdote, die durch alle Zeitungen gesickert ist, betrifft die anscheinende Ungeschlechtlichkeit des . . . (gleichwohl) Herrn N. Titulescu. War es nicht Briand, der auf einem Bankett in Genf seine Festrede mit der eigenartigen Formel begann: „Mesdames, Messieurs . . . et mon cher Titulesco"? Eines scheint gewiß: Wenn alle Männer dem rumänischen Außenminister ähnlich gesehen hätten, wären die Rasierklingen bestenfalls für den Gebrauch nackter Tänzerinnen erfunden worden.

Vor kurzem konnte ich Herrn Titulescu im Garten des Bukarester Restaurants „Modern" beobachten. Ratlos fragte ich mich, wie alt wohl dieser Riese mit dem Kopf eines Kindes und den Augenfalten einer dürren Greisin sein möge. Niemand könnte dieses Rätsel erraten, ohne Hilfe biographischer Daten.

Titulescu ist, als Sohn des dortigen Appellationsgerichtspräsidenten, 1883 in Craiova geboren. Aus der Oltenei, der rumänischsten Gegend stammend, mit einem ultralateinischen Namen und einer hervorragenden mittelländischen Intelligenz versehen, ist Titulescu, seinem Äußeren nach, am wenigsten als Rumäne anzusprechen unter allen fünfzehn Millionen unseres Volkes. Dieser Kopf mit den kleinen Augen und den buckligen Tatarenwangen wird von einem riesenhaften Slawenkörper getragen. Und doch ist dieser Mensch — ein Mensch ohne Alter, ohne Geschlecht, ohne Nationalität — die repräsentativste Gestalt seines Landes, sowohl offiziell als auch nach allgemeinem Übereinkommen.

Nicht allein die öffentliche Meinung, auch die frühere Regentschaft war davon überzeugt, als sie gleich im ersten Augenblick nach ihrer Einsetzung Herrn Titulescu telegrafisch ersuchte, nach Bukarest zu kommen und eine nationale Regierung zu bilden. Und noch mehr der König, der schon in dem Flugzeug, das ihn aus Paris heimbrachte, eine nationale Regierung unter dem Vorsitz des Londoner Gesandten Rumäniens plante.

In den letzten Jahren hat Rumänien viele Regierungskrisen durchgemacht, aber jeder Krise ist das gleiche Ritual vorangegangen: Gleichviel, ob die Regentschaft oder König Carol II. die Abdankung der Regierung empfingen, man bestellte immer wieder Titulescu dringend nach Rumänien. Bis er ankam, setzte jede Audienz aus und jede politische Beratung. Vom Bahnhof fuhr Titulescu in Begleitung des königlichen Sekretärs Puiu Dumitrescu geradeswegs nach dem Schloß, wo er mit dem König frühstückte und mit der Zusammensetzung der Regierung provisorisch betraut wurde. Es begann die übliche Brautfahrt zu allen Parteiführern, die Einladung zur Beteiligung an der Regierung. Echte Byzantiner, empfingen ihn die sehr höflich, bewirteten ihn mit Likören und nahmen froh die

Aufforderung zum Tanze an — mit Ausnahme eines einzigen, *der nicht immer derselbe war.*

Herr Titulescu kehrte nach dem königlichen Schloß zurück, legte den Auftrag nieder mit dem Hinweis, daß *ein* Parteiführer sich geweigert hatte, in seine Regierung der Großen Nationalen Konzentration einzutreten, und fuhr nach London zurück.

Diese Vorliebe der hohen Persönlichkeiten und der öffentlichen Meinung Rumäniens für den tatarenköpfigen Vertreter des lateinischen Genius war und ist mit beträchtlichen Unkosten verbunden, die den Staatshaushalt belasten. Beiläufig beläuft sich der Unterhaltsbeitrag dieses Luxusexemplars europäischen Ruhmes auf etwa 100000 Mark monatlich (Mark, nicht Lei). Titulescu hat von seinen orientalischen Ahnen die Lust an Prunk und Verschwendung geerbt. Die Pracht seiner Wohnungen, der Aufwand seiner Reisen reichen bereits in das Gebiet der Anekdote. Ob er in Chatam, in Paris, in Genf oder auf dem Lido wohnt, er bezahlt auch die Miete der benachbarten Räume, um nur ja nicht gestört zu werden. Ja, man erzählt sich, daß er für ein einziges Diner seiner Gesandtschaft mitten im Winter einen Waggon Blumen aus Venedig nach London kommen ließ. Er ist stets von einem Gefolge von Sekretären begleitet, und diese Sekretäre bekleiden bei ihm das Amt bevollmächtigter Minister.

Erstaunlich ist aber, daß selbst der am wenigsten gesellige Mensch Rumäniens, der verstorbene Finanzminister *Vintila Bratianu*, von dieser Vorliebe für Titulescu keine Ausnahme gemacht hat. Vintila war so sparsam, daß er es nicht verstehen konnte, wie man überhaupt einen anderen Anzug beim Schneider bestellen konnte, solange das Kleidungsstück, das man gerade trug, keine Löcher aufwies. Und doch hatte dieser fanatische Sparmeister eine holde Schwäche für Titulescu. Ihm verzieh er alles, der sonst nichts verzeihen konnte. In den Bräuchen der rumänischen Politiker ist etwas vom Wahn des aus kleinen Verhältnissen aufgewachsenen ungestümen Gewerbetreibenden, der seinen prächtigen, mondänen, verschwenderischen Sohn verhätschelt; und dies war auch das Verhältnis zwischen Bratianu und Titulescu. Man erzählt sich lustige Dinge über die Beziehungen der beiden.

Als Vintila Bratianu vor Jahren einmal in politischen Geschäften nach London kam, wurde er selbstverständlich vom dortigen rumänischen Gesandten empfangen und vom Bahnhof direkt zum Friseur geführt: „Sie wollen doch nicht vor den Lords mit diesem struppigen Bart erscheinen?"

Nachher zum Schneider, obschon Vintila protestierte: „Ich habe doch einen Frack!"

„Einen Frack? Den zieht man doch nur bei großen Gelegenheiten an. Sie brauchen auch einen Smoking, einen Cut, einen schwarzen Anzug. Bis morgen früh muß alles fertig sein."

Der Schatzmeister fügte sich, als er aber den Preis hörte, wollte er dem Schneider davonlaufen. „Nein, Sie müssen zahlen, Herr Bratianu, und von heute ab brauchen Sie sich nicht mehr zu wundern, wofür ich hier das viele Geld ausgebe."

Bei Titulescu einquartiert, erwachte Bratianu gewohnheitsmäßig um fünf Uhr früh, badete und läutete dann um sein Frühstück. Doch es meldete sich niemand. Vintila arbeitete an einem finanziellen Bericht, wurde gegen zehn Uhr vormittags

Ernst Graef

— *Herr Kommissar, er ist doch kein Dieb, er ist nur so wahnsinnig anpassungsfähig!*

damit fertig und wollte dann einige Aufklärungen von Titulescu verlangen. Aber niemand meldete sich auf sein Läuten, denn zu dieser Stunde schlief nicht nur der Gesandte, der bis zum Morgen gearbeitet hatte, sondern auch die Diener, an diese Arbeitseinteilung gewöhnt. Als schließlich um acht Uhr abends Titulescu aufgewacht, angezogen und für die Arbeit vorbereitet war, erfuhr er, daß der Herr Finanzminister seine Kleider auf einem Stuhl zusammengefaltet hatte und zu Bett gegangen war. Es blieb nichts anderes übrig, als die Zusammenarbeit auf dem brieflichen Wege zu erledigen.

Denn dieser Magier der Redekunst ist eine richtige Bohemenatur. Titulescu arbeitet nur bei Nacht. Um jeder Verpflichtung zu entgehen, die seinen Tagesschlaf stören könnte, erklärt er sich für leidend. Jahrelang, bis zur Aufklärung des Falles, war das Vaterland um die Krankheit des vergötterten Sohnes besorgt. Wem konnte es auch einfallen, von einem so gebrechlichen Minister zu verlangen, daß er ohne Unterbrechung seinen Posten versehe, am Ende gar vier volle Monate? Selbst Vintila Bratianu, der in seinem Ministerium nicht einmal fünf Minuten Verspätung seines Generalsekretärs duldete, zeigte für die langen Urlaubszeiten des Londoner Gesandten ein zartes Verständnis.

„Was meinen Sie zu Titulescu? Drei Monate im Jahr arbeitet er, und die übrige Zeit ist er auf Urlaub, nicht wahr?“ Aber Bratianu, damals Ministerpräsident, antwortete dem Interpellanten: „Was wollen Sie, so sind die Rennpferde: Dreimal im Jahr laufen sie, verdienen die großen Prämien, und nachher ruhen sie aus.“

Man wird leicht verstehen, daß die Wünsche eines so hohen Herrn Befehle sind, seine Launen Maßregeln. Als einmal sein Kollege im diplomatischen Korps, der Sproß zweier einst in Rumänien regierender Stämme, ein vielgespielter Lustspieldichter, nämlich Fürst Anton Bibescu, den Londoner Minister durch den Nachweis unbedeutender Berichtsfehler zu ärgern wagte, verlangte Titulescu die sofortige Absetzung des Unvorsichtigen. Nach langwierigen Verhandlungen gab der großzügige Kalmücke endlich zu, daß der Fürst von Washington nach Madrid versetzt werde.

Beispiellos ist die politische Laufbahn dieses verhätschelten Glückskindes. Er war sehr jung in die (heute nicht mehr bestehende) konservative Partei eingetreten und hatte das Glück, von Take Jonescu begünstigt zu werden, der den *34*jährigen zum Finanzminister machte. Als Vertreter Rumäniens bei den Friedensverhandlungen unterzeichnete Titulescu den Vertrag von Trianon — was nicht einmal Take Jonescu gelungen war. In der Regierung Averescu (*1919—22*) neuerdings Finanzminister, führte er die Einkommensteuer ein und reformierte das Besteuerungssystem. Die Regierung Averescu dankt ab, und im folgenden Kabinett Jonel Bratianu übernimmt Vintila Bratianu das Finanzministerium, weil er einen heftigen Kampf gegen die Finanzpolitik Titulescus geführt hatte. Und doch eignet sich Vintila schließlich die Prinzipien Titulescus an, die er nur formell ändert.

Titulescu aber verlangt von den Liberalen den Posten des Londoner Gesandten, den er zu einer Schiedsrichterstelle über allen Parteien auszubauen weiß. Und von dem Sprungbrett London weg erobert er zweimal das Präsidium des Völkerbundes. Seine rednerischen Duelle mit dem Grafen Apponyi in der Sache der siebenbürgischen Optanten, erregen allgemeines Aufsehen und bringen ihm den Ruf eines Genfer Stars.

Zuletzt dankt Titulescu als Londoner Gesandter ab, und zwar wegen des von der Regierung mit Litwinow eingeleiteten Nicht-Angriffs-Paktes. Ein einziges Wort bildet den gordischen Knoten der Verhandlungen. Man bespricht nämlich die Unterzeichnung dieses Paktes mit der Formel: „Inschwebehaltung der bestehenden Streitfälle". Titulescu betrachtet aber das Wort „bestehend" als eine Anspielung auf Bessarabien, vor *1812* und nach *1918* rumänische Provinz. Rechtsanwalt Titulescu behauptet, falls Rumänien einen Vertrag unterzeichnete, der dieses Wort enthielte, wäre die rechtliche Lage Bessarabiens geschwächt; für Rumänien könne inbezug auf Bessarabien kein Streitfall bestehen. Er erklärt sich schließlich gegen jede weitere Verhandlung, er betrachtet den Nicht-Angriffs-Pakt als überflüssig, da ja Rumänien und Rußland den Kellogg-Pakt mitunterzeichnet haben.

Hat die Autorität Titulescus seither abgenommen? Nein, das bestätigen die letzten Ereignisse. Titulescu hat als Gesandter abgedankt — und ist Außenminister geworden, ohne seine Formel preiszugeben. Dennoch begegnet das Glückskind einer wachsenden Opposition im Lande. Selbst Professor Iorga trägt ihm nach, daß er bei den Universitätswahlen für den Senat vom Professor der Rechte Titulescu geschlagen wurde; Iorga ist an drei rumänischen Hochschulen tätig und einen Monat im Jahr an der Sorbonne, während Professor Titulescu in den letzten acht Jahren kaum eine Stunde Kolleg gelesen hat.

Wo kommen die Bücher hin?

Von
Karl Čapek

Manchmal kommt es vor, daß einer rein gar nichts anzufangen weiß. Solche verlorene Existenzen suchen dann gewöhnlich eine Stellung in einer öffentlichen Bibliothek; daß sie ihren Lebensunterhalt gerade dort suchen, ist ein Beweis dafür, daß irgendein Fluch auf ihnen lastet. Auch ich, einstmals eine verlorene

Erwin Damaske

Der Bücherwurm

Existenz, trat eine Stelle in einer Bibliothek an. Es war eine sehr kurze und wenig erfolgreiche Karriere; vierzehn Tage hielt ich es dort aus. Trotzdem kann ich bezeugen, daß die verbreitete Vorstellung von dem Leben eines Bibliothekars nicht der Wirklichkeit entspricht. Die Leute glauben nämlich, so ein Bibliothekar steige den ganzen lieben Tag lang die Leiter auf und ab wie die Engel in Jakobs Traum, um auf seinen Tisch geheimnisvolle und beinahe zauberhafte Folianten, in Schweinsleder gebunden und voll Erkenntnis des Guten und Bösen, zusammenzutragen. Die Sache sieht aber einigermaßen anders aus; so ein Bibliothekar hat überhaupt mit Büchern nichts zu tun, höchstens daß er ihr Format abmißt, sie mit Nummern versieht, und womöglich in Schönschrift ihre Titel abschreibt, etwa so:

Müller, Johannes Gebhardt: Über die Blutlaus, sowie über die Art und Weise sie zu vertilgen und unsere Obstbäume vor allen Schädlingen zu bewahren, mit besonderer Berücksichtigung des Kreises Kötzschenbroda. 17 S. Eigenverlag Kötzschenbroda, 1872.

Auf ein anderes Blatt schreibt er:

Blutlaus, Vide Ueber d. Bl. sowie über die Art und Weise sie zu vertilgen usw.

Auf ein drittes Blatt:

Obstbäume. Vide Ueber die Blutlaus usw.

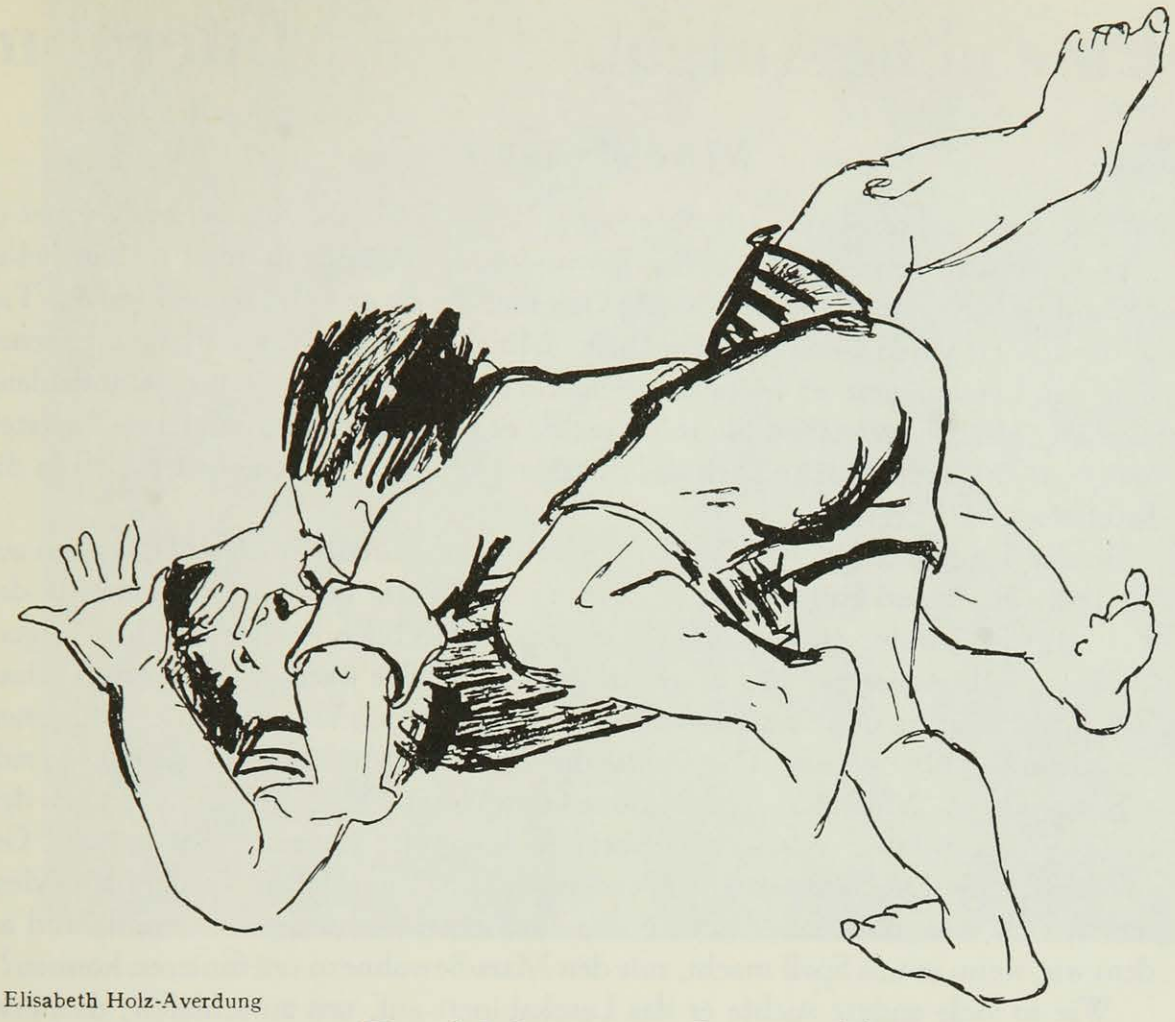
Auf ein viertes Blatt:

Kötzschenbroda. Vide Ueber die Blutlaus usw. mit besonderer Berücksichtigung des Kreises Kötzschenbroda.

Dann wird alles noch in einige dickleibige Kataloge eingetragen, worauf der Diener das Buch fortträgt und in ein Regal stellt, wo es niemals mehr herausgenommen wird. Das ist nötig, damit das Buch an seinem Platz stehe.

So verfährt man mit öffentlichen Büchern; die häuslichen Bücher dagegen haben die Eigenschaft, niemals an ihrem Platz zu stehen. Einmal in drei Jahren werde ich von dem fanatischen Vorsatz befallen, meine Bibliothek in Ordnung zu bringen. Das macht man so, daß man alle Bücher herauszieht und auf dem Fußboden aufstapelt, um sie zu sortieren. Dann nimmt man eins heraus, setzt sich auf die Erde und fängt an zu lesen. Am nächsten Tag nimmt man sich vor, methodisch zu arbeiten: man beginnt einen Haufen Naturwissenschaft, einen Philosophie, einen Geschichte und ich weiß nicht, was noch alles zu schichten, wobei man die alte Erfahrung macht, daß sich die Mehrzahl der Bücher weder in die eine noch in die andere Gruppe dieser Materien einordnen läßt; überdies merkt man am Abend, daß man alles durcheinandergebracht hat. Am dritten Tag versucht man, die Bücher irgendwie nach dem Format zu ordnen; die ganze Sache endet dann so, daß man die Bücher, wie sie liegen, zusammenpackt und in die Regale stopft, worauf man wieder auf drei Jahre Ruhe hat.

Was die Anschaffung der Bücher anbelangt, so geschieht das gewöhnlich derart, daß man bei irgendeinem Buchhändler ein Buch sieht, von dem man sich sagt: „Das muß ich haben!" Hierauf trägt man es siegreich nach Hause und läßt es einen Monat lang auf dem Tisch liegen, um es bei der Hand zu haben; dann borgt man es wahrscheinlich jemand, worauf das Buch spurlos verschwindet. Anscheinend ist es irgendwo: ich besitze eine ungeheure Bibliothek, die irgendwo ist. Bücher gehören zu den seltenen Gegenständen, die gewöhnlich die Eigenschaft einer dunklen Halbexistenz haben: nämlich, daß „sie irgendwo sind". Dazu gehören



Elisabeth Holz-Averdung

— *Waas ? Dilettant sagst du zu mir ? ?*

auch der zweite Handschuh, die Schlüssel, der häusliche Hammer, der Anmeldebogen und überhaupt alle wichtigen Dokumente. Das sind Dinge, die man niemals finden kann, die aber trotzdem „irgendwo sind". Vermißt man eine Banknote, wird niemand behaupten, daß sie „irgendwo ist", sondern daß er sie verloren hat, oder daß sie ihm gestohlen wurde. Vermißt er dagegen zum Beispiel „Die Lebensläufe des Wendelin Schulze", so sagt er sich mit einem gewissen Fatalismus, daß „sie irgendwo sind".

Ich habe keine Ahnung, wo dieses bücherliche „Irgendwo" sein könnte; ich kann mir nicht vorstellen, wohin die Bücher verschwinden. Ich glaube, wenn ich einmal in den Himmel komme *(wie mir ein Kritiker prophezeit hat)* werden die ersten paradiesischen Überraschungen, die ich erlebe, alle meine Bücher sein, die jetzt „irgendwo sind", und die ich dort dann schön geordnet nach Inhalt und Format wiederfinden werde; Herrgott, wird das eine große Bibliothek sein! Stellt euch vor, die Bücher hätten nicht die erstaunliche Eigenschaft, verlorenzugehn: wieviel Bücher müßte es auf der Welt geben! Ich glaube, unsere Wohnungen samt Dachböden und Kellern würden zu klein sein. Zum Glück haben die Bücher die höhere Gabe, plötzlich verlorenzugehn und „irgendwo zu sein", ohne sich dadurch stören zu lassen, daß wir auch einmal nachforschen könnten, wo sie eigentlich sind. Bücher wirft man nicht weg, noch verbrennt man sie im Ofen; ihr Untergang umgibt ein Geheimnis: sie sind irgendwo. *(Deutsch von Julius Mader)*

Eine neue Aufgabe für die Literatur

Von

Dino Provenzal

Vor vielen Jahren lernte ich die schöne, junge Frau eines häßlichen Mannes in reiferen Jahren kennen. Voller Bewunderung erzählte sie mir: „Mein lieber Mann leistet mir im Hause nur wenig Gesellschaft, da er sich fast den ganzen Tag in der Literarischen Gesellschaft aufhält. (Mit diesem feierlichen Namen benennt sich das Lesekabinett einer norditalienischen Stadt.) Dort liest er stundenlang Zeitungen; aber, verstehen Sie mich recht, er liest nicht nur, sondern — warten Sie einen Augenblick, damit ich das richtige Wort finde —, er vertieft sich in die Psychologie der Ereignisse."

In der Tat ließ sich der Biedermann dort nieder, stützte würdevoll das Kinn auf die linke Faust und entfaltete eine Zeitung. Bedächtig genoß er die Chronik der Zeit, dann fielen ihm langsam die Augen zu, und so blieb er sitzen, Faust, Augen, Gehirn gleicherweise geschlossen. Kaum war er wieder wach, begann er an seiner Virginia zu saugen, und dann mußte jeder, der ihm in den Weg kam, die endlosesten Bemerkungen über gewisse Thesen, die ihm seine Lektüre geliefert hatte, über sich ergehen lassen: „Muß man die ungetreue Gattin töten? Sind die Geschworenen den Richtern vorzuziehen oder umgekehrt? Wie könnte man die barbarische Gepflogenheit des Duells ausrotten? Werden wir den Tag erleben, an dem alle Menschen reich sind, und die Maschine den Menschen alle Arbeit abnimmt, und an dem wir, wenn es uns Spaß macht, mit den Mars-Bewohnern telefonieren können?"

Wie so viele andere suchte er das Lesekabinett auf, um zu schlafen; da steckt vielleicht auch der Grund, warum für gewöhnlich den Frauen das Betreten des Lesekabinetts untersagt ist: Gattin, Braut, Schwestern, Töchter sollen nicht erfahren, daß eine Stätte, die dem Studium geweiht sein sollte, die Bequemlichkeit ihrer weichen Sitzgelegenheiten den Freunden des Schlafes bietet. Aber nicht nur die Lesekabinette, auch die Bibliotheken sind durchaus zum Schlafen geeignet. Sie wurden Bücherfriedhöfe genannt; man nennt doch auch den Friedhof eine Ruhestätte. Als ich Unterbibliothekar in der Nationalbibliothek von Turin war, sah ich Studenten, die dort hinkamen, um Übersetzungen abzuschreiben und sich Sätze für ihre Dissertationen zu stiebitzen; ich sah arme Teufel, die sich ein beliebiges Buch bringen ließen und nichts weiter von der Bibliothek wollten als ein bißchen Wärme. Ich beobachtete einen alten Mann, der hinter dem Rücken des Beamten ein paar Semmeln aus der Tasche zog und an ihnen knabberte, während er sich hinter ein Wörterbuch oder sonst einen großen Folianten verschanzte, der geöffnet auf dem Lesepult vor ihm stand. In einer Bibliothek ist es erlaubt, abzuschreiben, zu zeichnen, Briefe zu schreiben, zu essen, sich die Nägel zu putzen, zu gähnen und noch manche andere angenehme Tätigkeiten zu entfalten; warum man aber nicht schlafen darf, ist mir unverständlich. Ein gestrenger Beamter machte mich rasend, weil er zu jedem Leser, der, eingewiegt von der Stille, der Wärme und dem Tick-Tack der großen Uhr, über seinem Buch eingenickt war, hinging und ihn rüttelte: „Wenn Sie schlafen wollen, Herr, gehen Sie zu Bett; haben Sie etwa kein Bett daheim?"

Nur den Beamten ist es erlaubt, in der Bibliothek zu schlafen, und ich entsinne

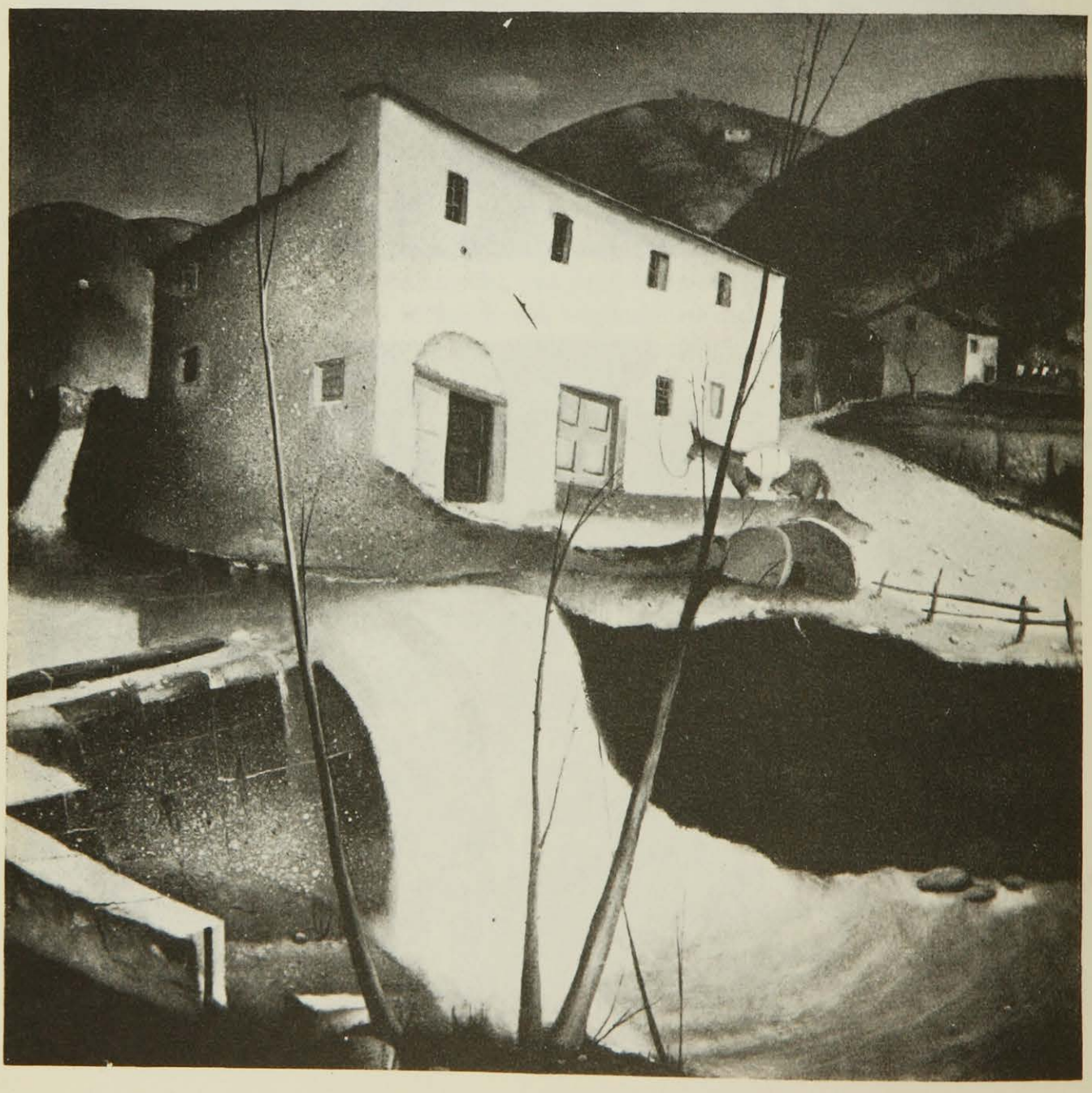
James Joyce mit seiner Frau u. seinem Biographen Stuart Gilbert

Central News

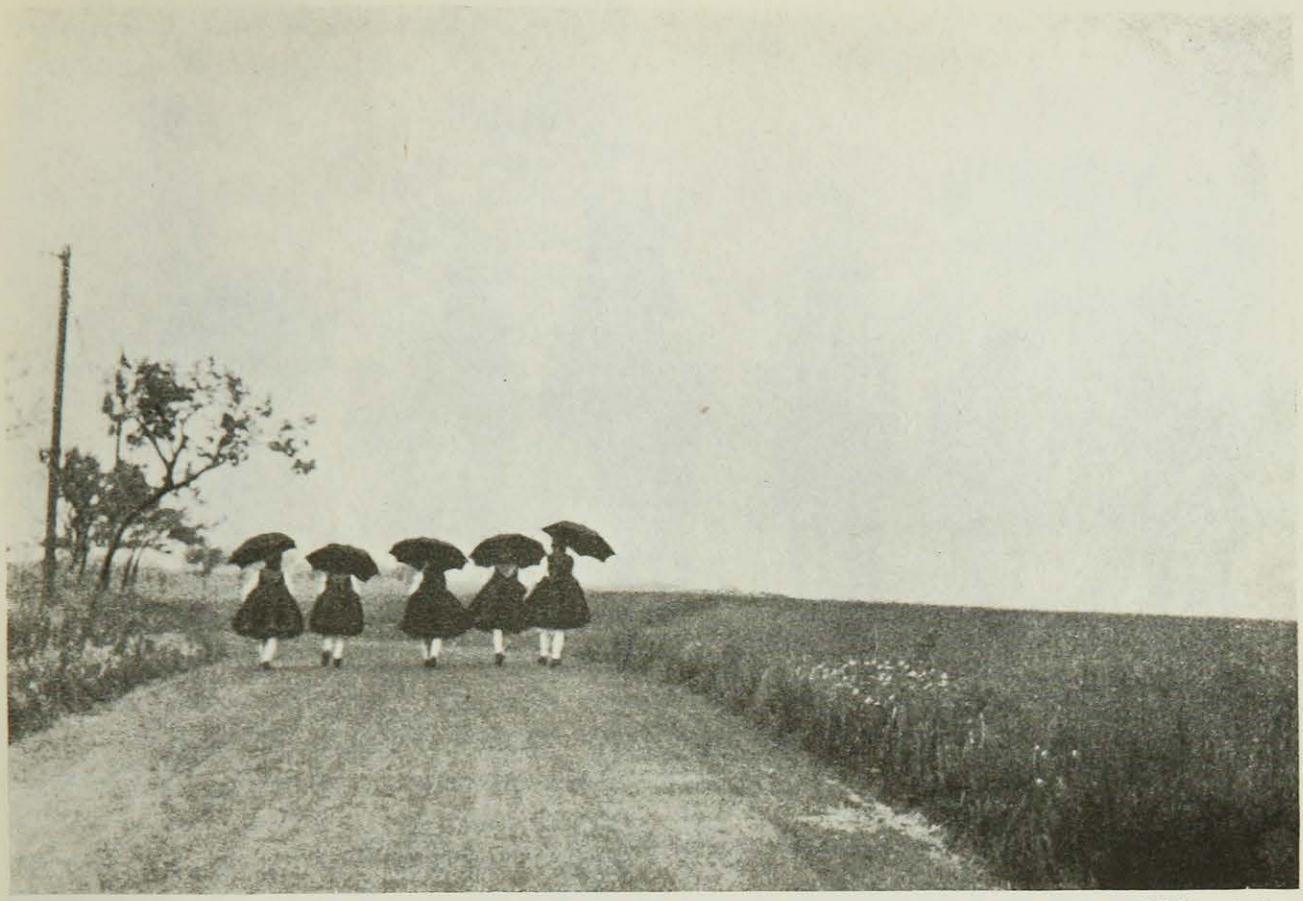
Sir Basil und Lady Zaharoff

Bd. II der Propyläen-Weltgeschichte

Auszug athenischer Krieger (Marmor, um 500 v. Chr.)

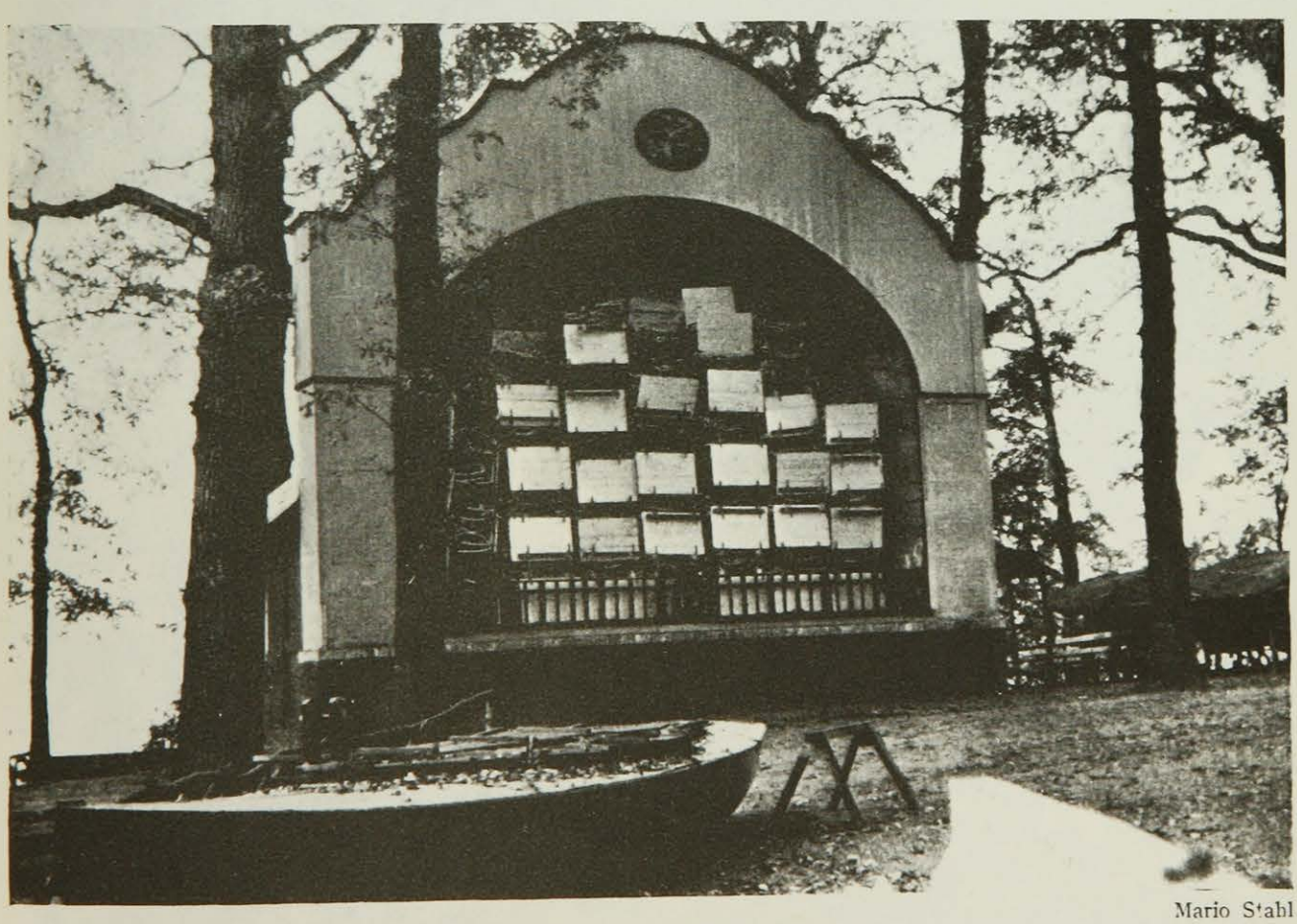


Pietro Bugiani, Die Mühle am Bach (Ölbild)



Weltrundschau

Schwälmer Mädchen gehen zur Kirmes



Mario Stahl

Orchester des Herbstes

Die Familie eines bayrischen Prinzen (Leopold)

International Graphic Press

Waisenkinder

mich langer, verstohlener Schlummerstündchen des Unterbibliothekars im Lehrersaal der Bibliothek von X. und seines lauten Schnarchens. Und nie werde ich eines wohlbeleibten und rotbackigen Priesters vergessen, der, während ich im Klosterarchiv von Z. unveröffentlichte Briefe eines Abtes aus dem 7. Jahrhundert kopierte, rhythmisch, geräuschvoll und gewaltig schnarchte. Wenn schon er, der Wachthabende, schlief, um wieviel angemessener wäre es gewesen, die andern hätten geschlafen. Ich spreche nicht von mir; denn ich kopierte, kopierte, mit fieberhaftem Fleiß, überzeugt, daß, wenn der Briefwechsel meines Abtes ans Licht der Öffentlichkeit käme, Italien vor Freude über diese wunderbare Entdeckung außer sich geraten würde. Es ist doch dumm, daß, während im Scherz sehr häufig die Gleichstellung Lesen-Schlafen angewandt wird, man im Ernstfall nie davon Gebrauch macht.

Käte v. Rappaport

Die Kritiker, die armen Tröpfe, die viel Grund hätten, über den Büchern, die ihnen zugeschickt werden, einzuschlafen, placken sich, verdonnern ein Buch, zerpflücken es, sagen, es sei stumpfsinnig, stümperhaft, grotesk, ohne Gehalt, ohne Satzbau, ohne Sinn und Verstand, sagen auch vielleicht, daß es sterbenslangweilig wäre; aber niemals geben sie zu, bei der Lektüre vom Schlaf überwältigt worden zu sein.

Wir sind uns also, meine ich, alle einig darüber, daß man häufig über Büchern einschläft. Bis jetzt kamen wir nur auf empirischem Wege zu diesem Resultat: der Leser schläft aber sehr häufig gerade über sehr wirkungsvollen Stellen ein, über besonders kunstvollen Wendungen, über Kapiteln, in denen der Autor seine besondere Gewandtheit entfaltet hat. Folglich sollten heutzutage, da soviele Bücher für alle Geschmacksrichtungen und alle Bedürfnisse des Lebens hergestellt werden, auch Bücher eigens zu dem Zweck geschrieben werden, als Schlafmittel zu wirken. Inzwischen könnte man einen Anfang machen und eine Anthologie zusammenstellen; ebenso wie es anregende, erbauliche, nahrhafte (versteht sich, im geistigen Sinne) Stellen in Büchern gibt und solche, die zum Lachen reizen, nachdenklich stimmen, Kopfzerbrechen verursachen, Schauder erregen — so muß es ganz sicher auch solche geben, die einen schläfrig machen.

Ebenso wie seit den ältesten Zeiten Menschen Wein getrunken haben und es erst nach vielen Jahrhunderten da zu brachten, aus der Traube die paar Tropfen reinen Alkohols zu ziehen, so sollten besondere Autoren auf ein paar Seiten den literarischen Mohnsaft kondensieren, der dem Menschen die Süße des Schlafes verschafft.

Ich habe keine Namen genannt und niemandes Bücher zitiert. Ich stelle nur fest, daß manche unserer zeitgenössischen Schriftsteller für diese Aufgabe vorbestimmt sind und sich ein Verdienst um das öffentliche Wohl erwerben werden.

(Deutsch von Elisabet Mayer-Wolff)

Gegenüber: Photo August Rumbucher

ABC am Marmortisch

Von

Rudolf Arnheim

Es liegt eben etwas wie die ephemere Tragik des Schöpferischen darin, daß dem A. nach der Premiere seinerzeit, die er durch die Schiebung mit B. zustande gebracht hat, niemals wieder der große Wurf gelungen ist. Ich rede als Gesinnungsgenosse offen zu Ihnen. Ehrlich währt am längsten. Neulich habe ich ihn im Foyer gestellt, seitdem grüßt er jedesmal in der großen Pause den C. sehr liebenswürdig, weil er denkt, ich bin auf den neidisch wegen der Besprechung im Hauptblatt. Das kann mich nicht tangieren.

— Der Bursche hat eben ausgesungen. Seit zwanzig Jahren schreibt er jeden Dienstag dasselbe. Das bringen die in der Setzerei auch ohne sein Manuskript zustande. Bloß neulich hatte er einmal einen ganz originellen Satz drin. Da hatte der Metteur eine Zeile verhoben. Bitte zehn Astor zu Zweieinhalb. Na, denn eine zu Sechs. Schade, daß er die zu Zweieinhalb nicht hat. Es gewährt mir, ich möchte sagen, ein bittersüßes Vergnügen, in die Rauchfahne gerade dieser Zigarette zu schauen. Ich habe seinerzeit die ganzseitigen Inserate für die Firma gemacht. Eine Sensation. Der D. braucht gar nicht so zu schnuppern. Ist ja zum Lachen: die E. hängt an seinem Arm, als ob sie noch niemals verheiratet gewesen wäre. Kindhaft mit etwas Ungeschick.

— Das ist doch die Eleonore aus seiner neuen Zweifünfundachtzigschwarte „Geigenstriche in Guben". Hast du das gelesen? „In ihren Augen stand groß eine glasige Wollust, als sie, wie vergehend, den Kimono jäh über die Couch schleuderte." Dabei weiß ich aus erster Hand von F., daß sie notorisch bloß deshalb das eine Mal bei ihm übernachtet hat, weil bei ihr der Kammerjäger war. Aber das bleibt unter uns. Bitte ein Glas Wasser.

— Ich habe ihm durch G. sagen lassen, wenn ich ihn auf der dritten Seite placiere, kann ich verlangen, daß er mir die Aushängebogen schickt. Man frißt das alles in sich hinein, und irgendwie wird das ja dann wieder produktiv. Außerdem ist das Motiv mit der Stute, die sich zärtlich an ihrer Schulter reibt, wörtlich aus dem Schmarren von H. Er hat es nach dem Kostümfest bei J. vor meinen Augen in die Korrekturfahnen eingefügt.

— Dem Mann fehlt eben das innere Format, um die bittersüße Wehmut einer solchen Frauengestalt schöpferisch nachzuleben. Von seinen Nutten kann er's ja nicht haben. Und dafür fünfzehn Prozent bei monatlicher Abrechnung. Es geht ja nicht um das Materielle, aber es ist etwas wie die sinnliche Lust am Geldschein, möchte ich sagen.

— Alle Lust will Ewigkeit. Wenn ich den Burschen noch einmal bei K. treffe, ohrfeige ich ihn vor der versammelten Kritik. Bringt keinen deutschen Satz zustande und schreibt über meinen Sammelband: „ . . . die nachgerade etwas nach Schweiß duftenden Stanzen eines, dem man stets voll bester Hoffnung zusah." Dabei hat L. zehntausend Mark Konventionalstrafe gezahlt, damit er den dritten Band nicht zu bringen braucht. Aber das bleibt unter uns. Bitte ein Glas Wasser.

— Sie haben in Buchbesprechungen eine unglückliche Hand. Ich lasse meinen neuen schmalen Band von M. besprechen. Der lobt grundsätzlich alle Novellen, damit N. sich ärgert. Dabei hat der Trottel eine innerlich gekonnte Schnittigkeit der Diktion, etwas Nachhallendes, wissen Sie, einen Klang.

— Eben die alte Schule. Die Leute haben den Krieg mitgemacht. Und wenn es auch aus meinem Munde wie ein bittersüßer Verzicht klingen mag: es ist schlechterdings doch ein Wunderbares um das Fronterlebnis.

— Es steckt eben letzten Endes in jedem von uns ein preußischer Offizier. Ich spreche

Dolbin

unter uns. Morgens um Sechs aufstehen, kalte Brause, Gymnastik. Wenn man nur mal vor Drei ins Bett käme.

— Man ist irgendwie aus der Welt. Wie lange hat man die Sonne nicht gesehen. Der O. hat auch nicht mehr den athletischen Atem der Schollenverbundenheit, seit er nach dem Konkurs von P. sein Gut durch einen Inspektor verwalten läßt. Und wenn man zu den Stillen gehört wie unsereins, dann denkt so ein Schnösel wie der Q., er kann einem mit lumpigen 150 Mark für 20 Minuten Rundfunk auf die Birne tippen. Zweifellos ist das Mikrophon das Ohr der breiten Masse, aber wenn ich weiß, daß mich nachher mein Schneider vorm Funkhaus abfängt, dann fehlt mir die innere Fröhlichkeit des Timbres. Da bleibt mir die Spucke weg.

— Ich bin ihm einerseits für das Material über R. verpflichtet, aber deswegen schreibe ich ihm noch lange keinen Hymnus. Ich bin schließlich nicht S. Ich werde gar nichts schreiben. Schweigen ist da die beste Antwort. Und für fünfzehn Mark die Spalte fällt mir sowieso nichts ein; das ist bei mir wie ein schicksalhafter Zwang. Und außerdem habe ich die Filmrechte meines Buches jetzt vor acht Tagen aus der Hand gegeben, ein Drittel bei Vertragsabschluß, ein Drittel am ersten Drehtag und ein Drittel in die Konkursmasse.

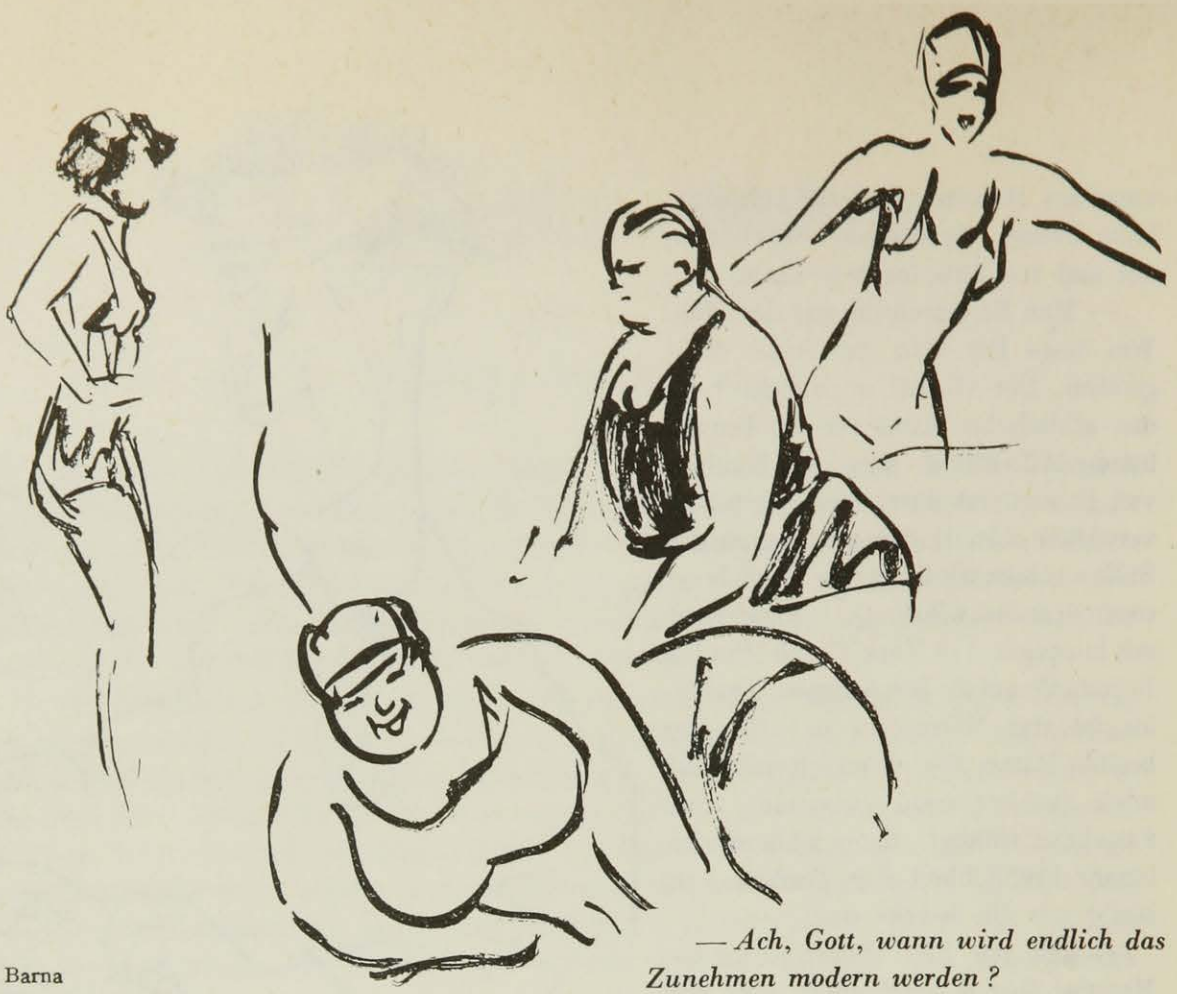
— Übrigens T. war nach der Husaren-Premiere mit U. bei General V. zum Lunch gebeten. Ich sehe da noch nicht ganz durch. Aber alles dieses ist in meiner „Madonna im Unterstand" vorausgeahnt, die ja, und wenn Fräulein W. in ihrer Literaturbeilage zehnmal dagegen ist, man weiß ja warum, letzten Endes doch der einzige Versuch ist, die bittersüße Dynamik des Weltkrieges von der menschlichen Seite zu packen. Bitte ein Glas Wasser. Aber ich werde auf diese Dinge noch in größerem Zusammenhang zurückzukommen haben.

— Ich werde eine Notiz ins Morgenblatt lancieren, und den Durchschlag schicke ich eingeschrieben an X. Soll er platzen. Ich habe Hunger. Es ist die unausgeschöpfte Tragik des geistigen Menschen, daß er sich in jäher Aufwallung nach dem Körperlichen sehnt, ohne es je zu erreichen.

— Dabei brauchen Sie gar nicht so auf die Beine von der Y. zu stieren. Wenn Sie die Z. in dreißig Zeilen ganz groß herausbringen, können Sie nicht verlangen, daß Ihnen die andere für Ihre zweite Freikarte errötend in die Arme stürzt.

— Aber es ist etwas irritierend Verdecktes in dieser Frau, das einen Menschen mit Fingerspitzengefühl förmlich aufrauht. Ich werde noch eine Glosse für morgen darüber machen. Wenn man sie durchschießt, füllt sie die erste Seite. Man ist ja Bohemien, aber das ist, von Mensch zu Mensch gesprochen, doch wohl nur die narzistische Maske. Ein weher Nachklang der Heidelberger Zeit . .

Der Kellner: Verzeihung, die Herren, ich werde abgelöst.



Barna

— Ach, Gott, wann wird endlich das Zunehmen modern werden ?

MARGINALIEN

Die Hollywood-Hungerkur

Frühstück für alle Tage gleich: 1—2 Tassen Tee oder Kaffee, wenig gesüßt, mit wenig Milch, eine Orange oder ein Apfel, kein Gebäck. Tee und Kaffee, möglichst wechselnd, wird auch zu jeder Mahlzeit mittags und abends genommen. Das wird nicht mehr gesondert angegeben.

1. Tag:

Mittag: Eine Orange (oder ein Apfel, wie immer), 1 hartes Ei (lange gekocht), 6 Scheiben roher Gurke oder Salat ohne Öl, 3 Stück Toast (halbfingerbreite Semmelscheiben).

Abend: 2 harte Eier, 1 Tomate, ½ Kopfsalat ohne Öl, eine Orange.

2. Tag:

Mittag: 1 Orange, 1 hartes Ei, ½ Kopfsalat, 2 Toaste.

Abend: Beefsteak, ½ Kopfsalat, 1 Tomate, 1 Orange.

3. Tag:

Mittag: Orange, 1 Ei, 8 Scheiben roher Gurke.

Abend: Kalbskotelett, 1 Ei, 3 Radieschen, 2 Oliven, ½ Salat, Orange.

4. Tag:

Mittag: 1 Mokkatasse weißen Käses, 3 Toaste, 1 Tomate, Orange.

Abend: Beefsteak, Salat, Orange.

5. Tag:

Mittag: Orange, Kotelett, Salat.

Abend: 1 Ei, 3 Toaste, Orange.

6. Tag:

Mittag: Orange, Tee oder Kaffee.

Abend: 1 Ei, 3 Toaste, Orange.

7. Tag:

Mittag: Orange, 2 Eier, Tomate, Salat, 2 Oliven.

Abend: Kalbskotelett, 6 Scheiben Gurke, 2 Oliven, 1 Tomate, Salat, Orange.

8. Tag:

Mittag: Kotelett, Salat, Orange.

Abend: Gebratenes Fleisch, Spinat ohne Butter, 4 Stangen Spargel, Orange, Toast.

9. Tag:

Mittag: 1 Ei, 1 Tomate, Orange.
Abend: Fisch oder Fleischsalat mit Essig und Öl, etwa eine halbe Tasse voll, 1 Toast, Orange.

10. Tag:

Mittag: Orange, Kotelett, Salat.
Abend: Orange, gebratenes Fleisch.

11. Tag:

Mittag: 4 Scheiben Weißbrot, dünn mit Butter gestrichen, Kaffee.
Abend: Filet, 4 Radieschen, 2 Oliven, 1 Tomate.

12. Tag:

Mittag: Fisch gekocht, 2 Kakes, Orange.
Abend: Kotelett, Krautsalat ohne Öl, 1 Tomate, 1 Orange, 3 Oliven.

13. Tag:

Mittag: 1 Ei, 3 Toaste, Orange.
Abend: Beefsteak, Salat, 4 Radieschen, Orange.

14. Tag:

Mittag: Dasselbe wie gestern.
Abend: Kotelett, Tomate, Orange.

15. Tag:

Mittag: 1 Ei, 1 Tomate, Orange.
Abend: Kotelett, Tomate, 2 Toaste, Orange.

16. Tag:

Mittag: wie gestern.
Abend: Filet, Salat, Orange.

17. Tag:

Mittag: Schnitzel, Krautsalat, Orange.
Abend: Gebratener Fisch, englischer Spinat, Orange.

18. Tag:

Mittag: 2 Eier, 1 Tomate, 2 Oliven, Salat, Orange.
Abend: Filet, 6 Radieschen, Orange.

Der vermietete Kopf des Dichters. In dem französischen Städtchen Cochin starb vor wenigen Tagen der Dichter Mergeraux, der während seines kurzen Lebens — er erreichte nur das Alter von 38 Jahren — nicht viel gute Tage zu verzeichnen hatte. Trotz einiger formvollendeter Gedichte, die seinen Namen bekannt machten, blieb ihm der durchschlagende Erfolg versagt, und Mergeraux half sich durch kleine Findigkeiten — wie sein großer Vorfahre, der Vagabundendichter Villon — durchs Leben. Vor einem Jahr ging die Nachricht durch die Pariser Presse, daß Mergeraux wieder eine neue Art des Lebensunterhaltes erfunden habe: er vermietete seinen schönen Lockenkopf einem bekannten Pariser Frisör und saß täglich einige Stunden im Frisiersalon, wo der Frisör an dem Charakterkopf des Dichters die neuesten Modefrisuren dem Publikum vorführte. Dabei nützte der Frisör den gutklingenden Namen seines Modells weidlich aus, indem er gelegentlich des Schaufrisierens niemals verabsäumte, Mergeraux den versammelten Zuschauern vorzustellen. Einer der Gäste fragte einmal den Dichter, was er während dieser Vorführungen empfinde. Mergeraux antwortete resigniert: „Ich hoffte seit meiner frühesten Jugend, meinen Kopf in den Dienst der Menschheit zu stellen: nun ist's erreicht ..."

Mergeraux starb den Hungertod.

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF, TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Bei Gloria Swanson

Zu beiden Seiten eines Sofas stehen zwei kräftige Männer. Mit festem Griff fassen sie die zierliche Frau vor dem Sofa bei den Armen, ein dritter Mann packt sie an beiden Füßen, und mit einem raschen, doch behutsamen Schwung legen sie die steif Ausgestreckte aufs Sofa. Es dauert kaum mehr als eine Sekunde. Und Gloria Swanson entschuldigt sich: „Das lange Warten bei den Probeaufnahmen macht mich entsetzlich müde. Ab und zu muß ich ein wenig ruhen. Aber in mein Atlaskleid darf keine Falte kommen: man würde sie in der Aufnahme sehen. Damit das Gewand nicht zerknittert wird, befördern mich drei Männer schnell und vorsichtig auf das Sofa."

Unbeweglich, madonnenhaft ruht die kleine Frau auf dem Sofa. Aus nächster Nähe kann ich nun ihr Gesicht betrachten. Aber: vor ihren Augen wölben sich anderhalb Zentimeter dick getuschter, künstlicher Augenwimpern; das Gesicht verbirgt sich hinter einer Kruste dunkelgelber Farbe, auf der eine dicke Schicht ockergelben Puders liegt; der Mund ist mit schwarzer Schminke bedeckt. Ruht sie oder unterhält sie sich mit mir in den Aufnahmepausen, dann sinken im Hintergrund des großen Ateliers die Gespräche der Operateure, Mechaniker, Fotografen, Pressechefs, Assistenten fast zum Flüsterton herab: Glorias Ruhe, Glorias Worte sollen nicht gestört werden. Jedesmal, wenn neu gefilmt werden soll, kommt die Zofe herbei, ordnet die Falten des Kleides; ein junger Mann hält den Spiegel, der Frisör tönt die Wimpern, zieht das Lippenschwarz nach. Die Sofabeförderung nach jeder Aufnahme wiederholt sich immer wieder.

In diesen Liegepausen spricht sie zu mir mit ihrer melodischen Stimme. Und mit ganz genau überlegten Pausen, Kadenzen. Kein Ton klingt unecht, kein Zaudern sitzt am falschen Platz, jede Steigerung ist geschickt gestuft. Trotz gelber Kruste auf dem Gesicht, trotz schwarzer Vorhänge vor Augen und Mund, trotz der zweckbewußten Worte, Gesten, Betonungen ist sie zauberhaft: klingend, zart, frauenhaft. Sehnsuchtsvoll denkt man: wie herrlich müßte es sein, diese Frau ohne Wimpergardinen, ohne schwarzen Mund zu sehen, den Vogelklang dieser Stimme in natürlicher Rede, in Lachen, Aufbrausen, selbst Gähnen zu hören. Wie mag sie wohl wirklich aussehen? Wie ist ihr Gesicht, ihre Art, ihre Stimme? Wie ist sie?

Beim Abschied am späten Abend sagt sie mir: „Ach, ich bin Ihnen so dankbar für Ihren Besuch. Es war solch eine Erholung: einen Nachmittag lang durfte ich ich selbst sein, offen mit einem Menschen reden: nicht die Filmdiva Gloria Swanson, sondern ein einfacher, ungeschminkterMensch. Ich danke Ihnen."

R. L.

Herbst 1932. Ein Kaufmann und Besitzer eines großen Basars in San Remo sagte einem französischen Redakteur, daß von allen Artikeln am meisten Gasmasken verkauft werden: „So viel etwa wie in Paris Yo-Yos".

(Gringoire, Paris)

„Kleider machen nicht nur Leute

sie erwecken Gefühle,
sie töten Gefühle.

MODE

spielt eine große direkte Rolle im Leben der Frauen — und eine mindestens ebenso große indirekte Rolle im Leben der Männer."

So festgestellt von Anita in der letzten Nummer des „Querschnitt" anläßlich der Besprechung von

MODE IN PARIS

von Käthe von Porada
Mit 30 Bildseiten
Geschenkband RM 5.40 aus dem
SOCIETÄTS-VERLAG
Frankfurt a. M.

D'Annunzios Botschaften an Piccard

I. Vor dem Aufstieg

Mein Freund!

Der seherische Einäugige, der noch aufrechte Leidende erwartete Sie nicht in seinem Haus voller Schätze. Er erwartete Sie in seinem kühnsten, stärksten Gedanken.

Mit dem geheimnisvollen Stift, mir von Ihnen geschenkt, wie zu dem Ritus eines neuen Rittertums will ich einst meinen letzten Willen schreiben, und Sie sollen ihn kennenlernen.

Ich sende Ihnen für Ihre stolze Gefährtin ein spielerisches Schächtelchen und einen fürstlichen Stoff, bemalt von mir in der verborgensten aller musikalischen Tonarten.

Für Sie selbst und für Ihre Gehilfen, die Sie lieben, einen „Haufen" Glück und meine Flugblätter aus dem Kriege.

*Heute können Sie das alte Wort eines rauhen Volkes für sich wiederholen: „Cosa fatta capo ha"**

Gedenken Sie des seherischen Einäugigen!

Umarmen Sie mich als einen Helden, so wie ich Sie umarme

Gabriele d'Annunzio

Le Victorial, den 21. August 1932. Am 15. Jahrestag der schönsten meiner Kriegstaten: 21. August 1918.

II. Nach der Landung

Niedergestiegen aus der feindseligen Stratosphäre angesichts des überwundenen Sees — warum haben Sie da meiner gedacht, des geheimen Bruders? Gewiß darum, weil Sie dies fühlten: Für alle Zweibeinigen: „Quies in sublimi."

Leben Sie wohl! Und doch kein Lebewohl!

Von Ihrem

Gabriele d'Annunzio

---

* *Berühmter junkerlicher Ausspruch des adeligen Urhebers der Florentiner Bürgerkriege im Ducento: „Was gemacht ist, hat Hand und Fuß". (Anm. d. Red.)*

Die Liebe des Mannes geht durch den Magen

Sie können ihn schlemmen lassen oder etwas ganz Besonderes zu essen geben, wenn Sie den „Boulestin" im Hause haben.

Boulestin ist Kochkünstler und Ästhet, der so schreibt, daß man ihn auch mit Genuß lesen kann.

Preis Ganzleinen RM 3.80

Soeben erschien:

ALMANACH DER FEINEN KÜCHE

350 der besten französischen Rezepte des weltberühmten Kochkünstlers MARCEL X. BOULESTIN

Societäts-Verlag, Frankfurt am Main

Der 70jährige Gerhart Hauptmann

In diesem November vollendet Gerhart Hauptmann sein siebzigstes Jahr. Wie nur selten einem Dichter, ist es diesem beschieden, seinen Ruhm zu erleben.

Sein Weg war weit; und reich an Meilensteinen, die den Fortschritt bezeichneten. Wie alle Dichter, denen das Schicksal viele Jahre vorgeschrieben hat, ist er nicht als Genius vom Himmel (oder aus der Schule) gefallen. Er begann unentschlossen, unsicher, zwischen bildender und schreibender Kunst schwankend, Dilettant in beidem. Er bildete, ein Schönheitsidealist, hergebrachte Verse, wälzte ein „Promethidenlos". Aber mit einemmal erwachte er aus der Umklammerung der Tradition, sah das Leben um sich, fühlte Mitleid mit den Armen und Ausgestoßenen und ließ sich von diesem heißen Gefühl hinreißen. Von „Sonnenaufgang" bis zur „Dorothea Angermann" war es, blieb es das zentrale Element seiner dramatischen Dichtung. Er hat sich nicht zu einem überraschenden Woandershin entwickelt. Er trennte sich nicht von seinen ersten geistigen Erlebnissen, und so, an dem ihm Natürlichen festhaltend, drang er immer tiefer in sein eigen Wesen. Ist das nicht Entwicklung, so bedeutet es: Entfaltung.

Entwicklung ist auch nicht die Stärke seiner Dramatik. Seine Menschen stehen von ihrem Anbeginn als vollendete Charaktere da, und jeder hat Gestalt, die Schatten wirft. Der verdrängte Bildhauer in Hauptmann meißelt mit der Feder. Hinzu kommt aber ein Gegensätzliches: die dicke Luft, die scheinbar die Umrisse der Gesichter verwischt, die aber Dunst und Dampf des Lebens ihnen beimischt, daß sie nun wahrhaft atmen können.

Sie atmen. Sie leben. Von Leben ist die Bühnen-Stube erfüllt, und die Landschaft drückt noch die Fenster ein, und das Wetter reißt die Türen auf und stürmt ins Zimmer. Man riecht die Luft (und nie die Kulisse), man spürt die Jahreszeit; diese Menschen- und Wetterwelt hat viel Kraft und Nähe, das alles strömt, strotzt, dampft, duftet, stinkt von warmem Leben. Das alles ist zum Greifen nah, ja greift nach uns, ergreift uns. Die Menschen auf der Bühne bewegen sich nur langsam, sie tanzen nicht, sie singen nicht. Sie haben immer Alltag. Sie keuchen stückweis ihr Schicksal aus, sie haben schwer am Leben zu würgen. Daher ihr Räuspern, Ächzen, Husten, Prusten, Brummeln. Funktionsgeräusche werden so zum Ausdruck eines Fatums. Die Mühe des Lebens lastet sichtbar auf diesen Gestalten, und auch die kleinen Freuden werden schwerfällig gekostet, geschmeckt, gelebt. Diese Menschen verweilen gern, darum kommen sie auch nicht vorwärts. Sie stehen schwer in ihren Zuständen, aber sie sind zuständig: sie haben Heimat.

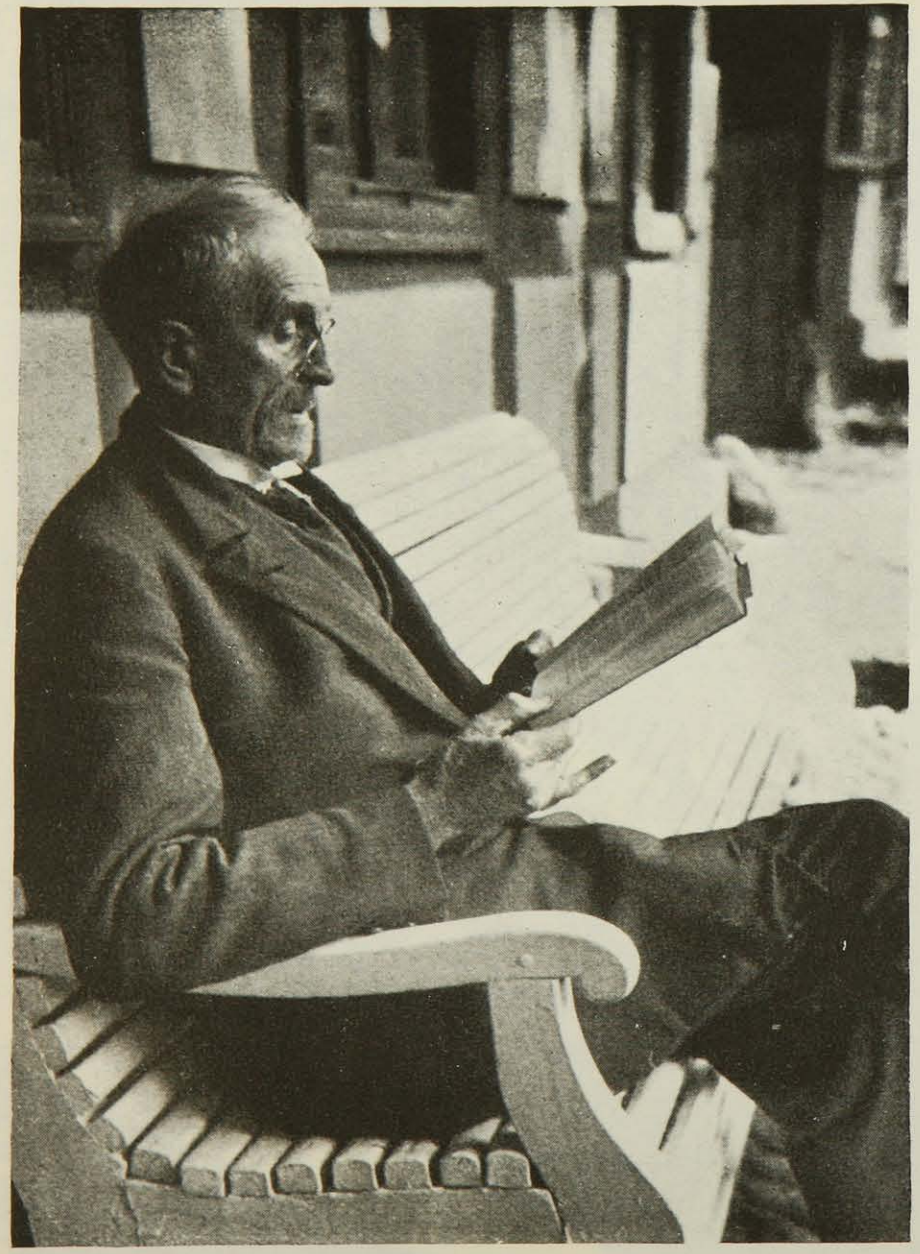
Der Zuschauer siehts, fühlts. Er weiß sich, im Anschaun, auf der Erde, zu Hause, hier. Und doch ist es nicht naturtreue Abbildung, die ihn anrührt, festhält, fesselt: irgendein Geheimnisvolles wirkt noch mit, versetzt die Atmosphäre mit Gewitterkeimen, will sich entladen und bleibt doch dunkel. Was ist es? Es ist das Daimonion der menschlichen Seele; es ist das dichterische Fluidum, das jeder dramaturgischen Rechnung standhält, das unbestimmbare X, das aus einem Theaterstück eine Dichtung macht.

Der große Erfolg des Hauptmannschen Werkes liegt im Echtheitswert der Atmosphäre, die es verdichtet, der Menschlichkeit, die es gestaltet. Die Aura der Menschenliebe leuchtet auf der Stirn dieses jungen Greises.

Victor Wittner

Zander & Labisch

Gerhart Hauptmann (zwischen Felix Holländer und Frau Hauptmann) bei den Festspielen in Breslau 1913 (Oben: Jakob Feldhammer, Berthold Held, Mary Dietrich, Leopoldine Konstantin)



Ewald Israel

Niedersächsischer Bauer

Bill Brandt

Spanische Pförtnerin

Kunsthandlung Victor Hartberg

Kanelba, Elisabeth Bergner (Öl)

Walther Kiaulehn, Frau B. (Öl)

Der Einfluß der Muse

Anatole France vor seiner Bekanntschaft mit

Mme de Caillavet

— und später

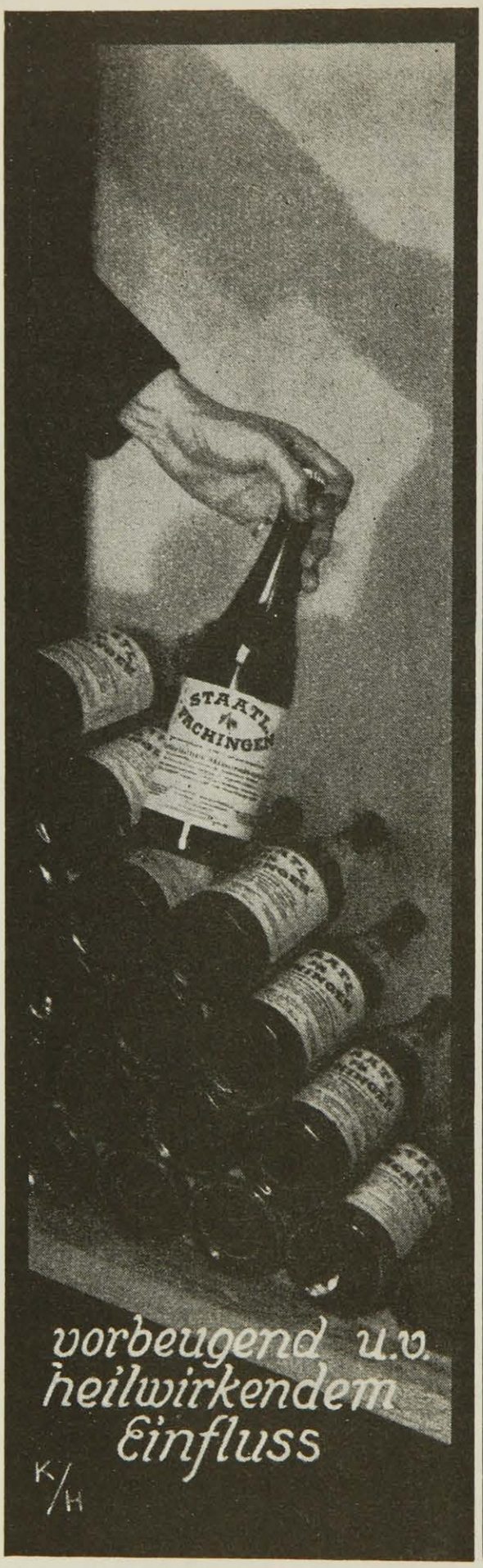
Rache an einer Muse

Wofern es noch Musen geben sollte, wirken sie im Verborgenen. Die letzte Muse großen Stils gehörte Anatole France — oder war es umgekehrt? —, und über diese Madame Arman de Caillavet erfahren wir immer merkwürdigere Dinge. Kein Schriftsteller hatte so viele und so schreibselige Sekretäre wie der Herr der Villa Saïd, und heute, acht Jahre nach seinem Tode, prasselt der Streit um sein Andenken lustig wie je. Aus den elysäischen Gefilden, wo er mit seinem geistigen Papa Renan, seinem Großpapa Voltaire und seinem Urgroßpapa Montaigne spazierengeht, wenn er es nicht vorzieht, mit dem weiblichen Bedienungspersonal zu scherzen, blickt Anatole lächelnd und den weißen Knebelbart streichend, auf diesen Sekretärkrieg, den er arrangiert haben könnte. Bei Gott, er hat ihn arrangiert. Die Minen, die Jahr für Jahr auffliegen, er hat sie einst gelegt. Und das Mosaikbild Madame de Caillavets, wie es jetzt vor der Welt steht: es ist zuletzt eine späte Rache des Dichters an seiner Muse, die ihn für diese Welt arbeiten ließ. Sein letztes ironisches Meisterwerk.

Unübertrefflich diese Sache mit den France-Manuskripten, die jetzt — eine große Sache der Bibliophilie, wenn es je eine gab — im Hotel Drouot für eine halbe Million Francs versteigert wurden. Versteigern ließ Madame Pouquet, seiner Zeit Schwiegertochter der Muse und Gattin des großen Lustspieldichters Caillavet (seit wann haben Musen Autorensöhne?). Sie sei keine Bibliophilin, meint sie erfrischend im herrlichen Katalog, auch keine Autographensammlerin, und darum schlage sie die Schätze los. Ja, aber die France-Manuskripte befinden sich doch in der Bibliothèque Nationale, deren Stolz sie bilden? Sachte! Sie befinden sich dort und befinden sich auch wieder nicht. Hier beginnt der großartige Scherz.

Jedermann weiß, daß die Muse den Dichter, der in ihrem Haus nicht nur sein Gedeck, sondern auch seinen Schreibtisch hatte, täglich einige Stunden an diesen Schreibtisch bannte. Der Schreibtisch war zu klein und der Sessel unbequem; man konnte hier nichts tun als schreiben. Bisweilen versuchte der Dichter nach den opulenten Frühstücken der Muse an diesem Schreibtisch zu schlafen. „Mein Herr, schlafen Sie?“ fragte die Muse. „Madame, ich sinne“, antwortete der Dichter. Was tat nun France aber wirklich an seinem Schreibtisch in der Avenue Hoche, im Hause der Muse? Die Legende will, daß er, der am liebsten Passagen aus hellenistischen Autoren, aus den Kirchenvätern oder den Fabliaux kopiert hätte, glossiert, paraphrasiert und ihren Sinn endlich siegreich-spielerisch ins Gegenteil verkehrt, kurzum, sich den brotlosen Freuden seines gelehrten Dilettantismus hingegeben hätte, dort im Schweiße seines Angesichts aufs Geheiß der für ihn ehrgeizigen Muse jene richtiggehenden Romane geschrieben haben sollte, Le Lys Rouge, die Histoire Contemporaine, die Histoire Comique, die ihn langweilten und zum Akademiker machten. Er, er selbst war es, der der Welt dieses Bild des Galeerensklaven der großen Form suggerierte; er selbst ist es, der es jetzt zerstört.

Die Versteigerung im Hotel Drouot löst zwei Rätsel mit einem Schlag: das Rätsel der France-Manuskripte in der Rue Richelieu und das Rätsel der Klausurarbeit in der Avenue Hoche. Die Manuskripte, die jetzt versteigert wurden, waren die ersten, die *Originalmanuskripte*. Die Arbeit, die Madame de Caillavet den Dichter im Musenheim verrichten ließ, bestand darin, daß er die eigenen Originalmanuskripte für sie dort Blatt für Blatt sauber ins Reine schreiben mußte. Sie war unter anderem auch stolz auf seine Handschrift, deren eleganter Duktus aus



seinem geliebten 18. Jahrhundert stammen könnte. So saß er nun vor den gelblichen Velinbögen und schrieb sich selbst ab. „Die Arbeit eines vierjährigen Kindes", klagt er in einem Briefe an die Musenschwiegertochter, der er die von der Muse verschmähten Originalmanuskripte mit ihren „repentirs" und „addendas", ihren Strichen und Zusätzen, vermachte. Die Wahrheit zu sprechen, gab diese schlecht auf die Schätze acht, und es gehörte der ganze Scharfsinn des Franceologen Leon Carias dazu, um wieder Ordnung in sie zu bringen. Das Allermerkwürdigste aber ist, daß die Muse wie in allem, so auch damit recht behielt, daß sie den Dichter als seinen eigenen Kopisten einspannte. Im fürchterlichen Gedränge des Hotel Droust wurden zwei Manuskripte einer unbekannten Novelle von France versteigert: Die saubere Reinschrift erzielte 4000 Francs, der krause und hochinteressante erste Entwurf weniger. Es scheint, daß die Sammler, wie seine Muse, Anatole France als Kalligraphen schätzen.

Was war nun in Wahrheit das Verdienst der strengen Muse um unsern Dichter? Es war enorm. Sie lockte ihn schließlich doch von seinen Folianten in ihren Salon, den sie zu seinem Salon machte, sie zwang ihn, eine Stellung in der Welt zu erobern — er verlangte nichts Besseres! — sie überlistete ihn, eine Reinschrift von sich selbst zu geben und sie der Welt zu schenken, sie verführte ihn, sich auszubreiten und abzugrenzen, sie trieb ihn an, er selbst zu sein, und jagte ihn vom Bonmot zum Oeuvre. Sie tat für ihn mehr, als je eine Charlotte Stieglitz an ihrem Dichter getan hatte. Sie war die methodischeste aller Musen. Charles Maurras salutiert ihrem Andenken, und Frances gesammelte Werke tun desgleichen. Aber France selbst verrät sie noch aus dem Grab. Lohnt es noch, Muse zu sein? Und gar die Muse eines Ironikers?

E. L.

Moskowitische Anekdoten. Ein altes Männchen liegt vor einem Kircheneingang auf den Knien, bekreuzt sich und betet, fängt damit immer wieder von vorn an, endlos. Ein Rotarmist, der ihn beobachtet, tritt auf ihn zu: „Heda, Väterchen, was treibst du da für Unfug!"

„Ich treibe keinen Unfug, ich bete."

„Für was betest du denn oder für wen?"

„Für die Sowjetmacht bete ich, Brüderchen."

„Quatsch, Alter, die Sowjetmacht braucht deine Gebete nicht, und dann hilft das auch gar nichts, wenn man betet."

„Doch, mein Söhnchen, doch, es hilft!"

„So, so, es hilft, altes Närrchen? Hast du nicht vor zwanzig Jahren auch gebetet? Und für wen hast du da gebetet?"

„Für den Zaren habe ich gebetet, Söhnchen."

„Na, und hat es ihm etwa geholfen, dem Zaren? Nichts hat es ihm genützt, tot ist er und vergessen!"

„Na eben, Söhnchen, na eben!", sagt der Greis und betet weiter.

*

Ein Sowjetbürger, der nicht Parteimitglied ist, wird mit 1000 Rubel besteuert. Er zahlt sie. Die folgende Veranlagung lautet auf 3000; er zahlt. Das nächste Mal sind es schon 10 000 Rubel. Er zahlt auch diese ohne Protest. Es werden 25 000; er zahlt immer noch. Die Veranlagungen steigen weiter. Wie 100 000 erreicht sind, erscheint der Mann auf dem Steueramt, schleppt einen schweren Kasten vor sich her, kracht ihn auf den Tisch vor den Beamten hin: „Hier habt Ihr die Maschine, macht's Euch alleine!"

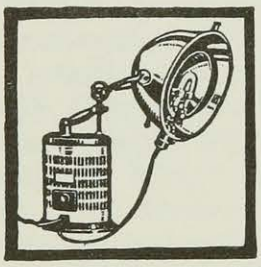
Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 8. Dezember unter dem Motto: Das Uebersinnliche.

Allen Sportlern ins Tagebuch:

Was einst als unverständlich galt,
Wir dürfen es erleben:
Dem Sport ist heute jung und alt
Mit Leib und Seel ergeben.
Nur überanstrengt man sich leicht,
Man läßt sich nicht gern werfen,
Und eh' das Trainingsziel erreicht,
Versagen Herz und Nerven.
Drum sollt in keinem Sportlerhaus
Die Höhensonne fehlen,
Die gleicht die Schäden wieder aus
Und hilft den Körper stählen.

Jeder Sportarzt wird die glänzende Wirkung der „Künstlichen Höhensonne" — Original Hanau — auf den Gesamtorganismus des Sportlers bestätigen können. Ihre ultravioletten Strahlen kräftigen das Herz, beheben vorzeitige Ermüdung und bewirken eine große Steigerung der Allgemeinkraft. Regelmäßige Bestrahlungen von wenigen Minuten Dauer mit der „Künstlichen Höhensonne" — Original Hanau — leisten überall da, wo eine Vermehrung körperlicher und geistiger Kräfte verlangt wird, unschätzbare Dienste, so bei allen Schwächezuständen, bei Blutarmut, Überanstrengungen usw.

Interessante Literatur: 1. „Das Altern, seine Ursachen und Behandlung" von Dr. A. Lorand, kartoniert RM 6.10. 2. „Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach" von Dr. A. v. Borosini, kart. RM 3.20. 3. „Selbstmassage, Pflege der Haut" von Hans Surén, RM 6.45 kart. Erhältlich durch den Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postf. 687. Versand frei Haus unter Nachnahme.



PREISE: Für Wechselstrom: Jubiläums-Modell 210-250 Volt . . . . . **RM 220.50**
Für Gleichstrom: Bisheriges Modell **RM 126.—**
Diese Preise versteh. sich frei Haus incl. aller Spesen

Es ist ein Gebot der Vernunft, gerade in der jetzigen so ungemein schwierigen Zeit zuerst an die Gesundheit zu denken. Gesundheit für sich und die ganze Familie sollte allen anderen Ausgaben vorangestellt werden.

Künstliche Höhensonne
— ORIGINAL HANAU —

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H.
HANAU AM MAIN, POSTFACH NR. 187
Zweigstelle: Berlin NW6, Robert-Koch-Platz 2/187
Unverbindliche Vorführung in allen medizinischen Fachgeschäften und durch alle AEG Büros.

Senden Sie mir die neuesten Prospekte über die „Künstl. Höhensonne". (Abschnitt bitte einsend.)

Name: .....

Ort: ..... Straße: .....

Käte Wilczynski

Das Wunderkind

Leben und Literatur sind voll von leidenschaftlichen Äußerungen der Kinder über Eltern. Was Eltern jedoch über ihre Kinder denken? . . . Schweigen der Eltern hat immer etwas sehr Schönes, jedoch würde man es gern manchmal unterbrochen sehen. Man fragt sich z. B.: Was denken Eltern von Wunderkindern über den Sprößling? Ein eigentümlicher Vater eines Wunderkindes war jedenfalls der des sechsjährigen Rechengenies Moritz Frankel. Sobald seinem Sohn zuviel Komplimente gemacht wurden, sagte der Vater mit mürrischer Eifersucht: „Er kann ja nur mit *großen* Zahlen rechnen!"

Der sechsjährige Moritz Frankel war eines der berühmten Wunderkinder seiner Zeit. Er gab eine Probe seiner Begabung auch dem Kaiser Franz Josef und der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Der dabei anwesende Kriegsminister verriet dem Knaben die Zahl der Regimenter der Monarchie, die Zahl der Mannschaftspersonen und der Offiziere in jedem Regiment, ferner die Höhe der Löhnung auf allen militärischen Rangstufen. Das waren sehr viele Ziffern, aber der Wunderknabe gab sofort die gesamte tägliche Lohnsumme der österreichisch-ungarischen Armee an. Der Kriegsminister sagte: „Und nun, mein Junge, die gesamte Lohnsumme eines Jahres!" Der Knabe nannte die Zahl. Der Kriegsminister blickte auf sein Papier und sagte dann kopfschüttelnd: „Nein, diesmal hast du dich geirrt!" Der Knabe wandte sich an den Kaiser und sagte: „Eure Majestät, er irrt sich, denn er vergißt, daß er an Eurer Majestät Geburtstag doppelte Löhnung auszahlt!"

Der alte Frankel führte seinen Sohn dem deutschen Kaiser, der Königin Victoria, Bismarck, dem König Milan von Serbien und dem König Carol von Rumänien vor.

Kürzlich brachte die „Associated Press" die Nachricht, daß Moritz Frankel, dieses außerordentliche Rechengenie, das „nur mit großen Zahlen rechnen konnte", in einem Budapester Armenhaus lebt. *Karl Lohs*

Ein kommender Dichter

Gui Bernard de la Pierre

Im Schatten André Gides und Jean Cocteaus ist in Frankreichs geistigem Leben eine Jugend herangewachsen, die europäische Geltung beansprucht.

Ein eben fünfundzwanzigjähriger, bisher nur durch ganz wenige Essays der Öffentlichkeit bekanntgewordener junger Autor fesselt seit Monaten die Blicke der Eingeweihten durch einen vierbändigen Erstlingsroman, der dicht vor dem Erscheinen steht. Das Werk, an das acht Jahre eines Lebens gewandt worden sind, heißt: *Le Relais difficile* (wörtlich übersetzt: Der schwierige Stafettenlauf); sein Autor ist *Gui Bernard de la Pierre*. Als kurze Novelle begonnen, als elegantes literarisches Debut eines frappierend begabten und kultiviert erzogenen jungen Menschen ursprünglich wohl geplant, hat ein Stoff seinen Bändiger hier so gepackt und erfüllt, daß, statt weniger Seiten, ein reichliches Tausend zu seiner Meisterung notwendig wurde. Zwangsläufig hat ein so besessener Mensch auf alle moralischen und materiellen Faktoren einer vorgezeichneten Laufbahn verzichten müssen, um den inneren Roman seiner Generation durchleiden und, Liebe und Leben bejahend, gestalten zu können.

Noch nie ist mir ein Mensch begegnet, in dem der Trieb zu Spiel und Schaffen, ein Trieb zum Schaffen im Spiel, so übermächtig wäre wie in Gui Bernard. Wenn er sich heute, wo einhellige Freude an seinem Werk aus allen Äußerungen widerhallt, vielleicht einer Sendung bewußt geworden ist, so bleibt es darum nicht weniger erstaunlich, daß dieser feinfühlige, fast überempfindliche Mensch die unwahrscheinlich hohen Reserven an Mut und Reinheit aufzubringen und zu wahren gewußt hat, die erforderlich gewesen sind, um solch ein Buch zu leben und zu schreiben.

Trotz einer manchmal fast beängstigenden Gabe des Schauens und Aufzeichnens schreibt aber Gui Bernard nicht eine einzige Zeile, die kurzerhand mit Tinte zu notieren wäre. Sein Buch ist erlebt wie kaum ein zweites; der Autor lebt und stirbt in seinen Menschen und mit ihnen; und eine freundschaftliche Anteilnahme an ihm selbst bedingt genaueste Vertrautheit mit seinen Gestalten. Ich erinnere mich stets meines erleichterten Aufatmens, als mich in Paris ein Anruf aus Toulon erreichte, der mir meldete, daß Ivor, ein junger Engländer aus dem „Relais", der Opfer eines Überfalls geworden war und sterbend schien, sich auf dem Wege der Genesung befinde. Als ich die gute Nachricht eiligst an Guis Mutter weitergab, erweckte sie bei ihr die gleiche Freude. Und in dem leidenschaftlichen Verstandensein durch diese bezaubernd jugendliche Mutter liegt übrigens — neben einer wundervollen eigenen Begabung — wahrscheinlich die tiefste, reinste Quelle der Widerstands- und Schaffenskräfte, die aus Gui Bernard de la Pierre eine der kostbarsten dichterischen Hoffnungen gemacht haben.

Hans-Adalbert Freiherr von Maltzahn

Erhältlich in Apotheken · Broschüre kostenlos

TASCHENPACKUNG RM 1.50,

wo nicht, durch die HAUPTNIEDERLAGE DEICHTOR-APOTHEKE HAMBURG 59

Bei Voreinsendung des Betrages portofrei

Der Mensch

War einmal ein Mensch,
Der von allen seinen Nachbarn wußte:
Was sie ihm —
Wo er ihr —
Von wem sie das —
Von wem er dies —
Wobei er wann —
Wovon sie nicht —
Wie, bitte!
Was er ihm —
Was sie ihr —
Von wem er das —
Von wem sie dies —
Wobei sie wann —
Wovon er nicht —
So, bitte?
— — — — — — — — —
Aber Aber Aber
Sich selbst
Kannte er kaum. H. Görtz-Moldrick

Nachdem ich meine Schankerlaubnis-, Umsatz-, Einkommen-, Vermögen-, Hauszins-, Grundvermögen-, Gewerbe-, Kapital-, Gewerbeertrag-, Lohn-, Getränke-, Bürger-, Kirchen-, Stempel-, Kraftwagen-, Betriebsstoff-, Krisen-, Krisenlohn-, Aufbringungs-, Zuschlag-, Kapitalertrag- und Müllabfuhrsteuer, Kanalgebühr, Hundesteuer, Ledigensteuer, Berufsschulen-, Berufsgenossenschafts-, Krankenkassen-, Handelskammer-Beiträge, Invaliden-, Angestellten-, Arbeitslosen-, Lebens-, Feuer-, Einbruch-, Unfall- und Haftpflichtversicherungen sowie Zölle, Gas, Wasser, Elektrizität, Telefon und Schornsteinfeger bezahlt habe, bleiben mir für diesen Monat nur noch die Kosten für diese Drucksache übrig, um Sie zu bitten, mein Unternehmen durch regen Zuspruch auch am Vormittag unterstützen zu wollen.

In dieser Erwartung begrüße ich Sie

hochachtungsvoll

Heinr. Brungs,
Wein-Großkellerei, Köln

Sacha Guitry, von dem in letzter Zeit wegen seiner Scheidung viel die Rede war, sagte kürzlich: „Ich mag die Journalisten nicht." — „Warum?" — „Weil sie für Zeitungen schreiben."

Der altmodische Mensch

glaubt z. B. an Liebe.
Ohne Herz will er nicht einmal
Kaffee trinken
(es sei denn
ein Täßchen Hag).
Der altmodische Mensch
beteuert, eine Weltanschauung zu besitzen,
die sich durch das Tragen einer Armbinde
nicht ausdrücken läßt.
Er fügt hinzu,
daß man sich seiner Kinder
nicht zu schämen brauche,
selbst wenn die Olympischen Spiele 1936
in ihren Resultaten denen
von Los Angeles
glichen.
Wie verlautet,
kommt der altmodische Mensch
nächstens
in Mode. Erwin Sedding

Altes Burgtheater. Oberregisseur Albert Heine telephoniert in Berlin:

„Dönhoff sechsunddreißighundert". Das Amt wiederholt: „Dönhoff sechsunddreißignullnull —".

Heine, ungeduldig: „Um Himmelswillen, keine langen Vorträge —".

*

Max Devrient spielte den Marinelli. Eineinhalb Stunden vor Beginn ist er im Theater. Schminkt sich. Eine dicke Fliege umbrummt ihn.

Devrient schüttelt den Kopf. Aber die Fliege ist nicht wegzukriegen.

Devrient wehrt ab. Die Fliege zieht sich zurück.

Nach einer Minute kommt sie wieder. Brummt noch näher.

„Na", sagt Devrient entrüstet, „wohl wahnsinnig geworden?!"

Norbert Schiller

Nach Sonnenuntergang. Die Pastorenkleidung in diesem Stück wurde von der altbekannten Uniformierung Rudolf Goldstein, Wien 2, Taborstraße 54, geliefert. *(Wiener Inserat)*

Einer beschränkten Auflage dieses Heftes liegen Prospekte der Firmen H. Upmann & Co., Bremen, und Hirt & Sohn, Verlagsbuchhandlung, Leipzig, bei.

KULINARIA

Gut essen und trinken...

und doch preiswert bei guter Musik ... in einem der schönsten Räume der Welt

WEINRESTAURANT

TRAUBE

Hardenbergstraße 29 a-e am Zoo

Johny's Night Club

KALCKREUTHSTRASSE 4

CASCADE

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet

Souper M 3.50

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

Max Schlichter

LUTHERSTRASSE 33

Hier
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der Gemütlichkeit, der

Maenz

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und der Feinschmecker Berlins

RIO-RITA

TAUENTZIENSTR. 12

DIE TANZ-BAR

4½ Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr

FEMINA

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester Berlins
Originellste Unterhaltung
4³⁰ Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone • Saalrohrpost

---

5 Uhr Tee

DACHGARTEN BERLIN AM ZOO

FRITZ UNGER
Hardenbergstr. 29a-e

Gedeck M 1.45

HAWIBE

Gesangsunterricht

Von *Friedrich Karinthy*

Vom Schreiben kann man nicht mehr leben. Ich lerne singen.

Ich suche den berühmten Professor auf. Der berühmte Professor befahl mir: „Singen Sie: do re mi fa so la si do."

Ich begann, er unterbrach mich aber gleich: „Nicht gut, Sie singen aus dem Kehlkopf, lieber Freund."

Da er mich schon auf frischer Tat ertappt hatte, gab ich zu, daß ich wirklich aus voller Kehle gesungen hatte.

Er sah mich bedauernd an: „Machen Sie das immer so?"

Ich gestand freimütig ein, daß dies eine schlechte Gewohnheit von mir sei.

„Man singt nicht aus dem Kehlkopf", sagte der Professor tadelnd. „Der Sänger senkt seine Stimme in die Lunge hinab."

„Und singt aus voller Lunge", rief ich glücklich aus.

„Aber nein." Der Professor winkte ab. „Man läßt die Stimme nur so in die Lunge hinunter, schickt sie aber gleich wieder zurück in die Nase."

„Und von dort ins Taschentuch?" fragte ich zaghaft.

„Falsch." Der Professor sah mich streng an. „Von der Nase sendet er sie in die Luft. Der Sänger singt mit der Lunge und mit der eustachischen Röhre."

„Was kostet die?"

„Die eustachische Röhre", erklärte der Professor, „ist, wie wir wissen, jene Röhre, die das Ohr mit der Nase verbindet."

„Natürlich, natürlich", meinte ich leichthin.

„Wenn Sie im Diskant singen", erklärte der Professor, „müssen Sie die Zunge in die Kehle schieben, mein Freund, wodurch der Magen und die Speiseröhre eine resonante Ton-Stimmhöhle bilden."

„Jawohl."

„Bei den tiefen Tönen lassen Sie die Zunge los und schließen die Augen. Weshalb tun wir das?"

„Damit wir die Wirkung nicht sehen."

„Falsch. Wir schließen deshalb die Augen, damit wir den Mund besser öffnen können. Und nun lassen Sie die Stimmbänder erzittern."

Wenn ich nur wüßte, wo meine Stimmbänder sind! Ich lasse einfach meinen ganzen Körper zittern, dann werden meine Stimmbänder auch schon mitzittern.

„So. Nun singen Sie: do re mi fa . . . aber aus ganzer Lunge, und machen Sie nicht den Mund zu. Nicht gut, nicht gut. So kann man nicht singen. Probieren Sie auf a zu singen, dann gehts vielleicht besser."

„Da ra ma fa sa la sa da", sang ich mit tiefem Gefühl.

„Nicht gut. Probieren Sie's auf u."

„Du ru mu fu su lu su du", sang ich mit Innerlichkeit.

„Nicht gut, nicht gut", schrie der Professor grob. „Sie lassen ja Ihre Zunge zurückfallen, Sie Unglücklicher. Sie ruinieren die Stimmhöhle. Verstehen Sie nicht, daß die Stimmhöhle das Wichtigste ist? Für den Sänger ist die Stimmhöhle so wichtig, wie für den Flieger der Hangar."

Der Professor griff plötzlich in meine Kehle und packte dort meine Zungenwurzel.

„Jetzt singen Sie!" schrie er.

„Ich kann nicht", schrieb ich auf ein Stückchen Papier, „weil Ihre Hand in meiner Gurgel steckt!"

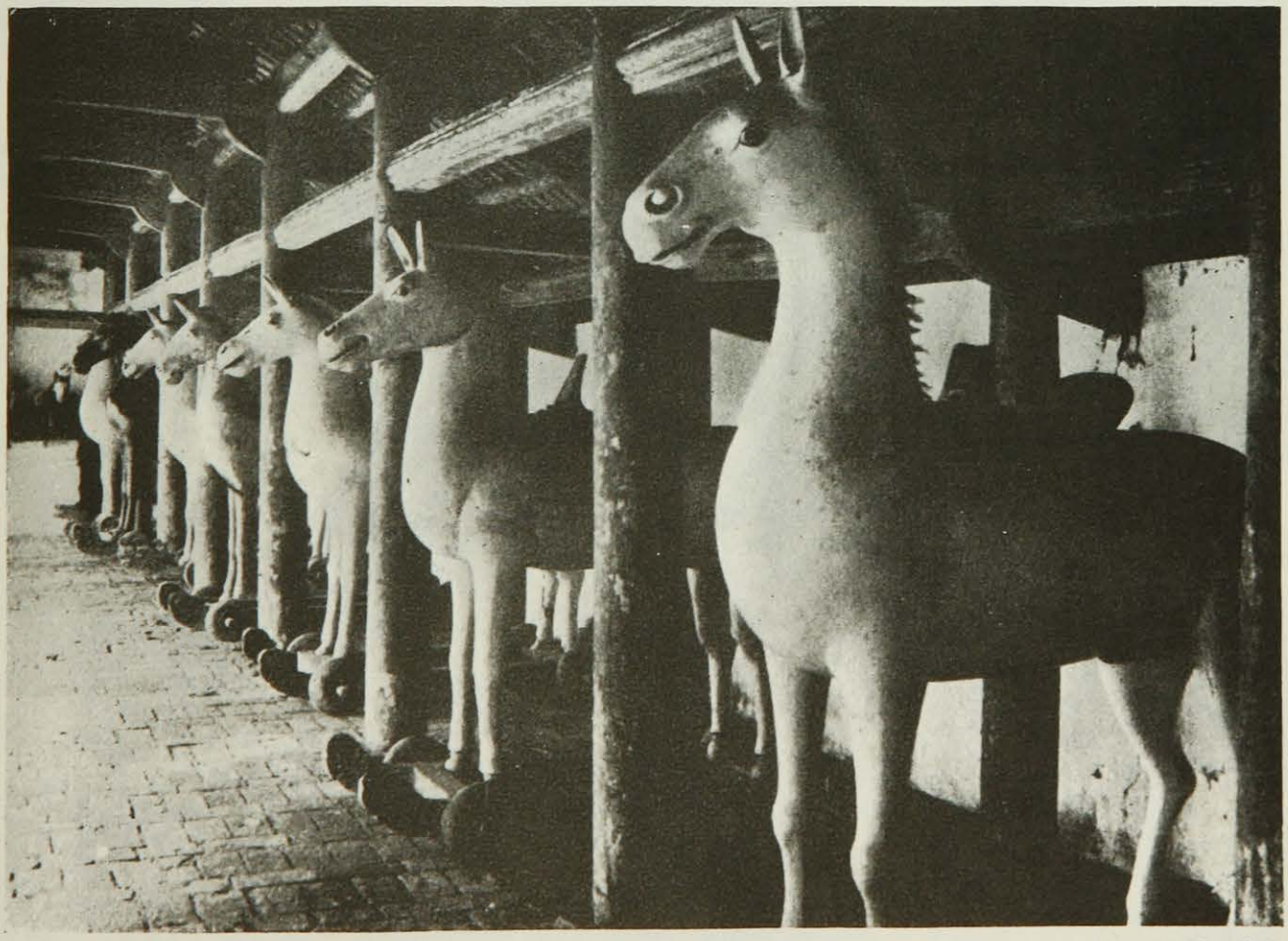
Da kroch der Professor in meine Luftröhre herein:

„Herr, ich glaube, Sie tun am besten, wenn Sie das Singen sein lassen!"

„Sie sprechen mir aus dem Herzen", keuchte ich.

Atlantic

Kutscherschule in Berlin

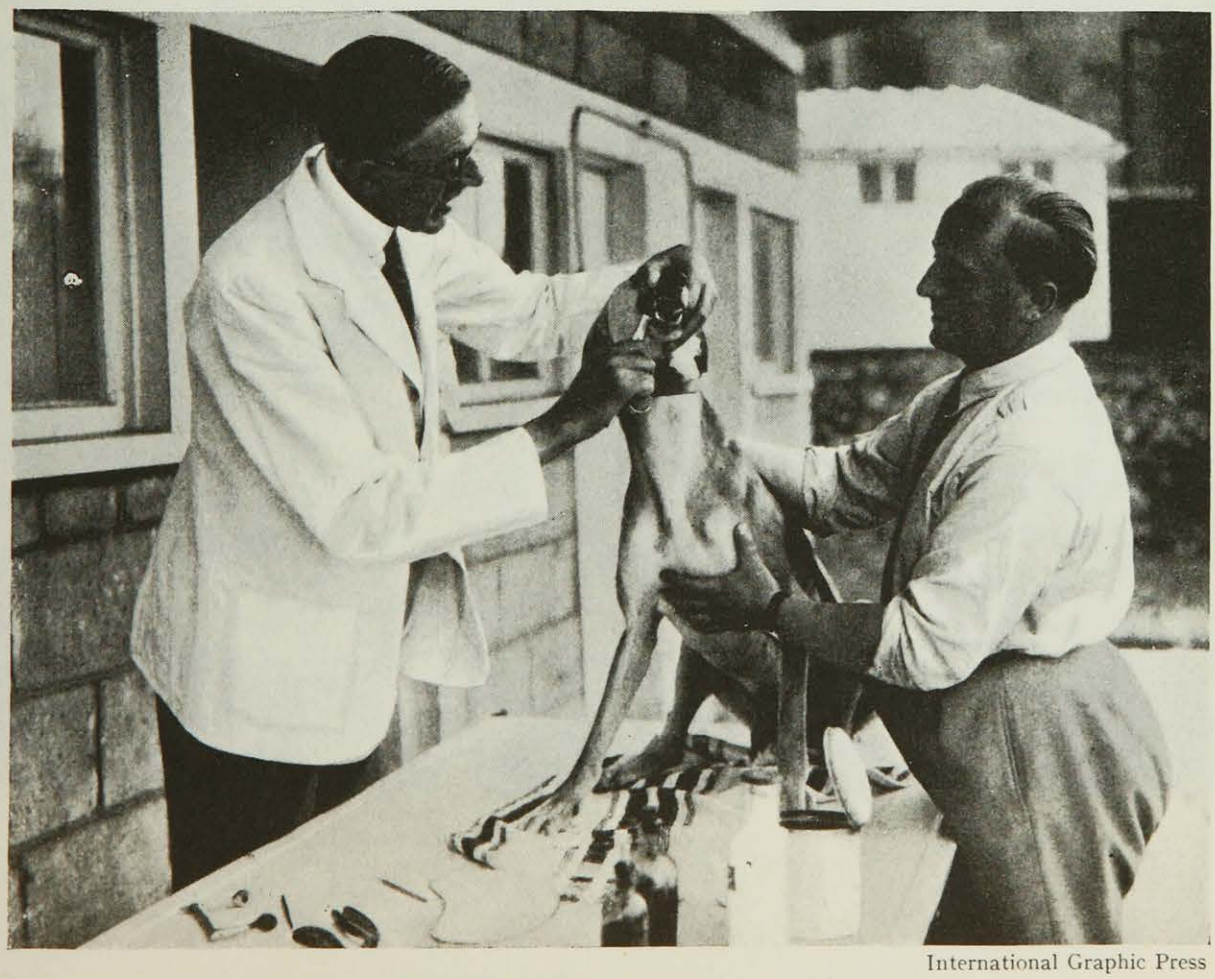


Kutschuk

Geheiligte Holzpferde in einem buddhistischen Tempel

Z. Kluger

Beim Gesangslehrer (Berlin)



International Graphic Press

Beim Hundezahnarzt (London)

Das hohe As

Z. Kluger

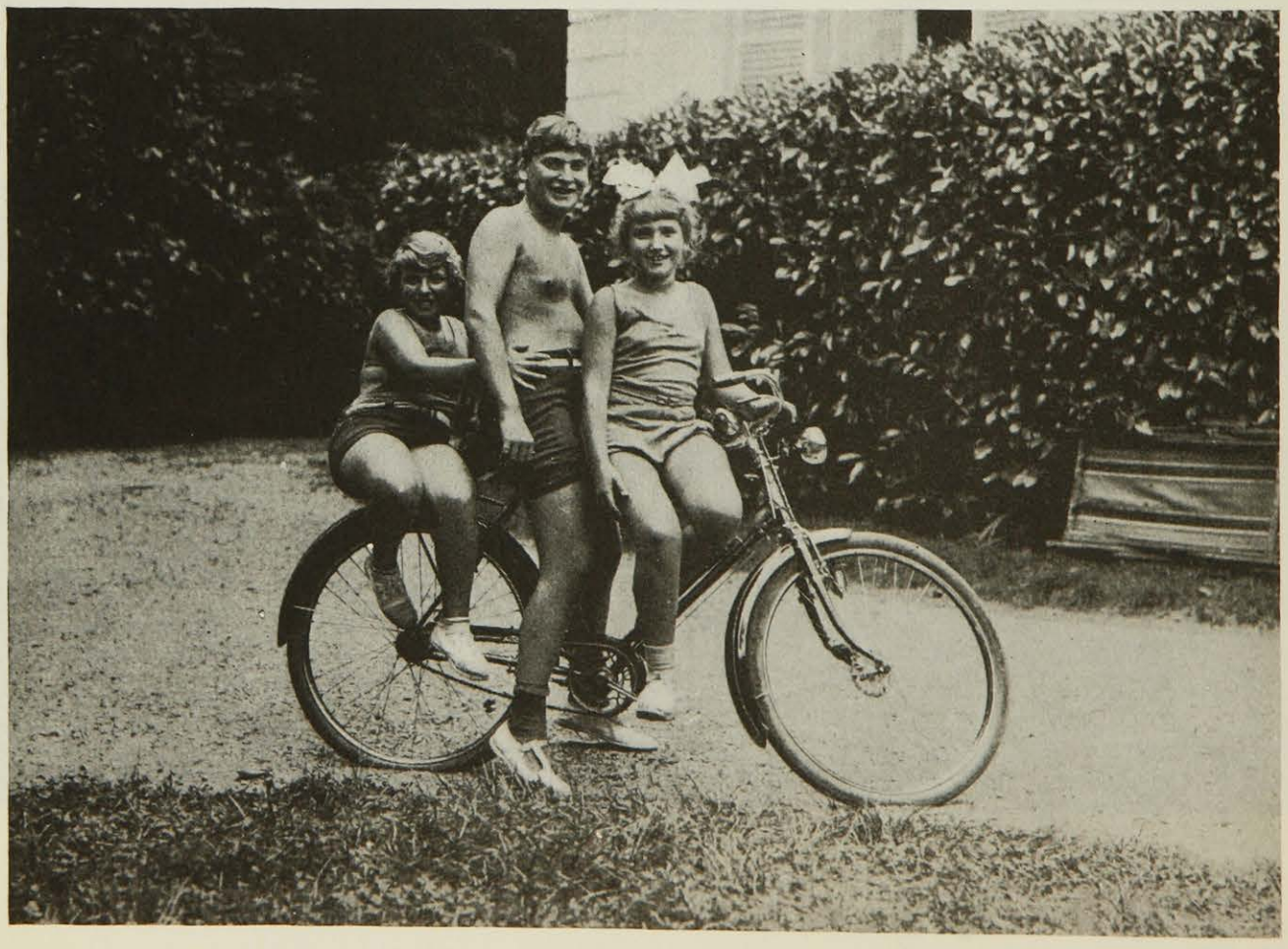
Fritzi Massary um 1906

Julius Arnfeld

Kronen-Kranich (Berliner Zoo)

Elisabeth Herz

Ruggiero Ricci



Atlantic

Yehudi Menuhin (mit seinen Schwestern)

Wovon ist die Rede? oder: Das deutsche Rätsel

(Eisenbahnabteil Strecke Berlin-München. Es ist früh am Morgen, der Zug nähert sich Wittenberg. Zwei Herren, mit Hornbrille, Zigarre und Aktentasche, befinden sich in eifrigem Gespräch. Ein Mitreisender, der den Anfang der Unterhaltung überhört hat, lauscht angestrengt.)

1. Herr: . . . wir haben damals natürlich sofort die Situation erfaßt, aber bei *der* Haltung der verantwortlichen Stellen konnten wir im Augenblick nichts tun, als die ganze Sache neu aufzurollen . . .

(*Der Mitreisende:* Welche Sache?)

2. Herr: . . . Sie hätten sich doch bei den Winkelzügigkeiten der anderen genau informieren können, ob die gewissen Herren, die sich damals ins Mittel gelegt haben, überhaupt pleng puwoa hatten, um sich groß aufzuspielen.

1. Herr: . . . Nee, das ging nicht. Die Mehrheit war ja schon ins Bild gesetzt.

2. Herr: . . . Man hätte doch die ganze Angelegenheit dilatorisch behandeln können und dann festgestellt, ob er es wirklich war.

1. Herr: . . . Aber da waren doch die mit ihrem Plan längst dazwischen! Wir konnten nichts durchsetzen, was nicht von oben andeutungsweise wenigstens so weit genehmigt war, daß wir gewußt hätten: hier ist der Haken.

(*Der Mitreisende:* ? ? ?)

2. Herr: . . . Wissen Sie, woran das lag?. Ich will es Ihnen jetzt sagen.

(*Der Mitreisende:* Gott sei Dank!)

2. Herr: . . . wir haben nämlich (schaut sich um, ob niemand zuhört, dann leiser) . . . wir haben uns erst brieflich erfragt . . .

1. Herr: . . . Und? . . .

2. Herr: . . . Na — und damit war der Komplex eben selber ausgeschaltet. Wenn man länger zugewartet hätte, wäre der große Krach gekommen . . .

(*Der Mitreisende:* Ich sterbe vor Spannung. Aber ich werde nicht klug aus den beiden? Handelt es sich um Politik, Strategie, Kriminalistik, Volkswirtschaft? . . . Eine große Sache muß es sein!)

1. Herr . . . Da wissen Sie nicht, was sich am Abend vorher ereignet hat . . .

(*Der Mitreisende:* ! ! !)

1. Herr: . . . Wir hatten doch den Bescheid bekommen, daß alle am nächsten Tag die Richtlinien des Programms erfahren würden, damit eine entsprechende Gegenwehr in Angriff genommen werden kann. Da habe ich mir gesagt: nu lasse ich alles stehen und liegen und gehe selber hinauf.

2. Herr: . . . Das nützt ja nichts! Inzwischen kommt ja der Gegenwind von der offiziellen Seite her . . .

1. Herr: . . . Passen Sie nur auf! . . . Ich habe mich erstmal mit den Leuten, die dagegen waren, in Verbindung gesetzt. Da hat es geheißen: hier ist nichts bekannt. Da wußt ich schon alles. Also zum Postamt, die Depesche an Julius.

(*Der Mitreisende:* Ein Name! Welches Glück!)

1. Herr: . . . und dann die Instruktion aufgesetzt. Die verschiedenen Punkte konnten gar nicht genauer auseinandergehalten sein. In letzter Minute kommt der Fernruf. Und da haben die natürlich zu reden angefangen. Wissen Sie, was sich herausgestellt hat?

(*Der Mitreisende* schlapp vor Aufregung: Was? ? ?)

1. Herr: . . . Daß der Brief gar nicht abgegangen war!

— — — — — — — — — — — — — — — —

(Abenddämmerung. Der Zug nähert sich Nürnberg.)

2. Herr: . . . dabei war nach der ganzen Sachlage anzunehmen, daß wir längst das Heft in der Hand gehabt hätten, wenn der Durchbruch so entscheidend erfolgt wäre, daß die anderen nicht Zeit gehabt hätten, ihre abweichenden Ansichten zum Vortrag zu bringen . . .

1. Herr (laut auflachend): Wissen Sie, was dann geschehen wäre?

2. Herr: Na?

1. Herr (hält sich die Seiten; er bringt vor Erheiterung den Satz nicht über die Lippen): . . . Die andere Sache wäre auch ins Rollen gekommen. *Anton*

Der letzte Dandy

Nun hat man den letzten Mann zu Grabe getragen, der einen Zylinderhut gern und gut zu tragen wußte: Boni de Castellane; denn der Prinz von Wales trägt ihn zwar gut, aber nicht gern. Boni de Castellane war ein Mann der Zeit, deren Ende ein Plakat bezeichnet: „Allgemeine Mobilnachung". Er freilich meinte: „Verbannt aus meiner Epoche, amüsierte es mich, das Leben einer anderen Epoche zu führen, aus Liebe zum Schönen und aus Ekel vor dieser Zeit." Herr von Castellane irrte sich: mit all seinen anachronistischen Extravaganzen war er keineswegs ein seelischer Zeitgenosse Lauzuns oder des Marschalls von Richelieu, sonderndurchaus ein Kind der Vorkriegszeit, ein arbiter elegantiarum von 1900, der Festveranstalter des Voraugust. Als er zuletzt, mit etwas unbeherrschten Beinen, über die Champs Elysées schlenderte, hielten ihn amerikanische Journalisten für eine Nummer, französische für ein Gespenst. Einst hatten Generationen von Chroniqueuren von seinen Festen und Skandalen gelebt. Er selbst lebte zuletzt schlecht und recht von den schäbigen Resten seines Ruhms.

Seine Großmutter, das steht fest, war eine Nichte Talleyrands gewesen; zum Grandseigneur hatte er den Namen und den Mut, ihm fehlten noch die Epoche und das Geld; in harter Arbeit mußte er beides erst herbeischaffen. Beim Sturz des Zweiten Kaiserreichs war er drei Jahre alt, und als er in die Gesellschaft eintrat, war sie keine Geschaft mehr — bis auf den Faubourg St. Germain, der ihn aber unsanft zurückstieß, als er Claire Gould, die reichste Erbin nach dem berüchtigsten Amerikaner, nach nur dreimonatiger Argonautenfahrt, zuerst zum Kotillon, dann zum Traualtar führte. Was hätte er tun sollen, der schöne, arme Graf, der glänzen wollte und damals so ganz ohne Mittel dastand, daß den Fiaker, der ihn vom Newyorker Pier abholte, ein Mäzen bezahlen mußte, seine Mutter aber — wie gute Freunde erzählten — ständig mit dem Kopf am Fußende schlief aus Furcht vor ihrem erblustigen Ältesten, der dann eines Nachts wirklich an ihrem Bette stand und wütend ihre Beine würgte.

Das Wappen mußte vergoldet werden! Und als der Herzog von Orléans und der Herzog von Aumale die Gouldische empfingen, da taten sich auch die Salons des Faubourg vor ihr auf, und zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag legte ihr Boni de Castellane Tout Paris zu Füßen. Er mietete den Taubenschießplatz im Bois und läßt am Ufer des Teichs ein zwanzig Meter hohes und hundert Meter langes Dekorationsgerüst errichten; genau das, was man heute in Paris ein „horreur" nennt und was man damals für schön hielt. Achtzig Damen vom Opernballett tanzen zu den Klängen eines Orchesters von 200 Mann, und ihre erlesenen Silhouetten spiegeln sich im Wasser. 80000 grüne venetianische Laternen hängen im Laub, unzählige Lampions säumen die taghellen Wege. Auf den Wiesen liegen Teppiche, fünfzehn Kilometer lang; die Gäste des Grafen Boni de Castellane dürfen keine kalten Füße bekommen. Übrigens muß das ganze Fest um 48 Stunden verschoben werden, weil man Legitimist ist und der Herzog von Nemours gerade starb. Am Nachmittag vor dem großen Abend wütet ein Sturm über Paris; doch als es soweit ist, leuchten den gutgesinnten Gästen außer den 80000 venetianischen Laternen loyal auch die Sterne. Im Moment, als die ersten Raketen aufzischen, läßt ein kühner Geschäftsmann 25 weiße Schwäne los; die armen verwirrten Vögel fliegen direkt in die Feuerräder; das Jagdhorn schmettert dazu. Auch das war einmal schön.

Noch hat Boni kein eigenes großes Palais. Die Einweihung des Hauses in der Avenue du Bois ist ein Ereignis. An der Spitze eines Zuges von Priestern und Chorknaben wird sie vom Abbé Marbeau vollzogen. Alles, was am Bau mitgearbeitet hat, wird, an einem 28 Meter langen Tisch, zu einem lukullischen Festmahl zurückgehalten. Als am Abend die feenhafte Beleuchtung aufflammt, stehen die Wagen dichtgedrängt bis zum Triumphbogen. Fünfhundert Lakaien in purpurfarbenen Livreen eilen

den Gästen entgegen. Die große Treppe ist eine Überraschung: sie ist eine Wiederholung der Botschaftertreppe von Versailles. Auf der obersten Stufe steht der Herr des Hauses, „um die Züge derer, die die Treppe hinansteigen, besser beobachten zu können."

Das Schloß Marais wird gekauft, die Zimmer dort sind mit heller Resedafarbe ausgeschlagen; sofort bekommen die Purpurlakaien blaue Hosen und weiße Röcke. Nur der, der das Tor des Ehrenhofes bewacht, steht im weiten roten Mantel da. „Wer ist dieser Kardinal?" fragt Großfürst Wladimir. „Ich brauchte einen karmesinfarbenen Fleck vor diesem weißen Stein", entgegnet der Graf sachlich. Der Großfürst antwortet mit einem Blick, gemischt aus Mitleid und Bewunderung.

Vier Jahre Feste kosten dem Grafen sechzig Millionen Goldfrancs; die Eisenbahnkönige drüben haben es ja. Der Graf heißt schon „Boni"; man besingt ihn in den Café-Konzerten, er läßt sich in die Kammer wählen, seine Wähler haben herrliche Tage, er spricht gegen die Dreyfusards, sticht Paul Deschanel mit seiner Eleganz aus, vertut den Rest der Dollars, und eines Tages haben es die Goulds satt. Die Scheidung wird beantragt und nach manchem Skandal ausgesprochen; nach elf goldenen Jahren steht der Graf ohne einen Sou da.

Er wird nun der erfolgreichste Antiquitäten-Agent seiner Zeit. Die Zahl der letzten Clavecins Marie-Antoinettes, die er verkauft hat, wird nur von der Zahl ihrer nach U. S. A. gesandten Brautbetten übertroffen. Seine letzte Amerikafahrt unternimmt der letzte Dandy nicht mehr als Argonaut, sondern als Agent. Seine Lieferanten kann er nicht bezahlen — eine Mode kann er noch immer lancieren. Er schreibt lesbare Bücher darüber, wie er Amerika entdeckte, und über die Kunst arm zu sein. Eine Hauptfigur Prousts trägt u. a. auch einige Züge von ihm. Er stirbt, nachdem der Abbé Mugnier, Bekehrer Huysmans und vieler anderer, seine Beichte gehört hat. Am Sterbebett des nur Fünfundsechzigjährigen erscheint eine Dame, weißhaarig, schlank und noch immer schön. Es ist seine Mutter.

Ernst Lorsy

NEU!

Ludwig Roselius

Reden und Schriften

zur Böttcherstraße in Bremen

Ein Quartband mit 40 teils farbigen Bildtafeln, in handgewebtes Leinen von Hohenhagen gebunden 10.— RM

Kartoniert nur 2.80 RM

Die „Hamburger Nachrichten" schrieben:

„. . . . das ist ein Meisterwerk der Lichtbildkunst, ein Prachtalbum moderner und hypermoderner Baukunst und Plastik, vor allem ein Werk, das Zeugnis ablegt von dem großen kulturellen Streben eines hanseatischen Kaufmanns . . . ."

Zu haben in allen guten Buchhandlungen oder portofrei direkt vom Verlag

G. A. v. HALEM A.-G. BREMEN

Der Dichter Marcel Jouhandeau

Große Schriftsteller haben besseres zu tun, als den eigentümlichen Geist ihres Volkes auszudrücken. In Pascal den Franzosen, in Kierkegaard den Dänen, in Nietzsche den Deutschen sehen wollen, hieße den Gegenstand der Betrachtung mißverstehen und eine Nebensächlichkeit zur Hauptsache zu machen. Higegen: je windiger ein Werk der Literatur ist, desto nationaler ist es auch. Dekobra ist unter allen zeitgenössischen französischen Schriftszellern der am meisten französische. Freilich gibt es Rangstufen des Nationalen. Aber je höher man steigt, desto dünner wird der nationale Gehalt. Auf höchster Stufe hebt das Nationale sich selbst auf.

Marcel Jouhandeau ist heute vielleicht der französische Dichter, der von all dem, was uns die volksechte französische Durchschnittsliteratur so ungenießbar macht: von aller billigen Skepsis, Frivolität und Verspieltheit am weitesten entfernt ist. Er fällt, wie alle großen Dichter, aus dem nationalen Rahmen heraus. Um ihn ist ein weiter Kreis von Einsamkeit. Die Einsamkeit ist sein Vaterland. Sie ist erfüllt von Gott oder vielmehr von dem hochmütigsten Verlangen nach Gott. Gott ist ihm näher als Frankreich.

Doch trotz dieser Allgegenwart Gottes in seinem Werk ist Jouhandeau alles andere als ein Glaubensheld. Jouhandeau benutzt Gott viel mehr und viel eher als daß er an ihn glaubte. Herr Godeau, der Held von Jouhandeaus Hauptwerk *M. Godeau intime*, findet an nichts Wirklichem, wie schön immer es sei, Genüge, denn hinter jedem schönem Gegenstand lockt eine Unendlichkeit von noch schöneren Gegenständen, und der schönste allein wäre würdig, ihn zu rühren. So liebt Herr Godeau niemals das, wovor er anbetend niedersinkt, sondern dahinter, in weiter Ferne, den Gott, den er meint. Gott ist also ein Traum von Vollkommenheit, angesichts dessen alles Wirkliche schal ist. Gott ist eine Ahnung, ein Verlangen, vielleicht nur ein imaginärer Begriff, jedenfalls aber das Mittel, sich zu bewahren, sich aufzusparen, sich immer wieder zurückzunehmen. Das noch so unbestimmte Erleben Gottes ist diejenige Operation, die es Herrn Godeau ermöglicht, der Welt in uneingeschränkter Freiheit und Souveränität gegenüberzutreten. Angesichts Gottes verliert die äußere Wirklichkeit ihren Wert. Gott ist somit nichts anderes als die Voraussetzung jeder höheren Form von Innerlichkeit oder, weniger harmlos ausgedrückt, ein Instrument des äußersten Hochmuts: des letzten, nie ganz erfüllten Anspruches. Es sich an der ungöttlichen Welt genügen lassen, mit ihr seinen Frieden machen und darüber „Gott" vergessen — das wäre der Anfang der Schwäche, der Unredlichkeit, des Einverständnisses mit allem Mangelhaften und Schlechten . . .

Mir scheint, dieses ist das Hauptmotiv des reichhaltigen und vielgestaltigen Roman- und Novellenwerkes von Marcel Jouhandeau. Manches an diesem Werk, insbesondere an seinem letzten Buch *L'amateur d'imprudence*, ist abstrus und verstiegen. Manches ist mißglückt. Doch was daran geglückt ist, ist einzigartig, unvergleichlich und schlechthin unübertrefflich. Es ist eine Epopöe des Hochmuts oder, wenn man lieber will, des höchstgespannten und empfindlichsten Gefühles von Menschenwürde. Ein um so erstaunlicheres Unternehmen, als die französische Dichtung bisher fast ausnahmslos die Eitelkeit des Menschen, nicht aber seine Größe gestaltet hat — und der Hochmut ist ohne Zweifel eine Form der Größe.

Bernard Guillemin

Beglaubigung. Antoine will erst dekoriert und dann Direktor des Odéon werden. Er sagt: „Sie müssen in die Académie. Es ist ein Unglück, daß Zola nicht in der Académie war. Vor allem an und für sich; und dann hätte die Dreyfus-Affäre eine andere Wendung genommen, wenn er unter sein ‚J'accuse' hätte schreiben können: Emile Zola, de l'Académie française." *Jules Renard*

Muttersprache. Die Zeitungen sollten solcheModewörter ins Deutsche übersetzen, ehe sie sie drucken, damit auch der Leser weiß, um was es sich handelt, der nicht an den Brüsten Cäsars gesogen hat. *(Aus „Muttersprache", Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins)*

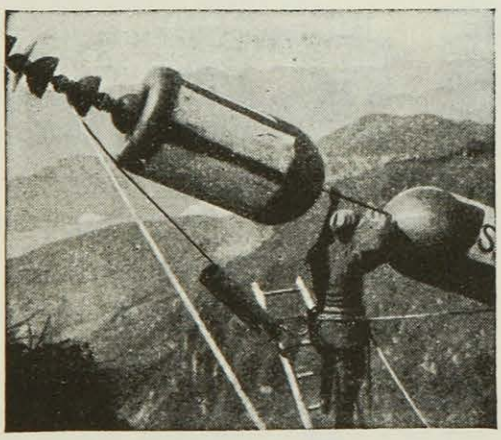
Auf Bilderjagd für den „Großen Brockhaus"

VON KURT MÜNO

42 000 Bilder in einem Werk! Haben Sie eine Ahnung davon, wieviel Mühe, Zeit und Geld sie kosten? Wieviel Köpfe, Zeichenstifte, Photoapparate in Bewegung gesetzt werden müssen, bis sie beisammen sind, diese Bilder aus aller Welt, aus Siam, Neuseeland oder Bolivien, aus allen Wissensgebieten, vom Aufbau der Gestirne bis zu den Lebewesen in einem Wassertropfen?

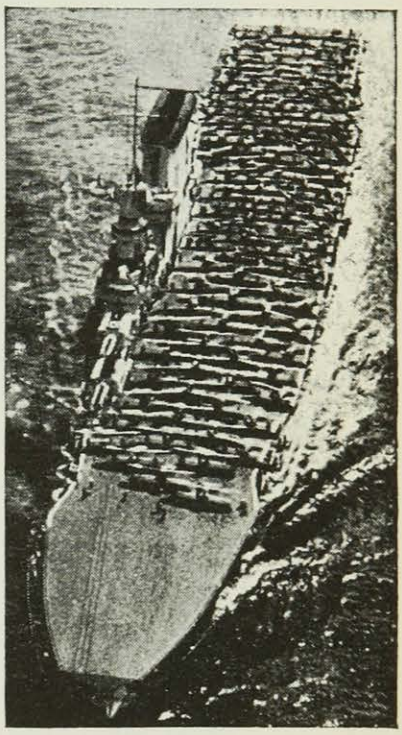
Erklettern eines Stemmkamins in den Alpen

Ein Heer von Mitarbeitern ist jahrelang an der Arbeit: in Feld und Wald, um die Tiere zu belauschen, seltene Pflanzen zu erhaschen, Flugbilder der Raubvögel, Fährten des Wildes festzuhalten; in Industrie- und Gewerbebetrieben — Molkereien, Gasanstalten, Filmateliers, landwirtschaftlichen Musterbetrieben usw. usw. Die Feuerwehr einer Großstadt veranstaltete einen Probealarm, damit ihre modernen Einrichtungen richtig wiedergegeben werden können. Flugzeug und Luftschiff müssen helfen, die Welt von oben zu zeigen: Landschaften, Städte, Häfen, Bahnhöfe — Krater und Gebirgsketten das Innere von Grönland und sibirische Steppenlandschaften, Küstenlinien und Flüsse. In fernen Ländern belauscht der Photograph das Volk: den chinesischen Straßenbarbier bei der Arbeit, Eskimos beim Bau ihrer Eishütten, die Javanerin beim Batiken, eine Leichenverbrennung in Benares. — Unter Lebensgefahr beschleicht er wilde Tiere in ihrer Heimat: Löwen beim Fraß an einem Zebra; einen Elefanten, schlafend an einem Baum gelehnt; eine Tigerschlange, um ihre Eiablage geringelt.



Hochspannungsanlage auf dem Monte Generoso zur Gewinnung der Blitzenergie

Dem Handwerker, dem Bastler, dem Arzt, dem Innenarchitekten blickt der Bildmitarbeiter in die Werkstatt. Das ergibt Abbildungen, nach denen praktisch gearbeitet werden kann: Wie bessere ich eine elektrische Klingel aus? Wie lege ich eine Antenne, ein Aquarium, eine Kakteensammlung an? Wie wird eine Küche am besten eingerichtet? Wie träufle ich Augentropfen ein? Wie sichere ich mich gegen Einbruch? Die heimischen Giftpflanzen, die eßbaren und giftigen Pilze fehlen ebensowenig wie die Schädlinge im Garten, Feld und Forst und die Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung. Der Photograph des „Großen Brockhaus" folgt dem Bergmann unter die Erde, dem Hochseefischer aufs Meer, er beobachtet Box- und Fußballmeisterschaften, er besucht die Trainingsstätten der Turner und Sportler. So entstehen in mühevollen, stundenlangen Beobachtungen aufschlußreiche Bilder. Er wandert mit der Kamera durch ein neuzeitliches Fernsprechamt, über militärische Übungsplätze, er schildert die Tee- und Kakaogewinnung ebenso gewissenhaft wie den Brücken- und Kanalbau oder den Betrieb einer großen Baggeranlage.



Flugzeugträger „Saratoga" (Vereinigte Staaten von Amerika)

Das Bild im „Großen Brockhaus" zeigt den Kriminalisten bei der Arbeit, Vulkane in Tätigkeit, Bergsteiger auf schwierigen Kletterfahrten, erklärt die Griffe des Kraftwagen- und Flugzeugführers, den Führerstand einer Lokomotive. Es läßt in leuchtend bunten Farben die Welt des chemischen Laboratoriums vor unseren Augen erstehen. Es zeigt die bedeutenden Persönlichkeiten aller Zeiten und Völker, bei vielen auch den Namenszug. Es veranschaulicht in leichtverständlichen Diagrammen wirtschaftliche Vorgänge und Begriffe. Überall, wo es für den Menschen von heute etwas Wesentliches zu zeigen gibt, ist es zur Stelle.

Wie wir vor zwanzig Jahren noch nichts wußten von Raketenflug, Rundfunk, Atherwellenmusik, Reparationen wie wir auf Grund der rasenden Entwicklung auf allen Gebieten unsere Einstellung zum Leben grundlegend ändern mußten, so ist auch im „Großen Brockhaus" jede Zeile Text, jede Karte und — jede Abbildung neu!

Bandweiser Bezug und günstige Monatsraten erleichtern die Anschaffung. Noch können alte Lexika in Zahlung gegeben werden. Näheres in jeder Buchhandlung. Ein reich bebildertes Probeheft steht Ihnen kostenlos und unverbindlich zur Verfügung. Senden Sie hierfür den Bestellabschnitt noch heute ein.

An den Verlag
F. A. BROCKHAUS
LEIPZIG C1
A Querstraße 16

Der Unterzeichnete ersucht um kostenlose, portofreie und unverbindliche Zusendung der reichbebilderten Schrift **„Der Große Brockhaus neu von A-Z".**

Name u. Stand .....

Ort u. Wohnung .....

Neue Lyrik

Angezeigt von *Ernst Lissauer*

Es ist eines der schalsten Geschwätze unserer Zeit, daß „nunmehr die Zeit der privaten Lyrik vorüber sei". Es gibt keine private Kunst, auch keine private Dichtkunst. Das Wesen der Kunst ist, daß sie ent-privatisiert, daß sie, aus einem Besonderen, das erlebt ward, ein weithin oder allgemein Gültiges schafft. Form — ausdruckshafte Gestalt, gestalthafter Ausdruck — ist überpersönlich. Man hat bei einem sehr erheblichen Teil der modernen Lyrik die allzu subjektiven Elemente nicht erkannt, man hat das allzu Persönliche für das Persönliche schlechthin genommen und will nun, im Wahnwitz des Rückschlags, nur gesamtheitliche, nur politische Lyrik gelten lassen. Es ist nicht nur geschichtlich notwendig, sondern es ist auch gut, daß, wie das deutsche Volk überhaupt, auch die deutsche Dichtung gesamtheitliche Probleme erfaßt; aber es ist ein Unfug, nun zu wähnen, daß das persönliche Leben aufhört, daß es nicht mehr Wert und nicht mehr das Recht hat, von der Dichtung dargestellt zu werden. Dehmels Gedichte sind zu einem großen Teil nicht mehr lesbar, weil, nach einem Ausdruck Hebbels, die Nabelschnur nicht durchschnitten ist, die sie mit dem Dichter verbindet; ähnlich wird man, über kurz oder lang, das Künstliche, Gestellte, Gespreizte vieler Rilkescher Gedichte erkennen, in denen die Worte oft gleichsam windschief stehen. Nur wenige Stücke dieser trotzdem bedeutenden Dichter werden lesbar bleiben, indes nur ein musischer Analphabet wähnen kann, daß zahllose höchst persönliche Gedichte weit älterer Lyriker, vom Vogelweider bis Conrad Ferdinand Meyer, nicht mehr leben.

Die Bücher, die hier betrachtet werden, sind alle im Laufe der letzten Monate erschienen. Sie sind für den gegenwärtigen Stand der Lyrik nicht übermäßig charakteristisch, aber sie geben doch die Möglichkeit, einiges darüber zu bemerken. Zunächst muß ein Selbstverständliches vorausgeschickt werden, das auszusprechen doch notwendig ist. Wer in dieser Zeit die Kraft findet, sich dem Dichten lyrischer Verse hinzugeben, hebt sich schon dadurch ab; denn noch weniger als früher ist mit solchem Tun Ansehen oder gar Einkunft zu erwerben. Wem im Laufe der Jahre viele Versbücher durch die Hand gehen, empfindet dies selbst vor mäßigen Büchern, die unter dem Niveau der hier besprochenen liegen, und so gelten vollends alle Einwände immer nur auf menschlich erhöhter Ebene. Andererseits können oft Versbücher, die auf den ersten Blick Talent bezeugen, vor einer strengeren Wertung nicht bestehen, weil die „gebildete" Sprache, die nach Schillers Wort oft für den Schreibenden dichtet und denkt, seither unendlich durchhärtet und durchschmeidigt worden ist.

*

Bei den Gedichten der *Paula Ludwig* befremdet es sofort, daß sie ihrem Bande ein Motto *Iwan Golls* voransetzt. Dieser Goll dichtet zum Beispiel so:

Soeben erschien in neuer Auflage

Bô Yin Râ

Das Buch der Königlichen Kunst

Das Buch spottet jeder Empfehlung. Es ist ein Prüfstein für seinen Leser. Ein Buch, das vor Entscheidungen stellt! (Preis gebunden RM. 6.—) Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

Ich habe Durst,
Ich muß das rote Meer trinken;
Ich habe Hunger,
Ich muß einen Walfisch essen.

Oder:

Die Nacht ist ein Rohstoff;
Sie ähnelt etwas der Baumwolle.

Er möchte „so grausam" sein „wie der Knopf". Nadelspitzen-Lyrik: sie hat soviel Grund in der Welt wie das Pünktchen, auf dem diese Gefühlchen und Wörtchen gespießt sind. Natürlich ist es unmöglich, die Gedichte der Paula Ludwig mit diesen Nichtigkeiten zu vergleichen. In ihnen ist viel wesenhafte Substanz, aber diese ihre Grundsubstanz ist allzu besonders, abgesondert, absonderlich, sie ist — nicht immer, aber oft — Erzbeispiel des allzu Persönlichen, das der Literaturjargon von heute „privat" nennt. Aus dieser Grundsubstanz steigen oft Bilder, die sich auch auf die willige Seele nicht übertragen, und oft formlose Rhythmen. Höchste Form zwingt den Eindruck der Notwendigkeit auf, unterste Form schafft den Eindruck zumindest möglicher Fügung. Aber wenn auf einer großen Seite steht:

Von den gelben Rosen hast du das Haupt
das hingeneigte [geborgt
ganz von den Küssen hinabgezogene,

so ist dies ein Vermerk, ein Bild; und so an vielen Stellen. Oft lesen sich ihre Gedichte wie Übersetzungen, und zwar aus östlichen Gedichten. In dem Gedicht „Der dunkle Gott" heißt es:

Die Schatten des Totengebirges flogen ihm
die Nachtvögel schrieen eh' er kam. [voraus
Oh, wie groß stieg das Kreuz des Südens
hoch über meiner Stirn.

Aber auch das Totengebirge ihres mythischen Phantasie-Reiches ragt, seine Schatten fliegen nicht. Dennoch, wie exotisch groß sind diese Zeilen! Aber wenn sie dann sagt:

Aus der Mitternacht seiner Sinne stieg er
strahlend,
ein schwarzer Diamant.
König, wenn er leuchtet,

so verbleiben Worte. Beides, Gleichnisse großen Umrisses, fern herüberdunkelnd aus der Fremde dieser Seele, und nur tönend Geredetes, steht neben- und durcheinander. Bisweilen gewinnen ihre Rhythmen Form, wenn der Parallelismus der Bibel sich andeutet oder gar durchsetzt. Und all dies gilt auch, in Für und Wider, von den Gedichten der Lasker-Schüler, von denen diese Rhapsodien abstammen.

Die Gedichte der verstorbenen *Maria Luise Weißmann*, aus den Jahren 1918 bis 1929, sind von expressionistischen oder kollektivistischen Strömungen nicht berührt. Rilkes schwieriger Duktus und umständliche Syntax ist gelegentlich spürbar: auch diese Gedichte stammen zum Teil aus dem allzu persönlich betonten Bereich. Sie sublimiert manchmal die einfachen Dinge auf künstliche Art: sie sagt von den „Katzen", daß sie „die blumenhaften Füße breiten". Bei den Robinson-Gedichten spürt man vielfach den Gegensatz zwischen der Einfachheit der alten Fabel und den oft allzu verfeinerten Empfindungen, die an sie herangetragen werden. Sie liebt besonders die Kakteen und gestaltet die seltsamen Gebilde meisterlich nach:

„Man wird Sinclair nicht beurteilen können, ehe man diesen Roman gelesen hat"

„Das große Thema Sinclairs, die Prosperity und ihre fatale Kehrseite, ist hier auf eine Weise behandelt, die man von ihm weder kennt noch vermuten konnte. Hier zieht Sinclair noch eine historische Parallele dazu, die amerikanische Wirklichkeit wird mit der morschen Prosperity des alten Rom verglichen, und der Vergleich ist bestechend geistvoll." Berliner Tageblatt

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

UPTON SINCLAIR

RÖMISCHE Vision

Vor kurzem erschienen
In Leinen nur RM. 3.75

Soeben erschienen

H. R. KNICKERBOCKER

Kommt Europa wieder hoch?

1.-15. Tsd. · Kart. RM 4.80 · Deutsch von Franz Fein

H. R. Knickerbocker, dem seine früheren Reportagen internationalen Ruhm geschaffen haben, ist jetzt noch einmal durch Europa gereist. In seinem neuen Werk klärt er die Frage, ob die gegenwärtige Krise wirklich das Ende ist, oder ob sie den Krisen gleicht, die Europa früher heimgesucht haben und die unser Erdteil immer noch überstanden hat. Der Verfasser bringt Mussolini und seinen Arbeitsminister Rossoni zum Reden, Herriot und Francqui, den Gouverneur der belgischen Staatsbank, den Präsidenten Masaryk und den Präsidenten Miklas, der für sein Österreich spricht. Interviews mit dem Reichskanzler von Papen und dem Parteiführer Gregor Strasser geben sensationelle Aufschlüsse über die Lage in Deutschland. Knickerbocker trägt erstaunliches Material zusammen, das den Wiederaufstieg Europas nicht nur als Hoffnung, sondern als Realität erscheinen läßt.

JOACHIM RINGELNATZ

Die Flasche und mit ihr auf Reisen

1.-5. Tausend · Umschlagzeichnung: Olaf Gulbransson
Kartoniert RM 3.50 · Leinenband RM 4.50

„Die Flasche" ist eine dramatische Seemannsballade, ein Lied vom Leben und vom Tode. Lust und Abenteuer sind die drei Strophen des Liedes, die drei Akte des Dramas, und Sterben ist der Refrain. Ringelnatz hat seine Zauberflasche in die kuriose Hülle eines Reisetagebuchs eingepackt, das von der Wanderfahrt seines Schauspieler-Kollektivs berichtet. Da haben wir mitten in der modernen Welt das alte Schmierenmilieu und unseren Poeten als ambulanten Theaterdirektor.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Sie stehen jahrelang im Topf aus Ton,
Verstockte, in sich selbst verliebte Käuze,
In einer rätselhaft verbissnen Fron
der Form: sind Kugel, Kegel, Kreuze.

Dann aber sagt sie, daß sie hinter ihren Stacheln „verharren, anarchisch, kündend, Prophet und Gott, ihr selbstbesessenes Ich", und dies ist nun wiederum übersteigert und nicht mehr nachfühlbar. Ein schwermütiger Mensch findet, schon in frühen Gedichten, einen dunklen Ton — „Ebene Landschaft", „Nächtliche Insel" —, der durch das ganze Buch fortklingt. Gleichwohl ist auch aus ganz reifen Gedichten und Strophen der letzten Zeit kaum der Ton zu erhören, der ihr nun unverwechselbar eignet; dennoch werden Gedichte wie „Weg im Nebel" oder „Geh nicht von mir" noch lange von besonderen, verwandt gestimmten Menschen aufgenommen werden. Alles in allem gehört die Dichterin der Nachfolge Rilkes und im weiteren jener gepflegten, subtilen Lyrik an, die sich vor 1914 von Österreich durch das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitete.

Aus diesem Umkreis stammt *Julius Zerzer*, ein Oberösterreicher, und er gehört, im engeren, der Nachfolge Rilkes zu. Er übernimmt seine langen, umständlichen, unlyrischen, ja eigentlich undichterischen Satzbauten:

Als Kardinal — zwar ohne Kleid und Schuh
Und ganz entblößt,
Als wäre er vom Kreuze abgelöst
Und ginge durch die Kirche immerzu

So, wie er dort gehangen. Kardinal —
Jedoch demütig als der Hirte,

und so fort noch zehn Zeilen, dann Doppelpunkt und Schlußzeile. Und obendrein steht diese gedrechselte Manier zutiefst in Widerspruch zu der geistlichen Einfalt des Themas: „Christus als Kardinal." Viel kommt für Zerzer darauf an, ob seine Natur stark genug ist, diese Rattenfänger-Töne, die eine ganze Generation mißleiten, aus seinem schaffenden Gehör auszuscheiden. Denn es mangelt ihm nicht an bildhafter Substanz, auch nicht an naturhaft unverbogenem Gefühl, das bisweilen sogar durch die Rilkeschen

Formen hindurch zu spüren ist; er vermag einen natürlichen Ton zu treffen und in einfach großen Linien, gleichwohl in gestuften Umrissen und Farben, darzustellen:

Der See, von grünlich dämmerndem Metall,
Das sich beschlägt im breit gehauchten Licht,
Im Tag, der durch gestufte Wälder bricht,
Besänftigt sich aus Hall und Widerhall . . .

Und ähnlich gemischt seine Darstellung gotischer und barocker Bau- und Bildwerke. Ihm liegt vor allem ob, den Weg zur Einfachheit zu erringen.

Einfachheit kennzeichnet die besten Gedichte *Fritz Diettrichs*, wie überhaupt viele jüngere Talente, vor allem Ruth Schaumann, in ihren neueren Gedichten Erika Mitterer, Billingers Legenden mehr als seine eigentliche Lyrik, auch jüngere Österreicher wie Zernatto Strutz, List. Wie in Diettrichs erstem Gedichtband ist auch in diesem neuen seine Einfachheit manchmal nur primitiv — „Lied des heiligen Martin" — oder prosahaft: Jesus läßt die Tauben des Tempels frei, und

Zu Hunderten, die Wirklichkeit bezwei-
Verirrte sich ihr Flug. felnd,

Oft weiß er schlichte Gestaltung und blassen Bericht nicht zu unterscheiden, wie im Anfang der „Emmaus"-Legende. Seine Gabe weist ihn weit mehr auf die Erzählung als auf das Lied, mehr auf Erfindung als auf Stimmung. Die weitaus stärksten Stücke sind „Hosea" und „Christus in Flandern". Diettrich eignet die seltene Kraft, Sinnbilder zu erschauen: wie Jahve sich der Metze Israel vermählt hat, der immer ungetreuen, so heiratet Hosea die Hure. Bis auf wenige Stellen (er gebraucht das Wort „Anarchie") ist „Christus in Flandern" eine außerordentliche Dichtung: von einem schlichten Legenden-Grau überhaucht, voll farbig derber Gegenständlichkeit, meisterlich erfunden, unvergeßbar.

Sinnbildliche und gegenständliche Kraft zeichnet auch die stärksten Balladen *Hans Friedrich Bluncks*. Er schlägt keinen neuen Balladenton an, er reitet auf der von fernher kommenden Balladen-Landstraße, und Stücke, wie „Konradins Abschied", die vor vielen

Soeben erschienen

WALTHER KIAULEHN

Lehnaus Trostfibel und Gelächterbuch

1.-4. Tausend · Umschlagzeichnung: Barlog
Kartoniert RM 3.50 · Leinenband RM 4.50

Der große Humorist, von dessen Kunst wir bisher nur Proben genossen haben, wird in seiner Gesamterscheinung erst mit diesem Buche offenbar.

RENÉ SCHICKELE

Die Grenze

1.-5. Tausend · Einband: E. R. Weiß
Kartoniert RM 4.— · Leinenband RM 4.80

Diese Essays, die sich in den Rang von Dichtungen erheben, kreisen um Schickeles Lebenstraum, „das ewige Elsaß". Wir erleben die köstliche Einzigkeit einer Landschaft und einen europäischen Geist, der deutsches und französisches Wesen liebend umfaßt.

ELSE LASKER-SCHÜLER

Arthur Aronymus und seine Väter

Erzählung · 1.-3. Tausend
Umschlagzeichnung: Else Lasker-Schüler
Kartoniert RM 1.80 · Leinenband RM 2.50

Die Wurzeln dieser Prosadichtung sind westfälisches Bauerntum, katholische Mystik und jüdische Tradition. Blutige Vergangenheit ragt hinein in eine auf Versöhnung gestimmte Gegenwart. Wie hier aus Kindlichkeit und wissender Menschenliebe tiefere Bedeutung erwächst, das ist jenseits alles Könnens Gottesgeschenk.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Jahrzehnten hätten geschrieben werden können, durfte er nicht aufnehmen. Aber mit ganz starken Griffen stellt er Hamann hin, den großen Mystiker, wie er, versoffen, verkommen, sich in einer Londoner Kneipe mit dem Wirt herumschimpft; und es ist ganz vortrefflich, wie dabei die Hamannsche Lehre, gleichsam in der Karikatur und dennoch deutlich, herauskommt: Lüge sei,

was wir ſchauen.
Unſichtbar ſei das Ich. Der Leib nur Schild.
„Ei, Herr, glaubt's nicht, mein Weib iſt rund
[und mild."
Der Trunkene lallt: „Und Wunder dennoch,
Daß du's erfühlſt in Pfuhl und Schlamm,
du Durch . . .
. . . . . Und auch wie Gott biſt du,
Du ſelbſt, unſichtbarlich. Nun ſag' nur immer,
Woher du ſchätzſt, wie mittelt ſichs dem Hirn.

Darauf der Wirt:

„Ich merke, Herr, ihr wart vordem ein
[Pfarrer."

Meisterliche Szene aus einer Tragikomödie. Am stärksten die geisterhaften Gesichte, die aus Natur aufsteigen, die Ballade „Das Nonnecken von Schleswig", wo der Donner als ein Wettergeist erscheint, und die vom „Strandenden Mond", mehr Bild als Sinn, trotzdem beglückend: weiße Vision, offenbar empfangen, als der volle Mond über den Nebel der Watten blendete. Wie Diettrichs Legenden, besonders die flandrische, so wurzelt Bluncks niederdeutsche Art in überzeitlichen Traditionen, die sich mit deichender Kraft gegen die mechanistisch zivilisatorischen Mächte der Zeit stemmen.

Denen ist *Günther Franzke* gänzlich verfallen. Eine Kritik sagt, er sei „viel zu begabt zum Profil des Lebegreises", aber letzten Endes kommt es auf Lebegreis-Lyrik hinaus. Man muß den Satirikern dieser Art mißtrauen: sie werden vom Gegenstand ihrer Satire im Grunde angezogen, sie sind Fleisch vom gleichen Fleisch. Dies machte man „Sodoms Ende" von Sudermann, dies den Bourgeois- und Snob-Komödien Sternheims zum Vorwurf. Franzkes Couplets und Chansons sind in der Tat, wie man ihnen nachrühmt, keß, gekonnt, blutig satirisch und was nicht noch alles, aber man spürt nicht einen Millimeter inneren Abstand von dieser Welt der Bars und Bouillonkeller, bevölkert mit geilen Gören, Polente, Ganoven, in der offenbar nur gejobbert, gestohlen, gehurt, aber gar nicht gelebt wird.

Und eine völlig zeitverfitzte Erscheinung ist auch *Joachim Ringelnatz*, um den sich ziemlich bald kein Mensch mehr kümmern wird. Seine früheren Gedichte, etwa die „Flugzeuggedanken", stammten aus einem versoffenen Welt-Kater, in diesem neuen Band ist etwas mehr Glück und weniger Langeweile; manchmal kommen ihm ganz entzückende, geradezu unwahrscheinlich bürgerliche und obendrein gänzlich durchgearbeitete Stimmungen:

Ein kleiner Spuk durch die Dampfheizung ging.
Keine Uhr war aufgezogen.
Ein zu früh geborener Schmetterling
Kam auf das Schachbrett geflogen.

Es ging ein Blumenvaſenblau
Mit der Sonne wie eine Schnecke.
Ich liebe Gott und meine Frau,
Meine Wohnung und meine Decke.

Aber das meiste ist doch entweder die alte Weltöde („Warten auf Weißnichtwas") oder Verbrecher-Szene im alten naturalistischen Stil Hans Hyans („Entsetzen"), oder es ist aus Gedanken-Flucht, Reim-Flucht entstanden:

Angegriffen und doch unverſehrt
Rollt ein Bächlein zu Tale.
Und ein Stahlhelm iſt umgekehrt
Eine ſtillende Schale.

Am Schluß sagt er dann: „Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen wollte." Und diesen Eindruck hat man bei sehr vielen Gedichten. Oder burlesk-innig-falsch: „Wer seine Schuhsohlen nicht lieben kann, liebt auch die Seelen nicht." Hi hi! Na ja! Und so!

Hingegen *George A. Goldschlag*, der schon in der Anthologie „Um uns die Stadt" auffiel, erfaßt in nicht selten noch unreinen, aber starkgriffigen, wie aus Balken, besser: aus Wort-Beton-Lagen gefügten Gedichten die riesigen Maße der Zeit. Seine Gefahr ist, daß er versifizierten Aufsatz gibt:

Und losgelöst von der metallnen Leitung
Schien auch der Geist entlastet und befreit,

aber es ist ganz selten, daß einer die Schöpfungen unserer maschinellen Zivilisation dichterisch und bisweilen sogar gemäß der ihnen eigenen Monumentalität darstellen kann: der Dampfer „Europa" ist „ein losgelöstes Stück der Städte", „ein Fabeltiergeschöpf des Meers",

Dessen Schuppen nachts im Dunkel leuchten,
Mit der Wucht der einundfünfzigtausend
Tonnen über den Atlantik brausend.

Goldschlag liebt und feiert die Welt der großen kapitalistischen Leistungen, des Verkehrs, der Rekorde, des Sports. Franzkes Satire stammt aus einem vor Unzulänglichkeit blinden Haß, der von unten und daher nur die Unterseite dieser Welt sieht.

Neue gesamtheitliche Lyrik von irgendwelcher Art befand sich unter den Büchern, die mir vorlagen, nicht; daß solche geschaffen würde, und zwar bildnerische, nicht rednerische, wäre das wichtigste.

Bibliographie:

Paula Ludwig, *Dem dunklen Gott.* Ein Jahresgedicht der Liebe. 79 S. bei Wolfgang Jess in Dresden, o. J.

Maria Luise Weißmann, *Gesammelte Dichtungen.* 199 S. (davon 71 S. Gedichte) bei Heinrich F. Bachmair in Pasing.

Julius Zerzer, *Vor den Bergen.* Neue Gedichte. 79 S. München 1932, Georg Müller.

Fritz Diettrich, *Stern überm Haus.* Gedichte und Legenden. 104 S. bei Wolfgang Jess, Dresden 1932.

Hans Friedrich Blunck, *Neue Balladen.* 67 S. Diederichs, Jena.

Günther Franzke, *Gesänge gegen bar.* Chansons und Gedichte. 63 S. Mit Zeichnungen von George Groß bei Wolfgang Jess, Dresden 1932.

Joachim Ringelnatz, *Gedichte dreier Jahre.* 135 S. 1932, bei Rowohlt, Berlin W 50.

George A. Goldschlag, *Jetzt und Hier.* Balladen. 15 S. Verlag Die Rabenpresse, Berlin, 1932 (Bd. 1 der schwarzen Hefte).

SOEBEN ERSCHIENEN:

JOSEPH CONRAD
Der goldene Pfeil
Roman. Deutsch von E. Mc Calman. Geh. 4.—, kart. 4.50, Leinen 6.— RM

JEAN GIONO
Die Große Herde
Roman. Deutsch v. Ferdinand Hardekopf. Ausstattung v. E. R. Weiß. Geh. 4.50, kart. 5.—, Leinen 6.50 RM

HEINRICH HAUSER
Noch nicht
Aufzeichnungen des Chr. Heinrich Skeel. Roman. Geh. 3.—, kart. 3.50, Ln. 4.80 RM

MANFRED HAUSMANN
Abel mit der Mundharmonika
Roman. 1.—20. Auflage. Mit 4 Zeichnungen, Seekarte und Schiffsplan v. W. Müller. Geh. 3.—, kart. 3.80, Ln. 5.— RM

HUGO von HOFMANNSTHAL
Andreas oder Die Vereinigten
Fragmente eines Romans. Mit einem Nachwort von Jakob Wassermann. Ausstattung von Hans Meid. Geh. 5.—, kart. 6.—, Leinen 7.50 RM

BERNHARD KELLERMANN
Die Stadt Anatol
Roman. 1.—10. Auflage. Geh. 4.25, kart. 5.—, Leinen 6.80 RM

ALFRED KERR
Eine Insel heißt Korsika...
Mit 10 Holzschnitten von Bruno Skibbe. Geh. 2.50, kart. 3.—, Leinen 4.50 RM

JULIUS MEIER-GRAEFE
Der Vater
Roman. Ausstattung von G. Salter. Geh. 4.50, kart. 5.—, Leinen 6.50 RM

JAKOB WASSERMANN
Bula Matari. Das Leben Stanleys
Mit 4 Bildn. und einer Karte. Ausst. v. G. Salter. 1.—20. Auflage. Geh. 5.50, kart. 6.50, Leinen 8.— RM

S. FISCHER VERLAG

Joseph Roth: *Radetzkymarsch.* Roman. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin.

Nur ungern legt man das Buch Roths aus der Hand, gerade nur wenn man absolut dazu gezwungen ist; beim Aufwachen freut man sich, es zum Frühstück weiterzulesen; mit dem Buch unterm Arm, springt man auf die Trambahn, und im Wartezimmer ist man entzückt. Des Abends ist die stille Stunde, in der man die knappen und wie getonfilmten Szenen vor Augen sieht, und in den Schlaf hinein gaukeln die Trottas, der Regimentsarzt Demant, Chojnicki und der alte Kaiser, Frau Slama, Kapturak und die Damen des Salons Resi. Liebevoll und wahrheitsgetreu sind die Figuren und insbesondere die Stimmungen der Natur Ostgaliziens gezeichnet, jenes sibirischen Exils des k. u. k. Ärars, in dem der 90grädige, das Spielchen, das Kasino und der Dienst den Offizier im Primitivzustand zeigen. Aus eigener Erfahrung, von Przemysl und Iglau sind mir die Figuren Roths so wohlbekannt, der Bezirkshauptmann, der Doktor, der Gendarmeriewachtmeister im engen Kreis, die unbegrenzte Gastfreundschaft der Polen, der soldatische Gamaschenknopf und die Kameraderien: Ich unterschreibe! Besonders aber ist die Szene, wo der alte Kaiser beim Manöver ist, wundervoll menschlich: einfach und rührend ist seine Hilflosigkeit dargestellt, wie er immer wieder versucht, die schwere Rüstung der Majestät abzuwerfen, wie klug und listig er das trotzdem gewollte Klimbim um sich herum durchschaut. Der Zwiespalt zwischen Offizier und Staatsbeamten einerseits und Mensch andererseits, der im alten Österreich so ausgeprägt war, ist hier immer wieder mit wenigen meisterhaften Strichen angedeutet, und die k. u. k. Motten, die um das immer schwächer brennende Licht Franz Joseph kreisen, von ihm angezogen und sich mit ihm identifizierend; wie der Begriff Österreich durch drei Generationen von dem Begriff Franz Joseph unzertrennlich war; wie förmlich und zeremoniell, dabei aber leichtlebig und gemütlich alle diese alten Beamten und Offiziere ihr Leben eingeteilt hatten — das alles liest sich so angenehm und glatt, und man vermeint mit ihnen im Kasino zu sitzen, auf der Promenade sich zu ergehen, ja man weiß ihre häuslichen Gebräuche, und man ist tiefgerührt über die Treue und Anhänglichkeit des alten Jacques und des Burschen Onufrji. Eigenschaften, die vielen stillen Helden gemein waren und die von wenigen ihrer seelischen Größe nach gewürdigt wurden. Die „Sprache der Armee" war ein eigentümliches Idiom, Österreichisch-Esperanto, das von der „Bims" (der Militär-Unterrealschule) über die Oberrealschulen und Kadettenschulen und die Akademien ins Heer und über alle Chargengrade die Verbindung von uniformierten Menschen herstellte, und dessen Schlüsselwort das „Servus" war. Man wohnt dem Tode des alten Kaisers bei und weiß, daß sich der Bezirkshauptmann Trotta wie viele andere unbekannt gebliebene alte Österreicher kurz nach ihrer Flamme Erlöschen selbstverständlich und vorschriftsmäßig ins Grab gelegt haben, weil es kleineren Planeten nicht geziemte weiterzuleuchten, wenn die Sonne über dem alten Österreich untergegangen war. *Leopold Wölfling.*

NEUERSCHEINUNG 1932

JOHAN HJORT

Des Kaisers neue Kleider

Betrachtungen eines Biologen. — Geheftet RM 6.—, in Leinen RM 8.—

Das Buch ist eine Kampfschrift. „Des Kaisers neue Kleider" — das sind die Ideen, die aus einem, Europa und dem europäischen Menschen fremden Geiste entstanden sind, und dessen Vertreter Hjort vor allem in Marx und Einstein sieht. An der Geschichte Europas zeigt der Verfasser, wie dieser Geist zu allen Zeiten Verwirrung angerichtet und in das Schicksal Europas eingegriffen hat. Er ruft den europäischen Menschen zur Selbstbesinnung auf und will mit seinem Buch den Weg zu einer neuen Freiheit für Europa zeigen.

TRANSMARE VERLAG BERLIN — STUTTGART

B. Nikolajewsky: *Asew.* Verlag Der Bücherkreis, G. m. b. H.

„Die Geschichte eines Verrats" nennt der Autor sein Buch, eine Naturgeschichte des Spitzeltums. Nikolajewsky, einer der führenden Historiker des revolutionären Rußlands, stand bis zum Sieg des Bolschewismus in den vordersten Reihen der Revolution, war ein Jahrzehnt lang Mitkämpfer und intimer Freund der Führer des russischen Sozialismus, ihr Leidensgefährte in Zuchthaus und Verbannung und lebt heute als Emigrant in Berlin. Als Leiter des berühmten historischen Archivs der Menschewiki verfügt er neben seinen persönlichen Erinnerungen über einen Schatz wertvoller Informationen, gediegenen Fachwissens und urkundlichen Materials, dessen Frucht das vorliegende Buch ist. Nicht um eine psychologische Studie, nicht um die Enträtselung der Persönlichkeit Asews war es ihm zu tun: Nikolajewsky führt den Nachweis, daß „dieser größte Verräter aller Zeiten" durchaus keine außerordentliche Erscheinung, kein psychologisches Phänomen war, sondern nur das logische Ergebnis historischer und sozialer Zustände; um diese geschickt auszunützen, mußte man kein Dämon sein, sondern nur über eine gehörige Portion skrupelloser Gerissenheit verfügen. In der Entromantisierung Asews, der in diesem Buch kaum mehr ist als ein kleiner schmieriger Polizeiagent, liegt der historische und der aktuelle Wert des Werkes. *L.L.*

Gustav Regler: *Wasser, Brot und blaue Bohnen.* Roman. Neuer deutscher Verlag, Berlin.

Dies Buch ist kein Roman, sondern ein Tatsachenbericht. Der Schauplatz ist die alte Strafanstalt Brandenburg a. d. Havel, sind die Schlafsäle und die Arbeitssäle der Sträflinge. Ein ehemaliger Gefangener dieser Strafanstalt hat ihn geschrieben, peinlich wahrheitsgetreu, „schamlos" und erschütternd. Nicht ein Wort ist erlogen oder aus der Phantasie geschöpft, hier redet mit brutaler Offenheit, mit rücksichtsloser Wut und gepfefferter Keckheit das Erlebnis. Jeder Satz ist ein Hieb, ein Hieb, der trifft und sitzt. Hier wird der alte und der neue, der sogenannte „humane" Strafvollzug, hier wird die Zeit mit ihrer fadenscheinigen Gesellschaftsordnung angeklagt — angeklagt und auf „Deubel komm raus" bekämpft. Ich habe selbst die Zuchthausqual am eigenen Leibe verspürt und weiß, wie recht der Verfasser hat. Regler kann es ihnen nicht verzeihen: er zeichnet seine und seiner Mitgefangenen Peiniger aufs genaueste, läßt die Sexualnot, die geächtete Unschuld aufschreien, daß einem die Ohren gellen. Er beleuchtet jeden Winkel, jedes Winkelchen, besonders grell das Seelenleben der Sträflinge und noch greller die Gehirnkästen der Strafvollzugsbeamten. „Wasser, Brot und blaue Bohnen" ist ein Buch, das der Justiz und ihrer Gesellschaft die Leviten liest und einen großen Wert besitzt. *Nöll.*

Pappe RM 5.50
Leinen RM 6.50
Universitas Berlin

SIEGFRIED v. VEGESACK

DAS FRESSENDE HAUS

„Die schicksalsbestimmte Einheit von Mensch, Tier und Landschaft ist selten so klar in ihrer Gesetzlichkeit begriffen und dargestellt worden. Der Roman des baltischen Dichters, aus dem Geiste Hamsuns empfangen, aber tief in die Bedrängnisse unserer Gegenwart gebettet, erhebt sich über sie hinaus als ein zeitloser Gesang menschlicher Kraft, menschlicher Hilflosigkeit und menschlicher Liebe. Das ist echte und auf eine unverwechselbare Art deutsche Dichtung. In unserer Erde verwurzelt und aus unseren ewigen Gefühlen gespeist, wird sie ihm den Dank vieler tausend deutscher Leser eintragen."

FRANK THIESS

George Milburn: *Die Stadt Oklahoma.* Verlag Rowohlt, Berlin.

Vier Dutzend Kurzgeschichten, Steinchen eines Mosaiks, das eine amerikanische Kleinstadt ergibt. An die zweihundert Menschen, die Oklahoma bewohnen, werden porträtiert, skizziert, im Vorbeigehen gestreift. Ein Gegenstück somit zur Spoon River Anthology des Rechtsanwalts Edgar Lee Masters, der Amerikas größter Lyriker ist. Dort setzt sich das Bild einer Kleinstadt aus hundert Grabsteinen zusammen, die das Lebensfacit des Begrabenen monologisch aufsagen. Hier aus kleinen Berichten, die ein Reporter schmucklos aufzeichnet, als verstünde er selbst nicht den tieferen Sinn dieser Geschehnisse, die Wurzeln dieser Charaktere. Aber was für Augen hat dieser Reporter Milburn, dies alles einzufangen, Liebe, Haß, Geldgier, Gläubigkeit, Trunksucht und Totschlag, und mit einer Verkürzung der Perspektive wiederzugeben, die durch ihre Energie verblüfft! Eine Verkürzung, die keine Kürzung ist, sondern bloß der Verzicht auf die Verlängerung durch Reflexionen, Kommentar und Beileid. Schule Hemingway. Eine Schule der Härtung, auch europäischen Kunstschülern zu empfehlen, die dabei (wie manche dieser enthaltsamen Geschichten erweisen) ihr traditionelles Recht auf Symbolismus nicht aufzugeben brauchen. *V. W.*

Lion Feuchtwanger: *Der jüdische Krieg.* Roman. Propyläen-Verlag, Berlin.

Mit seinen Romanen Jud Süß und Die häßliche Herzogin ist Lion Feuchtwanger weit über Deutschland bekannt geworden. Besonders die angelsächsische Welt, die stets für neu erzählte und vermenschlichte Historie einen ausgeprägten Sinn bewies und jedem Experiment mit der überkommenen Form des Romans abhold war, begrüßte die Bücher Feuchtwangers gerade wegen ihrer formal einwandfreien und psychologisch neuartigen Methode. In den Mittelpunkt des dritten seiner historischen Romane stellt Feuchtwanger den Flavius Josephus, den Geschichtsschreiber und Führer im nationalen Aufstand der Juden gegen Rom. Die Achse, um die das Buch schwingt, ist die Spannung zwischen Nationalismus und Internationalismus. Das Imperium Romanum hatte zu dieser Zeit durch seine die Welt überschattende Macht alle nationalen Fragen in sich aufgehoben — die wirtschaftliche und gesellschaftliche Basis des Weltreichs war überall gleich. Es gab kein Vaterland mehr, nur noch eine Heimat. Man war Weltbürger und Römer — Krieger oder Jude war höchstens eine Bezeichnung der Provinz, der man entstammte. In diese kolossale Stabilität bricht der Aufruhr der Juden gegen das kosmopolitische Prinzip Roms. Sie bezahlen ihre historisch überlebte Rebellion mit dem Verlust ihrer Hauptstadt und mit der Diaspora. In der Figur des Flavius Josephus zeigt Feuchtwanger Tragik und Schuld eines Menschen, der sein Jahrhundert nicht erkannte. Als er sehend wird, wird aus ihm kein Abtrünniger und Verräter seines Volkes, sondern ein Römer, ein Kosmopolit, ein Weltbürger seiner Epoche. Es ist klar, daß durch diese Problemstellung der Roman weit über die Historie hinausragt, die er stofflich erfaßt, — die Tragik und die Entscheidung des Flavius Josephus sind mehr als ein Einzelfall, sie sind zeitgenössisch und nicht für die Schlechtesten heute aktuell. Der historische Abstand schwindet. Was Geschichte war, wird Leben. Was Vergangenheit war, wird Gegenwart. *Ernst Glaeser.*

Peter Altenberg, *Auswahl aus seinen Büchern von Karl Kraus.* Verlag Anton Schroll, Wien.

Aus zwölf Büchern eine sorgsame und liebevolle Auswahl des Unvergänglichen von Peter Altenberg. Sie kommt zurecht in eine Zeit, die der „neuen Sachlichkeit" den Laufpaß gibt, um sich für die „neue Herzlichkeit" freizumachen. In eine Zeit, die dieses vielverkannten Dichters vergaß unter dem Vorwand, er sei ein Don Quichotte gewesen, wenn nicht gar unter ahnungsloser Anspielung auf den Wiener Feuilletonismus. Als ob mit Windmühlen kämpfen dasselbe wäre wie: leeres Stroh dreschen! Daß Altenberg vielmehr aus Erfühlnis und Erkenntnis die vorbildlichsten Aphorismen zur Lebensweisheit dichtete, Gedichte zum Gebrauch und Genuß des Lebens, das geht aus jeder Seite dieses auswählenden Bandes hervor. Auch sein feuilletonferner Ernst, so heiter wie heilig, der uns schon aus Altenbergs Rechtschreibung anblickt: denn seine, das Satzbild verwüstenden Unterstreichungen, seine kindlichen Satz- und Rufzeichen sind ja nichts anderes als die Angst: nicht verstanden, beim wichtigsten Wort verlassen zu werden. — Aus anderen zarteren Stücken blickt uns das Gesicht eines verlorenen Sohnes an, der nicht im Café aufgewachsen ist, wie manche Nichtleser und Besser-

wisser annehmen möchten, sondern in einer gehegten Familie unter den Augen guter Eltern. Ja, dieser Bohemien war ein Kind aus gutem Haus, das bis zu seinem elenden Spitalsende „Mama" empfand und „Papa" dachte und der sich wohl nach dem Gitterbett seiner Kindheit zurücksehnte, nach Gouvernantenliebe und Hofmeisterfreundschaft. Die Kinderstube im Rücken, vor sich die österreichische Landschaft, die er mit wenigen Strichen unverwischbar aufzeichnete, und die Frauen, exotische Pflanzen darin, wurde er der größte Verehrer der Welt, die ihn zum Narren hielt. Sein Skizzenwerk ist zwar kein Kompendium, doch der reichste Bilderatlas der Kulturgeschichte Wiens, des verlorenen Paradieses Österreich. *V. W.*

Josephine. Was an Dokumenten zur Lebensgeschichte der Kreolin beizubringen war, das haben die französischen Biographen dieser Frau getan; zuletzt Masson in einem dreibändigen Werk; und mit ermüdender Ausführlichkeit. Für einen deutschen Darsteller dieses Lebens kam es also, was die dokumentarische Fülle betrifft, nur darauf an, von dem im Drucke Vorliegenden den Gebrauch zu machen, der in der Beschränkung sein Ziel erreicht: daß sich die dargestellte Figur in hohem Relief vom historischen Hintergrunde abhebt, ohne ihr Eigenmaß zu übertreiben. Von *E. A. Rheinhardt* war diese ordnende Intelligenz zu erwarten; er hat sie in seinem Buche über Eugenie gezeigt; er zeigt sie auch hier in der *Josephine* (die im Verlag S. Fischer erschienen ist). Aber das ist nur die unbedingte Voraussetzung einer guten Biographie, daß der Biograph nicht eine Sockelfigur zum Monumente selber macht und ihr den historischen Rang läßt. Und die Maße. Eingeschlossen in diese Intelligenz als eben ihr wählendes und ordnendes Prinzip muß der Biograph psychologische Einsicht, temperiert von einer guten Bildung und zur Weisheit gewordnen Erfahrung, besitzen. Erst dann ist eine gute Lebensdarstellung zu erwarten. Und Rheinhardts Lebensgeschichte der Josephine ist vortrefflich, also mehr als gut. *F. B.*

Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.

Jeder Band broschiert 1.80 RM, gebunden 2.50 RM

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition" ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

Für verwöhnte, literarisch anspruchsvolle Leser, die auf die Lektüre erstklassiger moderner Werke Wert legen, empfehlen wir folgende Autoren:

Sherwood Anderson, Arnold Bennett, Willa Cather, G. K. Chesterton, Joseph Conrad, Kathleen Coyle, Floyd Dell, John Dos Passos, Theodore Dreiser, Edna Ferber, John Galsworthy, Radclyffe Hall, Ernest Hemingway, Joseph Hergesheimer, Richard Hughes, Fannie Hurst, Aldous Huxley, James Joyce, Sheila Kaye-Smith, Rudyard Kipling, D. H. Lawrence, Sinclair Lewis, Somerset Maugham, W. B. Maxwell, Liam O'Flaherty, J. B. Priestley, V. Sackville West, Siegfried Sassoon, Bernhard Shaw, R. C. Sherriff, Upton Sinclair, Osbert Sitwell, H. M. Tomlinson, Hugh Walpole, Sylvia T. Warner, Virginia Woolf.

BERNHARD TAUCHNITZ/LEIPZIG

Neue Schallplatten

Sensation der Saison: Beethovens 32 Klavier-Sonaten (gespielt von Arthur Schnabel) Zum erstenmal eine vollständige Ausgabe auf Schallplatten, erschienen bei Electrola. Herausgegeben von der im Frühjahr 1932 gegründeten „Beethoven-Sonata-Society", London. Album Nr. 1: Opus 78 (fis-dur), 90 (e-moll), 111 (c-moll). Electrola D B 1654—60. — Erstaunlich vollendeter Klavierklang. Op. 78 findet der Laie am schönsten. Soweit das einzigartige Opus 111 überhaupt mechanisch erfaßt und wiedergegeben werden kann, ist es hier geschehen. Schnabels eindringlicher, ganz auf „Gesang" gestellter Vortrag überwindet alle Tücken des Mikrophons.

Die Bajadere, finale I. Akt: Radjami und Odette (E. Kálmán). Sopran: Gitta Alpar. Tenor: H. E. Groh. Mit Orch. Odeon 11672. — Vorzügliche *Duo*-Platte.

La Danza (G. Rossini) ital. ges. Tenor: Jan Kiepura mit Odeon-Orch. Dir. Dr. Weißmann. Odeon 4706. — Naturhafte Bravour-Koloratur.

„Sanfter Schlummer wiegt ihn ein" aus: Der Barbier von Bagdad (Peter Cornelius). Tenor: H. E. Groh mit Orch. und Chor. Dir.: O. Dobrindt, Parlophon B 48223. — Schöne Arie, schöne Stimme . . . Publikumsplatte.

Valse Caprice (Rubinstein), bearb. v. M. Brossement. Sopran: Adele Kern mit Orch. Dir.: H. Weigert. Poly-Grammo 27 287. — Tänzerisch empfundene Da-Capo-Nummer.

„Schlösser, die im Monde liegen" aus der Oper „Frau Luna" (P. Lincke) und Villa-Lied aus „Die lustige Witwe" (F. Lehar). Tenor: Tauber mit Odeon-Orch. Odeon 4510. — Meisterleistung! Einfach gestaltet, vollendet gesungen.

Streichquartett a-moll (K. Bleyle, op. 37). Havemann-Quartett. Polyfar-Grammo 27 285. — Kraftvolles, gesundes Musizieren, hübsches Stück.

Konzertwalzer (Glazounow, op. 47). Berl. Staatsopernorch. Dir. Melichar. Poly-Grammo 27 279. — Äußerst angenehme Unterhaltungsmusik.

Accellerationen, Walzer (Joh. Strauß). Berl. Phil. Orch. Dir. Kleiber. Telefunken E. 1156. — Mit herzhaftem Schwung ausgeführt.

Hebriden-Ouvertüre (Fingalshöhle), Mendelssohn. Berl. Phil. Orch. Dir. Furtwängler. Poly-Grammo 95 470. — Operistischer Aufruhr wechselt mit symphonischer Abgeklärtheit.

We will always be Sweethearts and: One hour with you, from „One hour with you". Abe-Lyman-Orch. with Vocal-Chorus. Brunswick A. 9238, sowie

Dasselbe für Sopran: Jeanette Macdonald und Orch. Electrola E. G. 2569. — Beide Versionen reizvoll und hörenswert.

Servus Wien! Lieder-Potpourri (Dostal). Gesang: Paul Hörbiger. Berl. Phil. Orch. und Chor. Telefunken E. 1168, und

Servus Wien! Edith-Lorand-Orch. Am Flügel: Szreter. Parlophon 48 207—08. — Zwei zugkräftige Aufnahmen aus Grinzing.

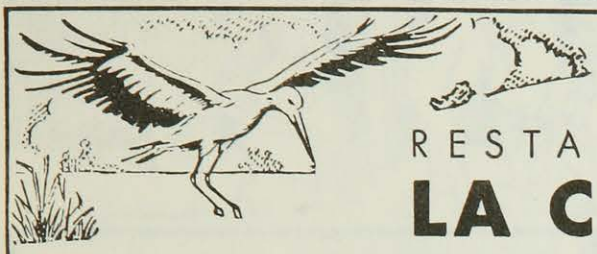
Niagara (C. Robrecht). Tanz-Orch. Hans Schindler. Telefunken A. 1150. — Stürmische Aufmachung, doch melodisch ergiebiger Ton.

My extraordinary gal. Guy-Lombardo-Orch. Brunswick A. 9252. — Raffiniert instrumentiert, wohllautender Refrain, guter Tango.

The Wooden Soldiers and the China Doll-Novelty-foxtrot. Debroy Somers Band (with Vocal Chorus). Columbia DW. 4097. — Amüsante Anwendung verschiedener Zitate, sehr virtuos geblasen und xylophoniert. *Th.*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin - Charlottenburg.
Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Kraus, Berlin. — Nachdruck verboten.
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



RESTAURANT

LA CIGOGNE

PARIS

Restaurant, Dancing, Vorführungen, Amerikan Bar, Soupers. 27, Rue Bréa Centrum des Montparnasse, die ganze Nacht geöffnet.

Boule Blanche

Kabarett • Negertanz
10 Attraktionen

MONTPARNASSE

33 Rue Vavin • Paris

RESTAURANT **BOSC**

L. DEFAYE NACHF.

Paris, 135, Avenue Malakoff
(Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.
Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

Der Querschnitt von

AROSA:

DAS NEUE WALDHOTEL

Einheitspreis M 15.— bei voller Pension

Goethe-Kalender 1933

Mit Abbildungen. In Leinen M 4.—

Herausgeber: Das Frankfurter Goethe-Museum

Ein bibliophiles Kunstwerk mit erlesenem Inhalt

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung/Leipzig

Schriftsteller

auch junge Talente, finden Gelegenheit zur Buch-Ausgabe ihrer Werke, auch Bühnen-Vertr.
Heim-Verlag, Radolfzell/Bodensee

Sonne auf Mallorca

Bei Hin- und Rückfahrt über Paris
Fahrpreisermäßigung
auf französischen und spanischen Bahnen • Köln—Paris—Toulouse—Barcelona—Mallorca und zurück

I. Klasse Fahrpreis 246.— Mark
II. Klasse Fahrpreis 173.50 Mark
III. Klasse Fahrpreis 108.50 Mark

Auskunft und Prospekte durch: Französische Eisenbahnen, Köln, Unter Fettenhennen 19 oder durch größere Reisebüros am Platze

KUNST *und* AUKTIONEN

Museum der Gegenwart
Die reichillustr. Zeitschrift für moderne Kunst
Herausgeber Ludwig Justi. Jährlich M 5.—
ERNST RATHENAU VERLAG
Charlottenburg 2, Fasanenstraße 85

Gemälde
alter Meister
KUNSTHAUS MALMEDÉ
Köln a. Rh., Unter Sachsenhausen 33

Zeitgenössische Kunst
Heckel, Kirchner, Klee. Otto Müller, Nolde u. a.
GALERIE FERDINAND MÖLLER
Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde
moderner Meister
GALERIE WEBER
Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

Wer wissen will

wie die Architekten der ganzen Welt heute arbeiten, was sie unserer Zeit an schönen und praktischen Bauten und Innenräumen schenken, liest ständig die

Monatshefte für Baukunst und Städtebau

Diese führende deutsche Architekturzeitschrift hat ihren Bezugspreis von RM 27.— auf

RM 19.-

jährlich herabgesetzt.

Einzelheft . . . . . RM 1.90
im Abonnement . . . . . RM 1.60

BAUWELT-VERLAG
Berlin SW 68, Charlottenstraße 6

Autographen und
Städte-Ansichten
aller Zeiten und Länder

J. A. STARGARDT
Berlin W 35, Derfflingerstr. 4
KATALOGE ZU DIENSTEN

Herbin-Stodin

unschädlich und unübertroffen bei starken

Kopfschmerzen
Rheuma, Muskel- und Nervenschmerzen
Kaufen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin, und Sie werden angenehm überrascht sein.

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

DER QUERSCHNITT

XII. Jahrgang Berlin, Ende Dezember 1932 Heft 12

INHALT

Henri Bergson: Recht und Wert der psycholog. Forschung 841
C. G. Jung: Wirklichkeit und Überwirklichkeit 844
W. von Weisl: Querschnitt durch ein okkultes Zeitalter 846
S. Kabboor: Wie wird man Yoghi? 852
T. K. Oesterreich: Wissenschaft und Spiritismus 854
Friedrich Schwab: Teleplasma, eine mysteriöse Substanz 859
Carl Graf von Klinckowstroem: Taschenspieler und Medien 862
Richard Hughes: Der Professor verschwand 867
Rudolf Großmann: Besuche in der vierten Dimension . . 870
K. R. von Roques: Die Konjunktur der Wünschelrute . . 876
Curt Corrinth: Der Weltkrieg in der Prophezeiung . . . 879
Tom Weller: Verkehrsturm für Laienastrologen 883
Harald Keun v. Hoogerwoerd / *Artur Schumacher* . . . . . Blick in das Jahr 1933 . . 887

Marginalien:

Das okkulte München / Graphologischer Fragekasten / Die Toten dichten / Christian Bouchholtz: Modebericht aus dem Jenseits / Michael Corvin: Das astrologische Geschäft / Harald Landry: Gegen den Okkultismus — in aller Freundschaft / Walther Kiaulehn: Der wahre Herr der Krise oder der Gott des Grunewalds / Gottfried Auffhäuser: Einiges über Hellseher / Dr. Ludwig Staudenmeier, Magier aus Freising / Der Aberglauben / Weare Holbrook: Tröstungen der Astrologie / Kleiner Führer durch Okkult-Berlin / Alfred Döblin: Bürgel und Reik, Astronom und Psycholog / Liz. Dr. Hans Hartmann: Die okkultistische Literatur

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Kurt Werth

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

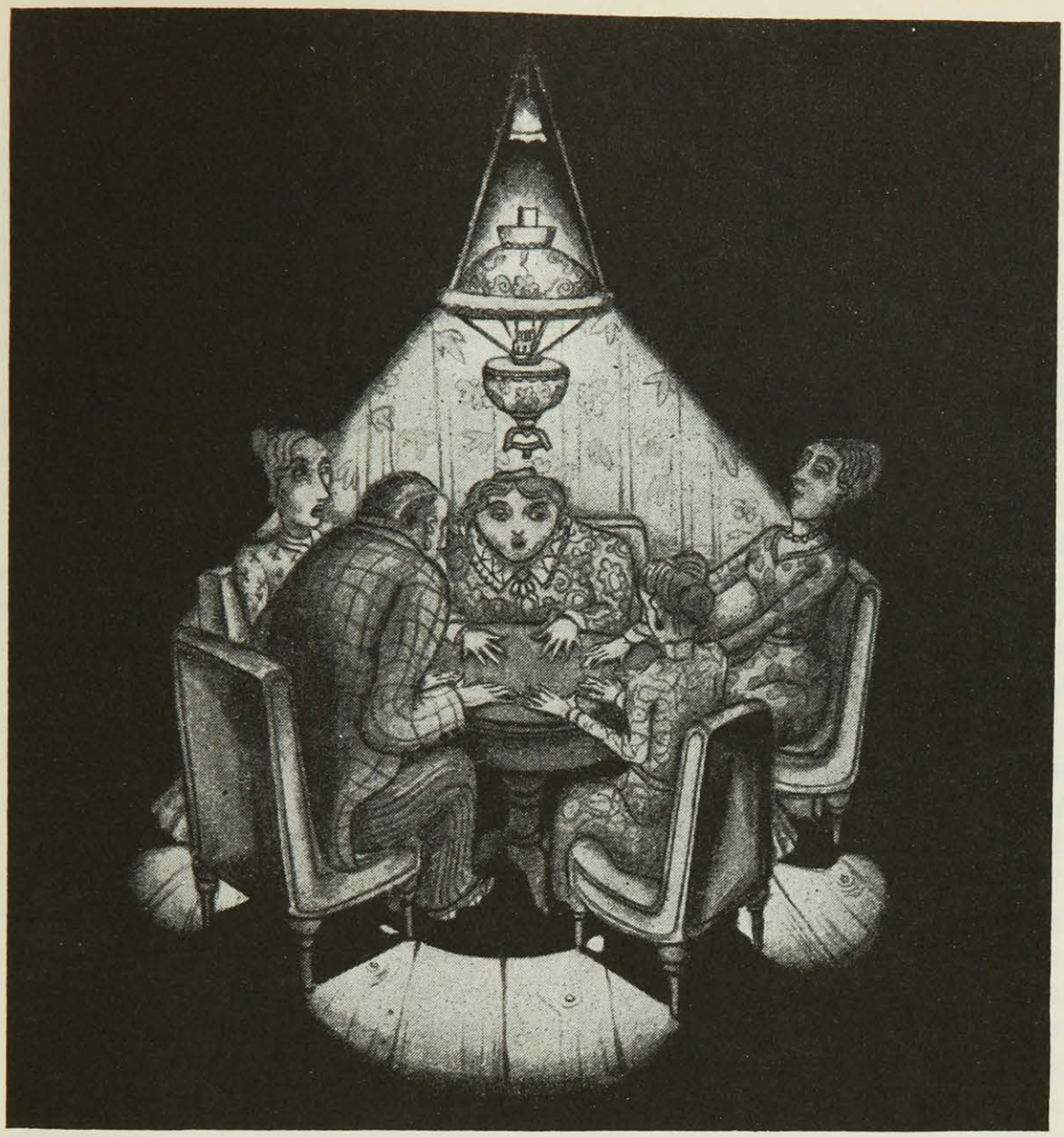
Der beste TELEFUNKEN-Apparat und der beste SUPER

Beim TELEFUNKEN-SUPER drehen Sie nur den Zeiger von Sendernamen zu Sendernamen und hören dann eine Station nach der anderen — jede wundervoll klar und rein, jede in fast gleicher Lautstärke. Sogar Schwunderscheinungen und Störungen beseitigt er automatisch.

Mit eingebautem dynamischem Lautsprecher einschl. Röhren für Wechselstrom RM 396,—, für Gleichstrom RM 410,— Auch in 6 Monatsraten erhältlich!

TELEFUNKEN

DIE DEUTSCHE WELTMARKE



Walter von Dreesen

Recht und Wert der psychologischen Forschung

Von

Henri Bergson

Die Tätigkeit des Geistes hat wohl eine materielle Begleitung, aber diese gibt nur einen Teil davon wieder; das übrige bleibt im Unbewußten. Der Körper ist für uns wohl ein Mittel, um zu handeln, aber er ist auch ein Hindernis für das Wahrnehmen. Seine Aufgabe ist es, bei jeder Gelegenheit den nutzbringenden

Schritt auszuführen; gerade deshalb muß er dem Bewußtsein neben den Erinnerungen, die für die gegenwärtige Situation keine Erleuchtung böten, auch die Wahrnehmung derjenigen Objekte fernhalten, die uns in keiner Weise zugänglich wären. Er ist, wenn man so sagen will, ein Filter oder Strahlenfänger. Er bewahrt alles das in virtuellem Zustand, was, wenn es sich aktualisierte, das Handeln stören würde. Er hilft uns, nach vorn zu sehen, im Interesse dessen, was wir zu tun haben; dafür hindert er uns aber, bloß zum Vergnügen auch nach rechts und links zu sehen. Auf dem ungeheuren Feld des Traums pflückt er uns ein wirkliches psychologisches Leben. Kurz, unser Gehirn ist weder Schöpfer noch Bewahrer unserer Vorstellung; es begrenzt sie nur, in der Weise, daß sie zum Handeln befähigt wird. Es ist das Organ der *Aufmerksamkeit auf das Leben*. Aber daraus folgt, daß es, sei es im Körper, sei es in dem von diesem begrenzten Bewußtsein, spezielle Vorrichtungen geben muß, die die Aufgabe haben, der menschlichen Wahrnehmung alle Objekte zu entziehen, die ihrer Natur nach dem menschlichen Handeln unzugänglich sind. Sobald diese Vorrichtungen in Unordnung geraten, öffnet sich ein wenig die Tür, die sie verschlossen hielten: etwas von einem „Draußen" dringt herein, das vielleicht ein „Jenseits" ist. Mit diesen anormalen Wahrnehmungen beschäftigt sich die „psychische Wissenschaft".

Man kann sich das Mißtrauen, dem sie begegnet, bis zu einem gewissen Grade erklären. Als Stützpunkt nimmt sie das Zeugnis von Menschen, das immer nur mit Vorbehalt gilt. Der Typus des Wissenschaftlers ist für uns der Physiker; seine Haltung des legitimen Vertrauens einer Materie gegenüber, der es offenbar kein Vergnügen macht, ihn zu täuschen, ist uns für alle Wissenschaft charakteristisch geworden. Es fällt uns schwer, eine Forschung noch als wissenschaftlich zu betrachten, die von den Forschern verlangt, daß sie überall Mystifikation wittern sollen. Ihr Mißtrauen erzeugt uns Unbehagen, und ihr Vertrauen erst recht: wir wissen, man gewöhnt es sich schnell ab, auf der Hut zu sein; es ist ein schlüpfriger Abhang, der von der Neugier zur Leichtgläubigkeit führt. Nochmals: so erklärt man sich gewisse Abneigungen.

Aber man würde die strikte Ablehnung, die wirkliche Gelehrte der „psychischen Forschung" entgegensetzen, nicht verstehen, wenn sie nicht deshalb erfolgte, weil sie die berichteten Tatsachen vor allem für „unwahrscheinlich" halten; sie würden „unmöglich" sagen, wenn sie nicht wüßten, daß es kein erdenkliches Mittel gibt, die Unmöglichkeit irgendeiner Tatsache festzustellen; nichtsdestoweniger sind sie im Grunde von dieser Unmöglichkeit überzeugt. Und sie sind davon überzeugt, weil sie eine gewisse Beziehung zwischen dem Organismus und dem Bewußtsein, zwischen Körper und Seele für unbestreitbar und endgiltig bewiesen halten. Wir haben aber gesehen, daß diese Beziehung rein hypothetisch ist, daß sie nicht von der Wissenschaft bewiesen, sondern von einer Metaphysik gefordert ist. Die Tatsachen legen eine ganz andere Hypothese nahe; und wenn man das zugibt, dann werden die von der „psychischen Wissenschaft" notierten Tatsachen, oder wenigstens einzelne, derart wahrscheinlich, daß man sich eher wundern müßte, wie es so lange dauern konnte, bis man anfing, sich wissenschaftlich damit zu beschäftigen.

Wir wollen hier nicht auf einen Punkt zurückkommen, den wir an anderer Stelle behandelt haben. Wir möchten lediglich sagen (um nur von dem zu sprechen,

was uns am sichersten festgestellt scheint): man müßte, wenn man z. B. die Realität der „telepathischen Manifestationen" bezweifelt, nachdem tausende von übereinstimmenden Aussagen darüber gesammelt worden sind, das Zeugnis von Menschen ganz allgemein als nicht-existent in den Augen der Wissenschaft bezeichnen; aber was wird dann aus der Geschichte werden? In Wirklichkeit gilt es, unter den von der psychischen Wissenschaft dargebotenen Resultaten eine *Auswahl* zu treffen; sie selbst ist weit davon entfernt, sie alle auf eine Stufe zu stellen; sie unterscheidet zwischen dem, was ihr gewiß scheint und dem, was nur wahrscheinlich oder höchstens möglich ist. Aber selbst wenn man nur einen Teil von dem beibehält, was sie als gewiß hinstellt, so bleibt noch genug, um uns die ungeheure Größe der terra incognita ahnen zu lassen, deren Erforschung sie eben erst beginnt.

Nehmen wir an, ein Strahl dieser unbekannten Welt käme zu uns, sichtbar für das körperliche Auge. Welche Umwälzung für eine Menschheit, die gewohnt war — was sie auch sage —, nur das als vorhanden zu betrachten, was sie sieht und was sie berührt! Die Erkenntnis, die wir auf diese Weise bekämen, würde vielleicht nur das Untergeordnete in den Seelen betreffen, den letzten Grad der Geistigkeit. Aber mehr wäre nicht nötig, um einen *Jenseitsglauben* zu lebendiger und tätiger Realität zu bringen, der zwar anscheinend bei den meisten Menschen anzutreffen ist, aber meistens ein Lippenbekenntnis, etwas Abstraktes und Unwirksames bleibt. Um zu merken, wieviel er gilt, braucht man nur zu beobachten, wie sehr man sich auf Vergnügungen stürzt; man würde nicht so viel Wert darauf legen, sähe man darin nicht etwas dem Nichts Abgerungenes, ein Mittel, den Tod zu verspotten. In Wahrheit könnten wir, wenn wir des Fortlebens sicher, absolut sicher wären, gar nicht mehr an etwas anderes denken. Die Vergnügungen würden weiterbestehen, aber matt und farblos sein, denn ihre Intensität bestand nur in der Aufmerksamkeit, die wir ihnen zuwandten. Sie würden verblassen, wie das Licht unserer Ampeln in der Morgensonne. Das Vergnügen würde überstrahlt werden von der *Freude*.

Freude wäre in der Tat die Einfachheit des Lebens, die durch eine weitverbreitete mystische Intuition in der Welt fortgepflanzt würde, Freude wäre auch die Einfachheit, die in einer geweiteten wissenschaftlichen Erfahrung automatisch einer Jenseitsvision folgen würde. Mangels einer so vollständigen sittlichen Reform wird man zu Notbehelfen greifen müssen, man wird sich einer immer heftigeren staatlichen „Reglementierung" unterwerfen und, eins nach dem andern, die Hindernisse abtragen müssen, die unsere Natur gegen unsere Kultur aufrichtet. Aber ob man sich nun für die großen Mittel entscheidet oder für die kleinen — eine Entscheidung drängt sich auf. Die Menschheit seufzt, halb erdrückt, unter der Last der Fortschritte, die sie gemacht hat. Sie weiß nicht genug, daß ihre Zukunft von ihr selbst abhängt. Es ist an ihr, zunächst zu entscheiden, ob sie weiterleben will, an ihr sich weiter zu fragen, ob sie nur leben oder außerdem noch die nötige Anstrengung leisten will, damit sich auch auf unserem widerspenstigen Planeten die wesentliche Aufgabe des Weltalls erfülle, das dazu da ist, Götter hervorzubringen.

(Aus einem demnächst erscheinenden, neuen Buch *Der doppelte Ursprung der Ethik und der Religion*, übertragen von *Prof. Eugen Lerch*)

Wirklichkeit und Überwirklichkeit

Von

C. G. Jung

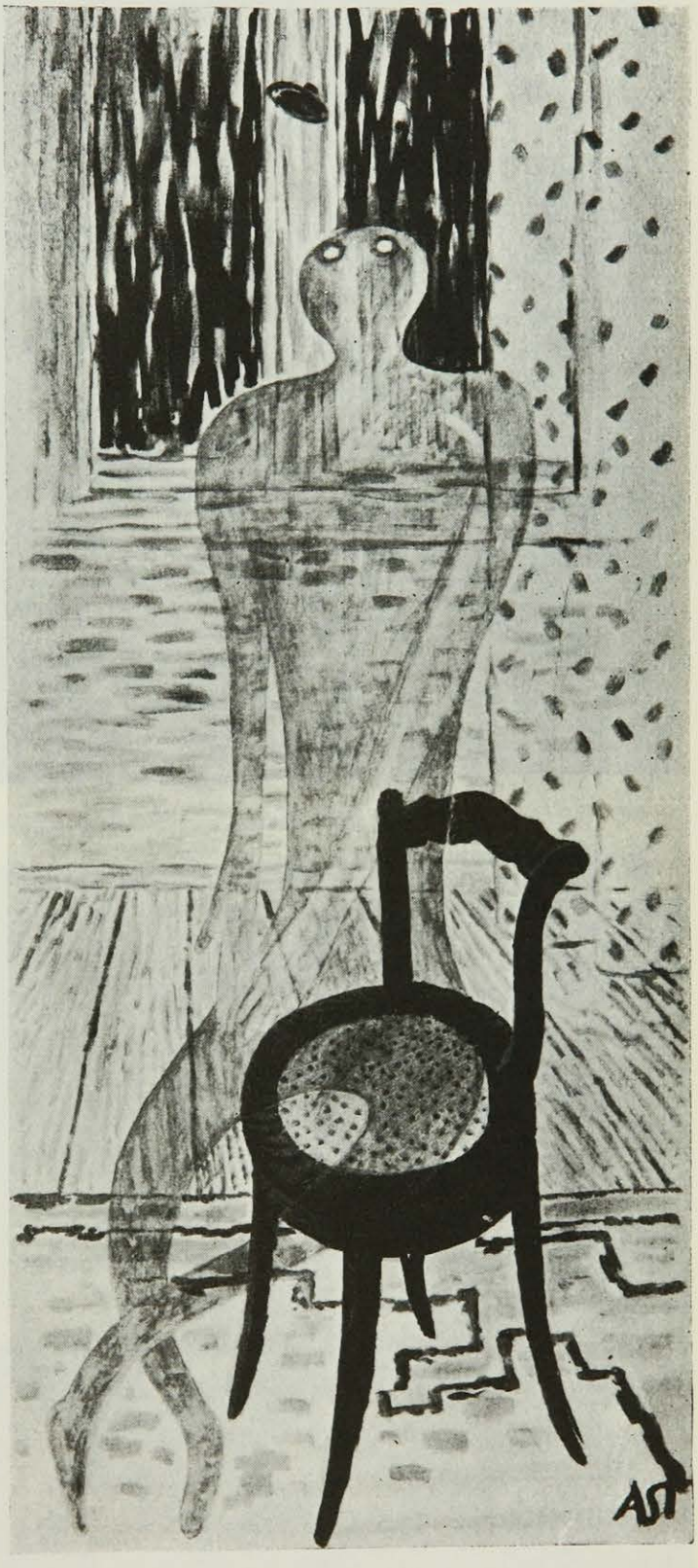
Von einer Überwirklichkeit weiß ich nichts. Wirklichkeit enthält alles, was man wissen kann, denn wirklich ist, was wirkt. Wirkt es nicht, so merkt man nichts und kann daher auch gar nicht darum wissen. Ich kann daher nur über wirkliche Dinge etwas aussagen, nichts aber über überwirkliche oder unwirkliche oder unterwirkliche. Es sei denn, daß es irgend jemand einfalle, den Begriff der Wirklichkeit irgendwie einzuschränken, so daß nur einem bestimmten Ausschnitt der Weltwirklichkeit das Attribut „Wirklich" zukäme. Die Denkweise des sogenannten gesunden Menschenverstandes und des gewöhnlichen Sprachgebrauches erzeugt diese Beschränkung auf die sogenannte materielle oder konkrete Wirklichkeit der sinnenfälligen Gegenstände nach dem berühmten Satz: *Nihil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu*, dies ganz unbeschadet der Tatsache, daß eine ganze Menge im Verstande ist, was nicht aus den Daten der Sinne herrührt. In diesem Sinne ist alles „wirklich", was direkt oder indirekt der durch die Sinne erschließbaren Welt entstammt oder wenigstens zu entstammen scheint.

Diese Beschränkung des Weltbildes entspricht der Einseitigkeit des abendländischen Menschen, mit der man öfters zu Unrecht den griechischen Geist belastet. Die Einschränkung auf *materielle* Wirklichkeit schneidet aus dem Weltganzen ein zwar ungemessen großes, aber eben doch nur ein Stück heraus und erzeugt damit ein dunkles Gebiet, welches man unwirklich oder überwirklich nennen müßte. Das östliche Weltbild kennt diesen beschränkten Rahmen nicht, weshalb es auch keiner philosophischen Überwirklichkeit bedarf. Unsere willkürlich abgezirkelte Wirklichkeit ist beständig von „Übersinnlichem", „Übernatürlichem", „Übermenschlichem" und dergleichen mehr bedroht. Die östliche Wirklichkeit schließt dies alles selbstverständlich ein. Die Störungszone beginnt bei uns schon mit dem Begriff des Psychischen. In unserer „Wirklichkeit" kann das Psychische gar nichts anderes sein als Wirkung dritter Hand, von physischen Ursachen ursprünglich hervorgebracht, ein „Gehirnsekret", oder ähnlich Schmackhaftes. Dabei wird diesem Anhängsel der Stoffwelt zugetraut, daß es sich selbst überspringen und nicht nur die Geheimnisse der physischen Welt, sondern auch noch in der Form von „Geist" sich selber erkennen könne, all dies, ohne daß ihm eine andere als eine indirekte Wirklichkeit zugestanden wird.

Ist ein Gedanke „wirklich"? Doch wohl nur insofern, als — nach dieser Denkweise — er auf ein sinnenfällig Reales bezogen ist. Ist er es nicht, so gilt er als „unreal", „unwirklich", „phantastisch" usw. und damit wird er als nicht existent abgelehnt. Das geschieht praktisch unaufhörlich, trotzdem es eine philosophische Ungeheuerlichkeit ist. Der Gedanke *war* und *ist*, obschon er sich auf keine tastbare Wirklichkeit bezieht, er wirkt sogar, sonst hätte ihn ja niemand gewußt. Weil aber das Wörtchen „ist" für unsere Denkweise auf ein materielles Sein anspielt, so muß sich der „unreale" Gedanke mit der dunkeln Existenz in einer Überwirklich-

Wolfgang Weber

Die Hypnose

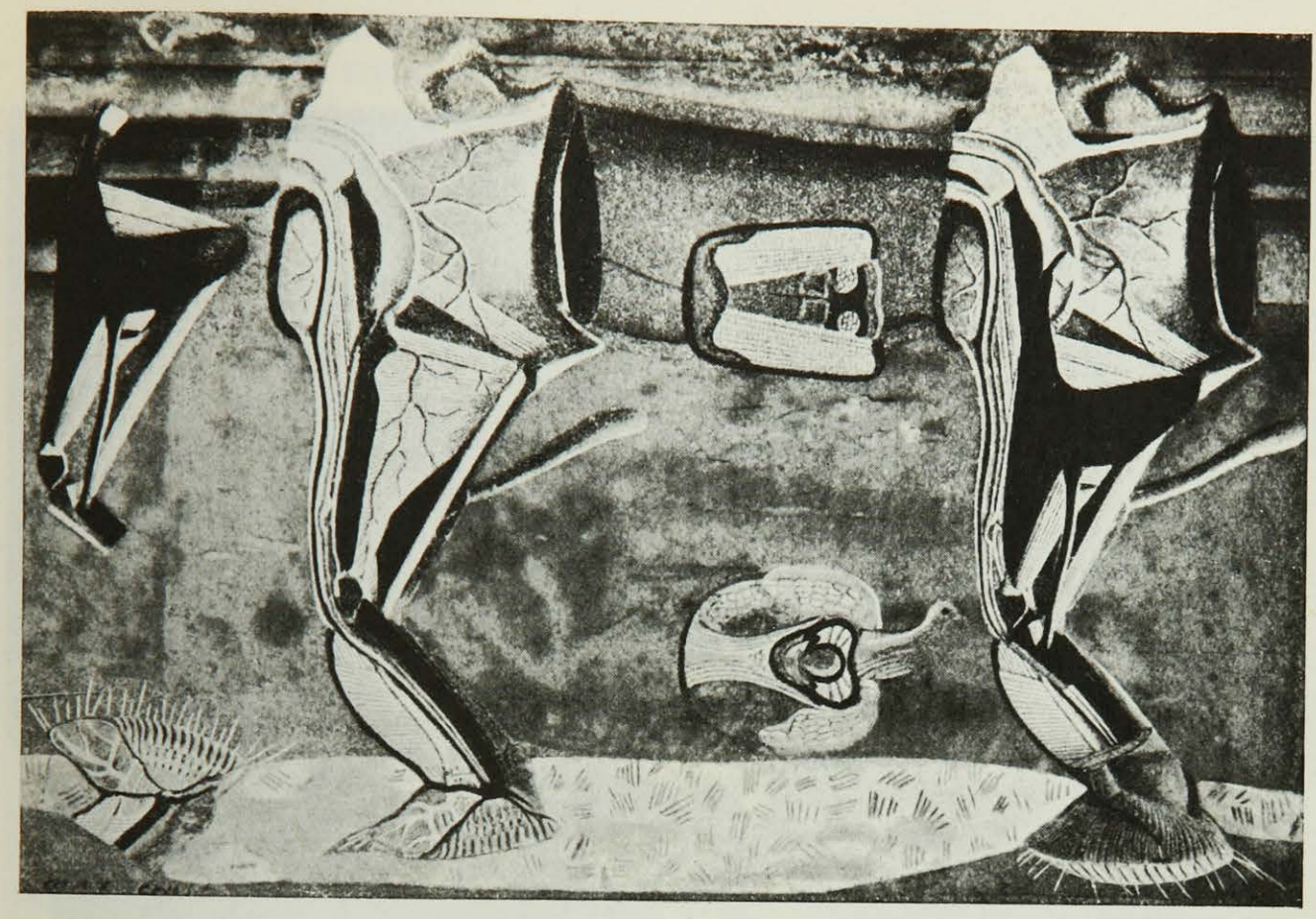


Schäfer-Ast,
Eine Intelligenz ist anwesend (Öl, 1932)

Wolfgang Weber

Der mit dem Handballen malende Trance-Maler Nüsslein

Heinrich Nüsslein, Gemälde in Trance



Max Ernst, Das Pferd (Öl, 1930)

Federico Cusin, Das Gespenst (Holzschnitt, 1932)

Pietro Longhi (1702—1785), Wahrsagen in der Silvesternacht

keit begnügen, die praktisch das gleiche wie Unwirklichkeit bedeutet. Und doch hat der Gedanke eine unleugbare Spur seiner Wirklichkeit hinterlassen, vielleicht hat man sogar danach spekuliert, und damit eine schmerzliche Lücke in seinem Bankguthaben erzeugt.

Unser praktischer Wirklichkeitsbegriff scheint demnach revisionsbedürftig zu sein, so daß sogar der alltägliche Lesestoff anfängt, allerhand „Über—" in seinen Horizont einzubeziehen. Ich bin damit einverstanden, denn mit unserem Weltbild stimmt es wirklich nicht ganz. Wir denken nämlich theoretisch viel zu wenig und praktisch sozusagen nie daran, daß das Bewußtsein überhaupt in keiner direkten Beziehung zu irgendwelchen materiellen Objekten steht. Wir nehmen nur *Bilder* wahr, die uns indirekt durch einen komplizierten nervösen Apparat vermittelt sind. Zwischen die Nervenenden der Sinnesorgane und das dem Bewußtsein erscheinende Bild ist ein unbewußter Prozeß eingeschaltet, der die physische Tatsache eines Lichtes z. B. in das psychische Bild „Licht" verwandelt. Ohne diesen komplizierten und unbewußten Verwandlungsprozeß kann das Bewußtsein überhaupt nichts Materielles wahrnehmen.

Die Folge davon ist, daß die unmittelbar erscheinende Wirklichkeit aus sorgfältig zubereiteten Bildern besteht, und daß wir mithin unmittelbar nur in einer Bilderwelt leben. Um die wirkliche Natur der materiellen Dinge auch nur annähernd festzustellen, bedürfen wir der komplizierten Apparate und Methoden der Physik und der Chemie. Diese Wissenschaften sind eigentlich Hilfsmittel, die den menschlichen Geist befähigen sollen, ein wenig hinter den trügerischen Schleier der Bilderwelt in eine nichtpsychische Wirklichkeit zu sehen.

Weit davon entfernt also, eine materielle Welt zu sein, ist sie vielmehr eine psychische Welt, die nur indirekte und hypothetische Schlüsse auf die Beschaffenheit der wirklichen Materie zuläßt. Dem Psychischen allein kommt unmittelbare Realität zu, und zwar jeglicher Form des Psychischen, selbst den „unrealen" Vorstellungen und Gedanken, sie sich auf kein „Außen" beziehen. Nennen wir solche Inhalte Einbildung oder Wahn, so ist damit nichts von ihrer Wirksamkeit weggenommen, ja es gibt keinen „realen" Gedanken, der nicht gegebenenfalls von einem „unrealen" zur Seite könnte geschoben werden, womit letzterer eine größere Kraft und Wirksamkeit erweist als ersterer. Größer als alle physischen Gefahren sind die gigantischen Wirkungen der Wahnvorstellungen, denen doch unser Weltbewußtsein jegliche Wirklichkeit absprechen möchte. Unsere hochgepriesene Vernunft und unser maßlos überschätzter Wille erweisen sich gegebenenfalls als machtlos gegenüber dem „unrealen" Gedanken. Die Weltmächte, welche die gesamte Menschheit auf Gedeih und Verderb regieren, sind unbewußte psychische Faktoren, und sie sind es auch, welche das Bewußtsein und damit die *conditio sine qua non* für die Existenz einer Welt überhaupt hervorbringen. Wir sind überwältigt von einer Welt, welche durch unsere Seele geschaffen wurde.

Daran läßt sich die Größe des Irrtums ermessen, den unser abendländisches Bewußtsein begeht, wenn es der Seele nur eine aus materiellen Ursachen abgeleitete Wirklichkeit zugesteht. Weiser ist wohl der Osten, der das Wesen aller Dinge in der Seele begründet findet. Zwischen den unbekannten Wesenheiten von Geist und Stoff steht die Wirklichkeit des Seelischen, die psychische Realität, die einzige Wirklichkeit, die uns unmittelbar erfahrbar ist.

Querschnitt durch ein okkultes Zeitalter

Von

Dr. med. Wolfgang von Weisl

Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? oder vielmehr: was heißt das? Heißt es so viel: wir sind endlich mit unseren Einsichten so weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweisen können? Das kann es doch nicht heißen!! Lessing: Hamburgische Dramaturgie.

Seit dem großen Lärm, der um Therese von Konnersreuth entstand, und an dessen Erzeugung ich selbst nicht ganz unschuldig war, ist es im Blätterwald nicht mehr ruhig geworden. „Schau dich gut um! Die Mystik geht rum", flüstern sich die Vertrauten zu und stürzen sich auf okkulte Themen mit demselben blinden Eifer, mit dem sie ein Jahrzehnt früher alles Okkulte höhnisch abgelehnt hätten. Anno 1910 war Monismus modern, die Wissenschaft der Halbgebildeten. Heute ist der Okkultismus jeder Art — Anthroposophie, Theosophie, Spiritismus, Parapsychologie, Astrologie und was da drum und dran hängt — an die Stelle des Monismus gerückt, es ist die Wissenschaft der Halbgebildeten und der Kirchenglauben-Ersatz der Ungebildeten.

Ein atheistischer Sozialdemokrat, Advokat und Parteibeamter und was nicht noch, sieht die *Heilige von Konnersreuth* bluten, und in seinem von keinen religiösen Kenntnissen beschwerten Herzen angerührt — wird er katholisch; ein protestantischer Philosophiae Doctor und abgebrühter Chefredakteur geht jenem auf dem Wege zum Taufbecken mit gutem Beispiel voran, während andererseits ein katholischer Priester, *Monseigneur Vachère*, am 22. April 1914 namentlich exkommuniziert wird, weil . . . an ihm noch größere Wunder geschehen sind als an der Konnersreutherin.

In seiner Kapelle blutete Jahre hindurch das große Christusbild, in seiner Gegenwart bluteten von 1911 bis 1920 auch andere Bilder des Gekreuzigten, selbst Öldrucke . . . Zahllose Zeugen bezeugten, mehr noch: chemische Untersuchungen aller Art bestätigten es; mehr noch: das Bild blutete auch in Abwesenheit des Priesters; mehr noch: es sprach zum Abbé, der Priester erhielt Offenbarungen, am 17. Oktober 1911 wurde ihm prophezeit: „Die Völker werden zum Handgemenge kommen, die Geißeln des Krieges und alle ihn begleitenden Übel werden Europa heimsuchen": mehr noch: auch die Revolutionen verkündet der französische Abbé schon 1911, wird deshalb vor dem Weltkrieg in den Bann getan; „Die Throne der Könige, die mich nicht mehr kennen, werden umgestürzt werden, das Blut wird in Strömen fließen"; mehr noch: die Priesterverfolgungen in Mexiko und Rußland, die keine Phantasie vorhersehen konnte, verkündet VachèreAnno 1911: „Der Priester, vielerorts ein Gegenstand des Hasses, wird hingeschlachtet . . ."

Und dasselbe Wunder, das in Konnersreuth erbaut — beunruhigt, wenn es in Poitiers geschieht. In Konnersreuth sind nämlich die Offenbarungen der Neumann, ihrer Natur entsprechend, kindlich fromm. Sie leidet, um den „Priestern zu helfen, Seelen zu retten" — während der alte Abbé Vachère seine Offenbarungen vom Erlöser „über die Unwürdigkeit und Schlechtigkeit der katholischen Priester bekommt", derentwegen die Bilder blutige Tränen weinen . . .

Aber — ob nun die Kirche billigt oder verdammt — in beiden Fällen geschehen Dinge, die am einfachsten als „Wunder" bezeichnet werden. Wunder — Wunder im

20. Jahrhundert, das Radio und Fernsehen kennt, und das schon bald so weit sein wird, daß man wissen wird, warum ein kranker Mensch eigentlich krank ist? Und Weißenberg, der rotnasige und bierbäuchige „Heilige Geist"-Ersatz für Berlin NN, tut der nicht auch „Wunder", wenn er einen todgeweihten Dackel zum Leben erweckt? „Prophezeit" er nicht auch, wenn er seinen Gläubigen sagt: Gebt mir Euer Geld, es wird bald nichts wert sein, ich kaufe dafür Boden! und wenn er — der Droschkenkutscher oder Bierwirt, der er war — seinen Schäflein dadurch jene Wolle rettet, um die andere, geistiger durchbildete Hirten ihre Lämmlein auf der weiten Flur deutscher Volkswirtschaft gebracht haben?

Wunder! Ich sah mit eigenen Augen beim Spukmedium *Vlček* in Prag Funken von kaltem Feuer durchs Zimmer wandern; ich sah einen schweren Küchentisch minutenlang bei Licht tanzen und den Takt zu einem grammophongekrähten Militärmarsch schlagen, während keine Hand und kein Knie und keine Fußspitze ihn berührte. Wunder! Wer Wunder für Skeptiker sehen will, mag in die Universitätsstadt *Graz* fahren — den gebildeten Europäern sei kund, daß Graz in Österreich liegt, Hauptstadt von Steiermark, mit etwa 150000 Einwohnern, Besuch um so lohnender, als dort angesichts starker Heimwehrbewegung jeder Reichsdeutsche sich wie zu Hause fühlen wird, bei billigen Preisen.

In diesem Graz gibt es zu sehen: das Spukmedium *Frieda Weißl;* ließ Grammophonplatten vor drei einwandfreien Zeugen, alles geschulte skeptische Beobachter, aus einem Zimmer in ein anderes durch die geschlossene Tür wandern. Geschirr, Tintenfässer, Gläser fliegen bei hellem Tage durch den Raum, zerschellen. Kleider von Besuchern werden zerrissen. In diesem Graz gibt es ferner einen behördlich approbierten Hühneraugenschneider, der in einem Parterrelokal mit Blumen an den Fenstern, über die Füße seiner Klienten gebeugt, okkulte Weisheiten von sich gibt, denn er ist Präsident des „Bundes ernster psychischer Forscher", was sich *Justinus-Kerner-Bund* nennt, und dem Professoren als Gönner und Ehrenmitglieder angehören. Bei dem Herrn Präsidenten traf ich eine würdige Dame, die Krankheiten erkennt durch Bestreichen — nicht nur von lebenden Menschen, nein, sondern auch von Fotos. Sie erkennt Tote, erkennt, woran sie starben — sagt sie. Diese Prophetin, die übrigens kein Geld annimmt, lebt von etwa 10 Mark monatlich, ißt nur jeden zweiten Tag: mehr wäre Völlerei.

In demselben Graz, gleich um die Ecke, ist ein Wirtshaus an der Mur, dort kehren alle Kranken ein. Sie trinken, wenn sie Geld haben, einen „Gespritzten", das ist Sodawasser mit einem leichten Wein gemischt, und dann kommt zu ihnen Herr Hacke, setzt sich, sieht sie starr an, fragt nach nichts, beginnt ihnen zu erzählen, wo es fehle, welche Beschwerden sie haben, erkennt zum Beispiel richtig abgelaufene Lungenprozesse im linken Oberlappen, erkennt aber nicht einen Zwerchfellhochstand rechts — ist also zwar nicht unfehlbar, aber ein Hellseher, da er durch Winterrock und Mantel hindurch „sieht", meinem Nachbar richtig eine überstandene Gallenblasenoperation und dem zweiten ein Magengeschwür auf den Kopf zusagt, das erst kurz vorher der Internist bei ihm gefunden hat . . . Wunder? Wer wird denn noch an Wunder glauben!

Im selben Graz, dem Mekka der Geister, lebt noch eine alte, schwerkranke Dame, soundso viel Prozent Zucker, ein Sohn ist Universitäts-Assistent in Amerika, die Töchter im Beruf, sie selbst weißhaarig, weltabgekehrt, dabei von einer vornehmen Heiterkeit und Ruhe, wie ich sie nur bei wenigen Großen der Erde gefunden habe: *Marie Silbert*, die große Geisterseherin. Sie glaubt an Geister, glaubt an den Geist „Nell", der ihr erscheint, manchmal körperlich als Bild, manchmal nur im Klopfen in Tisch und Stuhl, manchmal gibt er ihr oder ihren Gästen unter dem Tisch die

Hand, während ein andermal noch eine Schar anderer Geister bei ihr Besuch abstattet. „Ein verrücktes altes Weib", lächelt man. Schön. Und als ich bei freundlich brennendem Licht in ihrem gemütlichen Zimmer saß, sie plauderte, ihre Töchter häkelten, ein Bankbeamter, der sie oft besucht, und ein Tierarzt leisteten uns Gesellschaft, da stieß eine unsichtbare Hand dutzende Male gegen mein Knie, legte sich wie mit vier breiten Fingern auf meinen Oberschenkel, zupfte an den Hosen, beantwortete nicht unintelligent durch Zupfen und Drücken meine Fragen . . .

Es klopft „*im*" Tisch. Die „rationalistischen Erklärer" wissen, daß Bauchredner solche Geräusche erzeugen können, daß man mit den Zehen im Schuh schnalzen kann, daß . . . Ich weiß das auch. Aber das Geräusch des „Klopfens" ist nicht so, daß man es etwa nachahmen kann, indem man mit irgendeinem Gegenstand *gegen* das Holz schlägt. Solche Täuschungen sind möglich im Finstern, wenn der normale Mensch sich durch das Ausfallen eines seiner Sinne gehemmt und unsicher fühlt. Nicht aber etwa bei einer Silbert, wo es an einer Stelle im Tisch oder an der Wand klopft, so daß man aufstehen kann, hingehen, das Ohr an die Stelle legen und dann empfindet, wie das „Klopfen" des Nell aus der Mitte der Platte herauskommt. Aus der Mitte des Holzes!

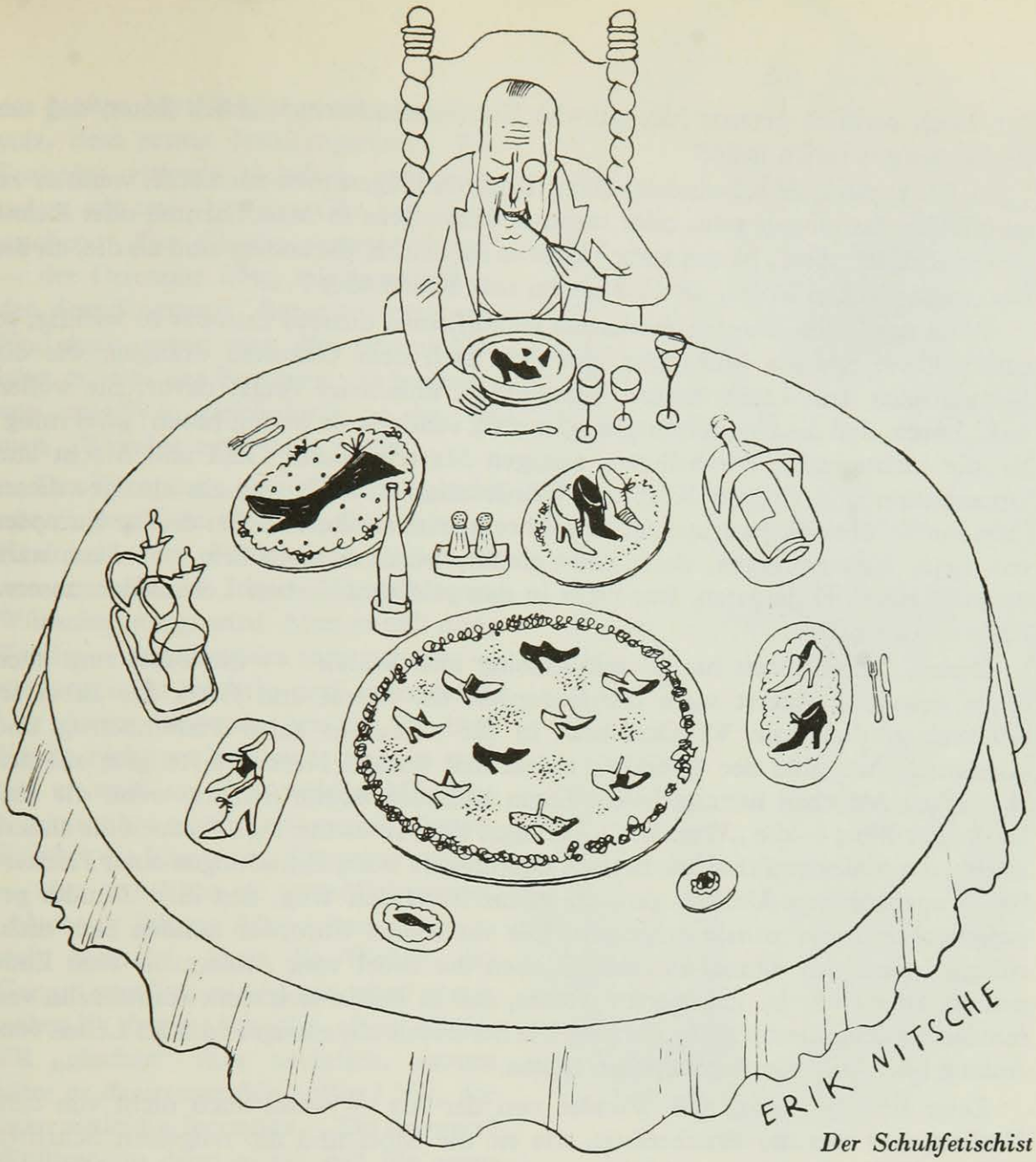
Schwindel? Vielleicht. Natürlich. Ich ließ aber nicht nur Frau Silbert, sondern alle anderen Anwesenden zugleich reden, damit niemand etwa bauchreden könne, ich legte mein Ohr auf meinen eigenen Stuhl, und aus der Stuhllehne heraus klang das Klopfen des unbekannten Wesens. Und nicht einmal, nicht zweimal, sondern oft und oft. Fast wie in einem Experiment.

Von anderen Erscheinungen will ich nicht berichten. Nicht von Händen, die sichtbar werden, von Metallplatten, auf die ich Botschaften eingeritzt erhielt, am wenigsten von Dingen, die andere mir berichteten. Jeder, der okkultem Erfahren nahekommen will, kann selbst Material sammeln und es selbst beurteilen. Aber — kommt es denn auf das „Material" an? Wer, wie der Inder, nicht an die Wirklichkeit, an das Da-Sein des Ich oder eines Hauses oder der materiellen Welt überhaupt glaubt, wer wie der Buddhist alles als „Täuschung" ansieht — wie soll sich ein Mensch dafür interessieren, ob ein okkultes Phänomen „echt" oder „wirklich" ist?

Wir Europäer nehmen aber unser Da-Sein verflucht ernst und zweifeln an keiner Wirklichkeit, nicht einmal an der Golddeckung von bunten Papierzetteln mit Reichsbankdruck. Und deshalb geschieht uns auch, daß für uns der Okkultismus ewig irreal bleiben muß. Denn in dem Augenblick, wo durch ein unsagbar gehäuftes Material ein okkultes Phänomen einwandfrei wird . . . (wobei das Wort „einwandfrei" natürlich philosophische Verbrämung ist für „populär") . . . hört es auf, okkult zu sein!!!

So kommt der Europäer zu einer immer anders werdenden Grenze des „Okkulten". Okkult ist, was er noch nicht erklären kann — und was er lieber nicht als möglich annimmt, solange es ihn in seinem Weltbild eklig stören würde. Hypnose, Hellsehen, Schauen in die Vergangenheit, Psychographologie . . . paßt denn etwa das alles in unser Weltbild? All das, was „man" heute nicht mehr als okkult auf den Index des Rationalismus setzt? Natürlich nicht. Aber es wird vom modernen Menschen verdrängt. Er nimmt zur Kenntnis, daß ein Mensch durch Befehl die Menstruation eines anderen ändern, dessen Verdauung regeln kann — aber vergißt dann, daß er diese „Zauberei" — wie er ein solches Befehlen genannt hätte, ehe Richet seine Entdeckung des Hypnotismus im harten Kampf gegen die wissenschaftliche Welt durchgesetzt hat — nicht in seine materialistische Vorstellungen einreihen kann.

Er ignoriert es, denn es würde furchtbar unbequem sein, wenn er darüber nachdächte. Ebenso ist verständlich, warum so viele Gelehrte — Virchow, Helmholtz,



Der Schuhfetischist

Wundt, um nur tote Größen zu nennen — es von vornherein abgelehnt haben, auch nur „Material" zu sammeln, okkulte Phänomene zu überprüfen. Entweder sind sie Unsinn . . . und dann ist es schade um die vielen Stunden, die man zubringen muß, ehe der Beweis erbracht ist, daß es Unsinn ist. Oder es ist kein Unsinn, ist Tatsache, daß es diese okkulten Kräfte gibt, die schon bewiesen wären, wenn auch nur eine einzige Klopf-Mitteilung in einem einzigen Tisch einwandfrei beobachtet worden wäre . . . dann wäre mehr damit geschehen, als mit der Entdeckung Einsteins von der Krümmung der Sonnenstrahlen. Dann hätte der Gelehrte, der die Welt von der Richtigkeit seiner Beobachtung überzeugt, nicht mehr und nicht weniger auf dem Gewissen als: die Zertrümmerung unseres heutigen Weltbildes, unserer Anschauung vom Wesen der Materie, ehe ein neues Weltbild bereitsteht, das an dessen Stelle treten könnte.

Es ist deshalb begreiflich, daß die ungeheure Mehrzahl der Gelehrten zögert, dieses Gebiet des „Okkulten" in das Bereich ihrer wissenschaftlichen Forschungen zu ziehen. Eine unfaßbare Verantwortung ruht auf dem, der die Hand nach dem Schleier der Isis ausstreckt. Und es ist auch begreiflich, daß der Nicht-Gelehrte, der moderne Mensch, nur mit instinktivem Widerwillen, von tausend Hemmungen gefaßt, mit fast abergläubischer Scheu fragt; „Ist das wahr, glauben Sie daran, daß

der Tisch wirklich getanzt hat, daß die Konnersreutherin wirklich fastet, daß der Weißenberg wirklich heilt?"

Er fragt, wenn er schwindelgeübten Kartenschlägerinnen nachläuft, wenn er zu modischen Astrologen geht, oder wenn er Hanussens in Motorjachten oder Rennwagen einlädt: „Sag', ist das wahr? Gibt es da Kräfte, die anders sind als die, an die man mich glauben lehrte, die Elektronen und Kraftfelder . . .?"

Denn das ist es, was am modernen Okkultismus unseres Europas so wichtig, so entscheidend ist: die Menschen, die sich nach dem Okkulten drängen, wie die Motten nach dem Licht, haben wahnsinnige, unfaßbare Angst davor. Sie wollen nicht hören, daß die Erscheinungen echt sind, sondern sie wollen hören; „Sei ruhig! Es gibt nichts außer der heiligen, einzigen Materie, außer Geld und Macht und Organisation und deinem Körper." Würde nämlich auch nur ein einziges dieser Phänomene, über die man spricht und schreibt und streitet, und an die der Europäer von 1932, Krisenausgabe, doch nicht glaubt, würde es wahr sein . . . dann wäre dadurch zweierlei dargetan, was nicht in den rein egoistischen Lebensplan unserer Zeitgenossen paßt:

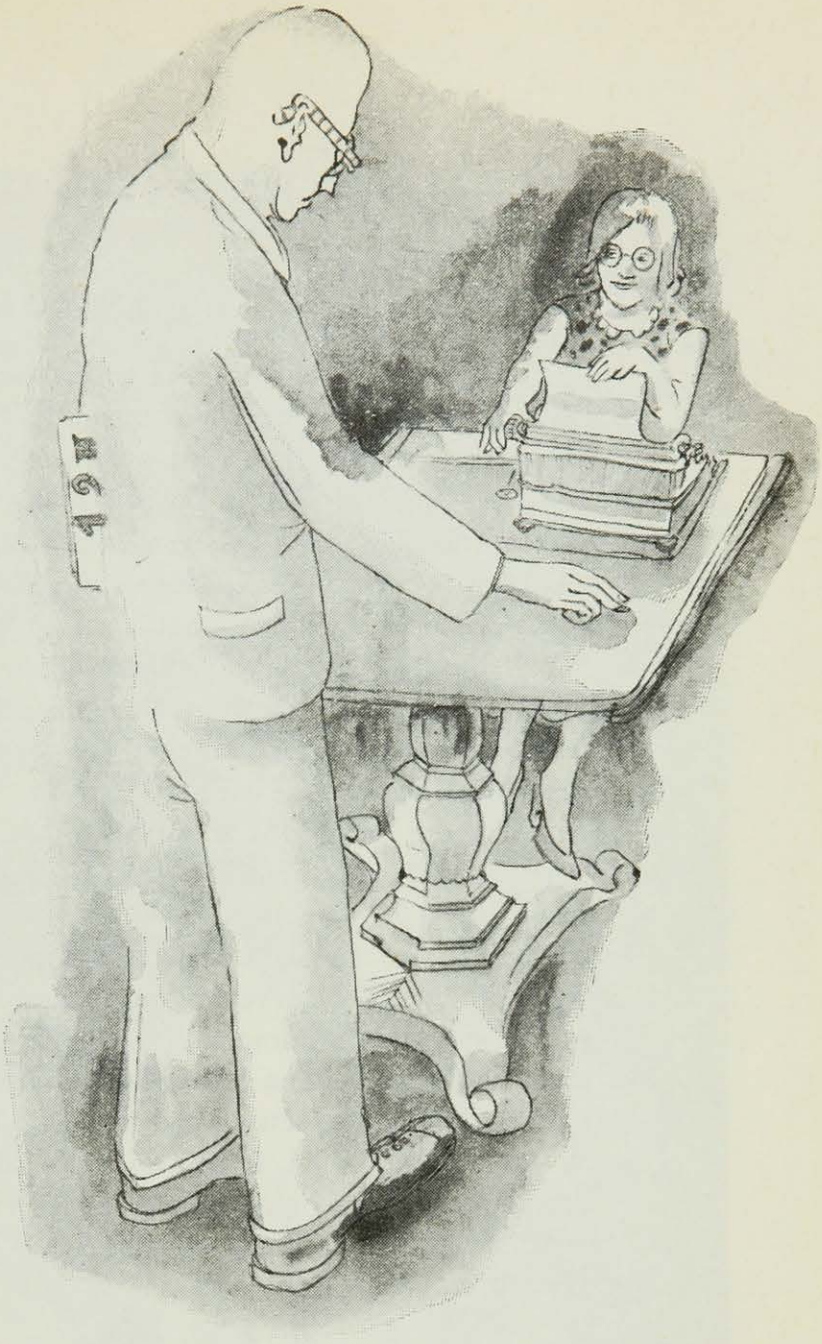
Erstens: unsere Zeit hat — seit Lessing und Voltaire — die Bibel zum alten Eisen geworfen. Zuerst sagte der Europäer, die Moral und Ethik der Bibel sei erhaben, göttlich, die Wunderfabeln in ihr allerdings seien Pfaffenbetrug und Kindermärchen, und der Gebildete müsse den wahren Kern der Religion aus den läppischen Märchen herausschälen. Dann kam der zweite Schritt: wenn die eine Hälfte der Bibel — die „Wunder" — erlogen sind, ist es nur logisch, auch die andere Hälfte, die biblische Ethik, als Betrug, Opium fürs Volk, Erfindungen einer Priesterbande anzunehmen. Und so ging die ganze Bibel den Weg, den ihre Wunder gegangen waren: sie wurde vergessen. Die modernen Europäer können sich nicht rühmen, auch nur einmal in ihrem Leben die Bibel vom Anfang bis zum Ende gelesen zu haben, ja, ich möchte wetten, daß in Berlin sich nicht einmal zehn von hundert finden, die auch nur die fünf Bücher Mosis ein einziges Mal im Leben vom Anfang bis zum Ende durchgelesen hätten.

Zeigt sich nun aber, daß Wunder von der Art — wenn auch nicht von dem Umfang und von der Erhabenheit, wie sie die Bibel und die religiösen Schriften anderer Völker berichten, wirklich geschehen können, heute in unserer Mitte geschehen, in Konnersreuth oder in Lourdes oder in Poitiers — dann hieße das, daß diese wunderbaren-verwunderlichen Wundergeschichten der Heiligen Schriften nicht einfach Dokumente menschlicher Dummheit und unmenschlichen Schwindels sind, wie unsere Zeitgenossen in stolzer Anbetung eigenen Verstandes und in maßloser Unterschätzung unserer Ahnen glauben und lehren. Dann würde ein Loch in der Kontinuität menschlicher Geschichte ausgefüllt, und der kleine Herr Vlček in Prag oder die hysterische Hexe Frieda Weißl in Graz, Rudi Schneider in Paris und Maria Silbert — sie alle erhielten eine höhere Aufgabe; an ihnen demonstriert die Weltgeschichte, daß in allen Menschen verborgene, also „okkulte" Kräfte rudimentär vorhanden sind, die bei einigen, besonders begabten, seltenen Menschen sich mehr entwickeln können — so wie jeder Mensch die Muskeln an der Ohrmuschel rudimentär hat, während nur wenige damit wackeln können.

Gibt es solche rudimentäre, seltene Seelenkräfte, dann ist verständlich, daß sie sich ohne „Übung", ohne „Training" ebensowenig entwickeln können, wie man ohne „Übung" Triolen am Klavier spielen kann, obwohl doch die Fingermuskeln jedes Menschen dazu imstande wären. Und dann wird verständlich, warum alle Religionen Schulen und Lehrer haben, die der Erweckung dieser schlummernden Kräfte dienen, von Tibet und den Senussis bis zu den Kabbalisten und den Schülern

des großen Mystikers Ignazius von Loyola, dem ersten Jesuitengeneral. Wir Europäer zitieren lächelnd, skeptisch, indem wir uns über den Glauben lustig machen: „Der Glaube versetzt Berge" — der Orientale *lehrt*, wie man sich in den Stand versetzt, Berge zu versetzen. Und dann, wenn man dies erlernt hat, lehrt er, was der Europäer nie begreift: wie unsäglich gleichgültig es ist, ob man „Wunder tut" oder nicht.

Der Europäer „glaubt" oder „glaubt nicht", was ihm über die fernwirkende Kraft okkulter Fähigkeiten, seien es nun menschliche Ideen, Vorstellungen, Wünsche, gesagt wird. Aber er hält diese Kräfte — ihre Existenz vorausgesetzt — für ungemein wichtig und interessant. Der Asiate hingegen braucht an diese Kräfte nicht zu glauben, denn er *weiß* sie, er weiß an sich, welche Möglichkeiten in ihm entwickelt werden können. Er lehrt die Kunst, ins Ferne zu wirken — aber er schätzt sie unendlich gering. „Nach 25 Jahren Askese hast du es so weit gebracht, über die Wellen des Ganges wandern zu können, ohne einzusinken?" fragte Buddha einen Yoghi. ER „glaubte" ihm natürlich, warum hätte er daran zweifeln sollen? ER, der dann mitleidig fortsetzte: „Du Ärmster! Wußtest du denn nicht, daß für einen Heller der Fährmann dort dich über den Strom gebracht hätte?"



Leo Breuer
„Bezugnehmend auf meine Vision vom 13. dieses . . ."

Das ist die Einstellung des Asiaten zu der Mode des Okkultismus, die heute Europa überflutet. Sehr interessant für Professoren und für Börsenspekulanten, ob X. richtig prophezeit oder Y. bei infraroten Fotoaufnahmen beginnende Materialisationen erkennen läßt. Der Asiate, der Mystiker und der einfache Bibelgläubige, der solche „Materialisationen" aus der Totenbeschwörung der Hexe von Endor her kennt, zuckt die Achseln. Nimmt sich nicht die Mühe, im Einzelfall zu untersuchen, ob hier Taschenspielerei vorliegt oder echte Magie, Fernsehen oder weiß der Kuckuck was. Das wahre Ziel der wahren Mystik liegt anderswo: in der Harmonie der Seele, in der Erkenntnis der Sinnhaftigkeit und Sinnlosigkeit des Seins, im Frieden und in der Ruhe.

Diese *Geringschätzung* des Okkultismus in Asien ist es, die uns die Hoffnung gibt, von dorther unser armseliges Stümperwissen um die Kräfte der Seele bereichern zu können. Denn nur der Unwissende ist stolz und aufgeregt — der Meister aber ist gleichgültig und ruhig.

Auch im Okkultismus? — Vor allem im Okkultismus.

Wie wird man Yoghi?

Von

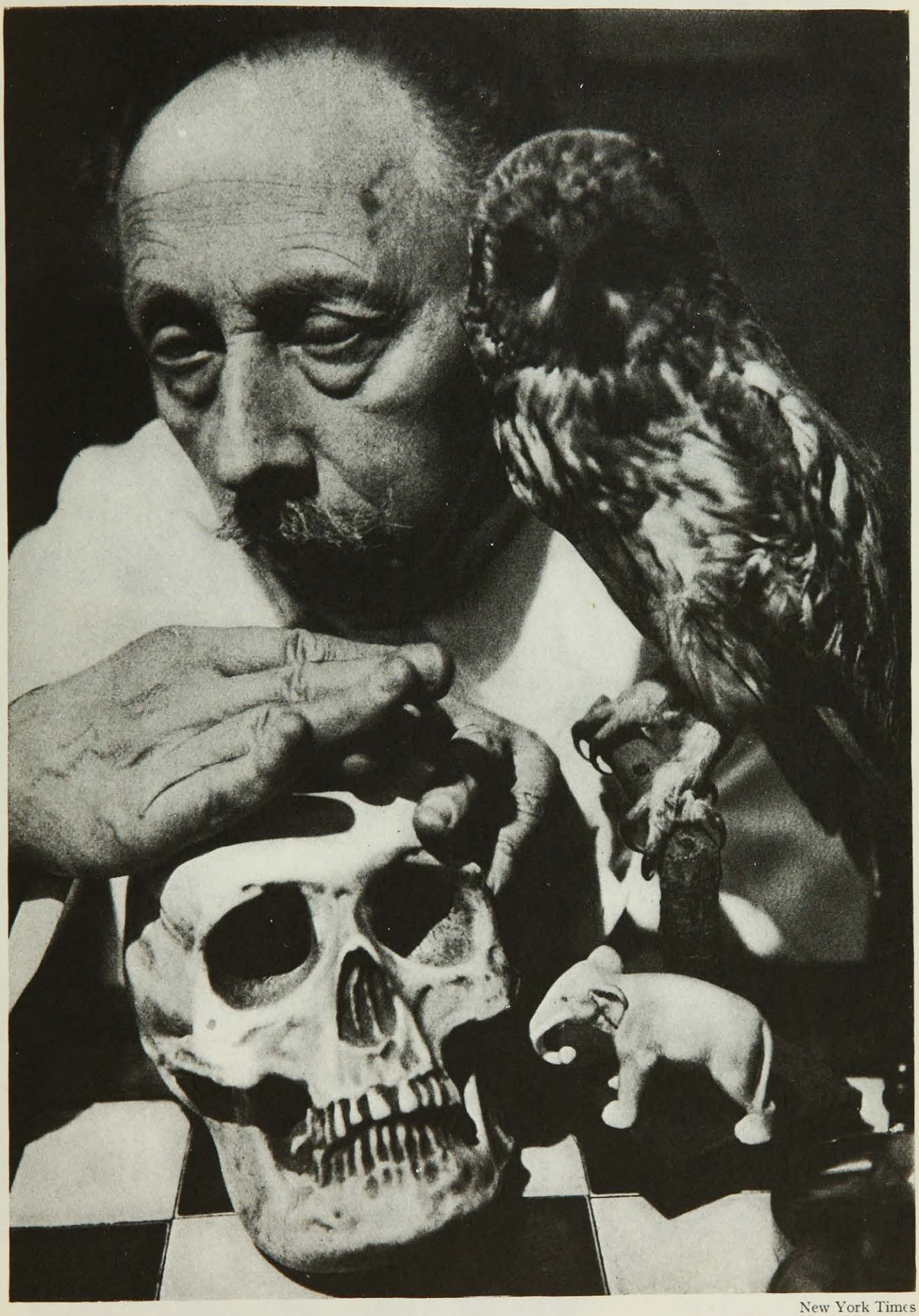
S. Kabboor

Etwas über mein bewegtes Leben zu sagen, fällt mir schwer, da ich als Asiate — und es ist mein Stolz, Asiate zu sein — mit anderen Augen die Welt anschaue, als es die Europäer tun. Als ganz junger Mensch besaß ich schon einen tiefen Hang zur Religion. Ich wollte mich ausschließlich den göttlichen Dingen widmen und trat als Zögling in ein Mönchskloster, das auf einem Felsblock an den Hängen des Himalaya-Gebirges erbaut ist. Das Leben eines solchen Klosters ist für einen Europäer unvorstellbar; ich könnte es vielleicht nur mit dem Mönchsleben des Mittelalters zur Zeit des heiligen Franz von Assisi vergleichen. Die Zöglinge werden sehr streng gehalten, aber diese Strenge hat mit Zwang nichts zu tun, sie wird vielmehr mit unendlicher Güte gehandhabt. An der Spitze der Klostergemeinschaft steht ein heiliger Mann, der *Sadu*, ein Vater und Führer aller Insassen. Er lehrt die Zöglinge, bedürfnislos zu leben, den Wünschen des Körpers zu widerstehen, ihr Seelenleben zu vertiefen, um jene Gipfel zu erreichen, auf denen der indische Mönch ethisch steht. Je stiller die Forderungen des Körpers werden, um so größere Aussicht besteht, daß der werdende Mönch die *innere Stimme*, die Stimme seiner Seele vernimmt. Eines Tages, unter Umständen nach Jahren, meldet sich diese Stimme, erst zaghaft, dann immer lauter, und erteilt ihre Befehle. Wer die innere Stimme gehört hat und sie auch versteht, hat bereits seinen Körper vollständig in der Gewalt und vermag Dinge zu verbringen, die dem Laien wie Wunder vorkommen. In Wirklichkeit gibt es aber keine Wunder, besser gesagt: das ganze Leben ist nichts als eine Verkettung von Wundern, und diese Wunder werden immer prächtiger, je öfter sich das Leben des Individuums in veränderter Gestalt erneuert.

*

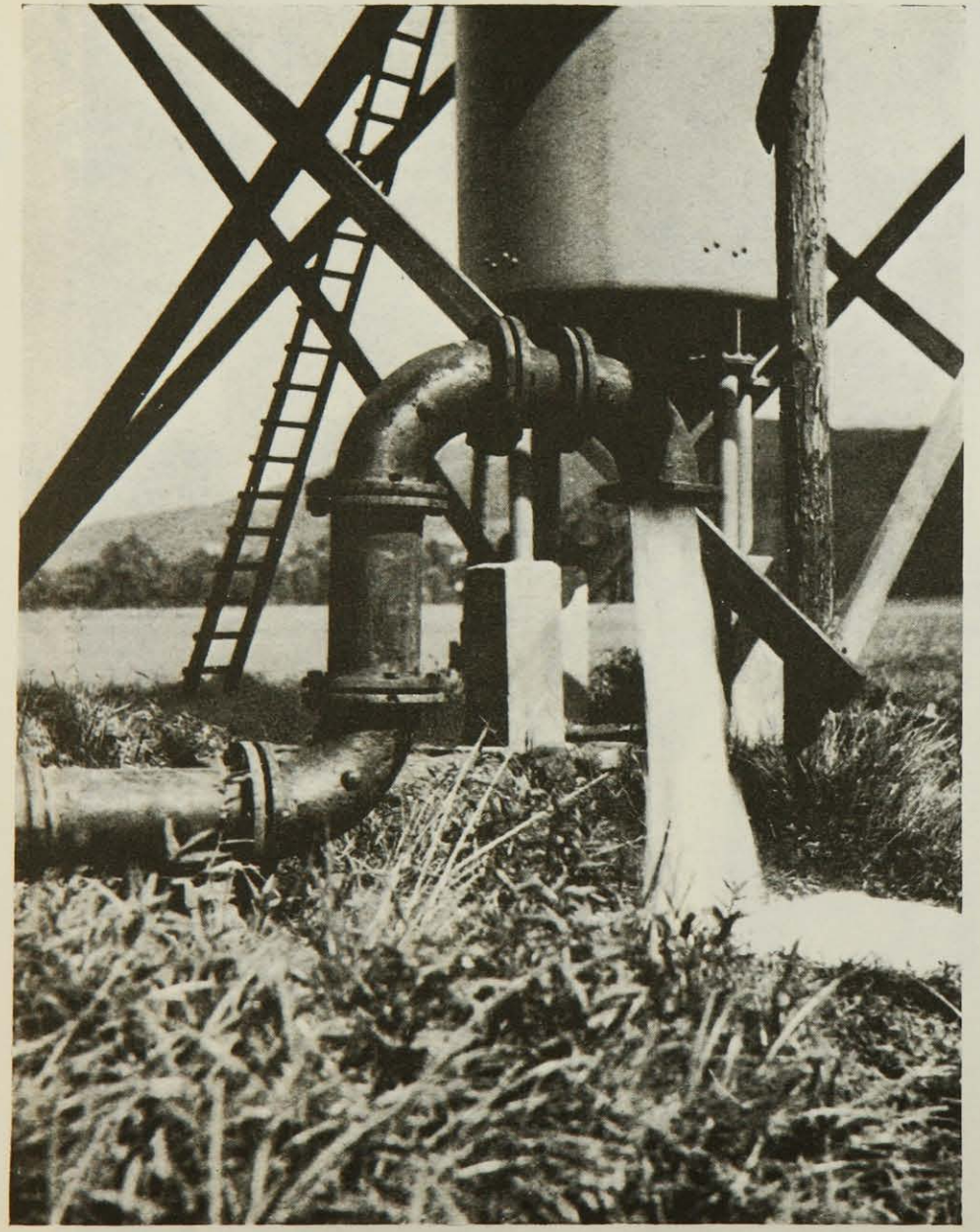
Ich erlaube mir, hier auf ein Beispiel zu verweisen, das den Europäer in Staunen versetzen wird, obwohl, mit den Augen des Eingeweihten gesehen, darin nichts Wunderliches zu erblicken ist. Nach Jahren der klösterlichen Einsamkeit bemächtigt sich des Mönches oft eine unwiderstehliche Sehnsucht, seine Angehörigen wiederzusehen, mit ihnen zu sprechen. Der Mönch wendet sich an den Sadu und teilt ihm seinen Herzenswunsch mit. Das Kloster physisch zu verlassen, wäre aber mit den Vorschriften des Ordens unvereinbar. Es geschieht daher folgendes: Der Sadu führt den Mönch in seine einfache Zelle und ersucht ihn, sich auf sein Lager zu legen. Er nimmt seine Hand, seine Finger gleiten langsam über die Stirn des Liegenden, er schläfert ihn ein. Und einige Sekunden später tritt die Seele des schlafenden Yoghi die Wanderung an, er erscheint in einer Entfernung von Tausenden Kilometern im Kreise seiner Familie. Aber glauben Sie nicht, daß nur der Schlafende die Vorstellung hat, bei den Angehörigen zu weilen. Nein, auch die sehen ihn, sprechen mit ihm, essen und trinken mit ihm. Dann nimmt er Abschied und kehrt zurück.

Noch zur Zeit, als ich im Mönchskloster auf dem Himalaya lebte, ereignete sich in Indien folgende Begebenheit: In einem fahrenden Eisenbahnzug fand der



New York Times

Der Heilmagnetiseur

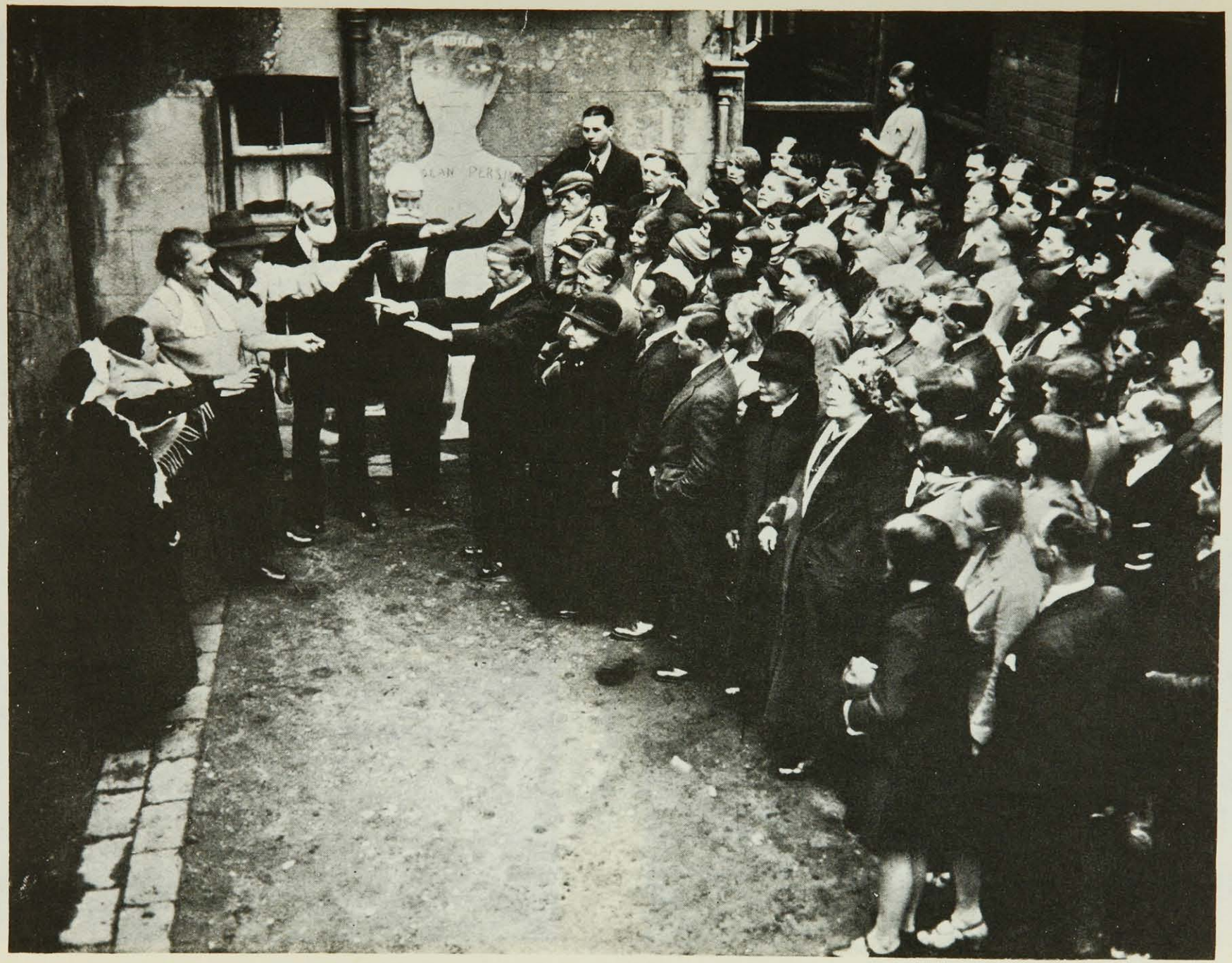


A. und E. Frankl

Starker artesischer Quell, ein Erfolg der Wünschelrute

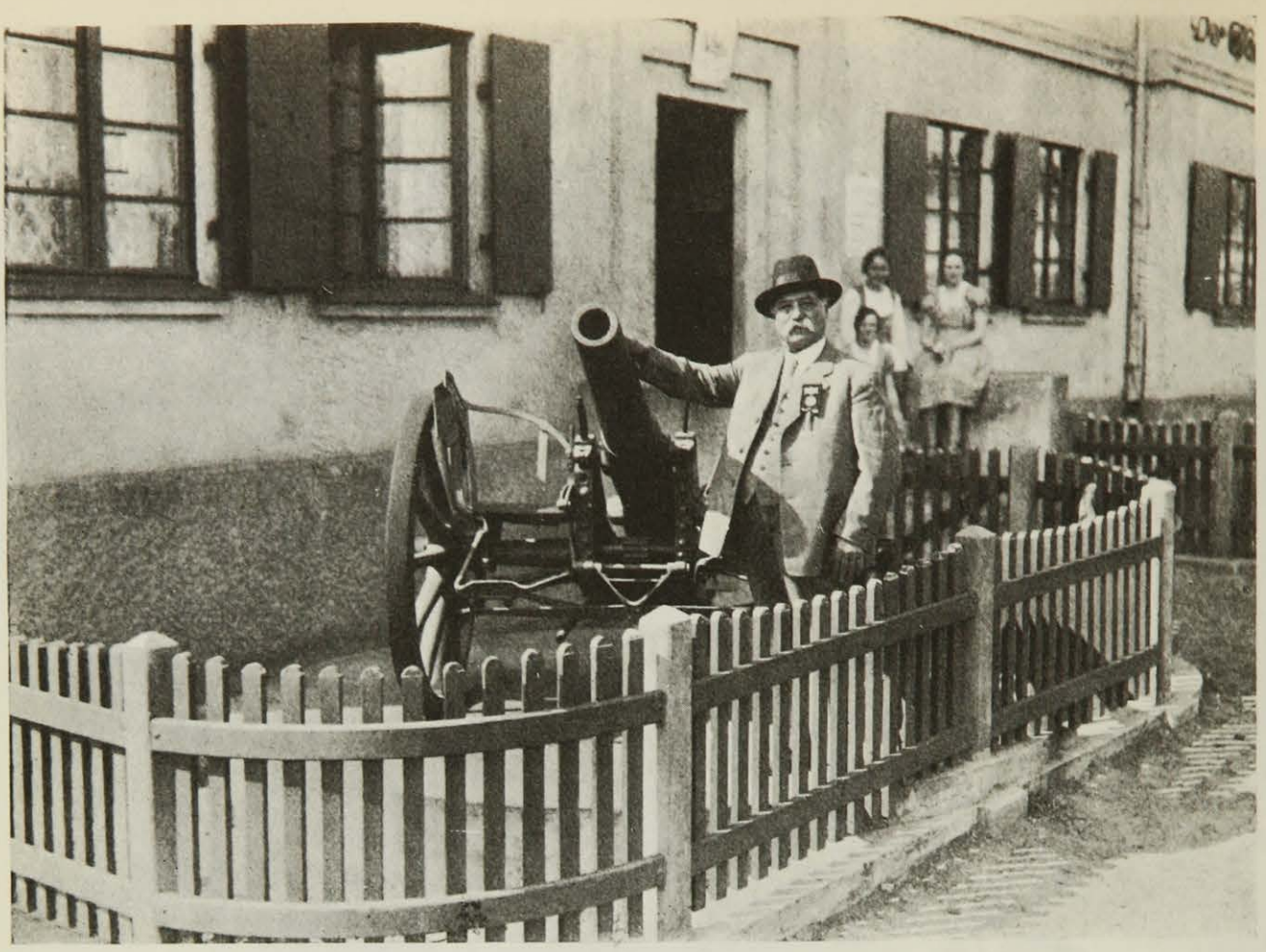
New York Times

Der Fakir Mortado läßt durch Füße und Hände zwölf Stunden lang Wasser fließen



New York Times

Hundertjahrfeier der Mormonen (Birmingham)



Joseph Weißenberg, der Gründer von Neu-Jerusalem

Welt-Photo-Dienst

Grete Müller, Weißenbergs „Schwester", predigt in Trance mit der „Stimme des Altreichskanzlers Bismarck"

Schaffner in der Ecke eines Abteils ganz zusammengekauert einen Inder, der wie erstarrt vor sich hinsah und Gebete murmelte. Auf die Aufforderung, seinen Fahrschein vorzuzeigen, antwortete er nicht, er hatte auch anscheinend keinen, und wurde vom Schaffner schließlich aufgefordert, bei der nächsten Station den Zug zu verlassen. Da der Mann sich nicht von der Stelle rührte, wurde er mit Hilfe der Bahnpolizei aus dem Abteil entfernt. Der Inder stand nun auf dem Bahnhofperron, hochaufgerichtet, und starrte die Räder der Lokomotive an. Der Zug war fahrtbereit, der Lokomotivführer wollte losfahren, doch rührte sich die Maschine nicht. Jede Anstrengung war vergebens. Nach einer Viertelstunde wurde man auf den Inder aufmerksam, der noch immer vor der Lokomotive stand und seinen Blick krampfhaft auf die Räder richtete. Da man in Indien derlei mysteriöse Vorgänge des öfteren erlebt hatte, fiel dem Stationschef ein, daß der Stillstand der Lokomotive mit der Anwesenheit des Inders in irgendeinem Zusammenhang stehen könnte. Er wendete sich nun höflich an den zerlumpten Mönch und wies ihm einen Platz im Zuge an. Kaum hatte der Inder wieder seinen Platz eingenommen, als das Hindernis aufhörte und der Lokomotivführer mit Leichtigkeit die Maschine in Bewegung bringen konnte. Wie ich mich erinnere, hat dieser Vorgang im Kloster, dem der Mönch angehörte, Mißstimmung hervorgerufen, da kein Yoghi berechtigt ist, die geheimen Kräfte zu eigennützigen Zwecken zu mißbrauchen. Er wurde augenblicklich aus der Gemeinschaft der Brüder ausgeschlossen.

*

Die oft bewunderten Fähigkeiten der Fakire sind auch darauf zurückzuführen, daß sie in den meisten Fällen Jahre in einem solchen Mönchskloster verbracht haben. Zumeist handelt es sich um Personen, die aus irgendeinem Verschulden den heiligen Ort verlassen mußten. Um ihr Leben zu fristen, produzieren sie sich dann für Geld. Ihr Geheimnis ist anerzogene Willenskraft, die Gewalt der Seele über den Körper. Die europäische Zivilisation hat sich an der Menschheit schwer versündigt: die abendländische Kultur ließ die wertvollsten Fähigkeiten des Menschen, die geheimen Kräfte des Körpers und der Seele, verkümmern. Die Wissenschaft des Altertums, die älteste Wissenschaft der Menschheit, ging bei den Europäern verloren, es werden jetzt die ersten tastenden Versuche gemacht, ihre Spur zu finden. In Indien hat sie aber eine uralte, religiöse Tradition bis zum heutigen Tag aufbewahrt.

*

Ich bin nach zwölfjährigem Klosterleben aus der Gemeinschaft der Heiligen ausgetreten, da mir meine innere Stimme befahl, ins praktische Leben zu treten und auf die Menschen unmittelbar zu wirken. Da ich auf einen Erwerb angewiesen war, entschloß ich mich, die Versicherungslaufbahn einzuschlagen, denn dieser Erwerbszweig entsprach meinen ethischen Prinzipien noch am ehesten. Ich bin Direktor einer englischen Versicherungsgesellschaft in Ajmer (Indien). Ich bin auch Freimaurer aus der Überzeugung heraus, daß die Ethik des Westens mit den ethischen Anschauungen des Orients in Einklang gebracht werden muß.

(Aus einem Gespräch mit Dr. L. Frank)

Die Stellung der heutigen Wissenschaft zum Spiritismus

Von

Professor Dr. Traugott Konstantin Oesterreich

Die Naturwissenschaft des vergangenen Jahrhunderts und die Realpolitik des reinen Machtwillens hat die Welt so realistisch gemacht, daß man im allgemeinen alles, was über die unmittelbare sinnliche Welt hinausgehen würde, mit innerer Abneigung beiseite schiebt. Im Bankkontor und zwischen den Schmiedehämmern eines Industriewerks entsteht nicht die Stimmung, die zu Träumen über Gräber hinaus gehört. Die Naturwissenschaft und Technik halten den Menschen fest an die Wirklichkeit gebunden.

Diese Geisteshaltung ist überwiegend auch für die wissenschaftliche Einstellung zur Welt bestimmend geworden. Zwar hat sich die Psychologie seit zwei Jahrzehnten wieder von der „Psychologie ohne Seele" abgewandt und erblickt in allen Seelenfunktionen die Betätigung eines identisch bleibenden Faktors, den wir unser Ich nennen. Aber die Frage, wo dieses Ich herkommt und was aus ihm beim Zerfall des Organismus wird, wird überhaupt nicht mehr gestellt. Man bleibt stehen bei dem erfahrungsmäßig gegebenen Seelenleben. Es fehlt ein inneres Bedürfnis, darüber hinauszugehen. So hart ist die Welt geworden.

Mitten in diesen Positivismus ist der Spiritismus hineingefahren. Schon um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat er sein Haupt erhoben. Er kam von Amerika, wie denn die angelsächsischen Länder niemals so stark von der bewußten Diesseitsgesinnung erfaßt worden sind. Zwei angebliche „Klopfmedien" waren der Ausgangspunkt. Ein Franzose hat System in die Sache gebracht, seitdem ist kaum ein wesentlich neuer Gedanke im Spiritismus aufgetaucht. Immer und überall der gleiche Glaube, daß die Seelen fortleben und sich durch die sogenannten Medien kundgeben. Durch automatische Schrift oder seltener durch Zungenrede. Häufig auch durch Klopflaute. Am seltensten aber, indem sie in einem feineren Leib, dem Astralkörper, erscheinen und sich wohl gar betasten lassen.

Es ist verständlich und selbstverständlich, daß die Psychologie sowohl wie die Physiologie sich zu diesen Auffassungen viele Jahrzehnte hindurch in einen solchen Gegensatz gesetzt haben, daß man es überhaupt abgelehnt hat, die angeblichen Tatsachen, von denen sie ausgehen, auch nur zu prüfen. *Helmholtz* und *Wundt* haben sich dessen strikt geweigert, und zahllose Unbedeutende haben es ihnen gleichgetan. Aber einzelne haben eine Ausnahme gemacht. Aus allen Ländern sind Namen von Naturforschern bekannt, die unter dem Hohngelächter der übrigen sich anders verhielten. Sie gingen in die spiritistischen Sitzungen und ließen sich überzeugen, leider nicht nur von allerlei Wahrnehmungstatsachen, sondern auch von der spiritistischen Deutung. Der große Biologe *Wallace*, würdig, neben Darwin genannt zu werden, der Physiker *Crookes*, dieser frühe Vorgänger der heutigen Strahlungsphysik, der Begründer der Astrophysik *Zoellner* und andere. Aber sie drangen nicht durch. Man hörte weder auf ihr spiritistisches Glaubensbekenntnis noch auf ihre Wahrnehmungsfeststellungen.

Das war die Situation, die wir Heutigen vorgefunden haben. Hervorragende Forscher behaupteten, ein vernachlässigtes Gebiet von realen Phänomenen entdeckt zu haben, und deuteten diese als Kundgebungen von Geistern. Es ergab sich

Leo Breuer

schnell, daß beides zweierlei war. Man konnte ihre Beobachtungen ernsthaft in Erwägung ziehen und brauchte darum noch nicht Spiritist zu werden. Was die Menge der Bildungslosen in die spiritistischen Sitzungen hineintreibt, die Hoffnung, mit Geistern, mit Verstorbenen oder höheren Geistern, auch wohl „Elementargeistern", verkehren zu können, stößt den Wissenschaftler im allgemeinen geradezu ab. Es sind heute nicht mehr ganz wenige, die ganz gerne in eine „okkultistische Sitzung" gingen, die aber von dem Geistesmilieu, das zumeist dort herrscht, so angewidert werden, daß sie es unterlassen. Aber einige — und es sind ihrer immer mehr geworden — haben sich doch überwunden. Und das Ergebnis ist heute, daß wohl kein einziger Gelehrter, der sich mit diesen Dingen näher abgegeben hat, es auf sich nimmt, mit Bestimmtheit zu erklären, es sei an den von den Spiritisten behaupteten Wahrnehmungstatsachen, wie auch immer sie zu deuten sind, sicher „nichts dran". Auch die vorsichtigsten geben jetzt zu, daß eine Prüfung angebracht

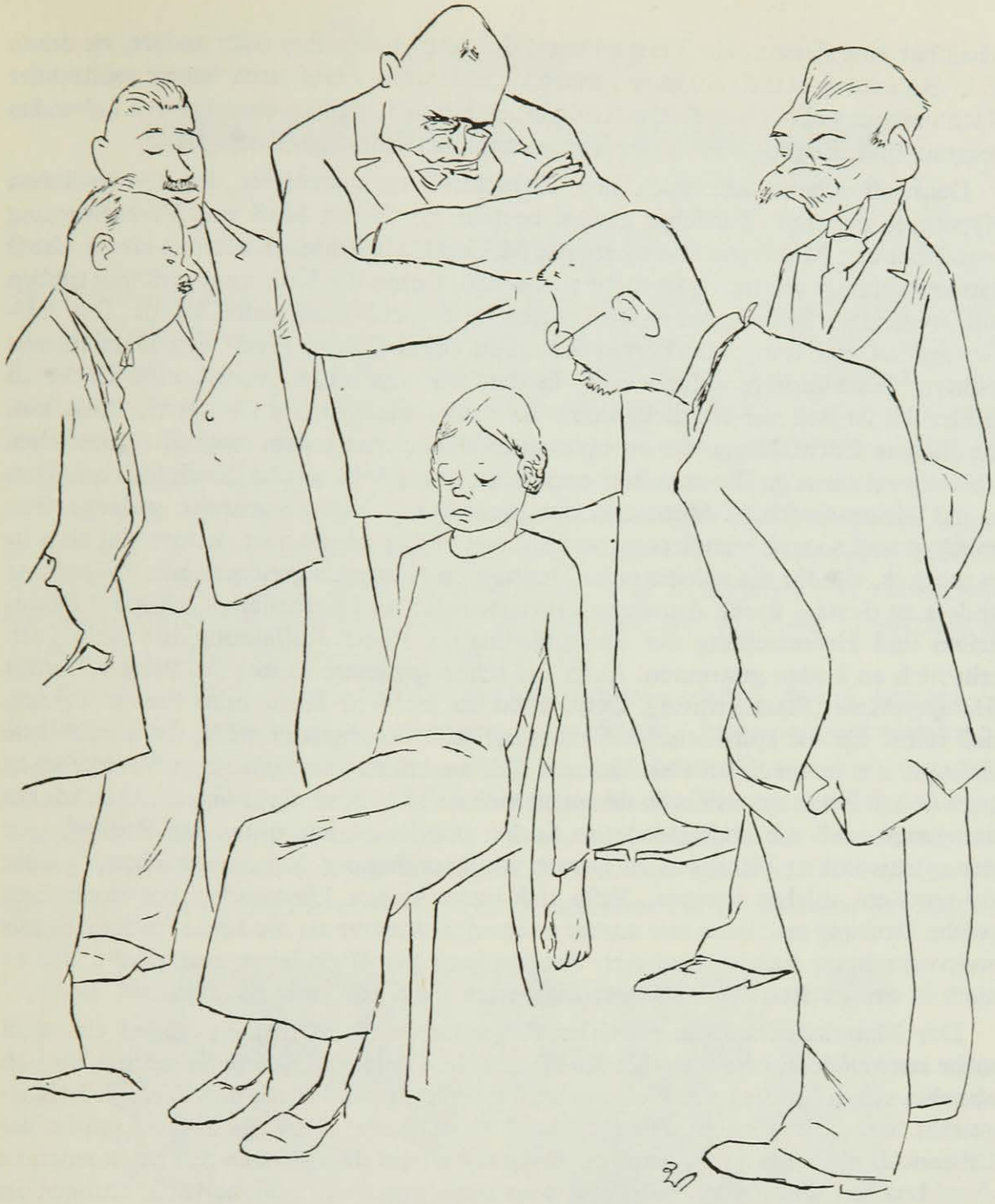
sei. Man sehe sich die Gutachten an, die vor einigen Jahren der verstorbene Baron *von Schrenck-Notzing* von den Gelehrten erbeten hat, die zu den Sitzungen mit dem Medium Willi Schneider eingeladen waren. Nicht ein einziger hat sich angesichts der in jenen Sitzungen bestehenden Beobachtungsbedingungen abfällig ausgesprochen, mehrere dagegen sehr positiv. Seitdem ist die Forschung noch wesentlich fortgeschritten. Zum Besten gehören die Arbeiten des Kopenhagener Chemieprofessors *Winther* und des Pariser Arztes *Osty*, die endlich das ganze Arsenal moderner physikalischer Untersuchungsmethodik in Anwendung gebracht haben. Auch ultrarotes Licht und die Photozelle fehlen nicht. Die jetzt geglückte Schaffung ultrarot empfindlicher Photoemulsionen durch die Agfa wird noch einen weiteren Fortschritt bringen.

Das ist die wichtigste Wendung, die sich jetzt vollzieht. Die Abneigung, das Beobachtungsmaterial, von dem der Spiritismus ausging, auch nur nachzuprüfen, hört mehr und mehr auf. Die Physik hat so viele Überraschungen gebracht. Selbst der Glaube an die Gesetzmäßigkeit der Natur in ihren elementarsten Wurzelerscheinungen besteht nicht mehr durchgängig. In der Biologie ist die mechanische Weltanschauung ebenfalls aus ihrer Stellung geworfen. Warum sollte es nicht auch noch „mediale" Phänomene geben? Die bevorstehende Untersuchung der *Therese Neumann* wird vielleicht die ganze bisherige physiologische Dogmatik aus ihren Angeln heben. Ja, die Möglichkeit einer Existenz ohne Nahrungsaufnahme ist sogar schon längst erwiesen. Im Physiologischen Institut der Sorbonne sind schon vor Jahren zwei solche Fälle durch längere Zeit beobachtet worden. Eine von jenen Tatsachen, die in der Archiven der Wissenschaft niedergelegt sind, aber keine Beachtung fanden, da sie zu viel Neues in sich schließen.

Auf diese Weise bildet sich immer mehr eine Lage heraus — zunächst im Kreise der wenigen wirklich Sachverständigen, die auch die Literatur übersehen —, nach der mindestens ein wesentlicher Teil der sogenannten „physikalischen Phänomene", auf die sich der Spiritismus stützt, als höchstwahrscheinlich real anzusehen ist. (Die Grenze ist noch nicht feststellbar.)

Gleichzeitig aber ist die Mehrzahl überzeugt, daß die spiritistische Deutung unrichtig oder, um auch hier die äußerste Vorsicht walten zu lassen, mindestens unnötig ist. Es spielt hier ein wichtiger neuer psychologischer Begriff eine Rolle; der Begriff der *Spaltung der Persönlichkeit*. Es scheint, daß es nicht nur unterbewußte Schichten der Person gibt — die Freudsche Psychoanalyse gründet sich darauf —, sondern daß sich in ernsteren Fällen daraus auch eine Nebenpsyche abspalten kann. Und dieses Spalt-Ich wiederum scheint manchmal abnorme psychophysische Beziehungen zur materiellen Wirklichkeit zu haben, in denen der Ursprung der sogenannten „physikalischen" medialen Phänomene gelegen ist (Klopftöne, Telekinesien u. a.). Eine solche Deutung paßt viel besser zu manchen Phänomenen als die Meinung, es klopfe ein Verstorbener oder bewege einen Gegenstand. Jedenfalls kann es sich für die Wissenschaft nur darum handeln, die „natürlichen" Erklärungsweisen so weit zu treiben, wie es irgend möglich ist. Und es ist schwer einzusehen, wo sie auf eine Grenze stoßen sollen. Die Vorstellungen über das Verhältnis von Psyche und Materie müssen freilich umgestaltet werden.

Nicht ganz so einfach ist die Lage auf anderem Gebiet. Neben den sogenannten physikalischen gibt es ja auch rein psychische mediale Phänomene; Hellsehen, Telepathie und anderes mehr. Diese Dinge sind seit nunmehr fünfzig Jahren von der *Society for Psychical Research*, einer großen englischen wissenschaftlichen Gesellschaft, mit niemals nachlassendem Eifer aufs eingehendste untersucht worden. Vierzig große Bände legen davon Zeugnis ab. Daneben stehen eine Unzahl von Einzel-



Kurt Werth

— Meine Herren, ich muß Sie enttäuschen: das ist keine Geisterstimme, sondern der knurrende Magen des Mediums

arbeiten. Wer sie kennt, weiß, daß es sich nicht mehr um das „Ob", sondern nur noch um das „Wie" handelt. Und hier tritt uns nun die Tatsache entgegen, daß die angelsächsischen Forscher, man muß wohl sagen in der Mehrzahl, der spiritistischen Deutung keineswegs aller, aber einzelner Tatbestände zuneigen, darunter auch solche, die von der Existenz der physikalischen Phänomene noch nicht völlig überzeugt sind. In manchen Fällen nehmen sie auch nur eine telepathische Übertragung von Gedanken oder latenten Erinnerungen aus der Psyche eines Verstorbenen auf die des Mediums an. Unter den deutschen Wissenschaftlern, die hier ein Urteil haben, ist besonders der Philosoph und Biologe *Driesch* einer solchen Interpretation nicht abgeneigt. Ihn beeindruckt die Tatsache, daß die supranormalen intellektuellen medialen Phänomene so oft, ja eigentlich stets in der Ichform auftreten. Immer ist es

scheinbar eine Person, ein Verstorbener, der über sich selbst oder andere, zu denen er in Beziehung stand, Aussagen macht, die zuweilen erst nach langer mühevoller Nachforschung als richtig festgestellt werden können, weil sie eben keinem Lebenden bekannt sind. Es gibt hier in der Tat äußerst merkwürdige Tatbestände.

Dennoch scheint mir auch hier Zurückhaltung gegenüber der spiritistischen Hypothese geboten. Zunächst einmal besteht ein hohes Maß von Verantwortung gegenüber den Millionen, die weder das Material kennen, noch auch zu einem Urteil darüber befähigt wären. Es ist nicht abzusehen, wohin die Kulturentwicklung treiben soll, wenn dem Spiritismus wissenschaftliche Beglaubigung zuteil würde. Die Aufklärung hat hier unter unerhörten Kämpfen einen Damm gegen den Dämonismus früherer Jahrhunderte aufgeworfen, in den wir uns hüten sollten, eine Lücke zu reißen. Es ist voll verständlich, wenn die neuen Machthaber Chinas fürchten, daß die jüngste Entwicklung der europäischen Wissenschaft dem uralten chinesischen Volksaberglauben an Totengeister neue Nahrung geben werde. Auch hier erfordert es die wissenschaftliche Methodik, die „natürliche" Erklärungsweise so lange festzuhalten und so weit vorwärts zu treiben, wie es nur möglich ist. In der Tat aber ist es möglich, alle für die spiritistische Deutung in Anspruch genommenen Phänomene anders zu deuten, durch Annahme supranormaler intellektueller psychischer Fähigkeiten und Heranziehung der Spaltungstheorie. Diese Auffassung hat denn auch erheblich an Boden gewonnen. Auch der schon genannte Leiter des Pariser *Institut Métapsychique* (Staatsinstitut), Osty, steht zu ihr. Vor allem muß betont werden, daß selbst für die spiritistische Auffassung jede Möglichkeit fehlt, die persönliche Existenz der in medialen Phänomenen sich angeblich kundgebenden Verstorbenen auch in den Zwischenzeiten, in denen sie sich nicht äußern, zu erweisen. Man könnte annehmen, daß die abgeschiedenen Seelen überhaupt nur unter den Bedingungen der spiritistischen Sitzungen zu neuem vorübergehenden Leben erwachen. Daß sie dauernd ein solches besitzen, ließe sich unter keinen Umständen beweisen. Eine solche Deutung erschiene mir immer noch annehmbarer als die heute im Spiritismus weitverbreitete, welche eine Art Verdopplung der Welt lehrt und glaubt, daß es auch in der zweiten Welt Häuser, Zigaretten usw. gibt, nur in „feinerer" Form.

Der Materialbestand an medialen Phänomenen ist in meinen Augen ein nicht mehr anzweifelbarer Beweis, daß die Wirklichkeit noch viel tiefere Seiten hat, als sich ohnehin schon für die neue Wissenschaft unserer Zeit in Physik und Biologie herausgestellt hat. „Die Welt ist tiefer als der Tag gedacht." Aber die Selbstdisziplin der Erkenntnis muß uns daran hindern, leichten Geistes die Grenzen des Erwiesenen zu durchbrechen und logisch mögliche, aber nicht genügend gesicherte Deutungen als haltbar vor weiter Öffentlichkeit hinzustellen. Wissenschaftliche Methodik gestattet die alleräußerste Kühnheit der Gedankenbildung — *Leibniz* war Meister darin —, aber sie verlangt zugleich schärfstes Bewußtsein ihres Sicherheitsgrades.

Wo freilich von vornherein, aus anderen, nicht mehr erkenntnismäßigen Motiven, Weltanschauung gebildet wird, wie in der *Theologie*, ist die Benützung des medialen Tatsachenmaterials viel weniger zurückhaltend. Der Wiener Theologe Prof. *Hoffmann* hat auf diese Weise den Auferstehungsberichten eine neue Deutung und Stützung zuteil werden lassen, und der schwäbische Theologe *Heim* benutzt es zur Interpretation des Glaubens an eine einstige Umbildung des Kosmos, wie sie in den chiliastischen Glaubenshoffnungen vorliegt. Die Theologie beider christlichen Konfessionen hat ja überhaupt niemals den spiritistischen Glauben wirklich fallen gelassen, sondern ihn bei aller Zurückdrängung doch dem Grundsatz nach stets anerkannt. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, daß sie das mediale Material besonders schnell zur Verwertung in ihren Systemen aufgenommen hat.

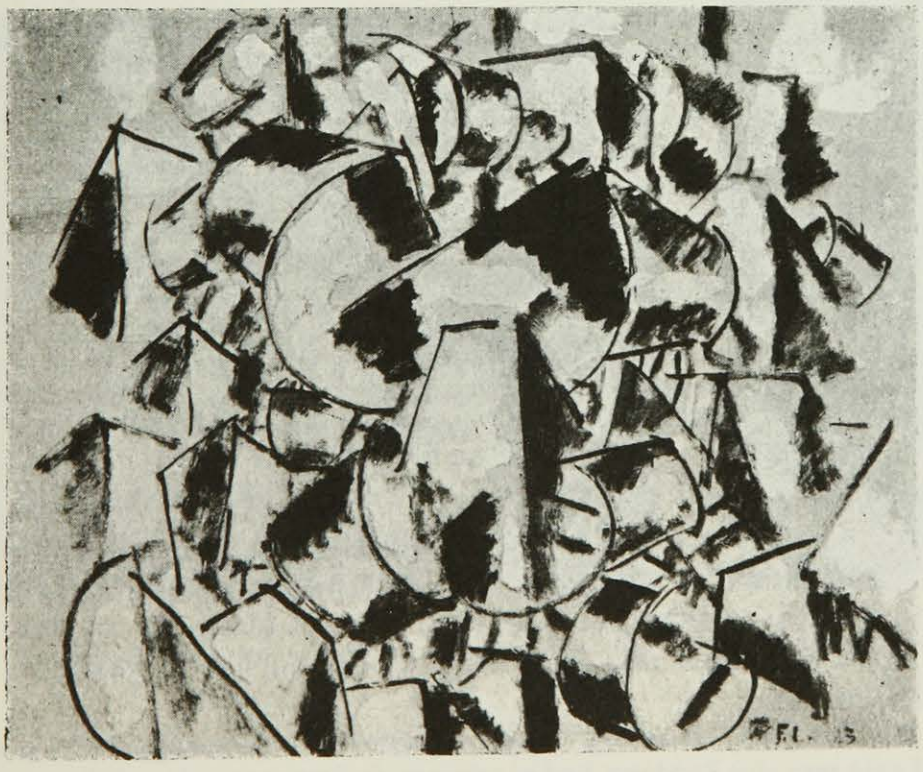
Teleplasma, eine mysteriöse Substanz

Von

Dr. med. Friedrich Schwab

Teleplasma oder Ektoplasma, auch Ideoplasma genannt, ist nicht nur eine mysteriöse, sondern eine ganz und gar hypothetische Substanz — in den Augen der Wissenschaft. Ja, sie ist nicht einmal hypothetisch in dem üblichen Sinne, weil man ihr theoretisch überhaupt alle Existenzmöglichkeit absprechen muß. Sie soll angeblich aus dem Nichts entstehen und ebenso wieder verschwinden, im Augenblick jede beliebige Dichtigkeit annehmen und wieder verändern können, soll sich von nebel- und rauchartiger bis zu fester, ja knochen- und steinharter Konsistenz wandeln, soll jede beliebige Form annehmen und auch augenblicklich jeder Formveränderung unterliegen können, soll schließlich auf Gedanken, besonders wunschbetonte Gedanken, so reagieren, daß sie diese Vorstellungen plastisch zum Ausdruck bringt (= Ideoplastik).

Solcher Art Stoffe passen nicht in das Naturganze — soweit wir es kennen —, widersprechen unseren Anschauungen von Physik, Biologie, Entwicklungsgeschichte, Physiologie. Ich sage: „soweit wir es kennen", und das muß man immer sagen, in jedem Zeitalter. Wir kennen niemals das Naturganze vollständig — und die Summe dessen, was wir nicht wissen, ist stets größer als dessen, was wir wissen. Und selbst das, was wir wissen, wird oft in einer anderen Zeit zum Irrtum, wir korrigieren es, sobald wir in der Naturerkenntnis ein Stück weiter gekommen



Fernand Léger

sind. Gibt es eine Substanz wie das Teleplasma, dann müssen sich eben unsere Grundanschauungen über mancherlei andere Wissensgebiete umlagern.

Ich habe seit vierunddreißig Jahren mit Medien experimentiert und außer den üblichen Phänomenen auch das Teleplasma ausgiebig kennengelernt, es unabhängig bei verschiedenen Medien gesehen, berührt, fotografiert, gefilmt. Im Laufe einer Sitzung — man sitzt bei dem Experiment um einen Tisch, wobei sich das Medium meist in der Trance (einem schlafähnlichen Zustand) befindet — treten die üblichen parapsychischen Phänomene ein oder eines von ihnen. Haben wir ein Materialisationsmedium vor uns, dann kommt das Teleplasma. Es hat eine eigenartige Struktur, die man, wenn man sie einmal kennengelernt hat, niemals wieder vergißt, weil sie mit nichts Bekanntem aus der Natur oder aus dem Kunstgewerbe der Menschen vergleichbar ist. Weiße oder grauweiße Masse, absolut unregelmäßige Bildungen, durchlöchert, bizarr, zerrissen, nach bestimmten Punkten hin aber wieder zielstrebend und Richtungskräfte aufweisend, stellenweise papierdünn, anderswo aber wieder knotig, verdickt bis zur Fingerstärke, sogar Faustdicke. — Dies das Standbild (siehe den anschließenden Bilderbogen).

Figur 1 zeigt Teleplasmaaufnahmen von zwei verschiedenen Medien, die sich nicht kannten; die Aufnahmen liegen Jahre auseinander. Die Struktur ist einheitlich und deckt sich mit den Forderungen, die man an Tastobjekte von Teleplasma stellt. — Ich habe oft zu eingehender Beobachtung unter Anwesenheit von 6—12 anderen Personen, darunter Ärzten, Naturwissenschaftlern, Justizpersonen, Psychologen usw., Gelegenheit gehabt. Das Teleplasma ist in ständiger Bewegung, zeigt stets ein Wachsen, ein Aussprießen nach allen Seiten; die Substanz ist wie beseelt, belebt. Es bilden sich wurmförmige Fortsätze, die sich wieder zurückziehen und woanders auswachsen, es bilden sich Vertiefungen, die sich wieder ausfüllen. Das Teleplasma kommt meist aus einer Körperöffnung (Mund, Nase, Ohr) oder direkt aus der Haut heraus und wächst anscheinend ins Ungewisse in den Raum hinein.

Figur II zeigt vom Munde herabgestiegenes Teleplasma, das sich plötzlich enorm verbreitert und verdickt hat; ein Teil biegt nach rechts aus, dort ein Knie bildend, wächst dann mit der anderen Masse herunter nach dem Schoß. Der Vorgang wurde minutenlang von Dr. Ue. und mir bei hellstem Rotlicht in 20 cm Entfernung verfolgt. Der visuelle Eindruck war nicht der eines herunterfallenden toten Stoffes, sondern einer lebendigen, durch eine Art Auftrieb schwebenden, im freien Raum sich selbst Stützpunkte schaffenden, dann aber nach unten weiterwachsenden Substanz. Weiterverfolgend sahen wir, wie sich das Gebilde im Schoße umbog, um horizontal nach vorn zu wachsen, es bildeten sich zwei zapfenartige Gestaltungen, die man als Wachstumsknospen bezeichnen könnte, die Masse rotierte dort um ihre eigene Achse, wie das auch bei der Aufnahme (wenigstens beim Original) durch eine spiralförmige Anordnung der Teilchen erkennbar ist.

Zeigt nun das Standbild schon, daß die vielen Erzählungen und Berichte über Teleplasma keine Halluzinationen der Sitzungsteilnehmer sind, so beweist die Filmaufnahme ihrerseits, daß die Bildungen und Veränderungen des Teleplasmas ebenfalls Tatsächlichkeiten sind (Figur 3).

Nun kommen wir zu jenem Gebiet der Teleplasma-Natur, das die Leser wohl am meisten interessieren wird. Das ist die Tendenz des Teleplasmas, Formen der belebten oder der unbelebten Natur nachzuahmen oder anzunehmen, die auf die Dauer von Sekunden bis zu Minuten, ja in seltenen Fällen bis zu einer Stunde, bestehen bleiben können und sich dann wieder auflösen. Gesichter, Hände, Köpfe, Gegenstände.

Das Bild 4 zeigt links eine Teleplasmamasse von schleierartiger Bildung, am oberen Teil sieht man eine Rundung, und es scheinen die Stoffmassen dort dichter geworden zu sein. Rechts dasselbe Gebilde einige Minuten später (aus etwas größerer Ferne foto-

Das Teleplasma

Fotos Dr. Schwab, Berlin

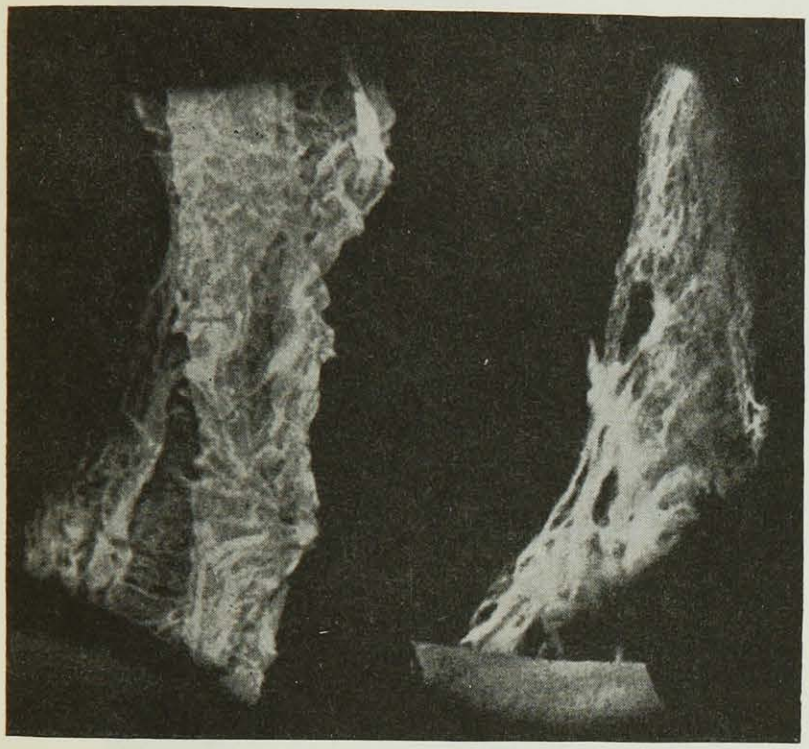


Fig. I. Teleplasma-Stücke zweier verschiedener Medien

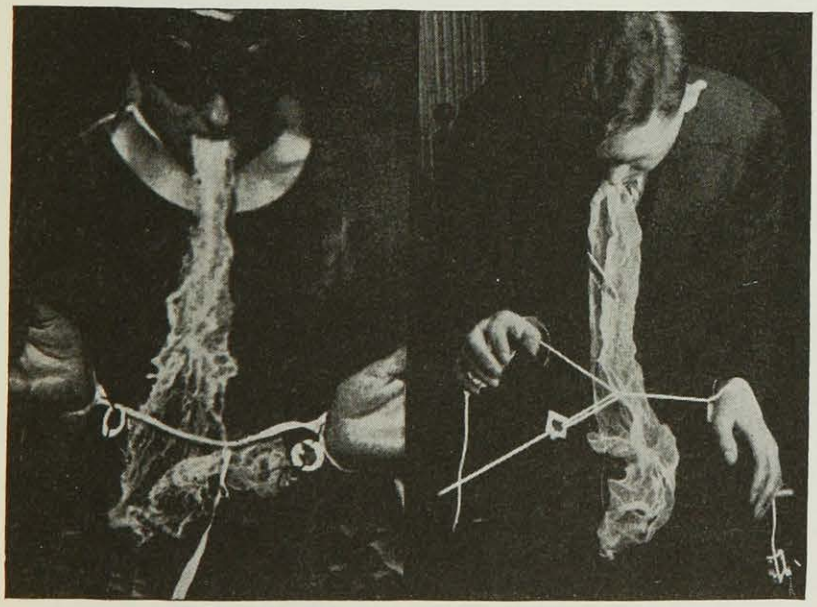
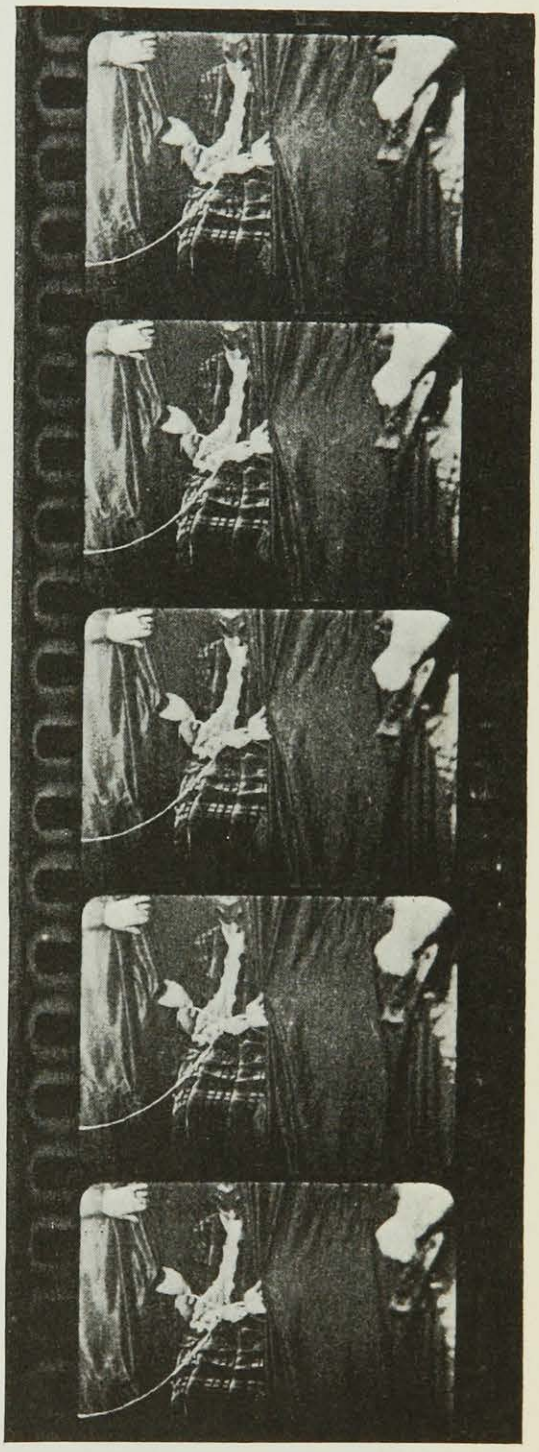


Fig. VI. Vergleich zwischen Medium und Taschenspieler



Film-Aufnahme der Teleplasma-Produktion

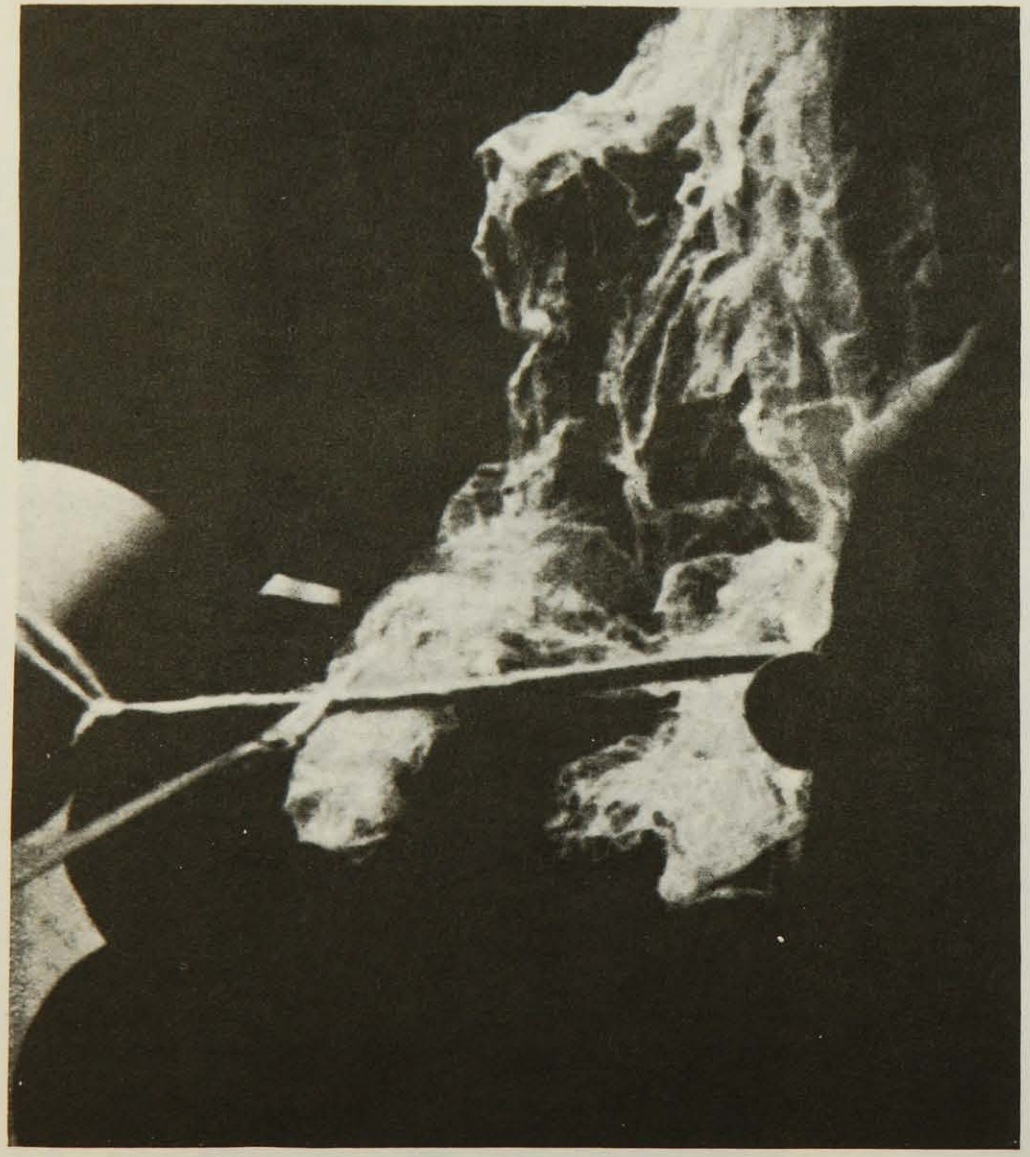
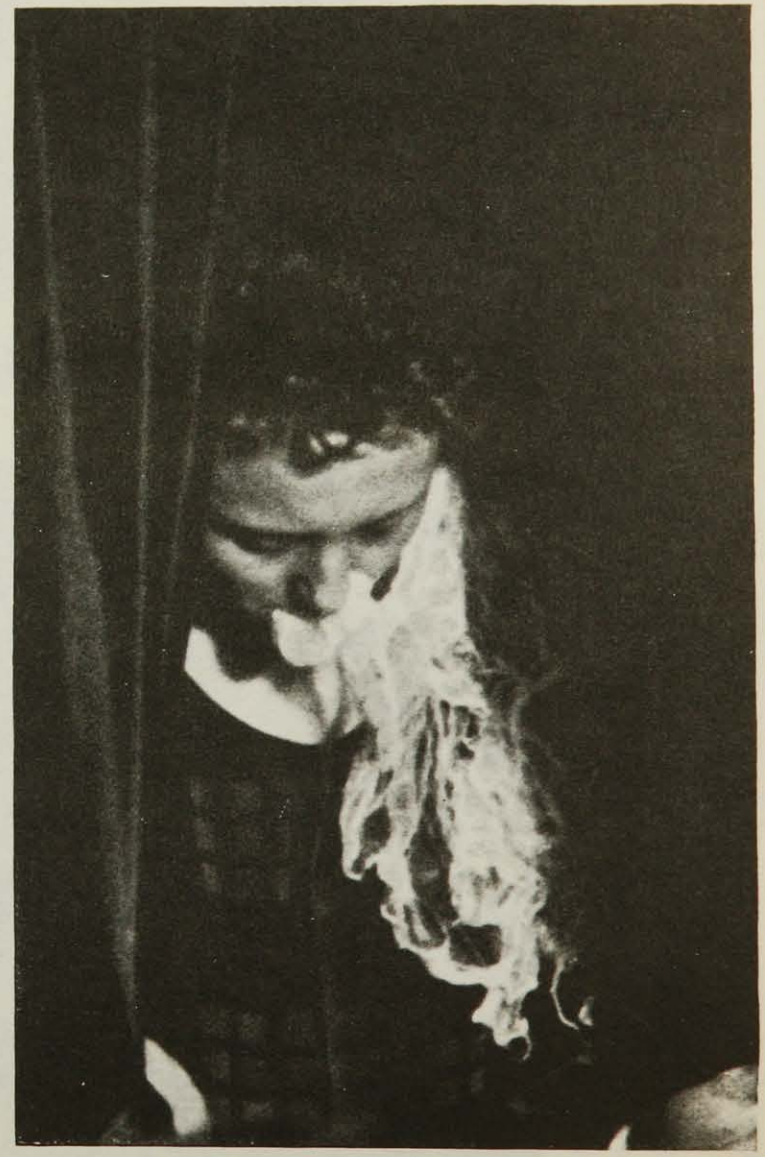
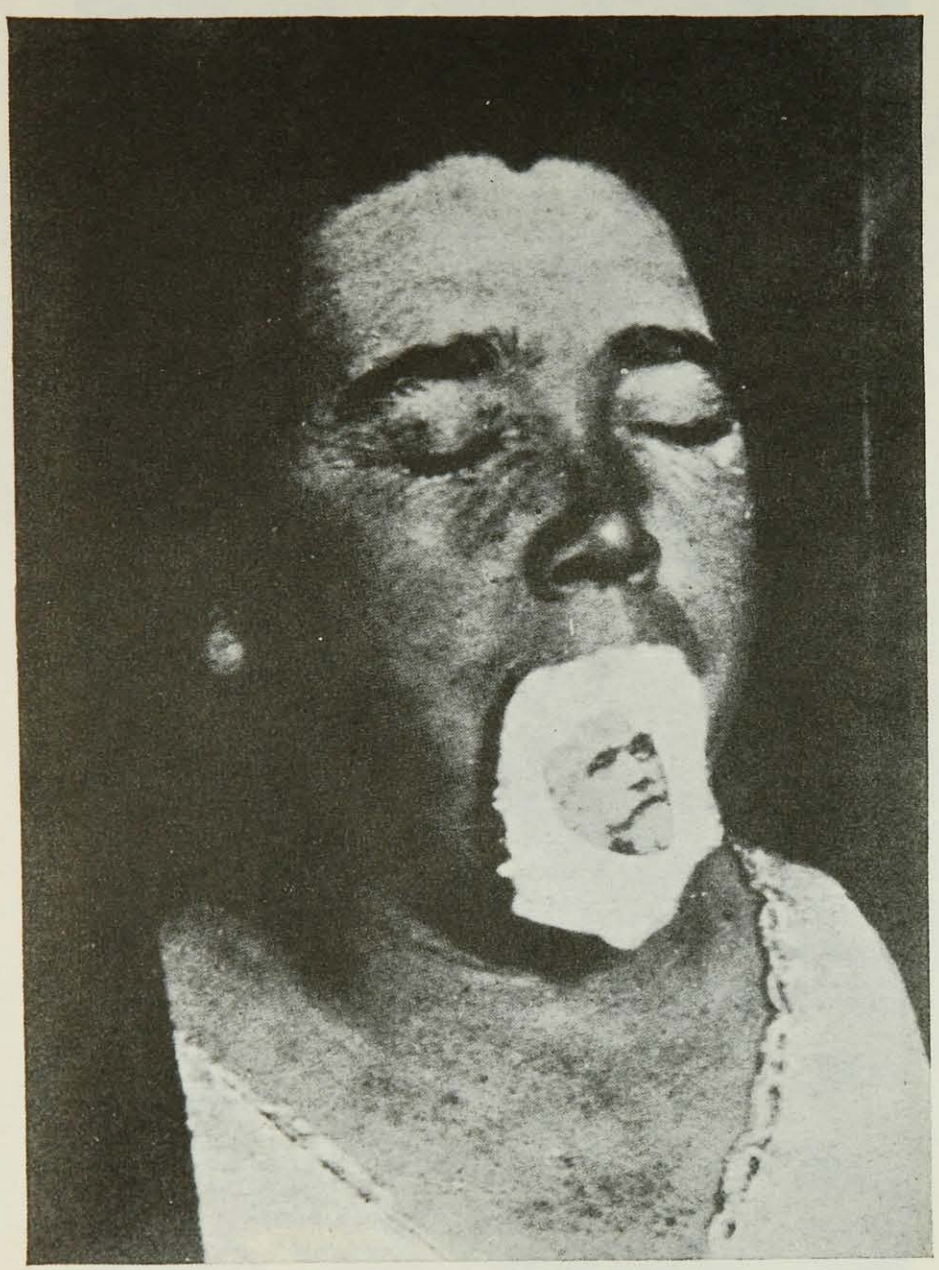


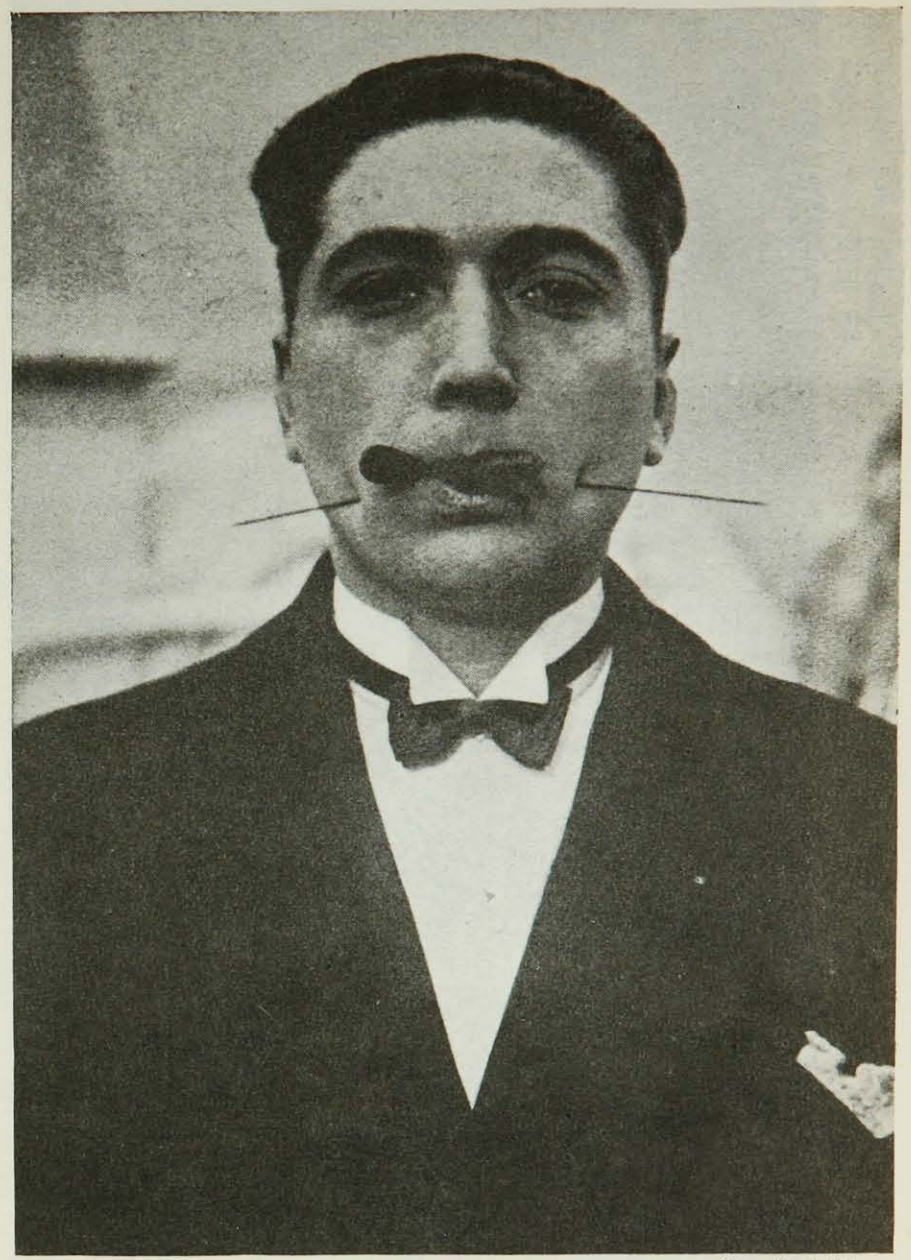
Fig. II. Teleplasma im Zustand rapiden Wachstums



strömt aus Mund, Nase, Ohr



Mary M.'s Teleplasma-Plastik ihres Vaters



New York Times

Der Fakir des Westens (Professor Lievinsky-New York)

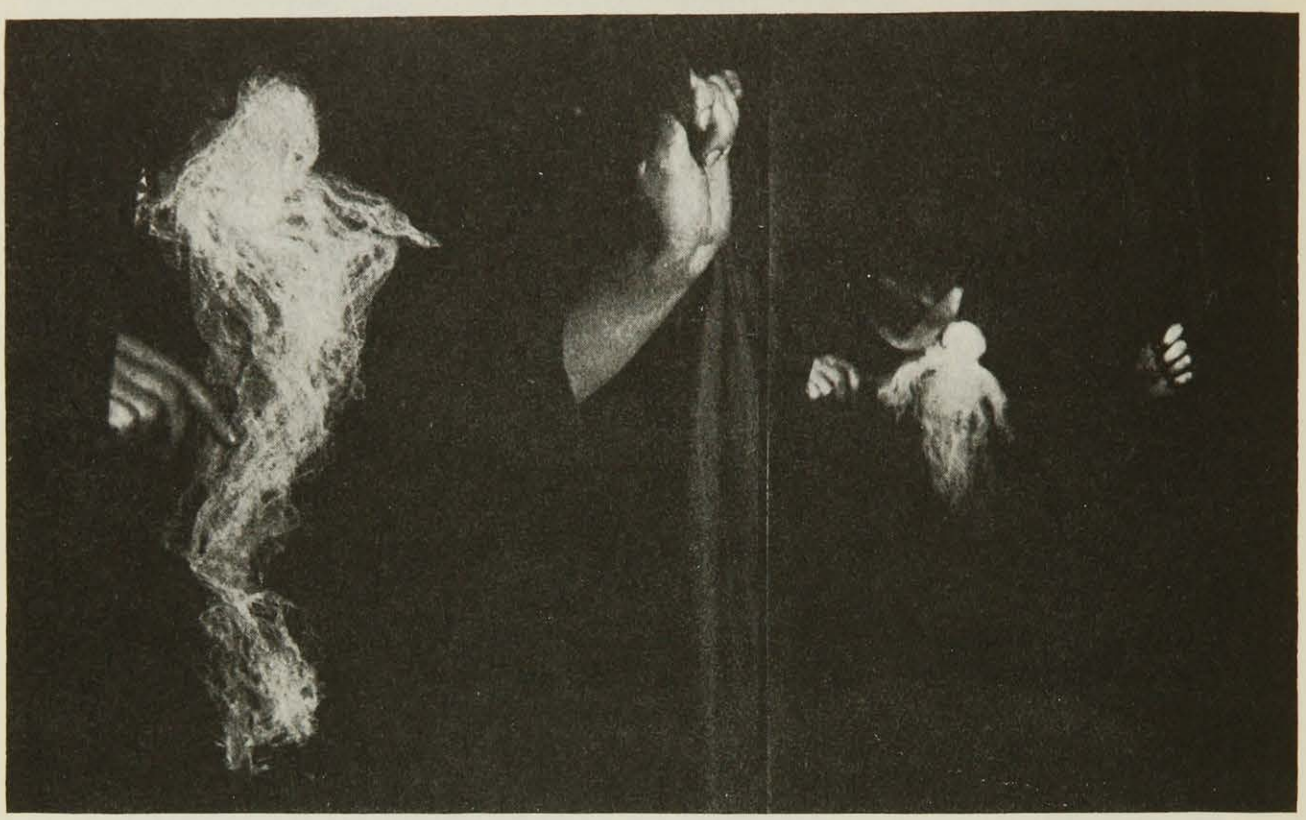


Fig. IV. Teleplasma im Begriff, Formen zu bilden

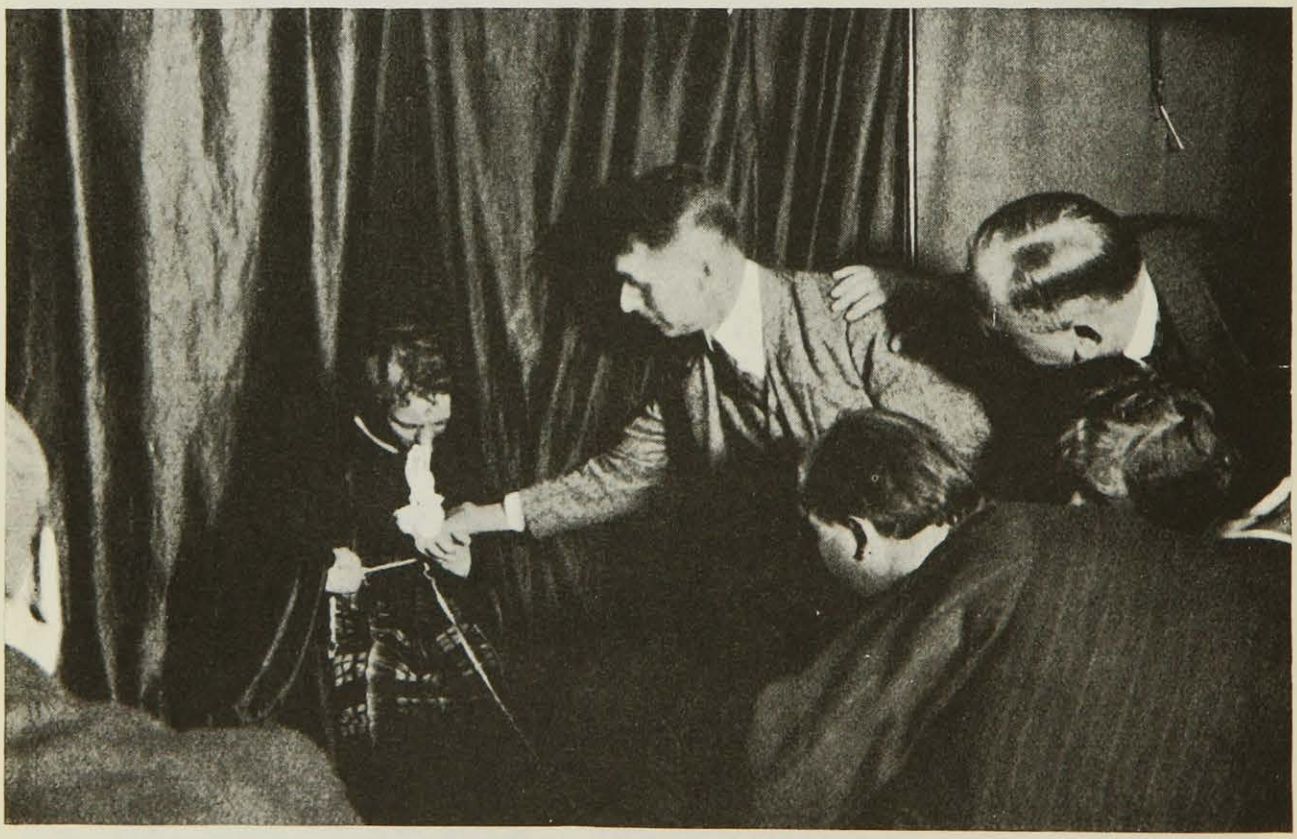


Fig. V. Teleplasma in der Hand des Experimentators (Dr. Schwab)

grafiert, daher kleiner). Man sieht, oben hat sich eine kopfartige Bildung ergeben, beiderseitig arm-ähnliche Andeutungen. Das ist der Vorgang einer Phantombildung, wie ihn schon der berühmte Petersburger Forscher Aksakow im vorigen Jahrhundert in seinem bekannten Werk geschildert hat.

Die Skeptiker, die oft keine Skeptiker sind, sondern nur Gegner, wollen mit Albernheiten nun solche doch bereits sichergestellten Tatsachen fortdisputieren: das Medium hätte eine Puppe mitgebracht, oder es hänge ihm ein Gazestreifen aus dem Munde heraus, oder es verberge einen winzig kleinen zusammengefalteten Chiffonfetzen in einer Nußschale, der während der Sitzung ausgebreitet wird. Wer selbst experimentiert und die Sache kennt, der muß nur lachen über die Leichtgläubigkeit solcher Skeptiker. Kritik ist notwendig, man muß aber auch kritisch gegen seine eigenen Vorurteile sein.

Figur 5 ist eine Aufnahme, die vorgenommen wurde in dem Moment, als das Teleplasma auf meiner Hand produziert wurde. Anwesend waren ein Professor, ein Oberarzt und ein Ingenieur. Die Masse fühlte sich kühl an, obwohl sie gerade eben ganz schnell aus dem Munde herausschoß, war außerordentlich leicht und sammelte sich allmählich wie ein Schneeball auf meiner Hand an. Als ich die Hand zusammendrückte, fühlte ich noch einen leichten Widerstand, aber beim Nachsehen war die ganze Masse in meiner Hand verschwunden.

Nachzuahmen ist das Teleplasma nicht. Ich möchte *den* Artisten sehen, der mir ein Stück Teleplasma in die Hand gibt! Und ich möchte dieses Teleplasma dann untersuchen! Schon die Nachahmung der Struktur allein gelang nicht bei einem Experiment, das vor einiger Zeit als Gegenversuch zu den Phänomenen eines Mediums veranstaltet wurde.

Figur 6 zeigt links ein Medium mit echtem Teleplasma (man beachte die immer in der gleichen Weise geartete bizarre und ungeordnete Struktur). Rechts die Aufnahme eines Artisten von Rang, der das Teleplasma in derselben Lage, Situation, Fesselung in einer regelrechten okkulten Sitzung nachahmt. Man sieht das plumpe Herunterhängen des in den Mund gesteckten Gazestreifens, dessen Webefaser sogar (auf dem Original) ganz deutlich zu erkennen ist.

Die *Schwindel*frage ist ungemein wichtig, und man ist selbstredend verpflichtet, sich bei einem so wichtigen und umwälzenden Gebiet jeder Debatte zur Verfügung zu stellen. Hier sei nur eines noch erwähnt. Angenommen Betrug! Aber wie soll man es erklären, daß sämtliche Medien das gleiche Teleplasma produzieren, das immer dieselbe Eigenschaft zeigt, das denselben Gesetzen unterworfen ist? Medien, die nie einander kannten, wir sehen darunter einfache Bauernmädchen, die nie ein Buch gelesen haben. Sie müßten einen über die ganze Welt verbreiteten Verein bilden, der ein Geheimnis hütet. Sie sollten etwas können, was geschickten Artisten nicht gelingt, wobei sogar die Klügsten versagen?!

Die Erforschung des Teleplasmas führt die Menschheit höchstwahrscheinlich zu ungeahnten Resultaten. Ist es nicht eine Geisterwelt, ein Jenseits, das durch diese seltsame lebendige, ja beseelte Stofflichkeit zu uns hereinragt, wozu diese die Brücke bildet, so werden wir gewiß im Diesseits ebenso Wichtiges, wenn nicht Wichtigeres, damit ergründen können, vielleicht das Rätsel vom Ursprung des Lebens. Wir mögen vielleicht finden, daß nicht nur die Medien Teleplasma erzeugen, sondern daß in allem Lebendigen Teleplasma als unsichtbares formbildendes Lebensferment arbeitet, ja daß es schließlich in jeder Zelle enthalten ist, ihr Form, Wachstum und Leben gibt.

Taschenspieler und Medien

Von

Carl Graf v. Klinckowstroem

Ein Zauberkünstler hat einmal gesagt: Medien sind schlechte Taschenspieler; denn sie brauchen die Dunkelheit für ihre Kunststücke, während wir Magier bei strahlendem Licht arbeiten.

In dieser Aussage liegt insofern sogar eine Überschätzung mediumistischer Kunstfertigkeit, als die wenigsten Medien wirklich über taschenspielerische Fähigkeiten verfügen. Das Geheimnis ihres Erfolges liegt zum größten Teil in den Bedingungen, unter denen sie sich zu Sitzungen herbeilassen. Der Ritus dieser Sitzungen hat sich seit Beginn der spiritistischen Bewegung nahezu unverändert erhalten. Er läuft darauf hinaus, die Beobachtung zu erschweren, Betrug zu begünstigen und eine Entlarvung nach Möglichkeit zu verhindern: Dunkelheit, Lärm durch Musik, Gesang oder gesteigerte Unterhaltung, die Händekette, Verbot unvermuteten Lichtmachens und Zugriffs; dazu das mystische Milieu. Das sind die wesentlichen Bestandteile dieses sehr zweckmäßig ersonnenen Betrugssystems, das einem gewandten Medium ermöglicht, verblüffende Phänomene zu zeigen.

Eines der ganz wenigen Medien, das wirklich über taschenspielerisches Können verfügte, war der Amerikaner *Henry Slade*, der durch die Versuche Prof. Zöllners in Leipzig (1877/78) zu unverdientem Ruhme gelangt ist. Seine Spezialität war der bekannte Geistertafeltrick. In dieser Vorführung erlangte Slade eine solche Fertigkeit, daß auch Berufszauberkünstler, wie der berühmte Bellachini, nicht dahinter kamen, wie er es machte, und ihm bezeugten, daß es sich um ein übernormales Phänomen handeln müsse. Das darf uns nicht weiter wundern. Denn Slade bot etwas ganz Neues, er war Spezialist. Auch ein gewiegter Zauberkünstler braucht durchaus nicht immer einen ihm neuen Trick, der ihm gezeigt wird, sofort zu durchschauen. Sonst wäre es nicht möglich, daß z. B. im Magischen Zirkel ein Mitglied den anderen einen neuen magischen Trick vorführt, der diesen zunächst undurchsichtig bleibt. Bellachinis Urteil beweist also gar nichts für Slade.

Der Geistertafeltrick ist heute von dem Repertoire der Medien verschwunden, denn er wurde von den Zauberkünstlern übernommen. Als einer der ersten brachte es der englische Amateur-Taschenspieler *S. J. Davey* in der Ausführung dieses Kunststücks zu einer solchen Vollendung, daß er Slade weit in den Schatten stellte. Er bewies das im Rahmen einer Veranstaltung, die im Jahre 1886 von der Londoner Society for Psychical Research auf Veranlassung von Dr. Richard Hodgson unternommen wurde zu dem Zwecke, auf experimentellem Wege die Quellen der mannigfachen Beobachtungstäuschungen zu erforschen, wie sie bei spiritistischen Sitzungen vorkommen mußten. Die englischen Forscher waren zu der Überzeugung gelangt, daß in solchen Sitzungen eine ganze Reihe von Fehlerquellen zusammenwirken mußte, um zu Berichten über ganz unerklärliche Erscheinungen zu führen. Diese Fehlerquellen bestanden im wesentlichen in der

Erik Nitsche *Die Fußleserin*

Unkenntnis der vom Medium angewendeten Trickmethoden, mangelhafter Beobachtung und Beobachtungslücken, Erinnerungstäuschung und Erinnerungsadaption. Das zeigte sich augenscheinlich in einer Reihe von Sitzungen, die Davey als Pseudomedium gab. Keinem der Teilnehmer, auch nicht einem hinzugezogenen Berufszauberkünstler, gelang es, Davey hinter seine Schliche zu kommen, der zugleich ein Meister in der angewandten Psychologie war.

Trotzdem wissen die experimentierenden Okkultisten sehr gut, warum sie es vermeiden, Zauberkünstler zu ihren Sitzungen einzuladen. (*Schrenck-Notzing* und *Geley* haben solche Angebote abgelehnt). Der erfahrene Magier hat vor dem Laien als Beobachter das voraus, daß er aus seiner Praxis heraus besser weiß, worauf es ankommt und worauf besonders zu achten ist. Er wird daher etwaige Tricks leichter und schneller zu durchschauen vermögen. Denn ihn interessiert nicht das Phänomen als solches, sondern dessen Entstehung; und so wird er seine Aufmerksamkeit bereits auf Vorgänge einstellen, die den anderen entgehen, weil sie gar nicht wissen, welche Bedeutung sie haben können. Auch aus den Bedingungen, die ein Medium stellt, wird er schon seine Schlüsse ziehen können, und er weiß aus seiner Erfahrung unauffällige und harmlos erscheinende Bewegungen des Mediums besser zu deuten als der Laie — und sei es ein Universitätsprofessor —, der ja auch jedem Zauberkünstler gegenüber völlig hilflos dasteht.

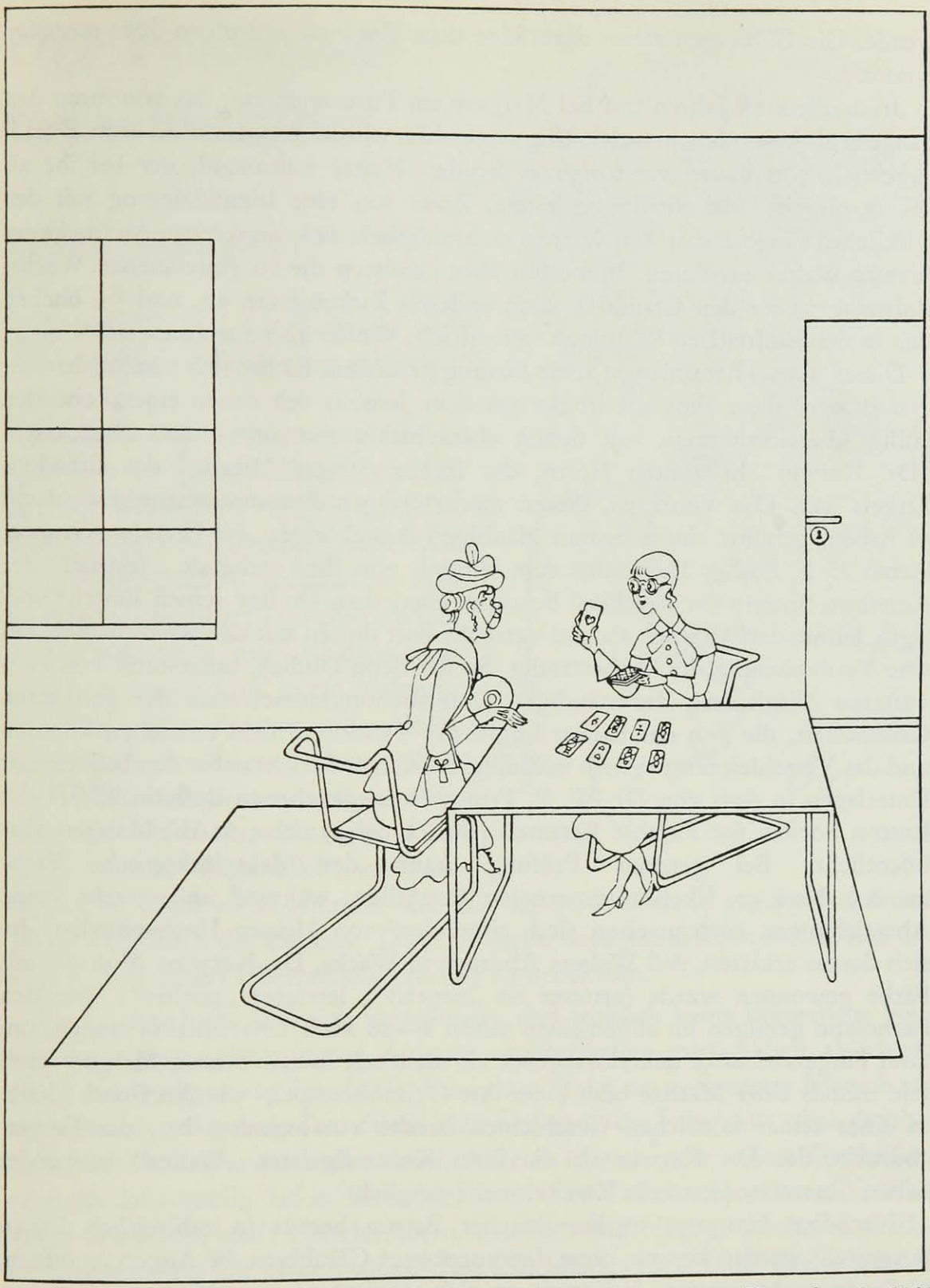
Das Beispiel des 1926 verstorbenen *Harry Houdini*, der einer der genialsten und vielseitigsten Zauberkünstler unserer Zeit war, zeigt, eine wie wertvolle und nützliche Arbeit ein solcher Experte bei der Aufklärung mediumistischen Schwindels leisten kann. Er fand zu einer solchen Tätigkeit in Amerika allerdings

auch reichlich Gelegenheit, da dort der Spiritismus noch heute in einer tropischen Üppigkeit blüht, von der wir uns in Europa kaum einen Begriff machen können. Unter dem Schutze der spiritistischen „Kirchen" treiben jenseits des großen Wassers viele Tausende von Medien ihr Unwesen. Houdini hatte es sich in den letzten Jahren seines Lebens zur Aufgabe gemacht, die Ausbeutung des Volkes durch Schwindelmedien energisch zu bekämpfen; und er hat denn auch in kurzer Zeit zahlreiche Angehörige dieses einträglichen Berufszweiges zur Strecke gebracht. So sind z. B. auf Veranlassung Houdinis in Los Angeles allein siebzig von ihm ertappte Medien verhaftet und bestraft worden, in San Francisco mehr als ein Dutzend, in Cleveland fünfundzwanzig, in Boston vierzehn.

Insbesondere hat sich Houdini als Beobachter bewährt bei der Prüfung des Bostoner Mediums *Margery*, der Gattin des Chirurgen Dr. R. L. G. Crandon, die sich 1924 um den von der Zeitschrift „Scientific American" ausgesetzten Preis von 2500 Dollar bewarb. Daß sie ihn nicht bekam, ist Houdinis Verdienst. Der Untersuchungskommission, die bereits das Medium *Valiantine* beim Betrügen erwischt hatte, gehörten u. a. der Psychologe Prof. William McDougall und Dr. W. F. Prince an, ferner als Sekretär das Redaktionsmitglied des „Scientific American", J. Malcolm Bird. Außer Bird waren fast alle Mitglieder des Ausschusses davon überzeugt, daß Margery betrog, allein es fehlte der strikte Beweis. Nur Bird war so sehr in den Bann der faszinierenden Frau geraten, in deren Hause er auch verkehrte, daß er eigenmächtig in seiner Zeitschrift günstige Berichte über die Sitzungen mit Margery zu veröffentlichen begann. Da wurde auf Veranlassung der anderen Ausschußmitglieder, in letzter Stunde sozusagen, Houdini hinzugezogen, dem es dann auch sehr schnell gelang, den Tricks der raffinierten Dame auf die Spur zu kommen. Er hat darüber eine eigene Broschüre veröffentlicht und seine Entdeckungen an anschaulichen Zeichnungen erläutert. Bird aber wurde seines Postens in der Kommission sowohl wie im Redaktionsstabe des „Scientific American" enthoben und entwickelte sich nunmehr zum inoffiziellen Propagandachef des Mediums, für das er von da ab im „Journal" der American Society for Psychical Research lebhaft eintrat.

Eine im gleichen Jahre durchgeführte Untersuchungsreihe durch ein Komitee von älteren Harvard-Studenten führte zu einem ähnlichen Ergebnis. Man kam ebenfalls ohne eigentliche Entlarvung zu der Überzeugung, daß Margery durch Befreiung eines Armes oder Fußes aus der Kontrolle oder durch Mitwirkung eines Angehörigen der Crandon-Gruppe betrog. (*Dr. Crandon* behielt sich stets die Kontrolle der rechten Hand seiner Frau vor!) Einer der Sitzungsteilnehmer, der jetzige Prof. *Grant H. Code*, zugleich Amateur-Taschenspieler, vermochte unter den gleichen Bedingungen sämtliche Phänomene nachzuahmen. Obwohl diese Untersuchung mit der größten Loyalität durchgeführt wurde, hat Crandon die Untersucher heftig angegriffen; in einem Buch „Margery-Harvard-Veritas" veröffentlichte er die Protokolle, ließ jedoch die entscheidenden Teile aus, die das Medium schwer belasteten. Auch Bird trat weiter als Verteidiger des Mediums auf.

Die Crandons ließen sich nicht abschrecken und gingen weiterhin mit großem Raffinement vor. Die Dunkelsitzungen fanden meist in ihrer Wohnung statt, wo die Gäste reichlich bewirtet wurden. Außer den üblichen Bedingungen stellte



Walter von Dreesen *Kartenlegerin 1932*

Crandon an alle Sitzungsteilnehmer noch die Forderung, die während der Sitzung durch Diktaphon aufgenommenen Protokolle zu unterschreiben, und ferner verlangte er von jedem die sofortige Mitteilung von etwaigen verdächtigen Beobachtungen. Damit war er in die Lage versetzt, jeder Entlarvungsabsicht zuvorzukommen. Margery verstand es denn auch virtuos, ihr Programm zu wechseln und mit neuen Phänomenen zu verblüffen, sobald die Sache brenzlich

wurde. Die Gläubigen sahen darin eine neue Entwicklungsphase ihrer medialen Kräfte.

In den letzten Jahren trat bei Margery ein Phänomen auf, das von ihren Anhängern als besonders beweiskräftig angesehen wurde: Fingerabdrucke in Wachs, angeblich von ihrem verstorbenen Bruder Walter stammend, der bei ihr als „Kontrollgeist" die Sitzungen leitete. Zwar war eine Identifizierung mit den wirklichen Fingerabdrucken Walters nicht möglich, da keine solchen Abdrucke des *lebenden* Walter existieren. Immerhin aber gehörten die so gewonnenen Wachsabdrucke weder den Crandons noch anderen Zirkelsitzern an, und sie blieben sich in den zahlreichen Sitzungen stets gleich. Woher also stammten sie?

Dieses Rätsel hat unlängst seine Lösung gefunden. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß diese Fingerabdrucke aus dem Jenseits mit denen eines Lebenden völlig übereinstimmen: mit denen eines bisher nur unter dem Pseudonym „Dr. Kerwin" bekannten Herrn, der früher eifriges Mitglied des Crandon-Zirkels war. Das Verdienst, diesen merkwürdigen Zusammenhang aufgedeckt zu haben, gebührt einem bisnun gläubigen Angehörigen der Crandon-Gruppe, Herrn *E. E. Dudley*. Das unter dem Einfluß von Bird stehende „Journal" der American Society for Psychical Research aber, dem Dudley seinen Bericht vorlegte, lehnte den Abdruck ab und versucht statt dessen mit allerhand Ausflüchten eine Verdunkelung des Tatbestandes. So hat denn Dudley, unterstützt von zwei weiteren Mitgliedern des ständigen Untersuchungsausschusses der genannten Gesellschaft, die sich der harten Logik der Tatsachen nicht entziehen konnten und das Verschleierungssystem mißbilligten, seinen Bericht nebst den belastenden Unterlagen in dem von Dr. W. F. Prince herausgegebenen Bulletin XVIII der Boston Society for Psychic Research (Boston 1932) nebst 8 Abbildungen veröffentlicht. Bei genauer Prüfung kann der daktyloskopische Fachmann nahezu 90 Übereinstimmungen feststellen, während andererseits keine Abweichungen nachzuweisen sind, abgesehen von kleinen Unterschieden, die sich daraus erklären, daß Walters Abdruck in Wachs, Dr. Kerwins Abdruck mit Farbe gewonnen wurde (ersterer ist „negativ", letzterer „positiv"). Für den Fachmann genügen im allgemeinen schon 8—10 klare Übereinstimmungen, um zwei Fingerabdrucke daktyloskopisch als identisch nachzuweisen. Margery muß also mittels einer Matrize oder einer Art Gummistempel, wie ihn Frank Heller in einer seiner köstlichen Geschichten bereits vorausgeahnt hat, die Fingerabdrucke des Dr. Kerwin als die ihres Kontrollgeistes „Walter" verwendet haben. Daran ist jetzt kein Zweifel mehr möglich.

Nachdem Margerys mediumistischer Betrug bereits in zahlreichen Fällen festgestellt werden konnte, ohne den unentwegt Gläubigen die Augen zu öffnen, bleibt jetzt abzuwarten, inwieweit sie sich wenigstens von der unentrinnbaren Beweiskraft der Daktyloskopie nun doch in ihrem Glauben werden erschüttern lassen. Die in ähnlichen Fällen übliche Ausrede des „unbewußten Nachhelfens" ist hier nicht gut anwendbar. Vielleicht ist auch der Zeitpunkt nun nicht mehr fern, daß Margery selbst es als opportun empfinden wird, die Maske fallen zu lassen und, wie schon manches Medium vor ihr, in einem Enthüllungsbuch darzulegen, mit welchen Mitteln sie diejenigen, die nicht alle werden, wieder einmal an der Nase herumgeführt hat.

Der Professor verschwand

Von

Richard Hughes

Dolbin

„Heureka!" rief der Professor und verschwand. Darauf war ich kaum vorbereitet.

Mathematikprofessoren sind keine Zauberer; es kommt ihnen nicht zu, plötzlich und ohne entsprechende Mitteilung zu verschwinden. Außerdem erfolgte im gleichen Augenblick eine sonderbare pfeifende Explosion, ein Geräusch, wie wenn man Knallgas entzündet; wie wenn Luft in ein Vakuum eindringt. Die Papiere auf seinem Schreibtisch wurden von einem jähen Wirbelwind mitgerissen und tanzten einige Sekunden lang über den Fußboden. Einen Augenblick war ich durch den Knall zu benommen, um klar zu denken: dann stand ich auf und stürzte wild durch das Zimmer. Denn es dürfte wohl jedem schwerfallen, sich bei einer so plötzlichen Überraschung richtig zu benehmen.

Kaum aber hatte ich mich vergewissert, daß wirklich keine körperliche Spur von ihm in dem Arbeitszimmer, darin wir studiert hatten, zurückblieb, als ich auf dem Kaminvorleger ein Paar Stiefel bemerkte. Wenn ein aufgeregter Mensch auf einem Kaminvorleger ein Paar Stiefel sieht und sie in die Ecke stellt, ohne darüber nachzudenken, ist weiter nichts dabei. Aber es ist eine ganz andere Geschichte, wenn sich herausstellt, daß in diesen Stiefeln ein Paar Füße stecken, die am Knöchel sauber abgetrennt sind: Fleisch, Adern, Knochen und Haut so reinlich und klar abgeschnitten wie auf einer anatomischen Zeichnung. Eine Weile starrte ich nur so darauf hin; dann bewegte sich einer der Stiefel um beinahe einen Zoll. Ich will gestehen — nicht viel fehlte, und ich hätte mich gefürchtet. Ich raste zur Tür, gewann aber wieder Gewalt über meine Nerven und wandte mich um: siehe da! Hinter meinem Rücken hatten sich ein Paar Beine — Beine in Beinkleidern — an die Stiefel geheftet. Und sie waren im Wachsen!

Sie waren vollständig bis zum Knie; die Adern waren von Blut erfüllt, aber es spritzte nichts über; und während ich gebannten Blicks zusah, hob sich die ab-

geschnittene Oberfläche langsam wie das Wasser in einem Wehr. Es war unerhört grausig. Ich drückte die Hand darauf und fühlte sie durch einen gelinden Gegendruck gehoben, im Maße, wie der Schenkel des Professors wuchs; und ich erinnere mich noch, daß mein Daumen, obwohl er eine zum Überfließen volle Arterie verschlossen hatte, durch keinen Tropfen Blut befleckt war.

Danach muß ich wohl in Ohnmacht gefallen sein, wie man das nun einmal tut, wenn es des Unnatürlichen zuviel wird; denn ich wußte nichts, bis ich sah, daß der Professor — der ganze — über mir stand und aufgeregt auf mich einsprach. Ich sah benommen und verworren zu ihm empor; er schwenkte die Arme und schrie, er habe den Weg gefunden; dann plötzlich steckte er seine Hand sozusagen durch ein Loch in den Weltenraum; sie verschwand völlig; willentlich tauchte er seinen Arm bis zum Ellbogen in — nichts; und zog ihn wieder heraus.

„Aber es ist doch so leicht", wiederholte er immer und immer wieder, „so leicht, wie mit der Wimper zu zucken. Warum ist mir das bloß nicht früher eingefallen?"

„Was denn?" fragte ich verzweifelt.

„Die vierte Dimension", antwortete er. (Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß wir zusammen ein Buch über „mehrdimensionale Perspektive" schrieben.) „Was haben wir uns mit den Wurzeln imaginärer Zahlen und Funktionen abgequält und versucht, die Trümmer wegzuräumen, in die Einstein das Weltbild zerschlagen hat, während die ganze Zeit die vierte Dimension sich von den andern dreien, mit denen wir vertraut sind, überhaupt nicht unterschied."

„Ich verstehe nicht —", begann ich.

„Nein, natürlich nicht!" brummte er und nahm sofort die Haltung des Vortragenden an.

„Meiner Annahme nach ist die vierte Dimension nichts als eine weitere Dimension, ihrer Art nach von der Länge nicht mehr verschieden als die Länge von der Breite und Dicke, aber auf allen dreien senkrecht stehend. Nehmen wir einmal an, ein Wesen von zwei Dimensionen — ein plattes Geschöpf wie etwa die beweglichen Schatten auf der Kinoleinwand — würde plötzlich die Idee der dritten Dimension begreifen und aus dem Bild heraustreten. Vielleicht würde es sich nur einen Zoll weit bewegen, aber es würde doch der übrigen zweidimensionalen Welt völlig aus dem Gesichtskreis verschwinden."

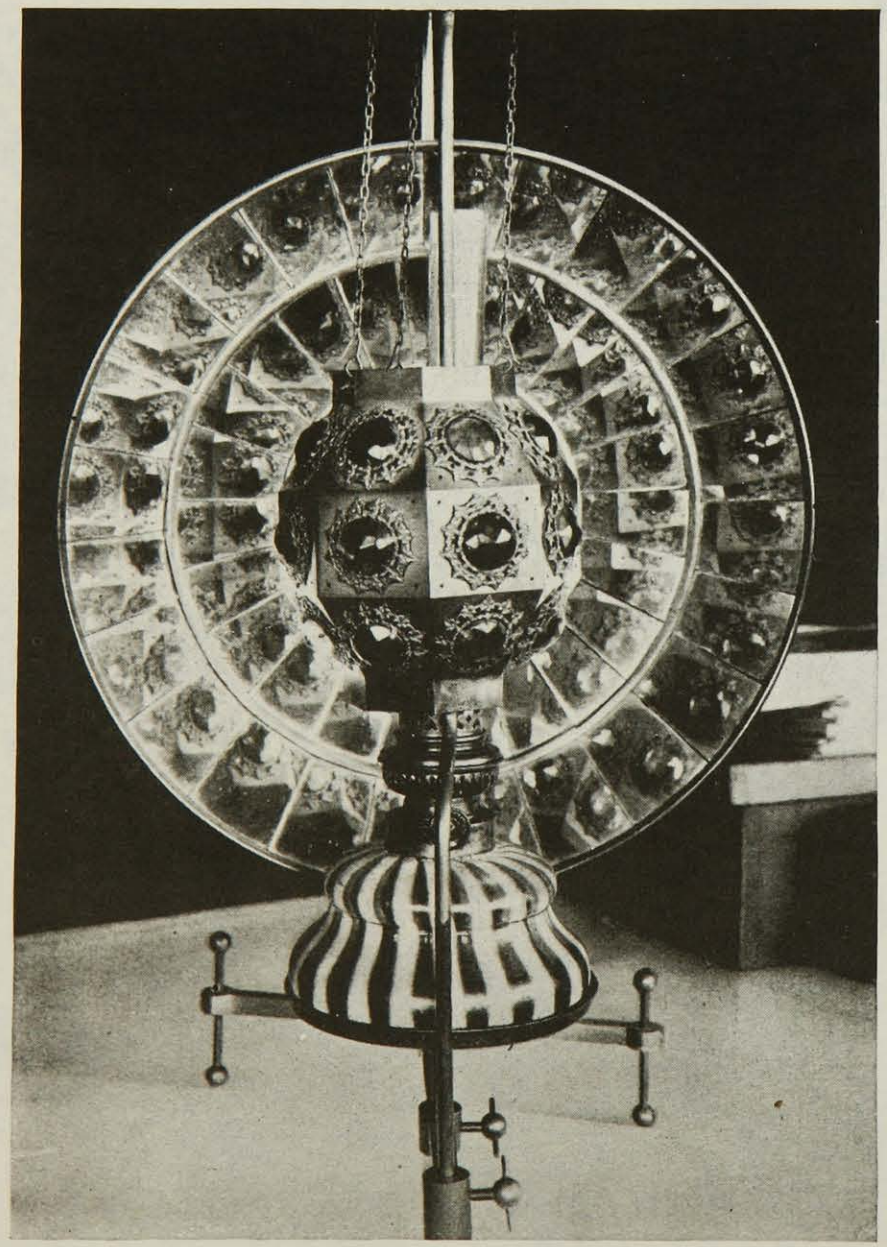
„Aber die Teile", unterbrach ich ihn, „warum sehe ich Sie in diesen furchtbaren Abschnitten?"

Der Professor hob die Hand.

„Ich komme darauf zurück", sprach er.

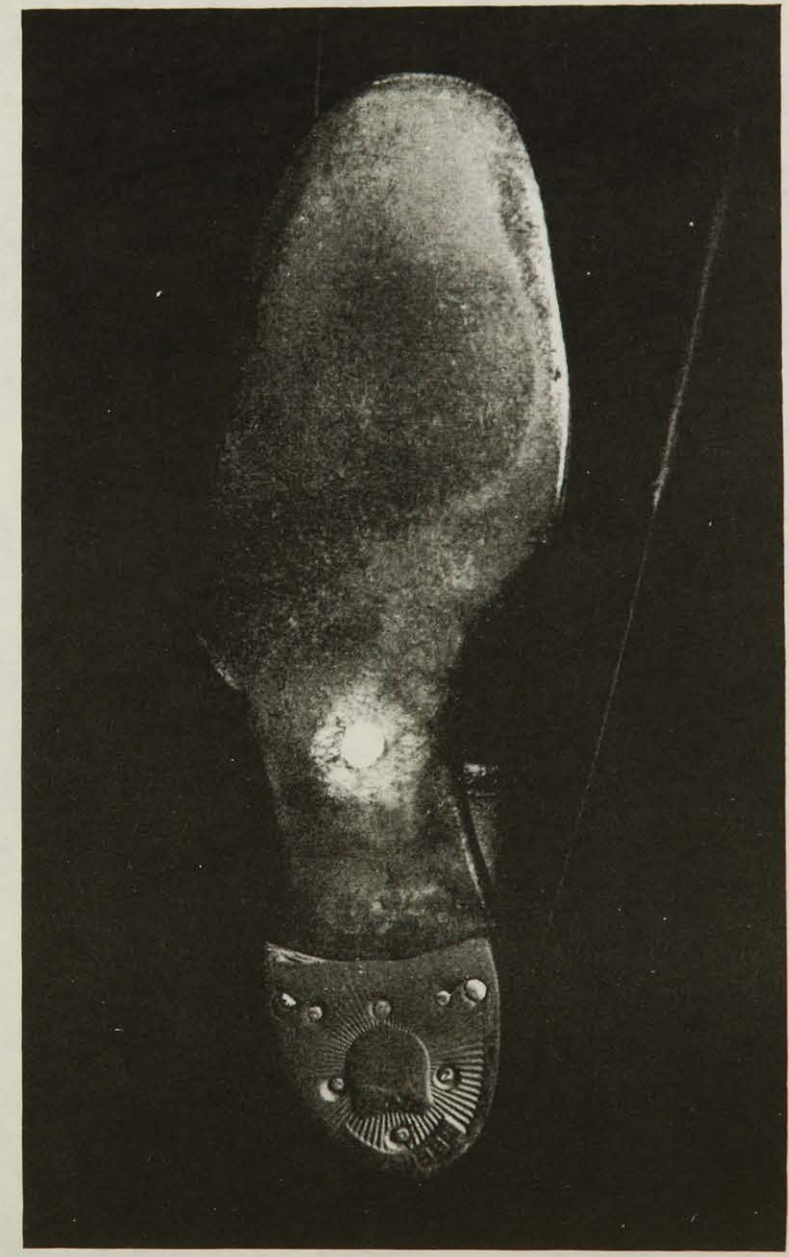
„Nun angenommen, daß dieses Wesen, anstatt auf einmal zurückzukehren — auf einen Schlag, klatsch, was schwierig wäre, wenn nicht ein leerer Raum bereit stünde, es zu empfangen —, zuerst seine Füße hereinschöbe und so langsam, nach und nach, ins Bild zurückkehrte. Es ist klar, daß seine Mitbürger es während des Vorgangs in immer wechselnden Abschnitten erblicken müßten, bis es sich endlich

Der Zauberkünstler Houdini zeigt den Trick der Fußbefreiung



Globetrotter

Die hypnotische Lampe alten Stils, die durch verwirrende Reflexe einschläferte



Willinger

Das geheimnisvolle Lichtphänomen an der Stiefelsohle

völlig wieder in ihrem Raum befände. Soviel hatte ich mir gestern abends im Bett überlegt; und den ganzen Vormittag habe ich mir den Kopf zerbrochen, in welcher Richtung diese vierte Dimension wohl liegen mag, diese Dimension, die zu Länge, Breite, Dicke senkrecht steht. Plötzlich aber —"

Ich konnte mich nicht mehr beherrschen.

„Das ist wunderbar!" rief ich. „Das bedeutet Macht! Bedenken Sie! Ein Schritt, und Sie sind unsichtbar! Keine Zelle im Gefängnis kann Sie halten, denn Sie kennen eine Seite, auf der sie so offen ist wie ein Trauring! Kein Geldschrank ist vor ihnen sicher; Sie greifen mit der Hand *um die Ecke* und nehmen heraus, was Ihnen beliebt. Und wenn Sie auf die Welt zurückblicken, die Sie verlassen haben, sehen Sie uns natürlich auch in Abschnitten, die offen vor Ihnen daliegen! Sie können einen Stein oder eine Pille Gift mitten in die Eingeweide Ihrer Feinde legen!"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Herrgott", rief er, „kann ich das wirklich?"

„Freilich", erwiderte ich aufgeregt. „Es gibt nichts, was Sie nicht tun können. Erklären Sie mir nur schnell, in welcher Richtung diese neue Dimension liegt, und die Welt gehört uns!"

„Sie liegt — sie liegt —", er bewegte die Hände hilflos hin und her. „Wie soll ich's Ihnen erklären?" sagte er. „Es ist eben die *andre* Richtung. Die da!" rief er plötzlich und versuchte zu deuten, was zur Folge hatte, daß sein Zeigefinger und seine halbe Hand verschwanden.

„Halten Sie meine Hand fest", schlug er vor, „und ich werde versuchen, Sie herauszuziehen."

Ich nahm seine Hand, und er rutschte allmählich, die Füße voran, außer Sehweite, bis nichts von ihm übrig war als eine Hand mit klopfendem Puls, die an meinem Arm zerrte. Und da geschah die Katastrophe. Was eigentlich vor sich ging, werde ich nie wissen; ob er nun zog, um meinen Widerstand zu überwinden, oder ob er zu aufgeregt war, um zu wissen, was er tat, oder ob er nur die Absicht hatte, mir etwas zu sagen — genug, der Unglückliche steckte seinen Kopf wieder in unseren Raum zurück; und anstatt ihn in eine leere Stelle zu stecken, schob er ihn genau dorthin, wo das schwere Pult stand. Nun gibt es ein Naturgesetz, wonach zwei Gegenstände dieselbe Stelle im Raum nicht zur gleichen Zeit einnehmen können; und als er ihm entgegenhandelte, hatte das scheußliche Folgen. Es gab ein furchtbares Krachen von Holz, das fast klang wie eine Explosion; gleichzeitig schloß sich seine Hand durch meinen Arm hindurch und verschwand mir aus den Augen. Das ganze Zimmer war voll von Spänen und Staub, die mit Blut und Gehirn fast zu einem Brei zerquetscht waren . . .

Seinen Leichnam aber fand man nie. Vielleicht schwebt er noch irgendwo außerhalb unseres dreidimensionalen Raums herum, nur wenige Zoll von dem Lehnsessel entfernt, in dem er zu rauchen, zu lesen und Theorien auszuspinnen pflegte.

(Deutsch von Dora Sophie Kellner)

Besuche in der vierten Dimension

Von

Rudolf Großmann

Wir rücken heute der Seele von allen Seiten auf den Leib. Man will sie erkennen, beweisen, erfühlen. Daß es sie gibt, wird ziemlich allgemein angenommen; steht — wie ferngerückt ist das materialistische 19. Jahrhundert — nicht mehr in Frage. So sucht man ihr denn auch richtig beizukommen, und die „Seelenkunde" befindet sich heute im Brennpunkt aller geisteswissenschaftlichen Arbeit. Unser gesamtes Kunstschaffen ist von gleichem Drange bedingt. Unser Innenleben drängt immer mehr die Außenwelt zurück. Unsere Sinne werden nur noch Vermittler zwischen den beiden Seelenformen: der inneren und der äußeren.

Der Mensch ist im Begriff, auf Erden zu sich zu kommen. Das ungeheure Reich des Unbewußten beginnt sich erst zu erschließen, die Wissenschaft hat sich nur zögernd hineingewagt. Die Methoden und Apparate funktionieren noch nicht recht, und die Entdeckerarbeit leisten in ihrem Sinn die kühnen und schlauen Pioniere, die Hellseher und Astrologen. Wenn auch positiv dabei noch wenig herauskommt bei diesen merkwürdigen Erfühlungen und Aufspürungen von Dingen jenseits des Alltags, so sind die Begleitumstände, unter denen sie geschehen, und auch die Nieten um so merkwürdiger und aufschlußreicher. Auch der Boden, auf den sie fallen, müßte auf seine Aufnahmefähigkeit untersucht werden. Man könnte eine Topographie der vierten Dimension aufstellen. Nach dem Kriege war z. B. *München* ein ergiebiger Ort für Gespenster außerhalb von uns, die selbständigen Daseins dem Urboten oder vergangenen Zeiten irrlichternd entstiegen.

Rudolf Großmann *Coué*

Später, eigentlich erst heute, packts auch den aufgeweckten Berliner, wenn er durch die Unsicherheit und die Überstürzung der Ereignisse in seiner Stadt seine Vitalität und Strammheit verliert und irgendwo manchmal was Durchsichtiges, fadenscheinig Gespenstisches aus ihm herausguckt. Dann läuft er zu Sehern und Astrologen.

Das Wort *Seele* ist ein Dehnbegriff geworden. Vom christlichen Dogma über ihre Unsterblichkeit bis zur Ansicht eines Chirurgen, wie *Bier*, der die Seele gleich Reiz setzt, ist ein weiter Weg. Früher riß die schwarze Magie, als unser Glaube an die vierte Dimension, noch in den Kinderschuhen steckte, mit einem Donnerschlag das Jenseits auf — aber noch immer erwarten wir von unseren

Weisen der vierten Dimension eine Kraft, die sie nicht haben und nie haben werden. Schließlich sind es nur Versuche auf einer anderen Tastleiter, als der unserer alltäglichen Sinne. Auf jetziger Entwicklungsstufe sind uns manche Instinkte durch die Kultur abhanden gekommen oder willentlich abdressiert worden, und *es ist nicht ausgeschlossen*, daß wir in einem ferneren Stadium mit unseren Sinnen Sachen wahrnehmen und begreifen können, die uns heute übernatürlich erscheinen. Auch *ist es denkbar*, daß unsere Magier von heute umgekehrt auf irgendeine frühere Stufe zurückgreifen.

Rudolf Großmann

Rafael Schermann

Wir verständigen uns mit der Sprache, sie ist die oberste Form seelischer Äußerung; aber sehen wir mal von ihr ab, so bleiben Gesten, allerhand Ausdrucksbewegungen, die z. B. *Schermann* besser zu deuten versteht, als die Sprache. Er fährt über eine sogenannte Schriftspur (d. h. auf weißem Papier sind Buchstaben eingedrückt, aber nicht sichtbar geschrieben) und gibt, da ihm die Schrift die Ausdrucksbewegung des Menschen vermittelt, dem Schreiber eine genaue Charakteristik. Einige Porträte:

Der Astrologe

Er sitzt in der Gesellschaft schweigsam und spricht nur, wenn die Rede auf seine Sterne kommt. Er selbst stellt mit dem Volumen seines Bauchumfanges einen Kosmos dar; man könnte ihm den Tierkreis auf den Bauch zeichnen. Die Sternenkunde ist seine Religion, er nennt sich einen Heiden. Sein Körperbau gleicht einer sumerischen Plastik. Wenn andere sprechen, stellt er seine schwarzen vollen Augen parallel unendlich und denkt an nichts. Dies erholt ihn von den vielen hysterischen Frauen, die täglich zu ihm kommen und ihr Schicksal wissen wollen. Er genießt Frauen, um sich wieder aufzufüllen. Wenn ihn aber jemand in der Gesellschaft fragt, wird er lebendig und greift nach seinem Sternenbuch, verlangt die Geburtsdaten und die Geburtsstunde, löst den Frager aus dem Alltag und knüpft ihn mit verklärter Miene an einen kosmischen Himmel.

„Im September", sagt er einer schon etwas ältlichen Dame, „müssen Sie ja recht Unangenehmes erlebt haben, da ging der wütende Jupiter auf Sie los, aber in den nächsten Monaten haben Sie einige schöne Mond-Trigone, die müssen Sie ausnützen."

Er empfiehlt dann noch einige Gräser und Pflänzchen, die er in seinem Garten vor der Stadt selbst pflanzt, die zu dem kosmischen Bukett gehören, das er jedem gern und freigebig schenkt. Er braucht die Menschen nur anzusehen, um zu wissen, ob sie den Steinbock, den Widder, die Venus oder den Jupiter im Aszendenten haben; dann liest er aus seinen Büchern Charakter und Anlagen, wichtige Lebensabrisse. Die Menschen werden ihm zu Typen, die sich wiederholen.

In einer Gesellschaft mit jungen, hübschen Damen konstatiert er am Schluß erfreut, daß keine der anwesenden Venusse ins Leere gehe, nichts sei schlimmer, als ein *eros vacuus*, über diesen führe er eine Statistik. „Ich bitte Sie, meine Damen und Herren", sagt er, „mir alle Megären Ihrer Bekanntschaft zu nennen." Im Gegensatz zu den anderen Astrologen glaubt er, daß das jedem zustehende Sternschicksal nur bedingt eintrifft, denn der menschliche Wille sei frei und falle mit in die Waagschale.

Der Hellseher

Er kann sich selbst, außerhalb seiner Kunststellen, gewissermaßen zusehen, glaubt, daß, während er in Funktion ist, Abnormales in ihm vorgehe und bietet sich gern Ärzten und Psychologen zur Untersuchung an. Äußerst ausdrucksvolles Mienenspiel, die Mundpartie ist oft verwischt, und die Unterlippe hängt. Er kann sich aber jederzeit wieder zusammennehmen, fast wie im militärischen Drill. Das kommt ihm bei seinen großen Vorführungen zugute, wenn er mit Vorliebe die Frauen einfach überrumpelt. „Sie hatten im vorigen Jahr eine unglückliche Liebe, er denkt aber noch an Sie", so fängt er gewöhnlich an. Die Mädchen werden eingeschüchtert und stimmen seinen weiteren Enthüllungen, ohne sie zu prüfen, mit einem hauchenden „Ja" zu.

Er reißt seine Vorführungen nur so herunter, und die Nieten übergeht er im selben Tempo. Seine Hellseherleistungen sind geschäftlich sehr gut aufgezogen, und bei ganz wichtigen Sachen verlangt er bis zu 500 Mark; dieser Preis wird, bevor er in Trance verfällt, von seinem Sekretär schriftlich fixiert. Zückt man einen Bankscheck, so wird die Trance auf das nächste Mal vertagt; dann erfolgt sie prompt.

Er nimmt eine schwarze Binde vor die Augen und einen alten Rosenkranz in die Hand und läßt die Kugeln, die er auszählt, langsam durch die Finger gleiten. Bei der neunten kriegt er schon den Ruck. Zuerst spricht er leise, dann schreit er immer lauter, und die Halsadern schwellen. Eine Dame neben ihm fällt in epileptische Krämpfe unter den Stuhl, das stört ihn aber nicht, er sieht ja hell mit seiner schwarzen Binde, und er schreit weiter.

Der Trancemaler

Berühmt wurde er durch einen Händedruck von Conan Doyle, der vor seinem Tode noch ein Bild von ihm kaufte. In England und Amerika sind seine Ausstellungen überfüllt.

Er war früher Kunsthändler, unbeschwert von Sachkenntnis in seinem Metier; seinen Erfolg schreibt er selbst dem unsichtbaren Geist zu, der ihn schon damals geführt habe. Ein bißchen versuchte er sich auch in der Technik der Malerei, und die vielen Stile und Epochen, die er verkaufte, genügten, um in seinem labilen Geist Eindrücke zu hinterlassen, die er dann später in Trance automatisch von sich gab.

Er schließt die Augen und malt mit dem Handballen, während der Geist seine Zirbeldrüse befingert. Auf seinen Befehl erscheinen türkische Minaretts, Tempel der Maya, altchristliche Basiliken, assyrische Turmbauten oder Renaissance-

paläste. All diese schwierigen Szenerien, die ihm selbst unbekannt sind, werden in wenigen Minuten hingeschrieben. Aber der Geist läßt ihn dann noch nicht los. Auch dieser Wundermann greift nach der schwarzen Binde, und nun entquellen seinem Mund in Versform Geisterworte, die eine Ergänzung des Bildes darstellen.

Seine Spezialität ist das „Kontaktbild". Wir treten in die gute Familienstube. Andachtsvoll sitzen im Hintergrund schon seine Frau, seine Nichte und einige Proselyten. Er ist im Begriff, das Kontaktbild zweier durchreisender Provinzler hinzuschreiben. Mit einigen Wischern und Lappen hat er innerhalb zwei Minuten in knallroter Farbe ihre Urahnen aus der Etruskerzeit hingezaubert. Dann setzt er sich mit der Augenbinde an den Tisch, versinkt entspannt in ein Nirwana und diktiert in gehobenem Versmaß, was der bildlich zitierte Geist aus grauer Vorzeit seinen späteren Ahnen zu sagen hat.

Schüchtern entrichten die Besucher den billigen Geisterpreis, und nun kommen wir an die Reihe. Bei mir meldet sich ein mir zugedachtes Mädchen aus dem Jenseits, das mich als guter Schutzgeist beim Vollmond bewacht und noch voll Eifersucht auf meine irdischen weiblichen Genien ist. Wieder kommt nun das Gedicht, das er monoton herausstößt.

Auf meinen Einwurf, er brauche sich bei mir nicht mit Versen anzustrengen, es genüge mir auch die nackte Prosa meines Schutzengels, entgegnet er, daß dies nicht in seiner Macht stehe, der Geist spräche aus ihm.

Der Okkultist

In seinem Zimmer riecht es nach Weihrauch. Am Abend, nach den vielen Besuchen und astralen Niederschlägen, muß er immer räuchern, um die Gespenster loszuwerden.

„Sehen Sie denn manchmal Gespenster?"

„Sehr oft! Neulich, als ich in mein Arbeitszimmer kam, saß eines auf meinem Stuhl an meinem Schreibtisch."

„Was machen Sie denn dann?"

„Ich setze mich drauf", erwidert er schlicht.

Auch sein Äußeres ist von einer gefaßten Rundung. An seinem Gesicht könnte sich eine Frau versehen. Zwischen wabbligen Wangen drängt sich die spitze Nase durch, unter der einige Schnurrbartreste hängen, wie bei einem tragischen Mongolenschädel. Aber das Merkwürdigste ist die Stirn, die wie ein Kirchturm ansteigt und die eine richtige Spitze hat, wo sein unsichtbares astrales Auge, wie er behauptet, sitzt und überhaupt sein Sinn, Dinge und Menschen in der vierten Dimension zu beschnuppern.

Er spricht leise, langsam und monoton, als ich ihm einen Gegenstand gebe, den er zu betasten und zu bestreichen beginnt, um dann über dessen Besitzer auszusagen.

Der Sektierer

Glaubhaft ist es kaum, aber was in diesem Saal der Andacht wöchentlich vor sich geht, ist dunkelstes Mittelalter. Breughelsche Darstellungen von Besessenen, im Veitstanz verkrampfte Frauen und Männer, die der Satan vom Boden hochzerrt

und die mühsam von den Wärtern niedergerungen werden, kehren wieder. Zwischen diesem behexten Volk steht der Meister mit seinen siebzig Jahren, wie ein gutmütiger Bäckermeister, was Robustes aus seiner Feldwebelzeit in den alten Knochen. Er hält sie im Zaum und weiß die Geister, die immer wieder in sie fahren, mit herrischer Geste zu vertreiben. Er allein steht während der ganzen Andacht, die diese Ekstasen auslöst.

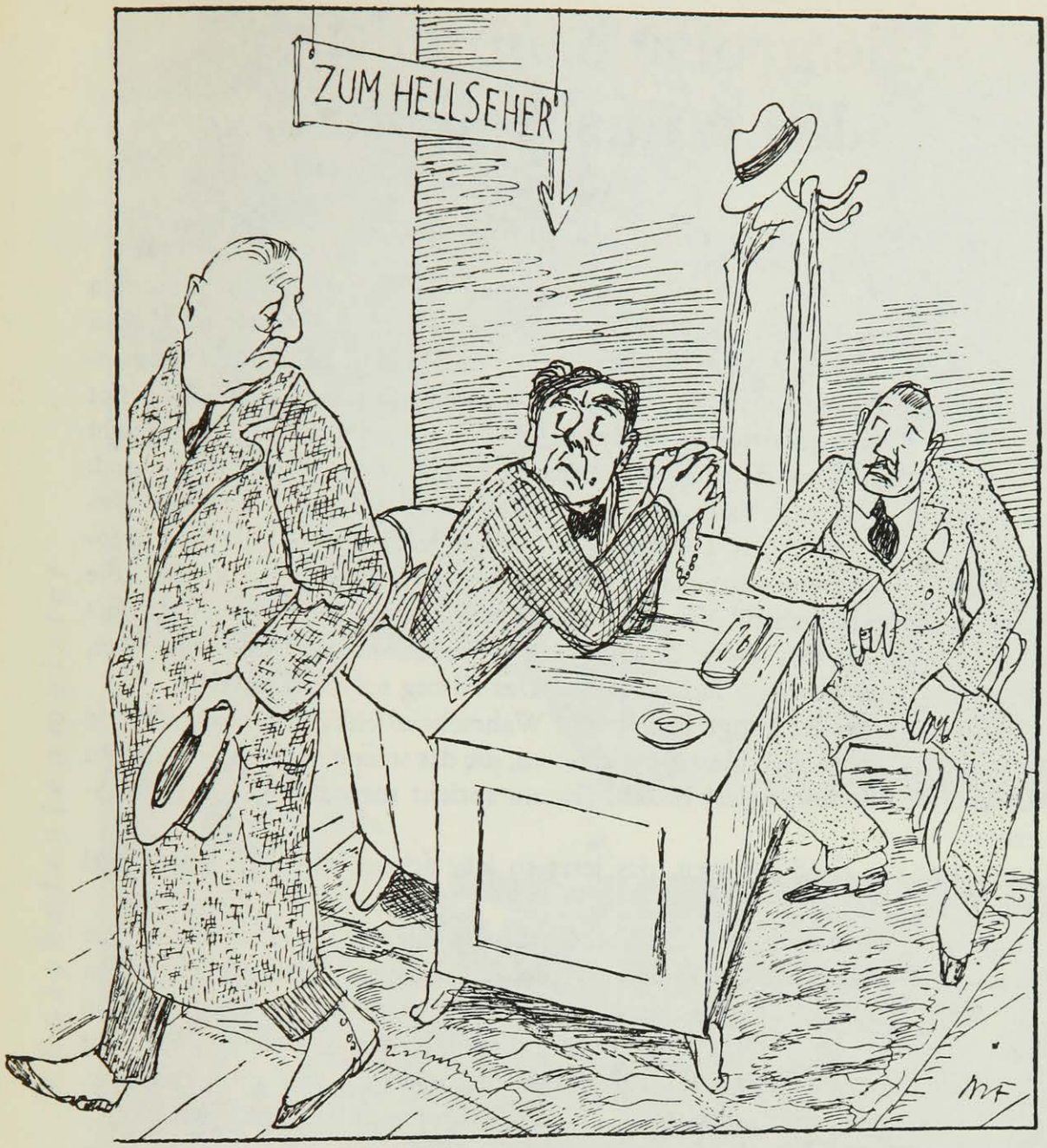
Der Raum ist gesteckt voll. Vor den Andächtigen ein langer Tisch, darauf eine Bibel und ein Kruzifix. Daneben ein Podium mit Musikkapelle, die Choräle intoniert. Der Meister tritt vor, stützt sich auf das Evangelium Johannis und hält eine kurze Ansprache. Er betont, daß er auf kirchlichem Boden stehe, und murmelt ein Gebet.

Vor dem Tisch, den Anwesenden zugewendet, sitzen seine Medien, deren Geister er schon bezwungen hat (Medium ist eigentlich ein falscher Ausdruck, denn er verwirft jeglichen Spiritismus als schwarze Magie). Am selben Tisch sitzen die sogenannten Führer. Die Andächtigen sind meist arme Leute aus Berlin N oder O mit durchfurchten Wangen und Werktagsgesichtern, Männer und Frauen und Mädchen krankhaften Aussehens.

Schon nach den ersten Musikklängen suchen die Geister, die er seit Jahrzehnten bekämpft, in der Masse ihre Opfer. Man hört plötzlich ein schweres Atmen und Stöhnen. Ein Mann hebt die Hand, und sein Kopf sinkt im selben Augenblick an die Stuhllehne. Er läuft blaurot an und stößt kehlige Laute aus. Der Meister oder ein Führer, manchmal auch ein junges Mädchen mit markiertem Busen in straff sitzendem Sweater eilen in die Reihe, woraus die Laute kommen, um zu helfen. Sie legen eine Hand auf die Stirn des Leidenden, die andere auf die Herzgegend, und in wenigen Minuten erwacht der Besessene mit einem tiefen Atemzug, seine Augen divergieren nicht mehr, schauen verklärt und dankbar den Meister an, und er meldet seine Anwesenheit im Diesseits mit einem erleichterten „Gott zum Gruß".

Dieses Schauspiel wiederholt sich bei anderen ungefähr alle fünf Minuten in der drei Viertelstunden dauernden Andacht. Während die bösen Geister wie reißende Wölfe die Versammelten anfallen, sprechen andauernd in ekstatischem Ton die bezwungenen Geister aus den Medien, die der Meister auf folgende Weise erweckt: Er tritt auf eines der Medien zu, das aufsteht, sichtlich wächst sein Volumen, und er meldet den Geist Nebukadnezars, Kaiser Wilhelms oder Napoleons an, dem er jeweils nur sechs Minuten Sprechzeit einräumt. Was sie in der Ekstase hervorstoßen, gleicht einem wüsten Durcheinander von kirchlichem Gesabber und sozialen Vorwürfen. Sie reden sich immer mehr in ihre traumartigen Ekstasen hinein. Automatisch geht es weiter ohne Ende. Schon naht der Meister mit der Uhr in der Hand, stellt sich vor sie hin, und sie finden überraschenderweise einen schnellen Schluß, der jedesmal in eine Hymne an den Meister endet, der ihnen die Brücke zu Gott wird.

Er drückt dem Nebukadnezar die Hand, der mit dem bekannten Gurgelton ausatmet und nach dem Krampfzustand seine normale Fassung wiedergewinnt. Solches wiederholt sich bei all den historischen Persönlichkeiten, die der Reihe nach vorgestellt werden und sprechen. Dann tritt eine Pause ein, während der ich mich mit dem Meister unterhalte.



Marcel Frischmann

— *Was wünschen Sie, mein Herr?*
— *Entschuldigen Sie . . . ich dachte, ich wäre beim Hellseher.*

Zu lange darf ich nicht sprechen, sonst schalte ich die Geister in die Masse wieder ein; und schon packt es einen der Führer selbst, der mit Schaum vor dem Mund zu brüllen anfängt. „Das ist der Falk, den ich schon jahrelang verfolge", sagt der Meister und eilt den beiden starken Burschen, die ihn kaum halten können, zu Hilfe, er schlägt ihm mit Wucht etliche Male auf die rechte und linke Wange, bis er wieder bei sich ist. Aber die Ohrfeigen hat nicht der Führer gekriegt, sondern der Geist „Falk" — meint der Meister.

Trotz dieses rigorosen Vorgehens ist der Meister ein sehr wohltätiger Mann. Kirche und Siedlungsbauten und Gratisbehandlung stehen seinen Anhängern zur Verfügung.

Die große Konjunktur der Wünschelrute

Von

Dr. med. K. R. v. Roques

Vor wenigen Jahren tauchte die Sache auf. 1927 brachten zwei Wünschelrutengänger, *Hedwig Th. Winzer* und *Melzer*, in einer der angesehensten ärztlichen Wochenschriften die Mitteilung über das merkwürdige und häufige Zusammentreffen von unterirdischen Wasserläufen und bestimmten Krankheiten. Genannt wurden Geschwülste, gutartige wie Polypen, und bösartige wie der Krebs. Nicht nur bei Menschen, deren Bett (oder Arbeitsstätte) über den Wasseradern stand. Es hieß ausdrücklich, auch Bäume seien betroffen. Sie kränkelten, würden krebskrank oder gingen ein. Zur Erklärung wurde angeführt, daß dieselben geophysikalischen Faktoren, vermutlich wohl „Strahlen" irgendwelcher Art, die auf den „überempfindlichen" Wünschelrutengänger so stark einwirken, daß die Rute ausschlägt — daß diese Strahlen auf jedes Lebewesen, Mensch, Tier, Pflanze, einen „chronischen" Reiz ausüben. Der Erfolg sei die Krankheit.

Ihre Anschauung der Dinge gewann an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß sie auf ältere deutsche Arbeiten hinweisen konnten, die das streng regionale Auftreten des Krebses bereits konstatiert hatten. (Heute spricht man direkt von „Krebshäusern".)

Damit war das Kind geboren, das jetzt so laut schreit. Seitdem wurde viel sachlich Neues nicht mehr entdeckt.

Theoretisch wichtig und interessant wurden in diesem Zusammenhang die Arbeiten des Pariser Forschers *Lakhovsky* über „kosmische" Strahlen. Er nimmt an und weist nach, daß die gesamte lebendige Welt aus Strahlen entstehe, von Strahlen lebe und an Strahlen vergehe. An einem Übermaß nämlich. Bekannt wurden seine krebsinfizierten Geranien, die eingingen bis auf ein Exemplar, an dem Lakhovsky die kosmischen Strahlen durch einen Metall-„Schwingungskreis" abfiltrierte. Leider scheint das Experiment schwer reproduzierbar zu sein. Ich kenne bisher nur die Fotos einer einzigen Geranienserie, derselben, die durch das Buch *Das Geheimnis des Lebens* und durch Zeitschriften den Namen des Forschers in allen Ländern verbreitete. Neue hat Lakhovsky nicht, und auch die alten sind — infolge der großen Nachfrage (wie mir Lakhovsky schreibt) — etwas knapp geworden. Jedenfalls kommt Lakhovsky auf Grund seiner Versuche und Theorien sowie durch statistische Vergleiche zu denselben Schlüssen wie die Deutschen: Erkrankungen an Geschwülsten hängen mit der Bodenbeschaffenheit zusammen. Elektrisch gut leitender Untergrund, der, wie er meint, die kosmischen Strahlen reflektiere, sei schuld. Die deutschen Forscher nehmen „Erdstrahlen" an. Entscheidend aber bei beiden Richtungen: die geophysikalische Struktur des Bodens — was wohl für den praktischen Gebrauch die Hauptsache ist. Der Streit, ob Strahlen „von oben", oder „von unten", mag von der Wissenschaft entschieden werden.

Die Bemühungen und Forschungen nach der Veröffentlichung Winzers und

A. und E. Frankl

Dr. H. H. Kritzinger

Dr. Machts

Seßner

Freiherr von Pohl

Fahrt zum Wünschelruten-Kongreß

A. und E. Frankl

Gemälde-Galerie, Dresden

David Teniers, Der Alchimist

Goya, Hexenritt

„Schillers Geist, mit seinen Fluiden im All reisend"
(Mediumistische Zeichnung 1874)

Mellinger

„Selbst schlimme Krankheiten bleiben in dem Geflecht eines Korbes ohne Boden hängen, wenn man an verschwiegenem Orte heimlich hindurchkriecht"

Melzers gingen im stillen weiter. In Süddeutschland besonders in Bayern. Es waren die Entdeckungen und Erfindungen des Benediktinerpaters *Cyrillus Wehrmeister* und die des *Freiherrn v. Pohl*, die immer weitere Kreise interessierten. Die Berichte gingen von Mund zu Mund, bis sich große Zeitungen des Themas bemächtigten. Dann kam — Anfang dieses Jahres — das Buch Pohls: *Erdstrahlen als Krankheitserreger*. Und mit dem Buch der große Erfolg. Alle Welt war strahlenbegeistert.

Für Pohl, der ganze Ortschaften mit der Wünschelrute untersuchte und die Resultate mit der amtlichen Krebsstatistik verglich, wie für die meisten Wünschelrutenforscher, steht fest, daß der Krebs durch den Dauerreiz der Erdstrahlen entstehe. Auch andere Krankheiten chronischer Art, Schlaflosigkeit, Rheuma, Asthma, sollen die Leute befallen, deren Betten in bestrahlten Bezirken stehen. Diese Strahlen — scharf abgegrenzt — sollen dem Erdinnern entstammen und, ohne irgendwelchen Widerstand zu finden, bis in die Wolken vordringen. Typisch sind darum Erkrankungen von Menschen in Stockwerken übereinander.

Tiere, auch unsere Haustiere, meiden diese „Reizstreifen". Können sie sie nicht umgehen, wie in Ställen, dann beginnen sie zu kränkeln. Ausnahme: die Katzen. Sie, wie die Bienen und Ameisen, sollen bestrahlte Orte suchen. Bienenvölker sollen mehr Honig tragen. (Eigenartiger Nebenbefund: Katzenfell, Ameisen- und Bienengift sind Volksmittel gegen Rheuma, eines der Leiden, die durch Strahlen verursacht werden sollen.) Von den Bäumen sind die Eichen am widerstandsfähigsten gegen Strahlen. Nach dem, was über den Blitzeinschlag gesagt wurde, wird es also verständlich, wenn der Volksmund rät, beim Gewitter solle man „vor Eichen weichen".

Aber alle diese Entdeckungen sind noch harmlos gegenüber der Tatsache, daß man — von gewissen Erfahrungen bei den Untersuchungen mit der Wünschelrute ausgehend — „Entstrahlungsapparate" konstruierte, deren Wirkung sich bis auf Kilometer in die Breite erstrecken soll und in der Höhe wiederum bis in die Wolken. Herr v. Pohl berichtet, daß seit der Anstellung einer Großentstrahlungsstation im Keller seines Hauses kein Gewitter seine Heimatstadt mehr gefährdet habe, ja daß beim An- oder Abstellen der Apparatur die Wolken sich deutlich teilten und — je nachdem — die Gegend suchten oder flohen.

Gleich erstaunlich klingen die Berichte des Wünschelrutenforschers *Wehrs* aus Lesum bei Bremen zum Kapitel der „Unglücksstraßen", die auch Pohl schon in seinem Buch erwähnt. An der Chaussee zwischen Bremen und Bremerhaven steht der berüchtigte Kilometerstein 23,9. Von der Eröffnung dieser Straße an (1930) haben sich an dieser Stelle die Autounfälle gehäuft. Über 50 Wagen und Motorräder sollen verunglückt sein. Eines der Opfer war der Asienforscher Dr. Trinkler. Wehrs hat die Stelle untersucht und fand starke „Erdstrahlung". Er baute darauf einen selbstkonstruierten Abschirm-Apparat ein. Seitdem soll kein Unglücksfall mehr vorgekommen sein, bis auf einen. Hier soll der Wagen schon schleudernd in den abgeschirmten Bezirk gekommen sein. Sofort nach der Abstellung des Apparats aber soll wirklich wieder, an dem Kilometerstein selbst, ein Wagen schwer havariert sein.

Hinter der Wünschelrute steht also der „Entstrahler". (Und hier setzt auch das Geschäft der Dunkelmänner ein.) Leider bestehen große Meinungsver-

— *Jetzt geben Sie endlich das Yo-Yo her, ich zeige Ihnen, wie es geht . . .*
— *Herr, das ist ein siderischer Pendel!*

schiedenheiten über die Qualitäten der einzelnen Konstruktionen. Sie scheinen nur zu funktionieren, wenn man den Autor anerkennt. Jedenfalls finden „feindliche" Wünschelrutengänger immer noch Reizstreifen in den „entstrahlten" Bezirken. Nicht nur sie. Auch den Erfindern gegenüber haben die Apparate ihre Tücken.

Aber — trotz vieler Irrungen — soll man nicht gleich, wie es jetzt schon voreilig geschieht, von Betrug sprechen. Wissenschaftliche Prüfung von Wünschelrutengängern hat die objektive Richtigkeit des Phänomens in künstlich erzeugten elektrischen Feldern bewiesen. Und die Erfolge durch Umbau von Ställen geben zu denken. Noch erliegen Ochsen weniger leicht der Suggestion als Menschen . . .

Und es ist ebenso falsch, vorschnell mit wissenschaftlichen Scheinargumenten gegen die Sache zu polemisieren. Es ist ganz klar: im Dunkeln ist gut munkeln, d. h. Geschäfte machen. Man mache ernstlich hell. Also bitte: mehr Wissenschaft, mehr Licht!

Der Weltkrieg in der Prophezeiung

Von

Curt Corrinth

Die Schulgelehrten wenden gegen die Möglichkeit des zeitlichen Hellsehens — der Prophezeiung eben — ein, daß die Ausschaltung der Begriffe Raum und Zeit im Rahmen der geltenden Naturgesetze kein Analogon finde; sie fragen: „Wie sollte es möglich sein, daß ein Mensch etwas sehe, was noch nicht ist?" Eine Antwort auf das „Wie" zu erteilen, ist heute noch unmöglich. Die Gegenbehauptung aber, „*daß* es möglich ist", stützt sich auf unleugbare Beweise. Einige dieser Beweise sollen hier vorgelegt werden in Verbindung mit der größten Katastrophe unserer Kultur, dem Weltkrieg.

Die erste kontrollierbare Prophezeiung des Weltkriegs berichtet *Pfarrer Karl Röhrig* zu Potsdam. Er verbürgt sich für die strenge Wahrheit seines Erlebnisses:

> Durch Zufall — aber gibt es diesen überhaupt?! — begegnete ich in Dresden einer Hellseherin. Sie erkannte mich, als ich eintrat, denn sie hatte mich am Abend vorher um sechs Uhr und am Morgen um acht Uhr im Geiste gesehen. Sie fragte, ob ich zu diesen Stunden lebhaft an sie gedacht hätte. Es war der Fall, ich konnte feststellen, daß ich gerade zu diesen Stunden anderes, was mich während der ihr zugedachten Zeit in Anspruch nehmen wollte, meinem Tagesplan ferngehalten hatte, um meinen Besuch bei ihr ausführen zu können. Es war im Sommer 1912. Sie sah zunächst im wachen Zustande Bild auf Bild: mein Haus, meine Tätigkeit, meine Kinder, beschrieb alles bis ins kleinste hinein und gab mir Ratschläge, ohne wissen zu können, wer ich war. Aber das Seltsamste: sie sagte mir den Ausbruch eines großen Krieges für den Sommer 1914 voraus, seinen für Deutschland unglücklichen Verlauf und — den Untergang der Hohenzollern. Sie tadelte „den Vater, der nicht aufpasse, was oben links" geschehe (sie meinte den Kaiser und England!) und rief des öfteren sehr erregt: „Es ist furchtbar! Furchtbar!" Mittlerweile war sie in eine Art Schlafzustand verfallen . . .

Nicht unmittelbar der Weltkrieg, aber das Schicksal des Kaisers ist schon wesentlich früher einmal vorausgesagt worden, und zwar von dem englischen Hellseher und Astrologen *Sepharial*. In den „Daily News" vom 13. September 1902 (!) wird folgender Ausspruch von ihm wiedergegeben:

> Es kann kein verhängnisvolleres und weniger königliches Horoskop unter den Regierenden von Europa gefunden werden als das des Kaisers, ausgenommen etwa das des Sultans Abdul Hamid. Das Los des Kaisers ist so, daß er fast seinen gesamten Besitz verlieren wird. Im nächsten Jahrzehnt wird er sein Reich zum Untergange führen und selbst in die Verbannung gehen . . .

Interessant in diesem Zusammenhang ist, daß Sepharial aus dem Horoskop Friedrich Eberts diesem seinen fast beispiellosen Aufstieg vorausgesagt hat.

Einem wahrhaften Propheten des Weltkriegs begegnen wir in dem finnmärkischen Fischerbauern *Anton Johanson*, der in Berlin seinerzeit dem Oberhofprediger D. von Dryander und einem Kreis von Gelehrten, unter anderen Professor Max Dessoir und Professor Waldeyer, vorgestellt wurde. Unter vielen anderen Prophezeiungen hat Johanson schon im Jahre 1913 von einem großen Krieg erzählt, der im nächsten Jahre ausbrechen und in dem zuletzt Deutschland unterliegen werde. Einer der Gewährsmänner für dieses „Hellgesicht" ist auch hier wieder der Potsdamer Pfarrer Karl Röhrig.

Erwähnt zu werden verdient hier eine Festrede, die der wissenschaftliche

Hilfslehrer am Städtischen Realgymnasium zu Köln-Nippes *Johann Jakob Brünagel* am 10. März 1913 bei der Jahrhundertfeier des Beginns der Befreiungskriege in der Aula gehalten hat, und die im Jahresbericht 1914/15 der genannten Schule veröffentlicht wurde, nachdem Brünagel am 20. August 1914 an der Westfront gefallen war. Diese Rede ist in ihrer Gesamtheit nichts als eine einzige große Prophezeiung der ausbrechenden Katastrophe von 1914.

> Jeder von uns wird — als Mitkämpfer oder Zuschauer — Zeuge dieses Kampfes sein. Wenn wir darum heute der Helden von 1813 gedenken, so geschieht es nicht nur, weil sie Helden waren, nein, es geschieht mit heißerem und dunklerem Empfinden: wir grüßen sie über das Jahrhundert hin als Schicksalsverwandte, als Kampfgenossen, die gleiches Schicksal trugen, das auch uns verhängt ist!

Diese Prophezeiung sieht voraus: gegen uns England, Frankreich, Rußland, Italien als Hauptgegner . . . Im Dunklen bleibt bei dieser Vorausschau nur: der Ausgang der Weltkatastrophe . . .

Eine weitere Prophezeiung berichtet *Lady Norah Bentinck* in ihrem Werk „Der Kaiser im Exil" — das heißt als Gast der Erzählenden zu Amerongen.

> Im Februar 1914 kam ich auf einer Reise nach Jerusalem durch Port Said. Ein indischer Wahrsager kam dort an Bord und erbot sich, mir für den guten Preis von zwei Pfund die Zukunft zu weissagen. Er hockte auf dem Deck nieder, und nach einigen kabbalistischen Faxen schrie er plötzlich entsetzt auf: „Im Monat August, im August — etwas Schreckliches im August!" — Erschrocken fragte ich, ob es mich beträfe. „Nicht Sie, nein: die ganze Welt! Blut — Blut — Blut im Monat August!" — Und mehr war dann aus dem Entsetzten nicht herauszubekommen . . .

Je mehr wir uns dem Ausbruch der Katastrophe nähern, um so deutlicher und erschütternder werden die Prophezeiungen. Geradezu „gigantisch" ist das prophetische Traumgesicht, das der *Bischof von Großwardein Dr. Joseph v. Lanyi* gehabt hat. Es wird berichtet von Professor Ludwig in den „Psychischen Studien", ferner von dem Jesuitenpater Puntigam in den „Balkanstimmen". Die Traumvision erzählte der Bischof, wie die Untersuchungen ergeben haben, noch *vor* dem Eintritt der „hellgesehenen" Ereignisse, seiner Mutter, deren Freundin und einem Diener. Dr. v. Lanyi hat seinen Traum in einem Brief an seinen Bruder, den Jesuitenpater E. Lanyi in Fünfkirchen, niedergelegt:

> Am 28. Juni 1914, halb vier Uhr früh, erwachte ich aus einem schrecklichen Traum. Mir träumte, daß ich in den Morgenstunden an meinen Schreibtisch ging, um die eingelangte Post durchzusehen. Ganz oben lag ein Brief mit schwarzen Rändern, schwarzem Siegel und dem Wappen des Erzherzogs. Sofort erkannte ich die Schrift meines höchsten Herrn. Ich öffnete den Brief und sah am Kopf des Briefpapiers in himmelblauem Ton ein Bild wie auf einer Ansichtskarte, welches eine Straße und eine enge Gasse darstellte. Die Hoheiten saßen in einem Automobil, ihnen gegenüber saß ein General, neben dem Schofför ein Offizier. Auf beiden Seiten der Straße eine Menschenmenge. Zwei junge Burschen springen hervor und schießen auf die Hoheiten. Der Text des Briefes beginnt mit den Worten: „Eure bischöfliche Gnaden! Lieber Dr. Lanyi! Teile Ihnen hiermit mit, daß ich heute mit meiner Frau in Sarajewo als Opfer eines politischen Meuchelmordes falle . . . Herzlich grüßt Sie, Sarajewo, 28. Juni 1914, halb vier Uhr morgens, Ihr Erzherzog Ferdinand." — Um halb vier Uhr nachmittags brachte mir ein Telegramm die schreckliche Nachricht, daß die Hoheiten um zehn Uhr vormittags in Sarajewo ermordet wurden.

Der Krieg ist erklärt. Welche Ausmaße wird er annehmen? Welche Gegner werden sich noch auf Deutschland stürzen? Wie wird der Kampf für Deutschland enden? Was wird das Ende des deutschen Kaisers sein? Diese Fragen werden *einem* lebenden Menschen schon in der Nacht zum 3. August 1914, gegen zwei Uhr,

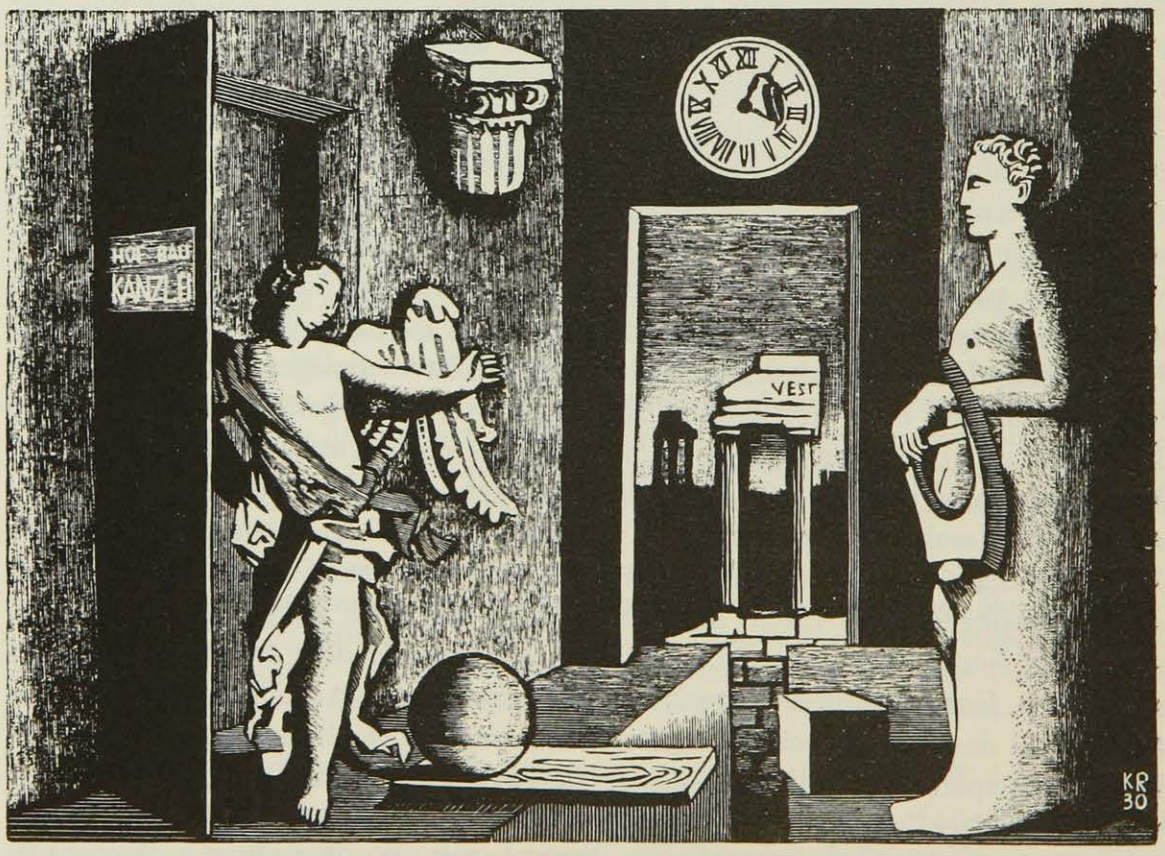
Karl Rössing *Das Attentat*

durch ein Vorgesicht beantwortet. Es ist der damalige Hauptmann und Chef der 6. Kompagnie des 3. Garde-Regiments zu Fuß, Garnison Berlin, *Guido von Gillhausen.* Dieser Hauptmann ist eine künstlerisch begabte Persönlichkeit, vor allem der Musik aufnehmend und ausübend zugeneigt, dabei ein schneidiger Offizier, beliebt in Kameradenkreisen und bei allen Untergebenen. Ich selbst habe Tränen fließen sehen, als einige von diesen Untergebenen mir den Tod Gillhausens erzählten, der am 2. Mai 1918 als Major einer schweren, bei der Frühjahrsoffensive empfangenen Verwundung erlag. Gillhausen hat sein Vorgesicht, unmittelbar nachdem es ihm geschah, niedergeschrieben. Diese Niederschrift wurde am 10. Mai 1918 von den Testamentsvollstreckern in seinem Schreibtisch zu Berlin vorgefunden. Das Schreiben trägt noch eine Randbemerkung, aus der hervorgeht, daß es damals schon dem Kronprinzen vorgelegen hat. Heiße Sorge um die Zukunft des Vaterlandes hatte Gillhausen bewogen, dem Kronprinzen Nachricht zu geben von seinem Vorgesicht. Der Kronprinz hat, das besagt seine Randbemerkung und besagen einige Begleitzeilen, das Schreiben aufmerksam und nicht ohne Erschütterung gelesen, es dann aber dem Verfasser wieder zugestellt. Noch vor dem Tode Gillhausens sickerten in eingeweihten Kreisen Gerüchte über diese „Prophezeiung" durch. Ich selbst erfuhr schon im Jahre 1917 von ihnen, und zwar durch den Geiger Will Kriege, der damals dem Ersatzbataillon des genannten Garderegiments angehörte, welches Bataillon Gillhausen als Major führte und dessen väterlicher Gönner Gillhausen während des Krieges war. Will Kriege hat später noch die Gillhausensche Niederschrift im Original gesehen — wie viele andere.

Berlin SO 26, Mariannenplatz 20, den 3. August 1914. Was ich am 3. August 1914 gegen 2 Uhr nachts sah: Wie wird der Krieg verlaufen? Nicht in kurzer Spanne Zeit.

Nicht nur gegen einen starken Gegner. Ich sehe an mir vorüberziehen viele Feinde und erkenne deutlich Belgien als einen Feind, der uns schlimme Wunden schlägt in maßloser Grausamkeit. Im Westen taucht neben Frankreich noch England auf als unser bedeutendster Gegner. In Afrika haben wir auch schwer zu kämpfen, doch scheinen es auch Weiße zu sein, die uns dort zu vernichten streben. Italien aber eilt, mit England, Rußland und Frankreich gemeinsame Sache zu machen, wider uns. Auf dem Balkan Serbien und Rumänien. Ich sträube mich gegen Rumänien, aber es bleibt. Rußland macht uns große Mühe, aber es wird gelingen, trotzdem Japan ihm hilft, wie Amerika England hilft (ich sehe Roosevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm auf die Schulter klopfen und ihm Geld und ein Pulverhorn reichen, einen Dolch und Bleikugeln, und Roosevelt schien doch unser Freund?!). Der Krieg ist schauerlich und wird viele Jahre dauern. Immer neue Feinde kommen, ich sehe sie aus allen Ländern der Erde zu England eilen, das gegen uns steht, und mit ihm gehen. Gewaltige Entfernungen wird es geben, auf denen wir kämpfen müssen; und fast alle Völker der Erde werden hineingezogen. Ich sehe den Krieg in Ausführung von Nordamerika bis Australien, von Serbien und Japan bis zum Kap Horn. Und überall taucht England auf. Auch in allen Ministerien unserer Feinde sitzt es fest und regiert brutal und egoistisch, und alle beugen sich, alle, ich sehe keine Ausnahme. Ist es möglich? Deutschland kommt in furchtbare Lage, und 1918 wird's am schlimmsten. — Ich sah den Kaiser, angetan mit Hermelinmantel und die Krone auf dem Haupte, die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels ansägen; während dieser Arbeit wurde der Hermelinmantel immer grauer und pulveriger, allmählich abfallend, während die Krone immer mehr zusammenschrumpfte und der Kaiser selbst in Nichts zerrann. Deutschland geht furchtbar aus dem Kriege hervor, und an die 30 Jahre braucht's zur Erholung. Rußland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft. — Gott sei mit uns!! — Guido von Gillhausen. — Versiegelt Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen übergeben!

Man vergesse nicht: am 3. August 1914 vorausgesagt!



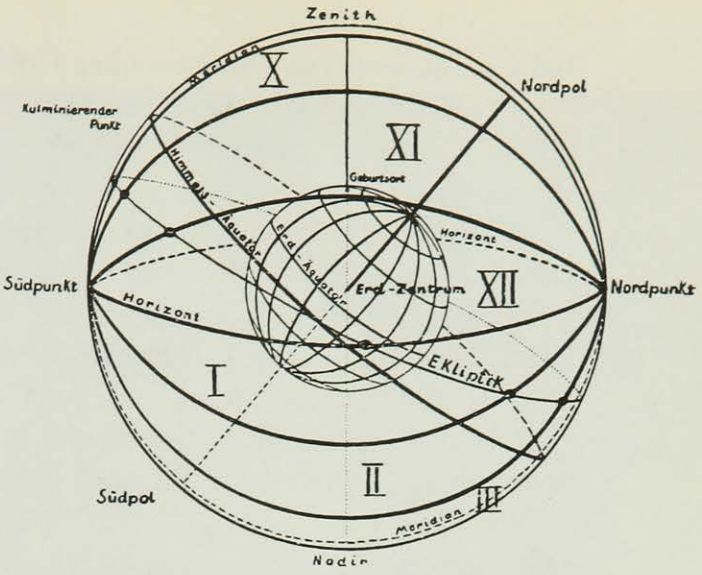
Karl Rössing

Der Traum des Barockengels von der Antike

Verkehrsturm für Laienastrologen

Von

Tom Weller



Die Mundanhäuser der Astrologie

Astrologie an allen Straßenecken. Ein Zeitproblem. „*Uranus*, der Planet der NSDAP!" Ja, hätte der gute Wilhelm Herschel geahnt, was er 1781 mit jenem blassen Pünktchen entdeckte, er hätte der Himmelsforschung kaum so freimütig den Weg aus der Enge der Welt des Kopernikus weisen und sie die wahre Größe der Fixsternwelt lehren können. Er wäre sicherlich bei der Autarkie des Sonnensystems geblieben. Welches Pech für einen Freimaurer, die himmlische Quelle des dritten Reiches unbewußt entdeckt zu haben!

Welches Pech aber auch für die Wahlmacher astrologischer Zeitungen, die Politik mit Engelszungen notverordnen wollen, daß dieser Parteiplanet in Hitlers Horoskop im sogenannten *XII. Hause* steht, dem Ort der Verdrängungen, Minderwertigkeitsgefühle oder — man schlage eines der populären Regelbücher auf: Beziehungen zu Irrenhäusern, Krankenhäusern, Zuchthäusern. So rückte man, je näher Hitler der Macht schien, Uranus zum Aszendenten, wo er nach den astrologischen Regeln der Träger persönlicher Impulse, der intuitiven Geistigkeit und des spontanen Handelns ist. Hitlers Gegenspieler Thälmann dagegen nahm man den „Planeten der NSDAP" vom Aszendenten weg und versetzte ihn um 180 Grad in das „Haus der Gegner". Man sage nichts über kosmische Schiebung!

Eine einfache Überlegung, ohne Stellungnahme zur politischen Seite der Angelegenheit, erhellt, daß mit solcher Terminologie betriebene Deutungen stets in Sackgassen führen werden. Parallel dem in der politischen Astrologie beliebten Verfahren geht das der vulgären Horoskopsteller, kritiklos das aus dem Mittelalter überlieferte Regelwerk zu nehmen und „Schicksal aus den Sternen zu lesen". Die Richtigkeit mancher mit diesen Regeln erzielten charakterologischen Treffer erhöht die Gefährlichkeit absolut hingesetzter Prognosen, wie etwa: „Sie werden an der Geburt eines Kindes sterben." Der als „Sonnenstandhoroskop" im Warenhaus für 2 Mark verabfolgte Waschzettel ist wenigstens bedeutungslos.

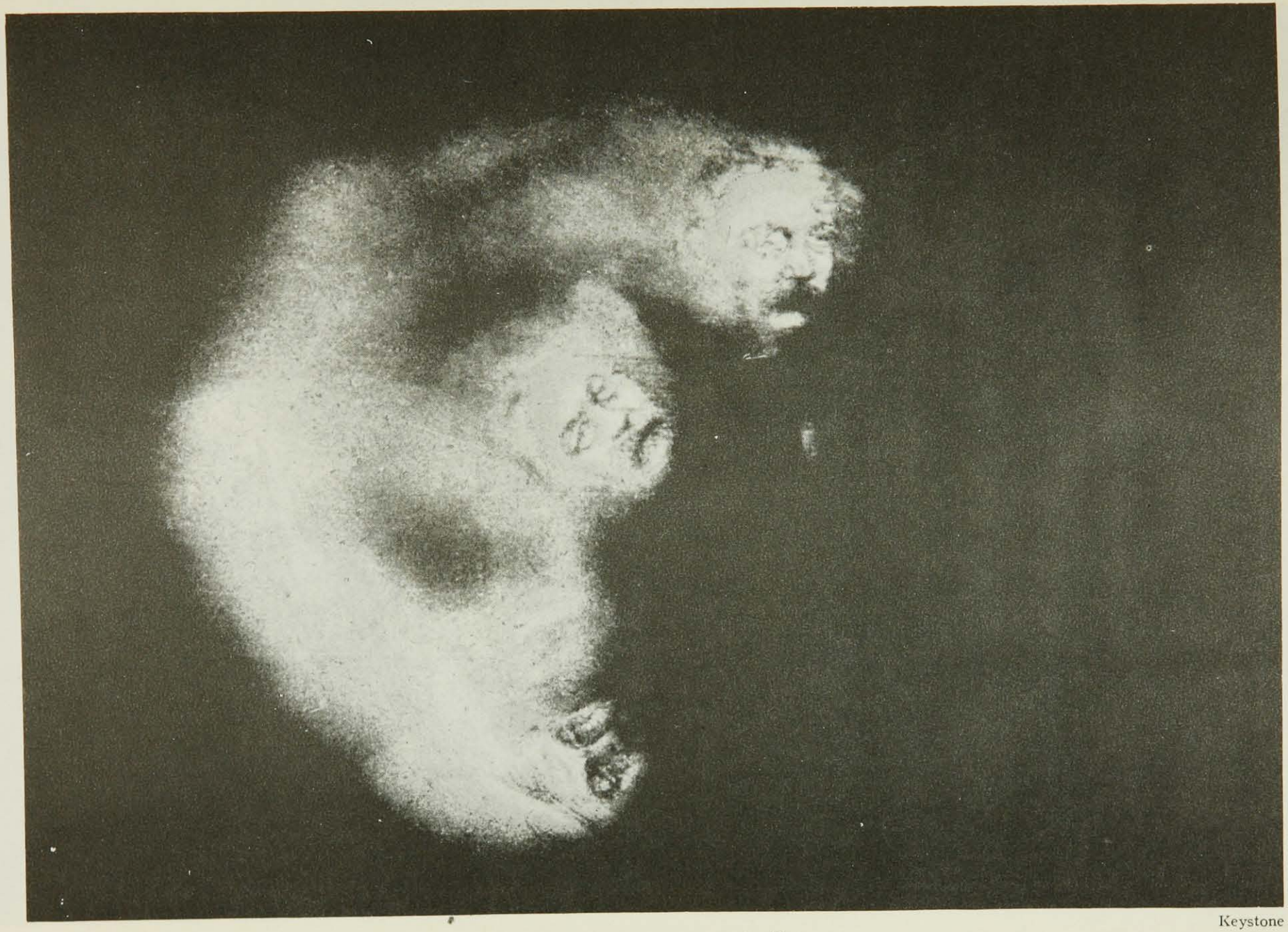
Mit Recht wirft jeder denkende Mensch vor derartiger Schicksalsmache die Frage der Willensfreiheit auf. Er fragt sich weiter, wie überhaupt eine Wirkung vom Gestirn zum Menschen zustandekommen könne. Allgemeine physikalische Zusammenhänge werden heute von der Naturwissenschaft ernsthaft diskutiert. Höhenstrahlung, Sonnenflecken-Periodizitäten, erdmagnetische Schwankungen

bei Übergängen von Planeten über Horizont oder Meridian eines Punkts auf der Erdoberfläche sind Sache experimenteller Beobachtung (auf die der Astronom *E. M. Winkel* in „Astrologie und Naturwissenschaft" Bezug nimmt). Diese Tatsachen treten zu der unter dem Namen der Gravitation bekannten gesetzmäßigen Beziehung der Massen im Weltraum und der allgemeinen Bedeutung der Sonnenenergie für das Leben. Unser heutiges elektrodynamisches Weltbild ist ein solches universeller Wechselbeziehungen, des raumzeitlich-energetischen Sichbedingens aller konkreten Punkte. Das primär durch die Erde bedingte Wesen des Menschen zeigt sich, wie *Hellpach* in „Geopsychische Erscheinungen" exakt darlegt, in allgemeinen psychischen Varianten beeinflußt durch Bodeninhalte, Klima, physikalische Umweltsbeziehungen der Erde.

Von hier bis zum mystischen Spuk der Straßenastrologen, okkultistischen Zeitungen und „Institute für Glück und Erfolg", mit dem sich so nüchterne Geschäfte machen lassen, ist nicht nur ein weiter Weg, sondern eine unüberbrückbare Kluft der Methode, der Wissenschaftlichkeit oder Scharlatanerie. Außerdem liegt das astrologische Problem anders als das der Geophysik. Was hat ein Gestirn, ein physikalisch auf die gesamte Erdmaterie bezogenes Faktum der Himmelsmechanik, mit den privatesten Vorgängen im Individuum, der emotionellen Eigenart oder gar mit persönlichen Ereignissen zu tun? In direkt-kausaler Weise augenscheinlich nichts. Die Astrologie theosophischer Färbung antwortet mit der Vorsehung, nur tritt an Stelle des Fingers Gottes das abstrakte „Schicksal" oder persönlich bezogene „*Karma*" (Voraussetzung: Wiedergeburtslehre), das sich im Gang der Konstellationen ausdrücken und somit berechenbar sein soll. Hieraus resultiert die schroffe Ablehnung durch die Naturwissenschaft, die kausalgenetische Erklärungen verlangt. Bei der Fülle teilweise statistisch erhärteter astrologischer Erfahrung, bei der Diskrepanz der Gesichtspunkte erscheint das Problem als „okkultes". Umgekehrt verwarf die frühmittelalterliche Kirche ein verstandesmäßiges Errechnen des „unerforschlichen Ratschlusses" als Ketzerei.

Wo Wahrheit, wo Trug? Wir stehen vor einem Problem, das ohne erkenntnistheoretische Stellungnahme zu den Grundfragen des Seins und dem Stande der Forschung nicht diskutabel ist. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts lehnte auf dem Glauben fußende Anschauungen ab und schüttete dabei oft das Kind mit dem Bade aus. Gegenüber dem Schlagwort *l'homme une machine* verfiel das Unbewußte und der unmechanische Naturzusammenhang dem Zensurstrich des Rationalisten, der sich noch heute durch das wissenschaftliche Urteil zieht. In dieser Welt des mechanischen Materialismus war für die Astrologie kein Platz. Und als die Romantik, später der mit Hypnotismus, Spiritismus und anderen Grenzüberschreitungen am Rande der Schulpsychologie gedeihende Okkultismus auch die Astrologie aufgriff, als dann die Kriegs- und Krisenjahre außer dem Verfall gewohnter Maßstäbe eine erhöhte Frequenz für die „Schicksalsfrage" brachten, geschah es mit dilettantischer Auslese des Schutthaufens vergangener Epochen.

Daher die mehr als stilistische Rückständigkeit in der massenhaft angeschwollenen astrologischen Literatur. Fast durchweg werden dem Leben überalterte Wertstufen von Gut und Böse, Glück und Unglück zugemessen, Planeten hat man



Keystone

Conan Doyles Geist (mit Brille)

Geheimrat Moll, der Antispiritist, produziert Phänomene

Graphologischer und

Fotos Keystone

astrologischer Unterricht (Berlin)

In der Friedrichstraße

Fotos Erich Grisar

In der Tauentzienstraße

zu Wohltätern und Übeltätern gemacht, und den früheren Zuschnitt auf Thron- und Altarstufen überträgt man auf Parteihäuser. Vor allem spukt in den Wahrsagehäuptern die Auffassung eines im Himmel beschlossenen Fatums, gegen die einst *Kepler*, positiv zum Problem selbst, polemisierte, gegen die *Shakespeare* einschritt: „Das ist die ausbündige Narrheit dieser Welt, daß wir, wenn unser Glück durch eignen Fehl oft krank, die Schuld daran auf Sonne, Mond und Sterne schieben, als wenn wir Schurken wären durch Notwendigkeit!"

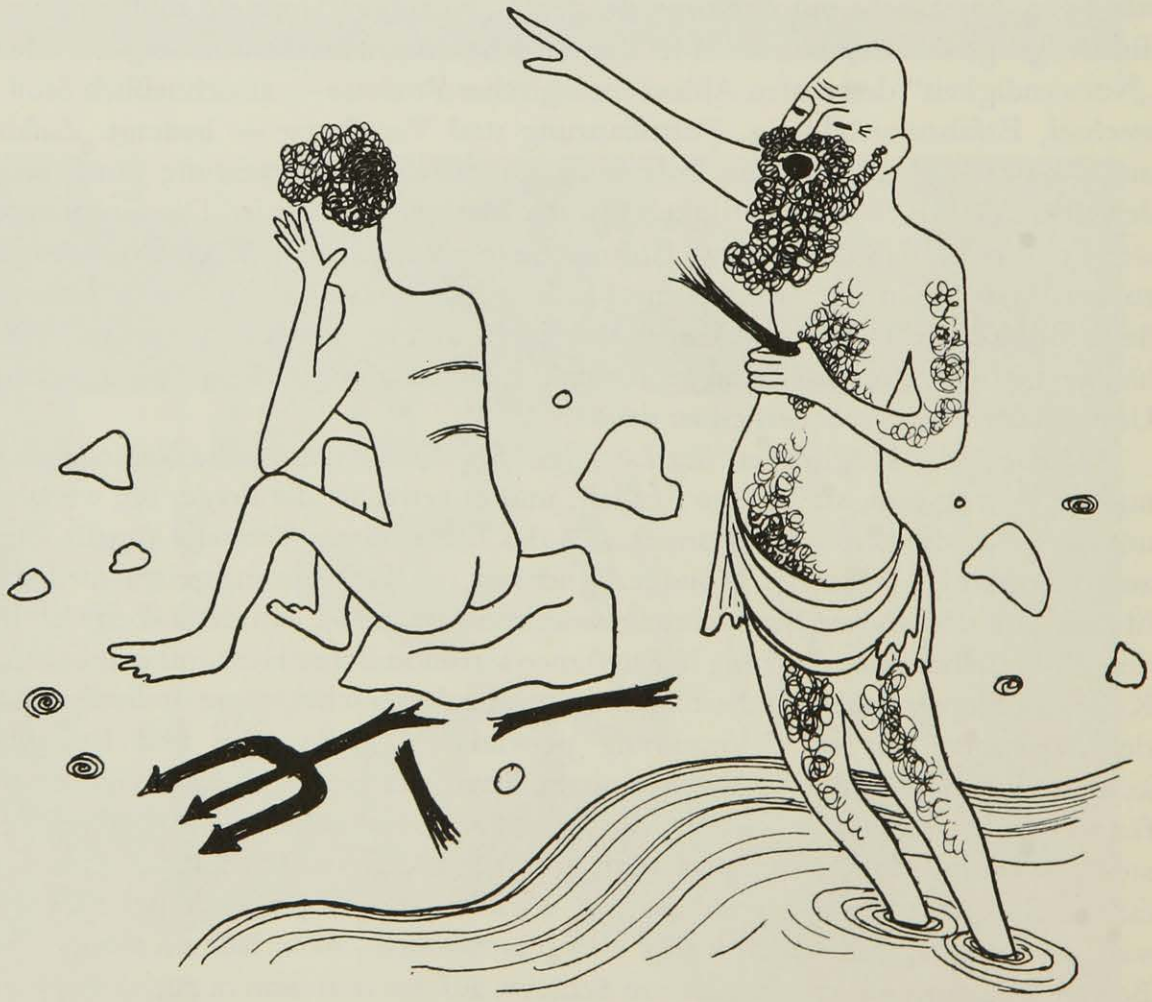
Entscheidend für die Lösung eines Problems ist die Ausgangsfrage. Sieht man das astrologische Problem als solches einer direkten Wirkung auf das Individuum, so liegt die Schwierigkeit weniger in der Frage der Bewußtwerdung dieses Einflusses, als dunkel bleibt, wie es kommt, daß Weltkörper sich um das Wohl und Wehe des Einzelmenschen kümmern — man ist zur metaphysischen Auffassung der Gestirne als Schicksalsvollstrecker gezwungen (in ihr stecken der „Geist der Astrologie" von *Oskar A. H. Schmitz* und „Das wahre Gesicht der Astrologie" von *Fankhauser*). Dann ist vor allem der Geburtsaugenblick, der zur Ausmessung des Individual-Horoskops genommen wird, ein mystischer Akt, der einem unbeseelten Etwas den Stempel individuellen Charakters und Schicksals aufprägt.

Dies widerspricht allen Tatsachen der Vererbung und soziologischen Notwendigkeit. Anders bei umgekehrtem Kausalnexus. Unser Leben ist ein Prozeß ständigen Austauschs mit der Umwelt, deren „zufällige" konkrete Bildhaftigkeit die Vorgänge der Psyche, deren kontinuierliche materielle Gesetzmäßigkeit oder „Notwendigkeit" den realen Ablauf biologischer Prozesse — einschließlich Stoffwechsel, Erfahrungsbildung, Fortpflanzung und Vererbung — bedingt. Zufall und Notwendigkeit sind die Pole widerspruchsvoller Betrachtung eines und desselben, dessen Existenzhaftigkeit mit der Materie gegeben ist. Die Geophysik weist nun nach, daß die gesamte Erdmaterie in physikalischer Wechselbeziehung zu den Vorgängen der Himmelsmechanik steht. Der materielle Grund unseres Seins ist also nicht starr in seiner molekülaren und atomaren Geordnetheit verbleibend, sondern elastisch und im Kontakt mit Bewegungen der astronomischen Umwelt der Erde veränderlich zu denken.

Hier liegt die Möglichkeit der Lösung. Mag diese rhythmische Veränderung noch so gering sein, sie ist eine Realität, und es erwächst die Frage, ob, wieweit und in welch differenzierten Formen sich das Leben dieser Tatsache anpaßt. Die aus der Biologie bekannte Mondbezüglichkeit der Befruchtungszeiten niederer Meerestiere und andere Beobachtungen weisen darauf hin, daß das Leben sich in den Akten seiner Fortpflanzung in Rhythmen astronomischer Herkunft eingliedert. Kollektiv-Anpassungen sind nachgewiesen, die fortgeschrittenere Individuation des Menschen läßt auch Vererbung persönlicher Äußerungs- und Energiekonstitutionen in Anpassung an kosmische Rhythmen zu. Dann würde die Empfängnis und vor allem die Geburt, der „Akt der Selbstwerdung" eines erbmäßig-stofflich herangebildeten Individuums, auf erbgesetzlich notwendige Zeitpunkte fallen. Entspricht diese Hypothese der Wirklichkeit (*Krafft*s statistische Untersuchung von Familienreihen macht es wahrscheinlich), dann läßt allerdings eine Berechnung der Gestirnkonstellation Schlüsse auf das Individuum zu; wobei aber Gestirne nur Messungspunkte und keine speziell wirkenden Faktoren sind. Die

gemessene Realität ist die in Bezug zu ihrer Umwelt veränderte Energielage der Erdmaterie (daher die Messung mit Recht geozentrisch, auf den Ort bezogen).

Erkenntniskritische Neuorientierung! An Stelle teleologisch gedachten Schicksals tritt kausale Notwendigkeit, die im Zusammenspiel mit den Zufällen des konkreten Augenblicks zum Ereignis wird. Die Notwendigkeit bezieht sich auf terrestrische Anpassung der Erbkonstitution; abhängig vom ererbten Komplex der Eigenschaften, Fähigkeiten, Äußerungstendenzen verläuft das individuelle Dasein — im lebendigen Gegensatz zur soziologischen Notwendigkeit mit ihren besonderen Formen des ökonomischen Milieus, der Klassenlage, die aus Erbformen nicht berechenbar sind und unter deren Primat alles Individuelle steht. Die Gestaltung dieses Widerspruches ist das Leben. Daher kann die fatalistische Entstellung in überlieferten astrologischen Regeln zur sozialen Gefahr werden, und eine Terminologie, die Äußerungsbedingtheiten der Lebensenergie auf moralische Nenner bringt, ist von vornherein ein Mißgriff. Hinter dem Wunsch, Gut und Böse vom Himmel abzulesen, steckt die Flucht vor realer, werteschaffender Leistung. Astrologie als Erkenntnis genetischer Wurzeln des individuellen Seins ist möglich — sie wird aber nie das okkulte Bedürfnis entwurzelter und nicht zur gesellschaftlichen Lösung ihrer Umweltskonflikte gediehener Individuen oder Schichten befriedigen, die zum Astrologen als zum Wahrsager kommen.



Erik Nitsche

Neptun in Opposition zur Venus

Blick in das Jahr 1933

Von *Harald Keun v. Hoogerwoerd*

Rudolf Großmann

Länderhoroskope sind längst nicht mit derselben Zuverlässigkeit zu berechnen wie die Horoskope einzelner Menschen.

Nach der Meinung unserer bedeutendsten Astrologen untersteht Deutschland dem Widder. Diese Annahme ist empirisch meiner Ansicht nach durchaus gerechtfertigt. Es würde zu weit führen, etwa von der Gründung des Deutschen Reiches an, also 1871, die zahllosen Beweise anzuführen, die diese Theorie für sich beanspruchen kann. Ich will hier lediglich erwähnen, daß der Planet Saturn Ende August 1914 in das Deutschland feindliche Zeichen des Krebses eintrat — gerade zu der Zeit, in der die für Deutschland so verhängnisvolle Marneschlacht geschlagen wurde. Im Juli 1918 betrat Jupiter das Krebszeichen — es war der Anfang vom Ende. Als Saturn und Jupiter das ebenfalls scharf feindliche Waagezeichen betraten, begann (Ende 1921) die Inflation.

Von Sommer 1930 bis Sommer 1931 lief Jupiter wieder durch ein feindliches Zeichen (Krebs) — und als er es verließ, lagen die bisher mächtigsten Banken Deutschlands in Trümmern —, gleichzeitig aber setzte mit dem Eintritt dieses Planeten in ein „freundliches Zeichen" das Hoover-Jahr ein, das die Befreiung Deutschlands von den Reparationen einleitete.

Seit dem 13. August dieses Jahres — des Jahres 1932 — befindet sich der Saturn in dem Deutschland feindlichen Zeichen des

Von *Artur Schumacher*

Die politische Astrologie ist in der Praxis noch längst nicht fundamentiert. Sie wird noch auf Jahre hinaus ein Gebiet des Studiums und der Forschung sein müssen. Bis dahin ist derartigen Prognosen nur Wahrscheinlichkeitswert beizumessen.

Das astrologische Bild, das sich uns in bezug auf das Weltgeschehen für 1933 zeigt, ist durchaus nicht ungünstig. Die starken Impulse nach Befreiung aus der Stagnation, die durch eine harmonische Himmelskonstellation von Jupiter zu Uranus 1932 bedingt wurden, drängen weiterhin nach Verwirklichung. Die dadurch hervorgerufene Erholung in weltwirtschaftlicher Hinsicht wird, trotz Zölle und Einfuhrverbote, deutlich zu spüren sein. Große umwälzende Handlungen und Geschehnisse sind weniger zu erwarten; der Rhythmus im Völkergeschehen wird ruhiger sein als im Vorjahr. Die internationale Diplomatie dürfte sich Februar-März vor größere Verwicklungen gestellt sehen. Auch im fernen Osten dürfte die Klärung und Beruhigung der Verhältnisse noch zu schaffen machen. Militärische Aktionen einzelner Länder sind um Anfang Juni wahrscheinlich. Deutlich wird sich aber ein allgemeiner Rückgang der Weltwirtschaftskrise zeigen, so daß, wie wir bereits im Vorjahr vermuteten, der wirtschaftliche Tiefstand im Herbst 1932 überschritten wurde. Selbstverständlich ist dieser Aufstieg noch langsam und beschwerlich. Sehr viel hoffnungsvoller sind die Aussichten für das Ende des Jahres, das eine weitgehende Stabilisierung des Weltwirtschaftsmarktes verheißt.

Im Gegensatz zu dem relativ harmonischen Weltbild steht die neue Jahresfigur November 1932/33 des Horoskops der deutschen Republik. Die deutsche Republik als solche dürfte in diesem Jahr eine ihrer schwersten Krisen durchzumachen haben, die sie je erlebte. Bereits der Anfang des Jahres bis Anfang März steht unter disharmonischen Uranus-Übergängen. Die Spannungen in den politischen Lagern erreichen ihren Höhepunkt um Mai-Juni herum und können zu eruptiven Ausbrüchen der radikalen Massen führen.

Laufend ungünstig sind die Jahreseinflüsse wieder für Hitler. Interessant ist, daß sich ebenfalls für ihn in den Monaten Mai-Juni stärkere disharmonische Saturn-Einflüsse zeigen. Die Kombinationsmöglichkeiten daraus sind groß und lassen sich an dieser Stelle nicht erschöpfen. Es liegt nahe, den Gedanken zu erwägen, ob Hitler mit diesen Konstellationen nicht durch Umstände, die stärker sind als er, in Situationen

Steinbocks, das er erst Ende November verläßt. Dezember 1932 jedoch betritt er das Zeichen Wassermann, und das dürfte eine ausgesprochene Festigung der Lage Deutschlands — nach innen wie nach außen — mit sich bringen. Gleichzeitig beginnt damit eine Epoche, die für reformatorische Bestrebungen außerordentlich günstig ist. Unterstützt wird diese Tendenz durch den Planeten Uranus im Widder, der dann „rechtläufig" wird. Es wäre zu begrüßen, wenn diese Tendenz möglichst nachdrücklich wahrgenommen würde — denn schon im September 1933 bedroht Deutschland eine Jupiter-Opposition. Es soll damit nicht gesagt sein, daß uns wie unter der letzten Jupiter-Opposition eine neue Inflation bedrohen wird — aber die Stellung dieses wichtigen Planeten ist denn doch zu ungünstig, als daß sich seine Tendenz nicht auswirken müßte . . . Hemmungen, Schwierigkeiten aller Art, nach innen wie nach außen, erscheinen angekündigt.

Soweit die Beurteilung der Gesamtlage. Von welcher Seite aus Deutschland im nächsten Jahre regiert wird, läßt sich sehr schwer sagen. Man muß dazu die Horoskope der maßgebenden Politiker berücksichtigen. Und hierbei muß festgestellt werden, daß diese Politiker mitunter den an sie herantretenden astrologischen Tendenzen kraß zuwiderhandeln. So hat zum Beispiel Adolf Hitler die günstige Tendenz seiner Jupiter-Trigonal-Stellung Mitte August, die sich in dem Angebot des Vizekanzlerpostens und zweier nationalsozialistischer Ministersitze äußerte, abgelehnt . . . Wenn er astrologisch beraten gewesen wäre, hätte er unbedingt annehmen müssen — die Folgen wären für ihn und seine Partei günstig gewesen.

Reichskanzler von Papen hat im Januar 1933 eine feindliche Saturnstellung. Brüning kommt in eine gute und festigende Saturnbestrahlung im Dezember 1932.

Otto Braun kommt in der zweiten Hälfte des Jahres 1933 in gute Bestrahlungen.

General v. Schleicher hat im November, Dezember 1933 eine Jupiter-Opposition.

Amüsanterweise erließ Reichskommissar Dr. Bracht die berühmte Zwickelverordnung unter einem sehr schlechten Jupiteraspekt.

Ob nun die genannten Politiker die günstigen Aspekte benutzen werden, um zu handeln, und die ungünstigen, um ihnen dadurch auszuweichen, daß sie ihnen keine Angriffsfläche bieten — was beides möglich und der eigentliche praktische Sinn der Astrologie ist —, das steht dahin.

Jedenfalls kann festgestellt werden, daß Deutschland mit Ende dieses Jahres in eine bedeutend günstigere Zeit kommt — hoffentlich gelingt es einer Regierung, in dieser Zeit den neuen und dauernden Aufstieg des Landes zu begründen!

gebracht wird, denen er nicht gewachsen ist. Jedenfalls ist mit einer starken Schwächung seiner gesamten Machtposition zu rechnen, von der er sich kaum wieder erholen dürfte. Und wenn die Frage gestellt würde, wie es um die Aussichten Hitlers auf eine Reichskanzlerschaft bestellt ist, so könnte man nur erwidern, daß Hitlers „Sterne" so ungünstig sind für 1933, daß ihm eine Kanzlerschaft keineswegs zu wünschen ist. Es ist übrigens charakteristisch für Hitler, daß er stets zu den astrologisch ungeeignetsten Zeitpunkten (nämlich bei vorherrschenden kritischen Saturn-Einflüssen). zu Aktionen gedrängt wird. So zeigte sich zur Zeit des November-Aufstandes 1923 der Saturn am Ostpunkte (Aszendent) seines Horoskops. Im Jahre 1932, da er die absolute Macht für sich beanspruchte, befand sich Saturn in schlechtem Aspekt zur Sonne.

Wenn wir zwischen diesen Gesamtkonstellationen einen ursächlichen Zusammenhang suchen wollen, so drängt sich uns die Vermutung auf, daß in den Monaten Mai-Juni der Kampf der verschiedenen Gruppen um die Macht sich so zuspitzen wird, daß sein Ausgang auf lange Sicht über Sein oder Nichtsein der Republik entscheiden könnte.

Gerade zu diesem Zeitpunkt zeigen sich im Horoskop des Generals Schleicher sehr günstige Einflüsse: Jupiter und Mars erreichen um Mitte Juni den Platz des Uranus. Daraus läßt sich entnehmen, daß er innerhalb einer solchen Machtauseinandersetzung nicht nur eine bedeutende Rolle spielen, sondern auch seinen Machtkreis sehr erweitern könnte.

Keinerlei merkliche Bewegungen weisen die Jahreseinflüsse Papens auf; eine Gefährdung seiner Position ist schon Dezember 1932-Januar 1933 zu erkennen.

So ernst uns alle diese innerpolitischen Anzeichen erscheinen mögen, ist doch mit einer Belebung der Wirtschaft in der ersten Jahreshälfte zu rechnen. Aber anhaltende Besserungen sind nicht zu erwarten.

Außenpolitische Probleme werden bis Juli mehr in den Hintergrund gedrängt werden. Positive Konferenz-Entscheidungen, besonders in der Wehr- und Milizfrage, dürften in der zweiten Jahreshälfte erfolgen. Es ist durchaus möglich, daß als Resultat dieser Erörterungen in Deutschland in dieser oder jener Form eine Art allgemeiner Dienstpflicht neu ausgebaut wird. Es scheint auch, daß im Jahre 1933 die Kolonialfrage einer für uns günstigen Lösung entgegengeht. Weiterhin läßt die republikanische Jahresfigur 1933 sehr wichtige fördernde Handelsbeziehungen erkennen.

Abgeschlossen am 3. November.

Boris

— Das mit dem Tischrücken ist selbstverständlich ein aufgelegter Schwindel; dabei haben sie erst neulich wieder eine entlarvt. Aber das mit der Hellseherei stimmt. Das hab ich selbst miterlebt . . .!

— Das mit der Hellseherei ist selbstverständlich ein aufgelegter Schwindel; dabei haben sie erst neulich wieder eine entlarvt. Aber das mit dem Tischrücken stimmt. Das hab ich selbst miterlebt . . .!

MARGINALIEN

Das okkulte München

Das heute als Ordnungszelle vielgepriesene München hatte nach Beendigung des Krieges 1918 seine schlechteste Zeit. Allgemein hörte man, es sei tot und schicke sich an, wieder in seine Bauerndörfer zu zerfallen.

In Zeiten rapider Auflösungen und Umgestaltungen geistert und spukt es immer. Die freiwerdenden Kräfte fahren wie Beelzebub bald in den oder jenen hinein. Die Anhänger des damaligen Okkultismus hatten sich bald zusammengefunden und nannten sich *Parapsychische Gruppe Münchens*. Sie waren dem Gebiet des neben, über oder hinter der bisherigen Wissenschaft von Mensch oder von der Natur, vom Leben oder der Seele forschend hingegeben, dem „Para" des bisher Behandelten oder Bekannten zugewandt. Zu dieser Gruppe, die sich um Schrenck-Notzing bildete, gehörte der vom Rhein nach München gezogene *Krall*, der durch das Auftreten mit seinem Pferd, dem klugen Hans, von früher her bekannt war, ferner der Augenarzt Dr. Tischner und Professor Gruber von der Technischen Hochschule in München, Arzt und Zoologe, und Schrencks Medium Willi Schneider.

Wer *Schrenck-Notzing* persönlich

kannte, sah wohl mehr die materialistisch eingestellte Seite seiner Persönlichkeit, übersah sein metaphysisches Seelenventil, das er in einem kleinen Versuchsräumchen seines großen, schönen Hauses sich fast ängstlich aufgespart hatte. Uneingeweihten war es eine Art ritterromantischen Spukwinkels, in dem die Sitzungen mit seinem damaligen Medium Willi abgehalten wurden und zu denen er mit einem wahren Bekehrungseifer Gelehrte und Schriftsteller wie *Bleuler* aus Zürich und *Triesch* aus Leipzig, *Thomas Mann* und viele andere von Namen herbeizuziehen und von der Echtheit der Phänomene zu überzeugen suchte. Bedingung für die Teilnahme war, daß man ihm nach der Sitzung ein ausführliches Protokoll schickte von dem, was man gesehen hatte, wobei er sehr empfindlich war, wenn man sich irgendeine Hintertür aufließ oder gar einen skeptischen Ton anschlug.

Er war als Nervenarzt lange Zeit der einzige deutsche Bearbeiter dieses Forschungsgebietes und hatte zuerst fast alleinstehend, verlästert, als unwissenschaftlich, inexakt oder leichtgläubig angegriffen, mit großer Hingabe sein Ziel weiter verfolgt. Nach außen hin schien er rein empirisch eingestellt. Seine intimeren Bekannten behaupteten aber, er sei überzeugter Spiritist. In immer neuen Versuchen und Sitzungen suchte er die mediumistischen Phänomene, mechanische oder physikalische Fernwirkung des Mediums auf Gegenstände experimentell festzustellen. Nur um Versuche handelte es sich bei ihm, wie er sagte, zu Theorien reichte die Fülle des für ihn gesicherten Materials noch nicht.

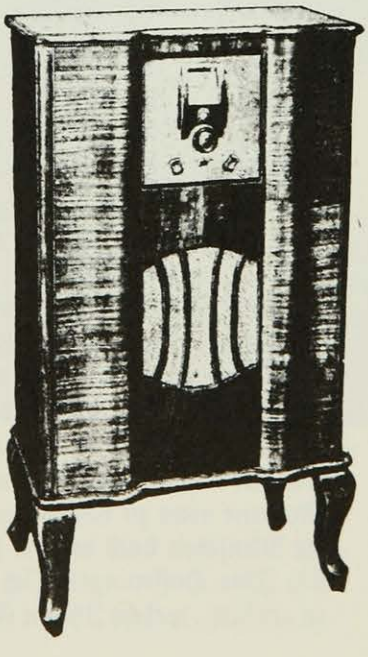
Sein berühmtes Medium *Willi Schneider* war in trancelosem Privatzustand ein eher schlauer, pfiffiger, dabei schüchterner und zurückhaltender junger Mann, und nur die sonderbare Art seines Blickes — er sah, mit seinen auseinanderirrenden Augen, gewissermaßen sich selbst über die Schultern — ließ vermuten, daß er in normalem Dasein etwas von den untermenschlichen Geschehnissen dumpf spürte, deren Träger er war.

Krall: Eigentlich Geschäftsmann, ein Sonderling, nüchtern und abweisend, hatte sich schon früher auf seinen Pferdeteil, seinen klugen Hans, zurückgezogen, mit dem er experimentierte. Von diesen früheren, langjährigen Arbeiten und Resultaten hat er in seinen Schriften berichtet. Charakteristisch für Münchens parapsychischen Magnetismus jener Zeit war es, daß auch er, vom Rheinland kommend, am Südrande Münchens hängen blieb und sich dort eine wissenschaftliche Heimstätte baute von solchem Ausmaß, daß sie den kleinen Spukwinkel Schrenck-Notzings in den Schatten stellte und die Sitzungen zum Schlusse bei ihm stattfanden. Wie ein urheidnisches Erbaufdämmern seines westfälischen Blutes brachte er den in Spiritus konservierten Schädel von Hans I., dem klugen Pferd, nach Süddeutschland mit, der den Besucher beim Eintreten in das Haus Kralls wie ein magischer Fetisch begrüßte; nur mit tiefer Rührung konnte er an ihn denken. Von dessen Klugheit gab er bei Lebzeiten die erstaunlichsten Proben. Einmal erzählte er, wie er den Jüngling Hans zum erstenmal zum Decken brachte, und wie er ihn danach gefragt habe, was passiert sei. Dieser habe ihm durch die bekannten Klopfzeichen mit dem Huf kurz und bündig geantwortet: „*Habe Ehre verloren*!" Das schallende Gelächter, in das wir ausbrachen, hat den Pferdefanatiker nicht weiter verletzt.

Auf dem Münchner Spukboden gediehen die Magier, Hellseher, Handleser und Charakterologen. In dem unbekümmerten München, in dem jeder treiben konnte, was er wollte, sahen diese Käuze oft merkwürdig genug aus. Die weisen Magier trugen lange, Vertrauen erweckende Bärte. Ihre Stimmen, die meist durch Kröpfe behindert waren, knödelten tief und undeutlich wie aus dem Jenseits. Die Charakterologen hatten übertrieben stark eigensinnige Unterlippen und leicht imbezill-infantilen Ausdruck. Die Spiritisten waren schon damals aus der Mode, sie hatten ihren Geist im Wesenlosen nicht allzulange halten können und ihn zu oft und zu kraß in naiv-kindlichen Symbolen immer wieder materialisiert.

Rudolf Großmann

KÜHL WEHT DER WIND, ES FÄLLT DAS LAUB, TRIST WÄR DER WINTER OHNE SCHAUB



Der Schaub-Superhet — mit Kurzwellenbereich für Überseeempfang — bringt nicht nur alle für Fernempfang geeigneten Europasender, sondern auch zahlreiche Kurzwellenstationen der ganzen Erde. Der einzige Superhet mit Verstärkung über alle Röhren auch im Kurzwellenbereich. — Eingebaute Geräuschblende (crack killer), die es ermöglicht, alle störungsfrei aufzunehmenden Sender automatisch auszuwählen. — Und die Tonqualität? Davon müssen Sie sich selbst überzeugen? Vorführung in allen guten Fachgeschäften. Vorführungsraum Berlin — kein Verkauf — Kurfürstendamm 13.
Preis von 189.— Mark (o. R.) an. Verlangen Sie Werbeblatt Q 2.

SCHAUB

G. Schaub Apparatebauges. mbH., Charlottenburg 5

Graphologischer Fragekasten des Querschnitts

Sechzehnjährige, Worpswede. Eine spröde Natur, die sich in das einmal als richtig Erkannte ohne Rücksicht zu schicken weiß, ohne doch den Sinn für die helleren Seiten des Lebens preiszugeben. Kämpferhaltung, wenn es das Reale gilt, doch weich und jähzornig, wenn die geschäftliche Rücksicht es erfordert. Im Ganzen: mehr aufrichtig als sonnig. Feldherrncharakter.

Studienrat R. Sie sollten Ihrer Neigung zu empfindsamer Eigensucht Zügel anlegen, um eine gewisse angeborene Herzensgüte durch Unselbständigkeit auszugleichen. Schwärmen immer in höheren Regionen, lassen sich aber durch die geringste Kleinigkeit dazu verführen, in äußeren Dingen Ihren praktischen Verstand zu erweisen. Im Großen aufbrausend, in Nebensachen: zäh, verschlagen, unbeständig. Musischer Kopf, in dem Argwohn und Berechnung wirr durcheinander gehen, sich aber sofort zur Energie ergänzt, wenn es gilt, sich in der Entsagung zu behaupten. Grundzug: Farbensinn.

Lotosblume. Widerspricht sich selber. Bald sanft und gefügig, schlägt ihr Temperament im nächsten Moment in schmelzende Weichheit um. Sieht in jedem seinen Feind, möchte aber mit niemandem tauschen, dem es schlechter geht als ihm. Eine kleine Philosophin, verachtet sie die leiblichen Genüsse nicht so sehr, um nicht ab und zu an sich selber Gefallen zu finden. Zielsicher, doch mit Maß. Gibt sich dem Manne, den sie liebt, nicht leicht aus der Hand, weiß aber die Frauen, denen er begegnet, durch Natürlichkeit zu fesseln. — Bestätigen die fünf Mark.

Masseurin, Aussig. Die Natur hat Ihnen die goldene Gabe verliehen, mit Ihrem Pfund zu wuchern, solange Sie nicht in Widerstreit mit Ihrer Eigenliebe kommen. Stark ausgeprägter Sinn für Politik, Familienleben, Rechtsfragen. Unhemmbar in Ihrem Willen zur Karriere, dabei ohne Beschönigung Ihrer Aufrichtigkeit gegen jene, die sich von Ihnen mit Fug belogen glauben. Im übrigen eine heitere Seele, die sich überall dort sofort zu Hause fühlt, wo auf leichte Art Erfolg und Gewinn winkt. Neigung zum Byzantinismus.

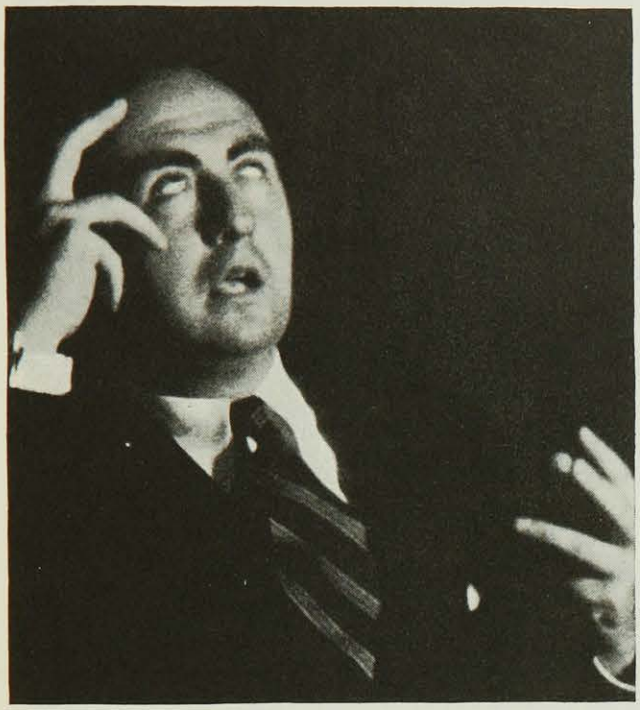
General i. P. Das Leben malt Ihnen auf hellem Grund duftige Märchenbilder hin, die Sie aus Scheu vor der Umwelt im gegebenen Moment nicht zu haschen wissen. Nehmen Sie die Menschen doch wie sie sind. Dann werden sich Ihre Hoffnungen, sich die Lebensposition zu erobern, welche Ihrem sittlichen Willen und Ihrer friedfertigen Grundhaltung gebührt, gewiß erfüllen. Zunächst müssen Sie aber einen Hang zur Verschwendung dämpfen, der Ihre Träume beherrscht und auf Ihre sparsame Veranlagung einen üblen Fleck wirft. — Der Erlagschein ist abgegangen.

Li und Lo. Es kann sich doch nur um eine von Euch beiden handeln? . . . Nun denn, die andere: Du zeigst frohes, äußeren Einflüssen leicht zugängliches Wesen, das sich infolge dunkler Lebenserfahrungen (Verwandtschaft) in sich selber eingekapselt hat. Verschlossenheit ist Dir nicht gegeben, dagegen verwirfst Du leicht, was Du im Augenblick zuvor Dir vorgenommen hast, zu unterlassen. Das Vaterhaus läßt Dich nur zu oft gewähren, daher haben die geschäftlichen Talente über Dich die Oberhand gewonnen. Gerne ordnest Du ihnen freilich einen Hang zum Despotismus unter. Wenn Deine Mutter zuweilen eine leichtere Erzieherhand hätte, würde Dein großzügiger Unternehmungssinn auf industriellem Gebiet sich mühelos zum Erfolg durchringen. Strategische Anlagen, Askese. — Der Briefkastenmann dankt für die zehn Mark.

Espagnola. Eine hartgesottene Naturfreundin. In den Stürmen des Lebens zur Ausgeglichenheit gereift. Versonnene Leichtsinnigkeit, gepaart mit jäh wechselnden Ausbrüchen der Vernunft. Willensschwach, jedoch in entscheidenden Augenblicken gutmütig. Gibt eine Schlacht niemals verloren, selbst wenn der Gegner das Feld räumt, um ihren schwanken Entschlüssen zuzustimmen. Mittelalterliche Pflichterfüllung. Die Einsendung kann auch in Briefmarken erfolgen.

Welträtsel. Ein unstetes Naturell, das der Anklammerung an andere nur selten bedarf, um die aus der Erfahrung erworbene Hochherzigkeit in den kritischen Augenblicken des Daseins über sich nicht Herrschaft gewinnen zu lassen, die ihm gerade anzeigen, daß es durch Ausschaltung des rein Vernunftgemäßen auf dem rechten Weg zu sich selber ist; jedoch geschickt in der Ausführung. — Mit Postscheck.

Grübler, Zwickau. Sein oder Nichtsein, das ist für Sie zuzeiten die Frage; ob es angezeigter ist, die Pfeil und Schleudern des Geschicks zu dulden oder: sich wappnend gegen eine See von Plagen, durch Widerstand sie zu beenden. Zuweilen raffen Sie sich zu neuen Energien auf. Leider wird aber dann in der Regel der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt. Der Rest ist Schweigen.

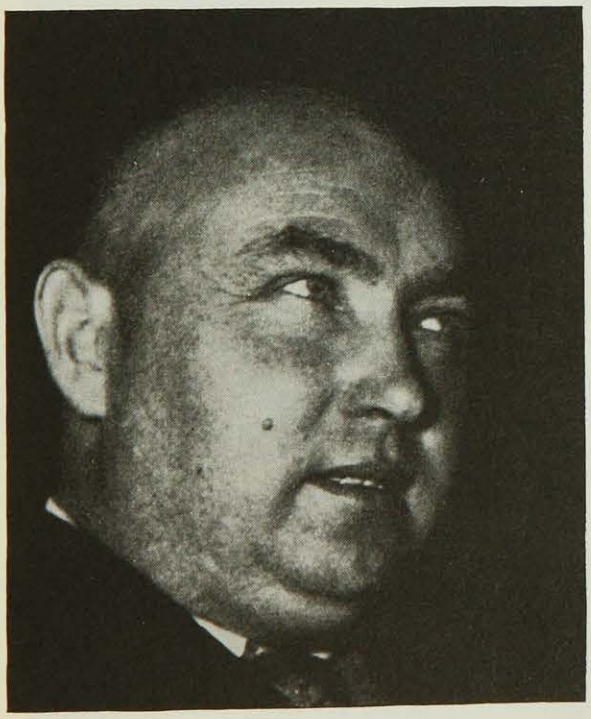


Gerhard

Amateur-Hellseher

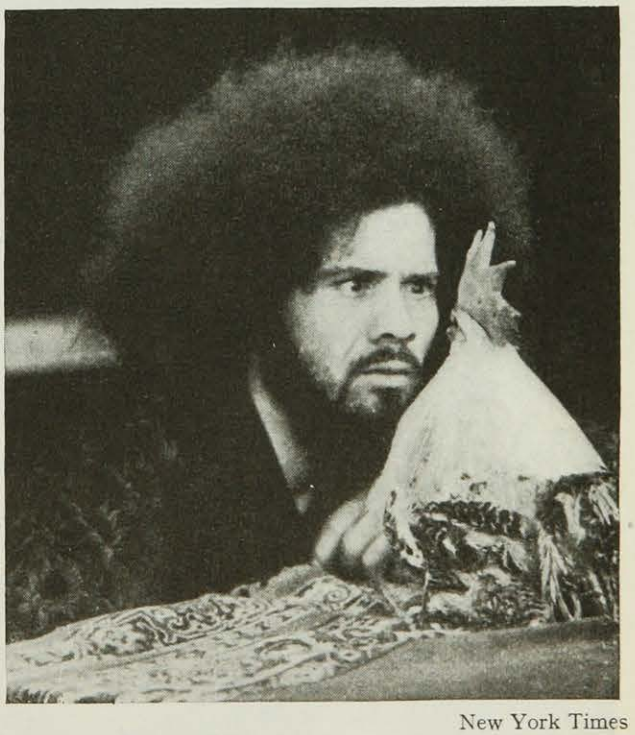
New York Times

Heilmagnetiseur



Schrammen

Wunderdoktor



New York Times

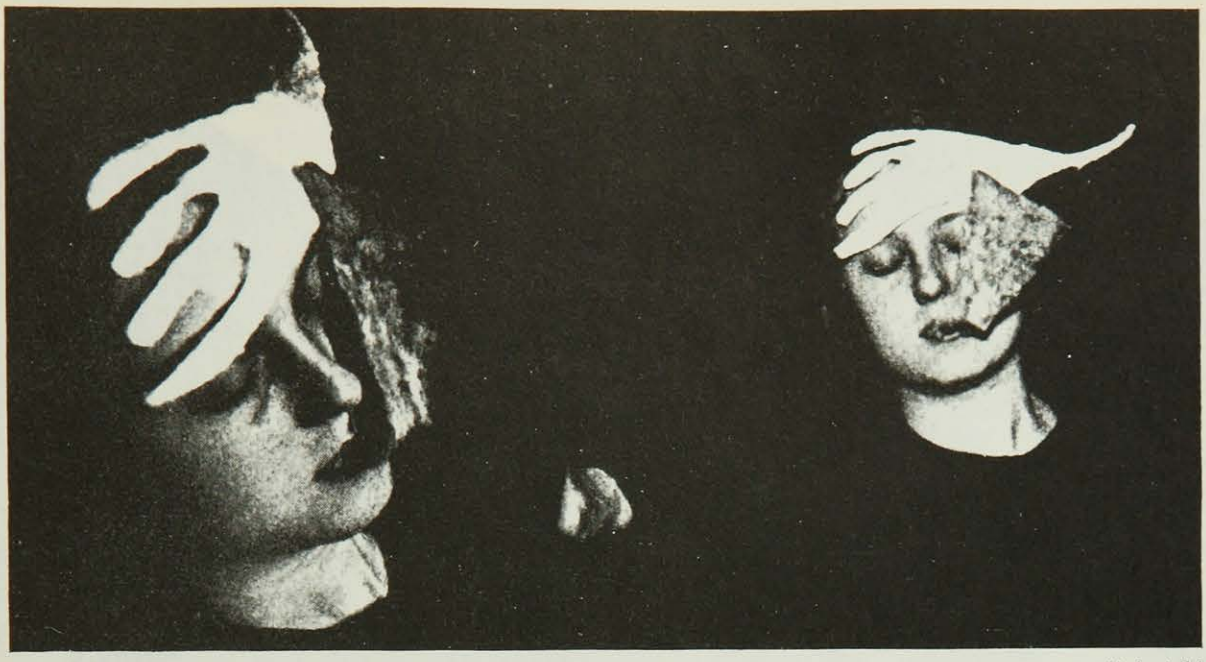
Fakir mit Huhn

Keystone

Der Handleser Julius Spier

R. Schletter

Gesichter in Hypnose



Unionl ild

Hand-Phänomene auf der Stirn des somnambulen Mädchens Stanislawa P.
(Sitzung bei Schrenck-Notzing, München 1913)

Der Zauberkünstler Houdini zeigt, wie man „Geisterhand"-Abgüsse in geschmolzenem Paraffin herstellen kann

Michelangiolo Amerighi da Caravaggio (1569—1609), Die Wahrsagerin

Die Toten dichten

Machen wir uns die richtige Vorstellung von der im Volk verbreiteten Sehnsucht nach mystischer Erlösung? Trotz aller Versuche, es zu tun, unterschätzen wir, fürchte ich, ihren Umfang beträchtlich. Diese Sehnsucht ist nicht so neu, wie oft geglaubt und scharfsinnig bewiesen wird. Ein Buch, das nichts als Berichte hellseherischer Vorgänge, Materialisationen, Rapporte, Beispiele mediumistischen Schreibens und anderes enthält, ist *Die Toten leben!* von *Hinrich Ohlhavers*. Dieses Buch — übrigens weder bombastisch noch überheblich geschrieben — erschien 1916 zum erstenmal. Bereits im Jahr 1921 konnte das 360.—390. Tausend verlegt und schnell abgesetzt werden! — Als Textprobe des Werkes mag ein Gedicht folgen, das dem Medium Fräulein *Tambke* während einer Dunkelsitzung von der verstorbenen Amalie *Plambeck* diktiert wurde. Es war gefragt worden, ob die unsichtbaren Wesen auch einen geformten Körper hätten. Darauf erfolgte die Antwort:

Lieber Freund!
Der Wunder höchstes für die Erdensinne
Und unfaßbar dem irdischen Verstand,
Daß Du Begriff von dem Gebild gewinnest,
Wie für die Geisterwelt es die Natur erfand,
Das ist der Gliedbau, dem Gestaltung inne,
Wie ihn die Erde schöner nie erkannt;
Doch ward sein Anblick, schöpfrisch
wohl erwogen,
Dem Erdensinn im Erdensein entzogen.
Deine Freundin Amalie Plambeck

Der Spruch der Kartenlegerin

Was mich deckt
Was mich schreckt
Was mir zur Seite steht
Was mir gewiß ist
Und was mir nicht entgeht . . .

Ich sehe einen Brief in der Abendstunde im dritten Monat . . . Über einen kleinen Weg steht Ihnen ein Herr ins Haus . . . Hüten Sie sich vor einer schwarzen Dame . . . Doch fassen Sie Mut, der Ring am Finger ist Ihnen gewiß . . . Ein Herr, von dem Sie nichts wissen wollen, denkt in großer Liebe an Sie . . . Sie werden eine große Reise machen, und eine reiche Erbschaft fällt Ihnen zu. Haben Sie Verwandte? . . .

Drei Raucher und ein Zündholz. Der Aberglaube, demzufolge sich drei Leute nie an ein und demselben Zündholz ihre Zigarette in Brand stecken sollen („Der Jüngste stirbt"), geht auf den Krieg zurück. In den Schützengräben wurde die Beobachtung gemacht, daß ein längeres Aufflammen des Zündholzes den feindlichen Gewehren die Schußrichtung wies. Zwei konnten sich ihre Zigarette daran anzünden, bevor der Gegner zum Zielen kam — beim Dritten war's schon gefährlich.

Ein Kriegsteilnehmer

Stefan George heilig gesprochen? — „Mallarmé, Stéphane . . . Übersetzung einiger Gedichte durch Saint George in ‚Zeitgenössische Dichter' Bd. 2."

(Meyers Lexikon, Bd. 7)

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF, TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Modebericht aus dem Jenseits

Über Astral-Krawatten und Astral-Zylinderhüte

Im allgemeinen besteht die Annahme, daß in der Geisterwelt das „bessere Ich", wenn überhaupt, dann zumindest *vergeistigt* weiterlebe. Der spiritistischen Wissenschaft blieb es vorbehalten, die Welt eines besseren zu belehren. Wohl konnte man aus Überlieferungen der Antike schon manches Bittere ahnen. Schon damals wurden von den Griechen die Aussprüche der delphischen Pythia mit äußerster Vorsicht genossen. Nur ahnungslose Ausländer konnten sie wörtlich nehmen, wie jener König Kroesus. Kroesus wurde mit dem Orakelspruch: „Wenn du den Halys überschreitest, wirst du ein großes Reich zerstören", schwer von der Sybille genasführt. Sein eigenes Reich war es, das er zerstörte.

Aber erst die letzten 150 Jahre brachten gründlichere Aufklärung, dank der unermüdlichen Tätigkeit jener emsigen Kaffeeschwestern, die — nach ihrem Schwätzchen und dem Abräumen des Geschirrs — durch die ihnen innewohnenden dämonischen Kräfte die prominentesten Gespenster, von Goethe bis Napoleon, unter ihren Tisch zu zwingen verstanden, daß sie da pochten und rumorten. Aus den fünfziger Jahren ist der Bericht einer Berliner Séance erhalten, in der der Geist Heinrich Heines unter den Kaffeetisch gezwungen wurde. Auf die Bitte, ein Gedicht von sich vorzutragen, hatte der Geist die Stirn, ein Gedicht von Schiller vorzutragen und als eigenes Elaborat auszugeben!

Kurz nach dem Weltkrieg hatte der Gespensterbaron *Schrenck-Notzing* eine würdige Hausmeisterin, das Medium Anna X., entdeckt, dem spielten nachts, während sie schlief, die Geister noch viel übler mit. Sie vertauschten ihre Zahnbürsten mit den Zeigern ihrer Kuckucksuhr, und des Morgens fand sie ihre Strümpfe hoch an der Zimmerdecke am Knauf des Gaskandelabers hängen, was in des Barons okkulten Werken ausführlich besprochen wird. Die geistige Entwicklung der Gespenster ist hiernach rätselvoll, aber verblüffend.

Derselbe Gespensterbaron verstand es, mit diktatorischer Strenge Ordnung und Stil in die Geisterwelt zu bringen. Das wird ihm nicht vergessen bleiben. Früher erschienen die Phantome auf Geisterfotos vor, hinter, neben dem Medium, und zwar in ihrer alten Tracht: „Der Selige, wie er leibte und lebte." Jetzt revolutionierte der Baron die Geisterwelt. Sie bekam ein Einheitskostüm aus Schleierstoff. Der Stoff wurde Teleplasma getauft. Die Münchener Kriminalpolizei untersuchte einige von den Geistern in des Mediums Kleidern versehentlich zurückgelassene Stücke des Geister-Stoffs — und stellte die Materie als paraffin- und phosphorgetränkte Mullbinden und Schleier fest.

Phantome mit Flügeln oder im Anzug der Mode ihrer historischen Zeit erschienen fortan nicht mehr, wenn es *gewöhnliche* Phantome waren. Nur den *Prominenten* der Geisterwelt blieb ein Privileg vorbehalten. Nicht, daß Napoleon in Flügeln erschienen wäre; aber es sind noch 1925 in Berlin von *Prof. Weber-Robine* Geisterfotos in öffentlichem Vortrag an die Leinwand projiziert worden, auf denen Abraham Lincoln mit sternenbanner-umwickeltem Zylinder und der Krawatte damaliger Mode erschien. Der Alte Fritz, der den Weißenbergern heute noch erscheint, vergißt dementsprechend nicht, seine Krücke, vielleicht auch seine Tabaksdose mitzubringen. Prominenzen bewahren eben drüben ihre Embleme.

Solche Schlüsse sind nicht müßig. Es ist den okkulten Studiengesellschaften Oberflächlichkeit vorzuwerfen, daß sie ihnen nicht gründlicher nachgehen. Die Frage muß gelöst werden, ob es neben dem Astralleib auch Astralkrawatten, Astralhosenträger, Astraltabaksdosen von ewiger Dauer gibt. Und wenn, wozu?

Christian Bouchholtz

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 12. Januar 1933 (Donnerstag) als Sonderheft: Der neue Knigge.

Neuerscheinungen Weihnachten 1932

HEINRICH MANN
Ein ernstes Leben
ROMAN
1.—12. Tausend
Ganzleinen M 7.—

JOHN GALSWORTHY
Blühende Wildnis
ROMAN / 1.—20. Tausend
Deutsch von Leon Schalit
Kartoniert M 4.20
Halbleinen M 5.50, Ganzleinen M 6.50

ROBERT NEUMANN
Unter falscher Flagge
EIN LESEBUCH
DER DEUTSCHEN SPRACHE
FÜR FORTGESCHRITTENE
1.—12. Tausend
Kartoniert M 3.80, Ganzleinen M 4.80

KASIMIR EDSCHMID
Deutsches Schicksal
ROMAN
1.—6. Tausend
Ganzleinen M 7.—

OTTO ZAREK
Theater um Maria Thul
ROMAN
6.—8. Tausend
Ganzleinen M 7.80

GRETE v. URBANITZKY
Durch Himmel und Hölle
ROMAN
6.—8. Tausend
Ganzleinen M 7.—

FRIEDRICH TORBERG
– und glauben, es wäre die Liebe
EIN ROMAN UNTER JUNGEN MENSCHEN
Ganzleinen M 6.80

HANS NATONEK
Kinder einer Stadt
ROMAN
Ganzleinen M 6.—

FANNINA W. HALLE
Die Frau in Sowjetrußland
Mit 109 Abbildungen
Ganzleinen M 14.—

HENRI BARBUSSE
Zola
DER ROMAN SEINES LEBENS
1.—5. Tausend
Ganzleinen M 6.50

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN

„— und Sie meinen, weil die Astrologie im Berliner Branchen-Fernsprechbuch besonders aufgeführt wird —?"

„Mit fünfzehn Vertretern, oder vielmehr meist Vertreterinnen (darunter klangvollen Vornamen wie Kasimira, Afra und anderen), mit einem okkulten Beratungsinstitut für Metalle und Edelsteine —"

„Das gibt es auch?"

„Erwarten Sie weniger als alles von einer Wissenschaft, die sich mit allem beschäftigt?"

„Ist das nicht etwas zu viel behauptet? Und sind fünfzehn Adressen nicht recht wenige?"

„Sie finden ohne große Mühe im Telefonbuch allein ein Schock anderer; und auch das ist nur eine Auswahl. Eingeweihte schätzen die Anzahl der Berliner Astrologen, das will sagen, der Leute, die sich nicht nur dilettantisch mit der Kunst der Horoskopie beschäftigen, auf mehr als tausend."

„Sie erinnern mich an eine frühere Frage: Wer stellt Horoskope? Wer betreibt dieses von der Wissenschaft und der Skepsis gleich suspekt angesehene Gewerbe?"

„Ich rate Ihnen zur Vorsicht! Verfallen Sie nicht in den häufigen Fehler, Kartenschlägerei und Wahrsagen aus dem Kaffeesatz mit Astrologie zu verwechseln! Die Wissenschaft, die sich „exakt" nennt — vermutlich, weil sie vergaß, daß sie selbst in ausnahmslos allen Fällen mit Arbeitshypothesen als Basis ihrer Forschungen operieren muß —, ist oft leichtfertiger, als ihre Vertreter aussehen. Und mit der Skepsis ist es ein eigenes Ding; aber darüber reden wir später."

„Also halten Sie die Astrologie für etwas, das man ernst nehmen soll? Seien Sie mir nicht böse, ich lernte unlängst einen ihrer Vertreter kennen — wollen Sie eine Schilderung des Eindruckes?"

„Das ist eine neue Form der Anekdote vom reisenden Engländer, der, nachdem er einen rothaarigen Kellner in Paris sah, notierte, daß in Frankreich alle Kellner rothaarig seien. Bleiben wir ernst: Der Astrologe, der in seinem Beruf wirklich arbeiten will, muß etwas von Mathematik verstehen. Er braucht, allein für das Grundhoroskop, die Wurzel, radix, absolut präzise Angaben über Geburtszeit und Ort; hieran allein scheitern viele Aufstellungen; denn jede Minute verändert die Konstellation. Er muß etwas von Logarithmen verstehen, muß ein beträchtliches Tatsachenwissen und außerdem unendlich viel Einfühlungsvermögen —"

„Halt! Halt! Da sind wir! Ich gebe alles zu, meinetwegen sind die Astrologen die gebildetsten Menschen — aber ohne die berühmte Intuition geht es also nicht!"

„Nein — nirgendwo, wenn Sie ein wenig nachdenken! Aber ich will Ihnen ja kein Kolleg über Astrologie halten und noch weniger mich zum glühenden Anwalt dieser Wissenschaft machen. Sprachen wir nicht vom Beruf?"

„Sie wollten mir sagen, wer ihn ausübt."

„Diplomingenieure, Regierungsbaumeister, Ärzte — aber auch Kaufleute, viele Frauen —"

„Also nicht Leute irgendeiner bestimmten Vorbildung. Aber die Kunst oder das Geschäft läßt sich erlernen?"

„Es gibt keine astrologische Akademie, wenigstens keine offizielle und allgemein anerkannte. Aber es gibt freilich Schulen — und gute wie auch schlechte Schüler. Das Mechanische, das rein Rechnerische kann man erlernen, mehr nicht."

„Jedermann also, der sich für fähig hält, bezeichnet sich als Astrologen und stellt jedermann, der es ihm aufträgt, Horoskope?"

„Ja."

„Ein wichtiges Eingeständnis! Und nun beginnt das Geschäft. Was trägt es?"

„Das richtet sich nach den Fähigkeiten. Ein Radixhoroskop wird zwischen fünf und fünfzig Mark kosten; ein genauer ausgeführtes Horoskop zehn bis hundert Mark. Aber viele Interessenten begnügen sich nicht damit. Sie wollen sich fortlaufend darüber unterrichten, wann für sie, für ihre Konstitution und damit für ihre eigenen Geschäfte günstige, wann ungünstige Tage sind. Sie wollen, geführt von

dieser Wissenschaft, die geheimnisvoll ist, weil sie erst tastet, in ihr eigenes Wesen tiefer eindringen."

„Eine gefährliche Wissenschaft, nicht ganz verantwortungsfrei, glaube ich. Kennen Sie Leute, die sich so fortlaufend beraten lassen?"

„Genügt es, wenn ich zwei Beispiele nenne? Ein großes Unternehmen der pharmazeutischen Chemie, dessen Inserate biologischer Tonika Sie fast täglich sehen, unternimmt nichts ohne astrologische Befragung. Und der Chef einer früher österreichischen Zigarettenfabrik in München sieht in der Astrologie ebenfalls ein wichtiges Hilfsmittel für innere und äußere Erfolge."

„In der Tat? Sie würden mir also raten —?"

„Nein, ich würde Ihnen gar nichts raten. Ich bitte Sie nur, den Versuch zu machen, die Astrologie ebenso unbefangen zu betrachten wie die Medizin — von der Theologie ganz zu schweigen. Die Ausdrucksweise der Astrologie kommt Ihnen veraltet und ein wenig lächerlich vor, nicht wahr? Aber die Terminologie ist nichts als eine Konvention, unter der erst das Wesen verborgen ist. Wenn Sie die Rechtsprechung etwa lediglich nach ihrer Terminologie beurteilen wollen —"

„Um Gottes willen, das wird gefährlich! Aber sagen Sie mir offen: Glauben sehr viele Menschen an die Astrologie?"

„Leider! — Sie sind erstaunt? Die Menschheit ist heute hungriger nach dem Glauben als seit langem. Aber diese Art des Glaubenwollens, die gefährlich mystisch ist, bedroht das Wissenwollen! Die ernsthafte Astrologie ist keine Magie, sondern der Versuch, Erkenntnisse auf einem Wege zu formulieren, der immer wieder seit Jahrtausenden getrübt und verdunkelt wurde."

„Sie aber glauben an die Astrologie?"

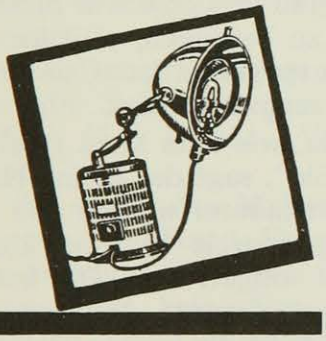
„Nein! Aber ich glaube auch nicht an die Technik und den Sport!"

Michael Corvin

.... und als diesjähriges Weihnachtsgeschenk eine echte

Künstliche Höhensonne

— ORIGINAL HANAU —



PREISE:

Leicht transportable Höhensonne-Tischlampe des Jubiläums-Modells mit Verstärkungs-Reflektor (Typ SR 300) für Wechselstrom . RM **220.50**

dto. ohne den Reflektor (Typ SN 300) für Wechselstrom RM **184.50**

Für Gleichstrom, bisheriges Tischlampen-Modell RM **126.—**

Zur Beachtung:

Gegen Einsendung dieser Anzeige und 50 Pf. in Briefmarken senden wir Ihnen gern das illustrierte Buch (60 Seiten) „Ultraviolette Strahlen und der menschliche Körper" zu.

Täglich nur **einige Minuten** in der ultravioletten Strahlendusche heißt Gesundheit erhalten, sich immer frisch und froh fühlen. Das ganze Jahr hindurch können Sie Ihren Körper mit den lebenswichtigen ultravioletten Strahlen der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — sättigen. Regelmäßige Bestrahlungen bewahren Sie und Ihre Angehörigen vor Winterkrankheiten und ihren Komplikationen und erzielen eine auffällige Erhöhung der körperlichen und der geistigen Spannkraft. Man fühlt sich geistig angeregt, lebhafter, besser gelaunt, fröhlich gestimmt. Der Schlaf wird vertieft, die natürlichen Abwehrkräfte gegen Krankheiten werden erhöht. Besonders wichtig ist die Bestrahlung auch während der Schwangerschaft. Das vorzeitige Altern der Mütter wird verhütet, die Geburt wird erleichtert, die Stillfähigkeit erhöht.

Interessante Literatur: 1. „Das Altern, seine Ursachen und Behandlung" von Dr. A. Lorand, kartoniert RM 6.10. 2. „Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach" von Dr. A. v. Borosini, kartoniert RM 3.20. 3. „Selbstmassage, Pflege der Haut" von Hans Surén, kart. RM 6.45. Erhältlich durch den Sollux-Verlag Hanau a. M., Postfach 687. Versand frei Haus unter Nachnahme.

Es ist ein Gebot der Vernunft, grade in der jetzigen, so ungemein schwierigen Zeit zuerst an die Gesundheit zu denken. Gesundheit für sich und die ganze Familie sollte allen anderen Ausgaben vorangestellt werden.

Quarzlampen-Gesellsch. m. b. H., Hanau a. M., Postfach 187

Zweigstelle Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 2/187. Telefon D 1 Norden 4997

Unverbindl. Vorführung in allen med. Fachgeschäften u. AEG-Niederlassungen.

Der wahre Herr der Krise oder der Gott des Grunewalds

„Da kommt er", sagt die Hausfrau und schiebt mit zärtlicher Bewegung eine Blumenvase auf den leeren Platz am Tisch. Ich warte mit der alten Dame auf den geheimnisvollen Gedankenleser, von dem mir gesagt worden ist, daß er viele Leute im Grunewald berate. Als er jetzt die Stufen hochkommt, blickt ihm die Hausfrau mit dem Gesicht einer Braut entgegen. Er ist ein kleiner sauberer Herr und trägt eine Brille ohne Rand. Wie ein Bürovorsteher sieht er etwa aus und hat gar nichts von dem Wesen der modischen Hellseher.

„Dies ist Herr Kiaulehn, der auf Sie wartet", sagt die Hausfrau, und der kleine Mann nickt mir wohlwollend zu. Er verzehrt ein paar Kekse und blickt träumerisch über die Wipfel des Grunewalds. „Ach, sagen Sie doch Herrn Kiaulehn etwas", bittet die Hausfrau. Da steht der kleine Mann auf und hält mir seine dünne kleine Hand vors Gesicht. Er fährt mit der Hand ein paarmal hin und her und sagt dann: „Sie sind als Kind mal auf den Kopf gefallen." Das kann ich nicht bestreiten, aber ich wende ein, daß *er* wahrscheinlich als Kind auch auf den Kopf gefallen ist.

„Ja", sagt er, „aber bei Ihnen ist ein Knochenbruch daraus entstanden."

„Ich weiß nichts von einem Knochenbruch."

„Ach", sagt er, „das macht nichts, ich wollte Ihnen ja auch nur etwas sagen."

„So, soso", sage ich, und wir schweigen über die Wipfel des Grunewalds hin.

„Machen Sie doch das mal mit den Zahlen", sagt die Frau. Der kleine Mann seufzt auf und holt ein Stück Papier aus der Tasche. „Bitte", sagt er, „schreiben Sie doch mal den Geburtstag und das Geburtsjahr von mehreren Personen auf, die Sie kennen." Ich schreibe ein paar Zahlen hin. Die Zahlen eines Mannes und die Zahlen einer Frau, aber nur ich weiß, daß es die Zahlen von Personen verschiedenen Geschlechtes sind. Er blickt auf den Zettel, seufzt ein bißchen und sagt: „Die ersten Zahlen sind von einem Mann. Es ist ein dicker kleiner Mann, der etwas asthmatisch ist, weil er sich gern amerikanisch hat. Er ist der Leiter eines großen Unternehmens, aber früher war er ein einfacher Arbeiter. Er sitzt gern in Hemdsärmeln Sommers und Winters am offenen Fenster, und wenn er Auto fährt, nimmt er immer den Hut ab. Davon hat er Asthma. In seiner Jugendzeit hat er sehr viel gelernt, und es hätte etwas aus ihm werden können, wenn er nicht Erfolg gehabt hätte. Er hat zuviel Erfolge, und darum ist er nicht mehr gut, sondern nur gutmütig. Er wird noch fünf Jahre weiter Erfolge haben, und dann werden ihn seine Freunde verlassen."

Schlimmer und richtiger hätten die intimsten Feinde nicht über den dicken Mann in Hemdsärmeln urteilen können.

Weiter sagt der Kleine: „Die anderen Zahlen sind von einer rothaarigen Dame. Diese Dame lebt in Deutschland, ist aber in einem anderen Land geboren. Sie spricht das Deutsche so gut wie noch drei andere Sprachen. Die Frau hat Angst, ein Flugzeug zu besteigen, aber sie soll ruhig fliegen. Es wird ihr nichts passieren. Ihr Tod ist von ganz anderer Art."

Vorgestern hat mir die rothaarige Frau erzählt, daß sie sich davor fürchte, ein Flugzeug zu besteigen, weil ihr ein Handliniendeuter gesagt habe, sie werde mit dem Flugzeug abstürzen.

Ich sitze da, wie aufs Maul geschlagen. „Sehen Sie", sagt der kleine Herr, „ich wollte Freimaurer werden und bin in meiner Jugendzeit in eine kleine obskure Loge eingetreten. Da haben meine Meister erkannt, daß ich ein Mann wäre, der in die letzten Geheimnisse eindringen könnte. Sie haben mich zu einem großen Meister in die Lehre gegeben. Jetzt weiß ich alles. Was ich Ihnen eben gezeigt habe, darin ist alle astrologische Wissenschaft enthalten, von den alten Ägyptern ab bis auf heute. Der Stand der Sterne war vor 5000 Jahren schon erforscht. Die alten Horoskope dienen mir ebenso wie die neuen."

Ich: „Aber wir wissen doch, daß die alten Horoskope falsch waren, weil die Ägypter geglaubt haben, der Himmel sei eine Halbkugel, und die Sterne seien

die Nägel, in diese Halbkugel unverrückbar eingeschlagen."

Er: „Da irren Sie sich, die alten Ägypter hatten dieselben Ansichten über den Weltenraum wie wir."

Ich: „Das weiß ich bestimmt, daß die alten Ägypter nicht so dachten wie unsere Astronomen."

Er (sehr abweisend): „Das wissen Sie eben nicht." (Am nächsten Tag spreche ich einen berühmten Astronomen an, und er sagt mir, daß die alten Ägypter glaubten, die Erde sei eine Scheibe und der Himmel eine Halbkugel, an der die Sterne, wie goldene Nägel, unverrückbar fest saßen.)

„Ach, Herr X.", sagt die Hausfrau, „was wird denn nun mit meiner Hand?" Sie streckt ihre linke Hand aus, erst jetzt fällt mir auf, daß die Hand fest mit Mull umwickelt ist. Der kleine Herr nimmt ihre Hand in seine, wiegt das Haupt und spricht: „Es wird noch fünf Wochen dauern."

„Fünf Wochen? Aber das ist doch schrecklich."

„Ja", sagt er, „ich kann Ihnen nichts davon ablassen."

„Och, Herr X. Vier Wochen wären doch auch genug."

Er runzelt die Stirn und sagt streng: „Fünf Wochen und nicht einen Tag weniger."

Die Hausfrau kriegt dunkle Augen, und die Tränen steigen ihr hoch. Ich nehme ihre Hand: „Was haben Sie denn?"

Sie streift den Mullverband ab und zeigt mir die Hand. Es ist eine ganz gesunde Hand. Man sieht nichts, keine Schwellung, keine Rötung. „Ich habe hier so eine schreckliche Netzhautentzündung, und es tut furchtbar weh. Herr X. hat mich vor einem Vierteljahr darauf aufmerksam gemacht, denn ich hatte davon gar nichts gewußt und habe geglaubt, ich sei gesund. Jetzt schmerzt die Hand schon ein Vierteljahr. Er will, daß es noch fünf Wochen dauert."

Der kleine Mann ißt noch ein paar Kekse, trinkt einen Schluck kalten Tee. Die Hausfrau nähert sich ihm zaghaft: „Frau Geheimrat L. möchte so gerne, daß Sie mal nach ihrem Kopf sehen kommen. Wollen Sie nachher nicht vorbeigehen?"

Zwei bedeutende junge flämische Autoren

Gerhard Walschap

Träger des Jahrhundertpreises für flämische Literatur und des Beernaertpreises der Königlichen Flämischen Akademie

DIE SÜNDE DER ADELAIDE

Ein Roman

In Leinen gebunden ca. 6.80 RM

Das Werk behandelt die Geschichte dreier Generationen. Die Darstellungsart ist volkstümlich im Ausdruck, ohne auf echte geistige Tiefe zu verzichten. Liebe, die keine Kinder will, ist der Ausgangspunkt. Boekenschouw urteilt: Mit diesem Roman gehört Walschap ohne Zweifel zu den ersten Autoren der Niederlande.

Philipp de Pillecijn

BLAUBART

Ein Roman

In Leinen gebunden ca. 5.80 RM

Nicht nur nach holländischem Urteil ist Pillecijns Blaubart in seiner Art das „wertvollste Werk seit de Costers Ulenspiegel". Der alte Legendenstoff ist mit neuem Leben erfüllt – Leben des Landes, des Geistes und der Seele. Blaubart ist nicht mehr der alte Blaubart. Leidenschaft wird Blut bei ihm und wieder Leidenschaft und Gold und immer wieder Schuld. Aus dem Tod zieht er sein Leben und am Ende sogar das ewige Leben.

BEI JAKOB HEGNER IN LEIPZIG

Der Hellseher scheint seinen unwirschen Tag zu haben. „Nein", sagt er, „sie weiß ja, daß es noch acht Wochen dauert. Ich kann ihr nichts davon ablassen. Jeder muß die Prüfungen so tragen, wie sie ihm auferlegt werden." Er stülpt seinen kleinen Hut auf und zieht sein kleines Mäntelchen an.

Ich eile ihm nach: „Wollen wir nicht ein Pilsner zusammen trinken?"

Er sieht mich aus kalten Augen an: „Sie sehen doch, daß ich nur etwas kalten Tee trinke und den Alkohol meide."

Ich blicke dem Gott des Grunewalds fest ins Auge und sage: „Wir werden jetzt ein Pilsner trinken und noch einen Steinhäger dazu."

„Gut", sagt er und hängt sich in meinen Arm.

Beim Bier wird er ganz aufgekratzt und erzählt mir, daß er Westfale sei. „Spökenkieker?" frage ich. Da wird er zornig und beschimpft mich, daß ich ein Journalist sei. Ich muß ihn ablenken und frage: „Was wird denn mit der Krise?"

Er kippt den Steinhäger hinter, schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch und ruft: „Die Krise ist noch lange nicht zu Ende. Ich will es noch nicht. Damals, als ich an die Regierung geschrieben habe, daß eine Krise kommt, damals haben sie mich ausgelacht. Jetzt denke ich nicht daran, die Krise schon zu beenden. Wenn ich das Gefühl habe, daß die Menschheit genug durchgemacht hat, dann werde ich schon rechtzeitig ein Zeichen geben."

„Womit nähren Sie sich eigentlich?"

„Ich handle mit Auto-Öl", sagt er.

„Wie gehen denn die Geschäfte?"

„Schlecht", sagt er, „ich kann es mir nicht erlauben, Sie zu einem Pilsner einzuladen." *Walther Kiaulehn*

Teleplasma oder Rose —

was ist das größere Wunder? Die meisten glauben erst an geheime Kräfte, wenn einem eingeschläferten Menschen vor ihnen ein milchweißer Nebel aus der Nase hängt. Um zu erkennen, daß eine blühende Rose viel wunderbarer ist, dazu fehlt ihnen die Phantasie.

Die erste hypnotische Sitzung. Der englische Arzt *James Braid,* nach dem jahrelang — bis er selbst den Namen Hypnotismus vorschlug — dieser „künstliche Schlaf" *Braidismus* genannt wurde, hatte am 13. November 1841 eine „mesmeristische" Séance mit angesehen, deren Erscheinungen er für Täuschung hielt. Bei einer zweiten fällt ihm auf, daß die „Patienten" die Augen nicht öffnen können. Nun beginnt er selbst zu experimentieren. In seinem Zimmer läßt er einen jungen Mann die „Mündung einer Weinflasche" über seinen Augen fixieren. Nach drei Minuten senken sich die Lider, aus denen Tränen dringen, der Kopf neigt sich, und das „Medium" verfällt unter Stöhnen in tiefen Schlaf, worauf Braid den Versuch erschreckt in der vierten Minute abbricht. Nun muß Frau Braid die Verzierung einer Porzellanschale starr anblicken. Nach zwei Minuten „verzerrter Gesichtsausdruck", nach zweieinhalb Minuten krampfhafter Lidschluß, Verzerrung des Mundes, tiefer Seufzer. Worauf Braid sie aufweckt. Puls 180. Nun holt er den Hausdiener, der noch nie etwas von Mesmerismus gehört hatte, und bittet ihn, bei einem chemischen Experiment zu assistieren. Er solle die Flaschenmündung scharf ansehen. Zweieinhalb Minuten später schläft der Bursche tief und fest. Er wird von Braid aufgeweckt, gescholten, daß er eingeschlafen sei, und weggeschickt. Ein paar Minuten später holt man ihn wieder, läßt ihn wieder die Flasche ansehen, und wieder schläft er in zweieinhalb Minuten ein. Nun ist der Beweis erbracht. Braid weiß, daß die beobachteten Erscheinungen „nicht von dem Willen oder dem Streichen des Operateurs", wie Mesmer behauptete, abhängen, sondern „alles vom physischen und psychischen Zustand des Patienten". Diese Ansicht des Entdeckers konnte sich erst in den letzten Jahren durchsetzen. *E.*

Wenn ich eine Zigarette mit dem Stummel der soeben gerauchten anzünde, bin ich immer einen Augenblick lang erschrocken, denn mir ist, als habe sich ein anderer Herr von mir Feuer geben lassen. *Ramón*

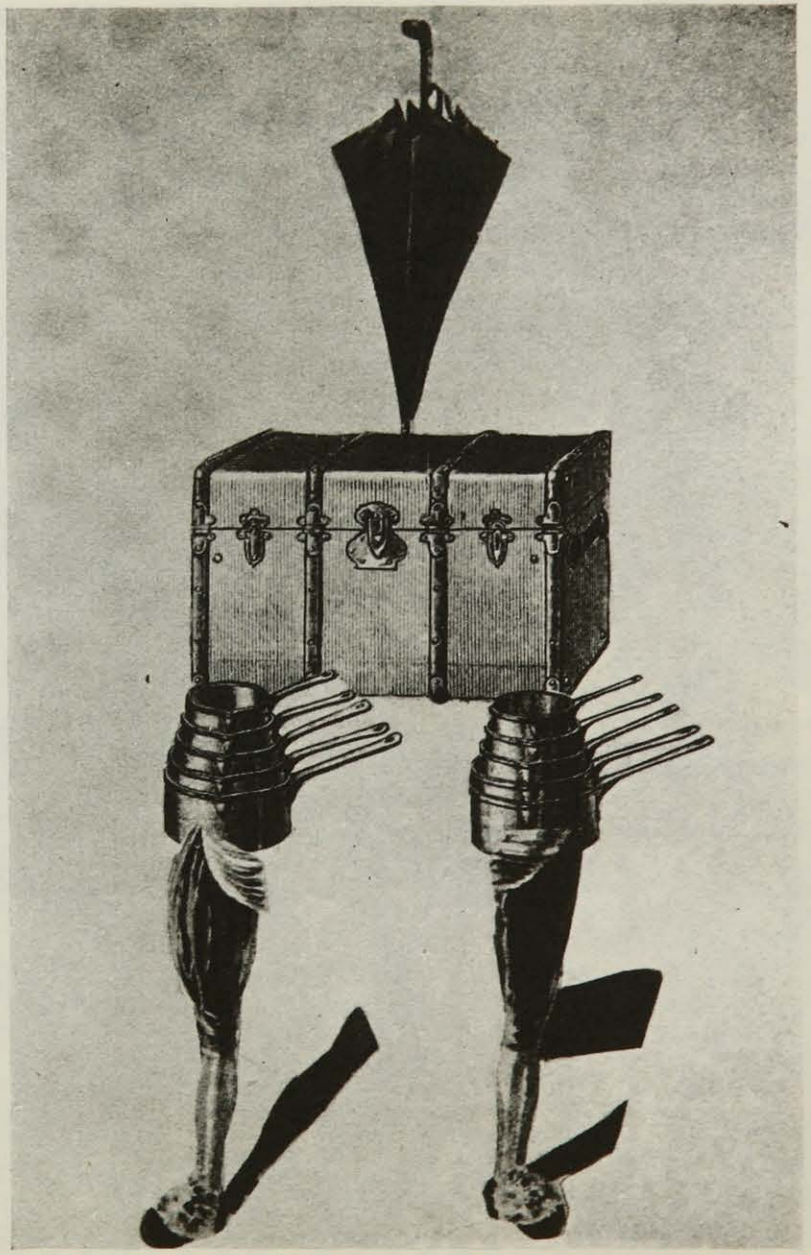
Hellseherin auf Reisen

Erich Grisar

Prophetische Zeitungen

Holzschnitt aus dem Mittelalter

Astrologische Zuordnung der Körperteile zu den Tierkreis-Zeichen



Max Ernst, Surrealistisches Gemälde (Öl)

Gegen den Okkultismus — in aller Freundschaft

Der moderne wissenschaftlich erzogene Mensch üblicher Observanz, der Mensch, der an popularisierte Resultate der Wissenschaft vom jeweils vorigen Jahrzehnt glaubt wie der frühere an vergleichsweise ewige Dinge — dieser Mensch findet okkulte Phänomene unsympathisch, weil sie zu wild, ordnungslos, verwirrend scheinen. Viel weniger deshalb, weil sie so „ungesichert" sind; was ist schon „gesichert"? Das Atommodell vom 20. vorigen Monats? Oder gar das vom letzten Winter?

Man kann anders, fast umgekehrt argumentieren und angreifen. Man kann die okkultistischen Resultate zu zahm, zu anspruchslos finden; man kann sich weigern, Wunderbares so sporadisch, beliebig, aus Gnade irgendeines blöden Zufalls vorgesetzt zu bekommen. Man kann sogar den Anspruch machen, Wunder an den Stellen des Weltbildes auftauchen zu sehen, wo sie Sinn haben und Wert; systematische Wunder gleichsam.

Ein Mißverständnis ist hier schärfstens und gröbstens auszuschließen: daß hier etwa an „Wunder der Technik" oder gar an noch verrottetere Wortmißbräuche gedacht sei wie „das Wunder einer herrlichen Mai-Nacht". Vor solchen Metaphern wird uns höchstens gebührend schlecht; und mit echter Wunder-Problematik haben sie nur im Sinne jener Anekdote zu tun, in der ein Rationalist zum andern, der ihm die „Wunder" und göttlichen Glanzleistungen an einer schönen Schnee- und Eislandschaft demonstriert, die klassischen Worte hinwirft: „Kunststück — im Winter!"

Wer aber ist die Instanz, die hier so anspruchsvoll auftritt und den Okkultisten Zahmheit und physikerhafte Bescheidenheit vorwirft? — und um so mehr vorwirft, je „rein-experimenteller", physikalischer sie sich voll Stolz gebärden?

Es ist ganz einfach die Philosophie, die so spricht; genauer gesagt: die so sprechen *müßte*. Denn das, was als Philosophie offiziell ausgegeben und -geschenkt wird, teilt natürlich die sträfliche Bescheidenheit aller anderen fertigen (das heißt: abgeschlossenen, problemlos gemachten, ungefährlichen) Einzel-Disziplinen. Es wird also im Namen einer Disziplin gesprochen, die es nicht gibt, die aber dafür ernst zu nehmen ist (wer nimmt schon die ernst, die es gibt? — Kaum einer außer den direkt Interessierten, und auch unter denen wurden Fälle von angenehmem Zynismus beobachtet).

„Die Philosophie" also sagt den sträflich Bescheidenen (im okkultistischen *und* im philosophischen Lager): Die Anstrengung um das Wunderbare muß tiefer ansetzen — ohne deshalb weniger reell zu sein. Es bedeutet herzlich wenig, hoffnungslos wenig, hier oder da ein Stück Teleplasma zu fangen — mag man auch das sinnlose Chaos dieser Fänge nachher in einer empiristischen (Pseudo-) Systematik ordnen. Und es ist mindestens ein Symptom für die unwürdige Forschungs-Situation, wenn die Geister der Spiritisten platten Blödsinn reden (obgleich es noch kein entscheidendes Argument ist, wie die allzu bequemen Witzler meinen).

Alles Tatsächliche einmal zugestanden: es ist keine Sache oder doch eine schlechte Sache, Tote in ihrer minderwertigsten, zufälligsten Erscheinungsform oder Seinsweise zu fassen zu bekommen. Um bei diesem Einzelbeispiel zu bleiben und mit ihm zu schließen: Die Philosophie, im Gegensatz zum treuherzig und ehrlich herumprobierenden Okkultismus, hat etwa *den Tod* zu *deduzieren*, und den konkreten Toten, und den realen Weg zu ihm. Das ist eine ihrer Aufgaben — die Professoren werden lachen. Und daß „dergleichen" *nicht* die Aufgabe einer Einzelwissenschaft „Okkultismus", auch nicht die der Medizin sein *kann* — das würde eine ziemlich kurze Überlegung in einer freilich heute verlernten Denktechnik zeigen.

Harald Landry

Einem Teil der Auflage liegen Prospekte bei: von F. Soennecken, Bonn, S. Fischer Verlag Berlin, Insel-Verlag Leipzig, Darmstädter Buch- und Kunstverlag Gotthard Peschko, Albert Langen-Georg Müller Verlag, München, Hanseatische Verlagsanstalt A. G., Hamburg.

Tröstungen der Astrologie

Von *Weare Holbrook, New York*

„Ich leide unausgesetzt an Fußbeschwerden", sagte Frau Smith. „Ich glaube, ich muß einen Astrologen aufsuchen."

So begab sich Frau Smith zu Herrn Jeremias Schwumpf, der Horoskope zu Ausverkaufspreisen liefert, und der sagte ihr, daß ihre Fußbeschwerden auf eine Veränderung der Konstellation der Zwillinge im Hause des Saturn zurückzuführen seien.

„Gott sei Dank!" seufzte Frau Smith. „Ich fürchtete schon, es seien Senkfüße."

Die Astrologie ist die Wissenschaft der Zurückführung seines persönlichen Pechs auf das Sonnensystem. Wenn man den 5-Uhr-45-Zug versäumt und in einem eiskalten Warteraum auf den 9-Uhr-15-Zug warten muß, bereitet die Überlegung Trost, daß dieses Mißgeschick nicht auf eigene Unpünktlichkeit zurückzuführen ist, sondern auf die Konjunktur zweier mächtiger Planeten, die mitleidlos in ihren Bahnen kreisen. Nichts hätte den Lauf dieser Planeten ablenken können. Es war das Fatum. Es war einem nicht bestimmt, den 5-Uhr-45-Zug zu erreichen.

Wenn jemand über eine Bananenschale ausrutscht, ist es eine Genugtuung für ihn zu wissen, daß die Sterne, die er sieht, nicht auf seinen Fall zurückzuführen sind, sondern daß der Fall vielmehr von den Sternen verursacht wurde. Es mag dem Zuschauer komisch vorkommen; aber der zu Fall Gekommene ist eine Kundgebung unwandelbarer überirdischer Mächte, die einem zum Preise von etwa fünfzig Cents je Enthüllung enthüllt werden.

Der Haupteinwand gegen die Astrologie ist, daß ihre Triebkräfte allzu weit entfernt sind, als daß sie gezähmt werden könnten. Wenn einem ein Astrologe sagt, weil man zufälligerweise unter einer Konjunktur des Jupiter und des Schützen am 15. April 1896 geboren wurde, sei man am 19. März 1933 von Unglück, ja möglicherweise vom Tod bedroht, kann man wirklich nichts anderes tun, als bis zum 19. März 1933 zu warten und das beste zu hoffen. Es ist zu spät, die Konjunktur der Gestirne zu ändern. Wenn dann am 19. März nichts passiert, kann man triumphieren, weil man die unheilvollen Machenschaften des Sonnensystems vereitelt hat. Wenn sich dagegen die Voraussage des Astrologen als zutreffend erweist, hat man eine bedeutsame Rolle als Versuchskaninchen der Wissenschaft gespielt, und die Erben werden dies zweifellos zu würdigen wissen.

Aber es bedrückt doch, sich vorzustellen, daß alles, was man tut, planetarischen Einflüssen, die außerhalb unseres Machtbereiches liegen, unterworfen ist. Das Menschentier stellt sich auf seine Hinterfüße und ruft: „Ich bin der Meister meines Schicksals, ich bin der Herr meiner Seele!" Und die Sterne ober ihm zwinkern boshaft und antworten: „Freilich bist du das. Warte nur, bis Mars in das neunte Haus eintritt und Uranus die Opposition zu deinem Geburtsmond erlangt. Junge, Junge, was wir dir dann antun werden!"

Das Schlimmste ist, daß man den kosmischen Mächten nicht entweichen kann. Man kann ihnen nicht entgehen, indem man die Füße seines Bettes auf Glas-Isolatoren stellt oder seine Wohnung vermietet oder über den Winter nach dem Süden fährt. Im gleichen Augenblick, da Sie die Welt betreten, ist Ihr Horoskop bereits fix und fertig, ob Sie nun bei Jeremias Schwumpf ein Horoskop in Luxus-Ausführung, ein gewöhnliches oder überhaupt keines bestellen.

Da bleibt nichts anderes übrig, als sich an jene Astrologen zu wenden, die einem vorgedruckte Horoskope zu fünf Cents das Stück verkaufen. Man erfährt aus ihnen, daß man Besitzer eines persönlichen Zaubers ist, von dem man nur bisher nichts bemerkt hat, bemerkenswerter Führerqualitäten und eines künstlerischen Talentes, das noch schlummert, weil es bis jetzt noch nicht die geeigneten Ausdrucksmittel gefunden hat. Denn die Astrologie ist eine wahrhaft volkstümliche Wissenschaft — je billiger ihre Enthüllungen, desto verheißender sind sie.

(Deutsch von Leo Korten)

KULINARIA

FLORIDA
KURFÜRSTENDAMM 61
ECKE LEIBNIZSTRASSE
Tanz-Restaurant
Die exotische Bambus-Bar

Es gibt nur
ein
„Wagner-Casino"
in Berlin
H 3 Rheingau 2500
Friedenau, Wagnerplatz 1

CASCADE
W, RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Souper M 3.50
Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins

RIO-RITA
TAUENTZIENSTR. 12
DIE TANZ-BAR
4½ Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr

FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester
Berlins
Originellste Unterhaltung
4³⁰ Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone · Saalrohrpost

5 Uhr Tee
DACHGARTEN
BERLIN AM ZOO
FRITZ UNGER
Hardenbergstr. 29a-e
Gedeck M 1.45

HAWIBE

Dr. Ludwig Staudenmeier, Magier aus Freising

Daß ein faustischer Mensch um 1300 den Teufel zitierte und sozusagen also mit sich selbst magisch experimentierte, scheint uns vertraut zu sein. Aber es klingt absurd, wenn wir hören, daß ein Professor der Experimentalchemie in Freising 1910 die „Magie als experimentelle Naturwissenschaft" — so heißt sein 1922 in zweiter Auflage erschienenes Werk — zu erforschen unternahm. Wenn man die ersten Seiten seines Buches aufschlägt, fragt man sich: War dieser Mensch ein Genie oder ein Wahnsinniger? Denn rationalistische Wissenschaftlichkeit ist hier so untrennbar mit Phantasterei vermengt, daß man den Kritikern der Zeit vor dem Kriege recht geben muß, die Staudenmeier für verrückt erklärten. Damals war das Wissen um magische „Technik" und „Praxis" so gering, man war so befangen in der Aufklärungssucht des Darwinschen Zeitalters, daß man die Experimente eines Chemieprofessors am lebenden Objekt, nämlich an der eigenen Person unbedingt verlachen mußte. Im übrigen ist es interessant, zu erfahren, daß Staudenmeier nur von einer Seite günstig beurteilt wurde: ein Pfarrer fand in seinen Resultaten Ähnlichkeiten mit der Geschichte mancher Heiligen.

Heute sehen wir Staudenmeiers Versuche, sie mögen noch so unmethodisch und kindisch sein, seine Ausdrucksweise noch so fanatisch und leichtgläubig, mit anderen Augen an. Denn in diesen letzten Jahren ist ein Reisewerk erschienen, in dem eine Frau, Dozentin an der Sorbonne, *Alexandra David-Neel*, ihre Erlebnisse in Tibet als buddhistische Nonne niederlegte, und ihre Erfahrungen ähneln in verblüffender Weise den Beobachtungen des Freisinger Chemieprofessors, der natürlich von tibetischen Magiepraktiken keine Ahnung haben konnte.

Staudenmeier begann mit sechsunddreißig Jahren mit spiritistischen Versuchen (die er ablehnt); bald entwickelte er sich zu einem „Schreibmedium", später zu einem „Hörmedium". „Böse Geister", die er ohne Unterbrechung wissenschaftlich „kontrolliert", Stimmen und Gestalten bedrängen ihn, er zeichnet alles mit doktrinärer Genauigkeit auf. Sein Zustand nähert sich bedenklich dem Verfolgungswahn, was er selbst konstatiert: „Aus den Zweigen der Bäume, aus vorüberziehenden Wolken suchten sich die verschiedensten . . . Gestalten zu formen . . ." Er kennt bald seine „Geister", nennt sie „Rundkopf", „Bockfuß" oder „Hoheit", je nach Erscheinungsform.

Zu Alexandra David-Neel, die jahrelang die Übungen der Einsiedler und Magier Tibets mitmachte, sagt ein Lama über diese „Geister": „Wenn Menschen dabei wirklich sterben, so tun sie das nur aus Furcht. Was sie sehen, ist ja nur die Verkörperung ihrer eigenen Gedanken . . ." Er fügt aber einen bedenklichen Satz hinzu: „ . . . wäre es nicht möglich, daß diese unsere Geisteskinder uns einmal entglitten . . . ob sie dann nicht ebenfalls plötzlich . . . ein eigenes Dasein führen wollen . . .?"

Staudenmeier hört eines Abends ein sanftes Geräusch an den Wänden seines Zimmers, wie wenn ein Federwisch über die Wände striche. Und seine Mutter, die eintritt, hört es auch, und wie es ihrem Sohn, der im Zimmer herumgeht, zu folgen scheint. Bald gelingen ihm Fernbewegungen. Ihre Schilderung ist ganz typisch für die Gelehrsamkeit dieses modernen Faust: „Als ich eine vor mir liegende Substanz (Fußnote: ich habe dieselbe . . . in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft . . . unter dem Namen: ‚Reduktionsprodukt der Pseudographitsäure' beschrieben) . . . betrachtete, begann sie plötzlich zu meiner größten Überraschung . . . langsam zu zersplittern . . . so daß . . . die Partikel auf einige Dezimeter auseinandergeschleudert wurden." Dies geschieht später noch einmal in Gegenwart eines Zeugen. Zur selben Zeit sieht er Teufelsfratzen, spürt Gestank, eine Kette schlingt sich um seinen Hals, er hört eine Stimme: „Jetzt bist du mein Gefangener . . . ich bin der Teufel . . ."

Nun erst, da er schwer krank wird, beschließt Staudenmeier, seine planlosen Versuche in ein System zu bringen. Er beginnt mit streng wissenschaftlichen Experimenten und versucht, in-

dem er „alle fünf Sinne nach außen projiziert", sozusagen die Halluzination sichtbar werden zu lassen: „Es fragt sich nun, läßt sich das vielleicht so weit treiben, daß sie . . . objektiv real wird und an einer bestimmten Stelle des Raumes auftritt? Ich behaupte ja", sagt er und unternimmt sofort eine physikalische Erklärung des Phänomens; da das Ohr Töne höre, die im Gehirn erzeugt seien und nicht erklingen, das Auge Farben sehe, etwa nach einem heftigen Schlag, müsse man auch diese innerlichen Erscheinungen den umgekehrten Weg nehmen lassen können. Genaue Angaben über die Versuchsreihen folgen: „Man betrachte einen in bequemer Sehweite aufgestellten Gegenstand . . . schließe die Augen und versuche sich ihn lebhaft . . . vorzustellen. Lange Übung ist notwendig . . . besonders veranlagte Naturen können dann merkliche Hemmungen der Atmung und Herztätigkeit eintreten lassen."

Frau David-Neel erzählt von den „Kylkhors", Hilfsmitteln der Magie, kleinen Bauten aus buntem Sand, die der Adept genau so fixiert wie Staudenmeier einen „in bequemer Sehweite aufgestellten Gegenstand". Sie nennt Wasser, farbige Tonscheiben, einen Baum, den man so lange betrachtet, „bis man in ihn eingeht" und sich selbst — als Baum — betrachten kann, um im nächsten Augenblick wieder Mensch zu werden. Sinnlos, all diese Ähnlichkeiten Zufall zu nennen! Zumal doch Staudenmeier sie spontan ‚entdeckte"! So sagt die Forscherin, der indische Magier bemühe sich, den Sitz der Betrachtung, den Intellekt also, in einen anderen Körperteil als den Kopf zu verlegen: „Man empfindet an der gewählten Stelle eine starke, wirkliche oder auch eingebildete Zunahme der Wärme." — Staudenmeier behauptet dasselbe und erklärt die Erscheinung mit stärkerem Blutzufluß, wodurch auch die berühmte „Unverwundbarkeit" der Fakire herrühre. Manchmal schlägt er seinen Kopf mit den Fäusten. „Ich schlug zehn bis fünfzehn Minuten . . darauf ein und fühlte mich dabei völlig sicher", immerhin ein sonderbarer Wagemut für einen Freisinger Chemieprofessor! *P. E.*

NEUE ROMANE

JOSEPH ROTH

Radetzkymarsch

13.-20. Tausend · Kart. RM 5.20 · Lein. RM 6.80

„Radetzkymarsch" ist ein meisterhafter Roman. Der sicher komponierte Aufbau verschwindet im epischen Reichtum. Volksliedhaft natürlich ist die Sprache, leuchtend klar die Bilder, in ihrer Folge wunderbar aufeinander abgestimmt. *Berliner Tageblatt.*

ARNOLD ZWEIG

De Vriendt kehrt heim

1.-15. Tausend · Kart. RM 4.50 · Lein. RM 5.80

In diesem kunstvoll aufgebauten Roman, der um die Entdeckung eines politischen Mordes in Jerusalem geht, ersteht vor uns die bunte Welt des vorderen Orients mit seinen vielen religiösen und nationalen Strömungen, seinem Typenreichtum und seiner herrlichen Landschaft

HERMANN KESTEN

Der Scharlatan

5. Tausend · Kart. RM 5.60 · Lein. RM 6.80

Ich habe den „Scharlatan" mit Genuß und Bewunderung gelesen. Toll und bunt und überwahr ist das alles und wie unterhaltend!
Thomas Mann

Diesen Roman sollte jeder, der nicht an der geschichtlichen Aufgabe der Vernunft verzweifelt, lesen. *Erich Kästner in der Vossischen Zeitung.*

JOSEF BREITBACH

Die Wandlung der Susanne Dasseldorf

1.-7. Tausend · Kart. RM 5 60 · Lein. RM 6.80

Mit der Kraft einer großen Erzählungsgabe zaubert der Dichter das ganze sinnliche Getümmel der rheinischen Welt herauf. Selten sind die großen Offenbarungen geheimer Leidenschaften mit solcher rücksichtslosen Wahrheitsliebe geschildert worden.

ANNA SEGHERS

Die Gefährten

1.-8. Tausend · Kart. RM 4.50 · Lein. RM 5.80

Man muß schon auf die Droste zurückgreifen, um einen Vergleich für die Strenge und das Herz zu finden, die sich in der Segherschen Dichtung vereinen. *Berliner Börsen Courier.*

JULIEN GREEN

Treibgut

Ins Deutsche übersetzt von Friedrich Burschell

Broschiert RM 4.— · Leinen RM 6.50

Der neueste Roman ist eine der ergreifendsten Tragödien der neueren Dichtung. Er enthält in wundervollen Farben die Landschaft von Paris und bringt die großartige und erschütternde Geschichte einer ungeheuren Leidenschaft.

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG · BERLIN

Der Aberglaube

Aberglaube	*Bedeutung*	*An- od. Abwendung*
Splitternde Weingläser	Glück	
Zerbrechender Spiegel	7 Jahre Unglück	
An der Tischecke sitzen	7 Jahre auf die Heirat warten	
Wenn zwei dasselbe gleichzeitig aussprechen	Wird einer von beiden heiraten	
Linkes Ohr klingt	Jemand spricht gut von dir	
Rechtes Ohr klingt	Üble Nachrede	
Nasenjucken	Man wird Neues erfahren (oder Kuchen essen)	
Träumen vom Tod	Langes Leben	
Schwarze Katze über den Weg	Panne des Autofahrers	
Stolpern: a) linker Fuß	Herrengruß	Zurückgehen und nochmals den Weg machen
b) rechter Fuß	Ärger und Verdruß	
Jucken im Handteller	Geld	
Verlust einer Wimper	Erfüllung eines Wunsches	Wenn man sie aus der flachen Hand fortpustet
Bier verschütten	Glück	Wenn man sich damit hinterm Ohr netzt
Salz verschütten	Streit im Haus	
Begegnungen:		
a) Altes Weib am Morgen	Unglück	Dreimal ausspucken
b) Schornsteinfeger	Glück	
c) Zwei Nonnen bei Tag	Unglück	
d) Leichenwagen	Tod	
e) Schwein	„Schwein"	
f) Gläubiger	Pech	Wegschauen oder . . . zahlen
Beim Theater		
In den Räumen des Theaters pfeifen	Das Stück wird ausgepfiffen	Dagegen gibt's kein Kraut
Am Tag der Aufführung an einem Kleid nähen, das man für die Premierenrolle anziehen soll	Man fällt durch	Man soll rasch Faden in den Mund nehmen.
Nach dem ersten Auftritt in die Garderobe zurückkehren	Durchfall	Zurück auf die Bühne
Die Kerze selber anzünden, die man für die Herrichtung der Wimpern braucht (zum Ausziehen mit Wachs)	Durchfall	
Sich im Spiegel eines andern anschauen	Man schaut ihm die Verehrer heraus	
Das Rollenheft zu Boden fallen lassen	Sehr gutes Omen	Man muß aber schnell draufsteigen
Den Künstler, der die Bühne betritt, dreimal anspucken	Erfolg bei Presse und Publikum	
Kein Krach auf der Generalprobe	Schlechte Premiere	

Loge „Wahrer Weg“ (Berlin). *§ 1. Zweck und Ziel der Loge* ist, eine Gemeinschaft von geistigen Menschen zu bilden, die sich durch Logensitzungen vom Weltlichen zurückzieht, um den Offenbarungen aus der geistigen Welt, dem Jenseits zu lauschen, zur Verbreitung wahrer Nächstenliebe und Selbsterkenntnis sowie der Überzeugung, daß es ein Fortleben nach dem Tode gibt. *§ 2.* a) *Die Medien,* welche hierzu die Verbindung mit der geistigen Welt herstellen, stellen ihre gottbegnadete Fähigkeit unentgeltlich der Loge einmal im Monat zur Verfügung. Sie sind Ehrenmitglieder und infolgedessen beitragsfrei. b) Hypnose wird nicht angewandt. Noch weniger kommt eine Zauberei in Frage, die uns so oft angedichtet wird; eher könnte man von einer weißen Magie sprechen, die das Gute und Edle will. *§ 6. Tranzereden* hat der Schriftführer während der Sitzung stenographisch aufzunehmen und später in ein Buch zu übertragen. Dieses bleibt Eigentum der Loge. Abschriften daraus sind den Mitgliedern gestattet, jedoch ist eine Verbreitung zu gewerblichen Zwecken streng untersagt. *§ 7. Generalversammlung. Feiern.* a) Erstere findet Ende April jeden Jahres statt. In derselben werden auch die Kassenprüfer gewählt, die zu jeder Zeit Einsicht in die Buch- und Kassenführung nehmen können und den Kassenbericht abzulegen haben. b) Gefeiert wird das Stiftungsfest mit einem gemütlichen Beisammensein bei Kaffee und Kuchen im Anschluß an die Generalversammlung am Sonnabend vor oder nach dem 28. April. Auf Wunsch findet auch eine Weihnachtsfeier statt. Der Kaffee und Kuchen wird aus der Vereinskasse bezahlt. c) Mitglieder, die während der regelmäßigen Sitzungen Getränke wünschen, erhalten dieselben in der im Erdgeschoß gelegenen Kantine, da eine Bedienung stören würde und die Tür während der Sitzungen geschlossen bleibt. — Gesangbücher sind möglichst mitzubringen. *(Aus den Satzungen.)*

In England protestierte kürzlich die Post dagegen, daß so viele Häuser mit 12a statt mit 13 numeriert seien, weil dieses zu beständigen Irrtümern beim Austragen der Postsachen Anlaß gab.

6 MEISTER ROMANE

soeben erschienen

BREHM	Das war das Ende Kartoniert 4.40, Leinen 5.80
MAUROIS	Im Kreis der Familie Kartoniert 3.60, Leinen 4.80
RAMUZ	Farinet oder das falsche Geld Kartoniert 3.80, Leinen 5.40
J. M. BAUER	Die Salzstraße Kartoniert 4.40, Leinen 5.80
BENNETT	Konstanze u. Sophie oder die Alten Damen 2 Bände 10.80, Leinen 14.—
CHRISTIANSEN	Zwei Lebende und ein Toter 3.80, Leinen RM. 5.40

Piperverlag München, Römerstraße 1

PIPER

1.-15. Tausend. Steifdeckelb. RM 2.85. Leinenb. RM 4.80

MALIK — VERLAG

Suzanne Christolais

die Frau, die nicht betrügen konnte

Roman von HELENE ELIAT

Die Geschichte einer mondänen Ehe im Paris von heute! Überall für 4 Mark 80 in Ganzleinen, broschiert für 3 Mark 50 erhältlich. Verlag Ullstein

Einiges über Hellseher

Mit der Hand die Augen beschattend sagt der Hellseher auf dem Podium in den offenen Mund seines Gegenübers dezidiert, laut und keinen Widerspruch duldend: „Sie werden am 20. Juli nachmittags in einem Auto fahren. Sie werden einen Zusammenstoß haben. Sie werden dabei Ihr Schlüsselbein brechen." Der Gewarnte hütet sich, am 20. Juli ein Auto zu besteigen. Er geht überhaupt an dem Tage nicht aus. Mit unverletztem Schlüsselbein legt er sich gegen elf schlafen. Wem dankt er das? Dem Hellseher. Denn ohne ihn wäre er wie jeden Tag auch an diesem ominösen 20. Juli Auto gefahren und verunglückt. Sind doch verflixte Kerle, diese Hellseher.

*

Die Hellseher besitzen die Fähigkeit, deutlich und genau zu sehen, was das Schicksal mit einem Menschen vor hat. Sagt er es ihm, kann der Gewarnte dem Schicksal ein Schnippchen schlagen, indem er eine nötige Voraussetzung einfach nicht erfüllt, wie es der Mann im Beispiel tut. Was sieht nun wirklich der Hellseher? Den durch eine Autofahrt verunglückten Mann? Aber der ist ja an dem genannten Tage gar nicht verunglückt. Der Hellseher erklärt: aber er wäre es ohne die Warnung durch mich, den Hellseher. Er sieht einen Unfall, der gar nicht passiert ist. Was sieht er also? Er sieht gar nichts. Eigentlich müßte er dem Mann sagen: „Ich jage Ihnen jetzt eine solche Angst vor dem 20. Juli und dem Auto ein, daß Sie an dem Tage nicht imstande sind, auszugehen. So stark ist in diesem Augenblick meine suggestive Macht über Sie, daß sie auch noch am 20. Juli wirkt." Das sagt er ihm natürlich nicht, denn er ist ja kein Hypnotiseur, sondern ein Hellseher, der davon lebt, den Menschen das Leben zu retten oder das Vermögen oder die Frau, also lauter an und für sich schon sehr unsichere Dinge, die er mit peremptorischer Stimme noch um einige Grade unsicherer macht.

*

Die Kunst des Hellsehers besteht, einige Menschenkenntnis vorausgesetzt, darin, den Zustand der Befürchtung, der Angst, der Erwartung, der Hoff-

nung, der den Menschen zum Hellseher gehen läßt, so sehr zu steigern, daß ihm der Patient unwissentlich das unmittelbar Gegenständliche seines Zustandes verrät, sich „ihm ausliefert". Es braucht nicht tiefe Menschenkenntnis, damit der Hellseher das gestörte Gleichgewicht des Patienten erkennt und Art und Schwere der ausgleichenden Gewichte wählt.

*

Das Wort *Wissenschaftlich* ist für Ungebildete ein magisches Wort. Je dümmer die Sache, desto häufiger gebraucht der, der von ihr lebt, das Zauberwort, sie beruhe auf Wissenschaft. Natürlich hat auch die Hellseherei bei denen, die sie treiben, und denen, die sie glauben, eine „durchaus wissenschaftliche Grundlage". Aber so wie sie ist, schneidet sie in Debatten mit wirklichen Wissenschaftlern schlecht ab. Die besseren Hellseher, d. h. jene, welche die besseren Geschäfte machen, reden daher immer seltener von ihrer Wissenschaftlichkeit. Und die ganz guten, das heißt die erfolgreichsten, reden gar nicht mehr davon. Sondern als von einer mysteriösen, ihnen selber nicht begreiflichen Gabe.

*

Es gibt sogar Hellseher, die zugeben, Schwindler zu sein. Um solche vertrauliche Mitteilung zu rechtfertigen, tun sie dabei so, als ob ihnen der Alkohol die sonst verschlossene Zunge löse. Um sich aber doch wieder so wenig beschwipst zu zeigen, daß sie gleich hinzufügen: der hellseherische Zustand sei ganz unabhängig von einem Willen, ihn herbeizuführen. Er käme eben und sei da. Und wenn er nicht käme und daher nicht da sei, wäre man, wenn die Umstände die Hellseherei verlangen, so geschickt, eben Kunststücke wie irgendein Zauberer des Varietés zu machen, also zu schwindeln. *Gottfried Auffhäuser*

Der abergläubische Zola. Heute abends war von Aberglauben die Rede. Zola ist ganz merkwürdig, er spricht von diesen Dingen geheimnisvoll mit gedämpfter Stimme, als hätte er Angst vor gefährlichen Lauschern, die im Dunkel seiner Wohnung lauern. Er hält nichts mehr von der Drei als Glückszahl, augenblicklich schwört er nur auf die Sieben. *E. de Goncourt (1885.)*

Neuerscheinungen 1932

JOHAN HJORT

Des Kaisers neue Kleider

Betrachtungen eines Biologen
Geheftet RM 6.—. In Leinen RM 8.-

*

FRIEDRICH ROSEN

Aus einem diplomatischen Wanderleben

BUKAREST—LISSABON
Früher erschien
AUSWÄRTIGES AMT — MAROKKO
Jeder Band mit Karten und Tafeln in Lichtdruck
Geheftet RM 8.—. In Leinen RM 13.50

*

HERBERT SCHLÜTER

Die Rückkehr der verlorenen Tochter

Roman · In Leinen RM 4.50

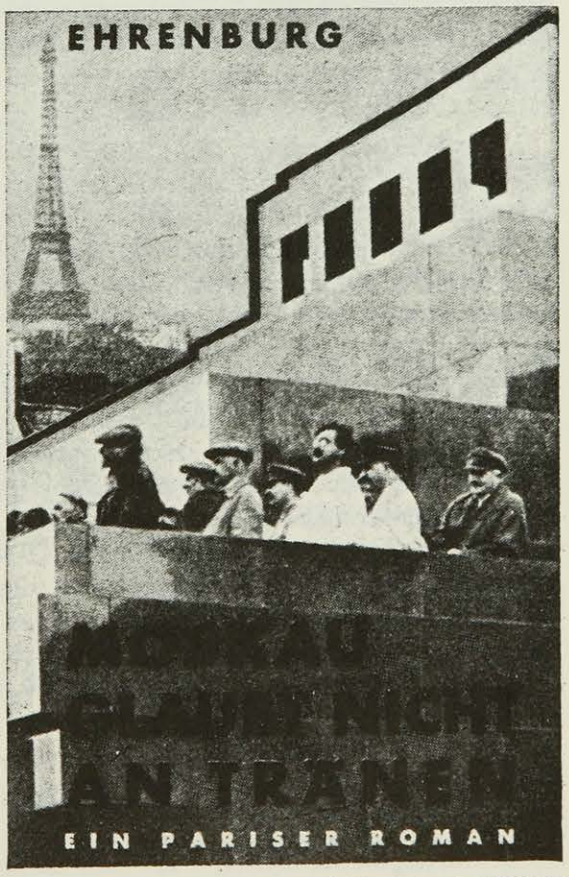
*

KLAUS MANN

Kind dieser Zeit

In Leinen RM 4.80

TRANSMARE VERLAG BERLIN



1.-10. Tausend. Steifdeckelb. RM 3.20. Leinenb. RM 4.80

M A L I K — V E R L A G

Kleiner Führer durch Okkult-Berlin

Cagliostro: „Berlin — ekelhafte Stadt, kein Mensch glaubt einem etwas."
Goethe (Faust): „Und dennoch spukts in Tegel."

Phantome: Es ergibt sich in Berlin die groteske Tatsache, daß es zwar eine Reihe wissenschaftlicher Gesellschaften gibt zur Kontrolle der Geistererscheinungen, aber keine Geister. Gegenwärtig ist in Berlin kein einziges Medium zu erreichen, das „Materialisationsphänomene" zeitigen könnte.

Geisterlaboratorium: Das Erbe der „großen okkulten Zeit" unmittelbar nach den Kriegswirren, hat der Arzt Professor Schröder-Lichterfelde angetreten. In den Souterrains seiner Villa befindet sich das Laboratorium des verstorbenen Ingenieurs Grunewald, ein Laboratorium, wie es auch der verstorbene Baron von Schrenck-Notzing benutzte. Es hat einwandfreie Isolierzellen für Medien. (Medien betrachten diese Kontrollzelle als Folterkammer und bequemen sich ungern dazu, sie zu betreten.) Es hat Geisterwagen, minutiöse Meßapparate, Mikrofone, Parlografen, Fotoapparate mit hochempfindlichen Platten für Aufnahmen in Rotlicht, Filmkameras, mit denen Phänomene gekurbelt werden können.

Ein Schwarzmagiker, der junge Grazer Cordon-Veri, ist eine Entdeckung Prof. Schröders, für die er keine Erklärung zu bieten weiß. Arbeitsweise: Ein (natürlich kontrolliertes, neues) Kartenspiel breitet er auf dem Tisch aus. Ohne Berührung läßt er eine Person eine Karte ziehen, sagt vorher: „Sie werden Karo 9 ziehen." Oder: Jemand zieht eine Karte und steckt sie ein, ohne sie anzusehen. Der Betreffende muß einen beliebigen Spruch aufschreiben, der ihm einfällt, oder einen Gegenstand im Zimmer bezeichnen, Bei einer Sitzung wurde ein schwarzer Armleuchter mit roten Kerzen gewählt. Cordon-Veri: „Leuchter schwarz, Kerzen rot. Es handelt sich nicht um Rot, sondern um Schwarz. Schwarze Verknotungen des Leuchtersockels, ein, zwei, drei — zehn Knoten, Kanten scharf, Pik 10."

Kontrollgesellschaften: 1. Deutsche Gesellschaft für wissenschaftlichen Okkultismus. Vorsitzender Dr. Quade, Chemiker, der Neffe Fontanes. — 2. Berliner Ärztliche Gesellschaft für parapsychologische Forschung. Früher war ihr Leiter der Homöopath Dr. Kröner, bekannt als Gerichtssachverständiger und Antipode des Landgerichtsdirektors Hellwig, welch letzterer jedes okkulte Phänomen, selbst Gedankenübertragung, ableugnet. Jetzt: Homöopath Prof. Dr. Bergmann.

Sibyllen zweiten und dritten Grades, die aus Karten, Kaffeesatz usw. weissagen, sind in Berlin äußerst zahlreich. Wahrsagerinnen ersten Grades aber sind: Gräfin Beck und Lisbeth Seidler. Beide waren im Krieg „Sibyllen des Generalstabs", die eine im österreichischen, die andere im deutschen Hauptquartier.

„Madame Sylvia" ist der Deckname der Gräfin Beck. Sie war die Frau eines hohen österreichischen Generalstabsoffiziers und hat Kriegsausbruch und Kriegsende vorausgesagt. Schöne Erscheinung. Tritt in ihrem Privatzirkel mit weißer Perücke und schwarzer Halbmaske auf. Gütige Beraterin von Kranken, Geprüften, befragt von Börsenleuten. *„Zigeunerlieschen"* ist der Deckname der deutschen Heeressibylle. Sie prophezeite schon 1900 den Weltkrieg, wurde Vertraute des okkulten Kreises um den Generalstabschef von Moltke. Moltke hatte bis zur Marne-Schlacht sowohl Lisbeth C., wie auch den verstorbenen Theosophen Steiner in seiner Umgebung in Coblenz. Nach dem Krieg wurde sie Beraterin der Inflationsmilliardäre; die Brüder Sklarek gingen bei ihr ein und aus. Im Sklarek-Prozeß wurde sie oft genannt. Der Gerichtsvorsitzende äußerte sich unzweideutig dahin, daß Frau W. ein Phänomen sei, dem man vertrauen könne. „An ihrer Glaubwürdigkeit könne nicht gezweifelt werden."

Die Chirologin Raschig tritt aus der großen Zahl von Berufshandleserinnen hervor. Ihre Methode ist, nach Schwarzabdrücken der Hände auf Papier die Handlinien zu studieren. Sie arbeitet

nicht nach dem üblichen Schema: Durch eine Art Handfetischismus wird der Trancezustand erregt, in dem sie sich ihrer Intuition hingibt.

Die Syrierin Bartschat: Zeitliche Hellschau; sie verfertigt Zeichnungen, Pastelle in „metaphysischer Trance". Ihre Bilder, die sie „empfängt", künden kommende Katastrophen oder auch Erfindungen an. Häufig rätselt sie an ihren Zeichnungen herum, ohne sie lösen zu können. Meist hört sie aber in der Trance Sätze oder Worte, die ihr die Zeichnungen deuten. So hat sie 1930 das Neuroder Grubenunglück vom 9. Juli, die Straßenbahnkatastrophe von Buenos Aires am 12. und den Taifun in Ostasien am 19. Juli vorausgesagt oder besser gezeichnet.

Mystische Krebsforschung. Gewisse Berliner Kreise stehen in regem Gedankenaustausch mit dem in Montreux lebenden Mystiker Burnet, der mit magnetischen Strichen Fisch, Fleisch, Pflanzen „entwässert" und in einen Zustand der Mumifizierung versetzt. Durch die gleichen Striche glaubt er Tumoren der Haut, der inneren Organe zum Eintrocknen bringen und so auch den Krebs heilen zu können.

Luci Rigulski: Spukphänome, von der ärztlichen Gesellschaft für parapsychologische Forschung geprüft. Seltener Fall „direkter Schrift". Dem Mädchen war der Onkel gestorben, an dem sie sehr hing. Seit dieser Zeit Spukerscheinungen, sobald sie im Bett liegt. Gepolter in den Wänden, Gegenstände durchs Zimmer geworfen, Bettdecken weggezogen. Zwei kontrollierende Ärzte halten während ihrer Zustände ihre Hände fest: Ein Hampelmann, der am Kopfende über dem Bett an der Wand hängt, tanzt nach dem Takt des Klavierspiels ihres Bruders, zwei Zimmer weiter. Unter das Bett wird eine Schiefertafel mit Griffel gelegt. Der Poltergeist wird angewiesen, etwas auf die Schiefertafel zu schreiben, und wenn er es getan hat, ein Zeichen mit einer Klingel zu geben, die am entgegengesetzten Ende des Zimmers aufgestellt ist. Nach einer halben Minute (laut Protokoll der ärztlichen Sachverständigen) läutet die Glocke, ohne berührt worden zu sein, und auf der Tafel steht ein lateinisches H (der spukende Onkel hieß Hans).

P. S. . . . und dennoch spukts in Tegel! *B.*

Todesgedanken

Am Tag von „Geschlossen wegen Todesfall" hätte der Laden die meisten Kunden gehabt; das raubt dem toten Ladenbesitzer die Grabesruhe.

Im Zigarettenrauch bilden sich Kränze für verstorbene Erinnerungen.

Der Tod überrascht uns so wie der Straßenbahnschaffner, wenn er an die Glasscheibe der vorderen Tür zum Zahlen klopft. Ramón Gómez de la Serna.

MAX DERI

DIE STILARTEN

DER BILDENDEN KUNST

IM WANDEL VON ZWEI JAHRTAUSENDEN

Mit 48 ganzseitigen Abbildungen
Ganzleinen RM 4.80 • Engl. Broschur RM 3.80

Reich illustrierte Prospekte kostenlos

Mit feinster Einfühlung zeichnet dieses Buch das Wesen der verschiedenen Stilarten von der Antike bis zur Schwelle unserer Zeit in Wort und Bild auf. Deri gelingt es, die künstlerischen nachschaffenden Kräfte im Leser zu erwecken und ihn zum Ursprungsgefühl des Kunstwerkes zurückzuführen. Wie von innen durchglüht stehen so Stil und Form des Kunstwerkes in voller Klarheit vor ihm.

DEUTSCHES VERLAGSHAUS BONG & CO., BERLIN W 57

PAUL ELBOGEN

Verlassene Frauen

1.-5. Tausend · Mit 16 Kupfertiefdrucktafeln
Kartoniert RM 6.— · Leinenband RM 7.—

Lebenswege der Jugendgeliebten berühmter Männer, die das Schicksal von dem Einen, dem Großen trennt; ihr Glück, ihr unbekannter Lebensabend.

INHALT: Ottilie (von Goethe) / Harriet (Shelley) / Elisa (von Radziwill) / Sofia (Tolstoi) Friederike (Brion) / Helene (von Dönniges) Josephine (Beauharnais) / Elise (Lensing) Mette (Gauguin) / Toni (Adamberger)

ROWOHLT NEUERSCHEINUNGEN

KONRAD HEIDEN

Geschichte des Nationalsozialismus

Die Karriere einer Idee

1.-5. Tausend
Kartoniert RM 4.80 · Leinenband RM 6.—

Wie die NSDAP Deutschlands größte Partei wurde, wird hier zum ersten Mal an Hand gründlichsten Quellenstudiums gezeigt. Werdegang der Führer. Ausbruch eines Massengefühls. Drama der Gegenwart. Ausblick in die Zukunft. Ein bis zum Rande mit größtenteils bisher unbekanntem Material gefülltes Werk; dabei mit leichter Feder spannend geschrieben.

EDWARD A. FILENE

Persönliche Erfolge in unserm Maschinenzeitalter

1.-5. Tausend
Deutsch von Franz Fein
Kartoniert etwa RM 5.50 · Leinenband etwa RM 6.50

Filene, der bekannte Wirtschaftsführer Amerikas, sieht das Heil nicht in der Massenproduktion, sondern in der Produktion für die Massen. Die Verwirklichung seiner Meinung wird wohl die Menschheit nicht erlösen, aber dazu beitragen, das Elend in der Welt zu verringern.

JOSEF LÖBEL

Medizin

oder

dem Manne kann geholfen werden

1.-5. Tsd. · Kart. etwa RM 4.80 · Leinenband etwa RM 5.80

Hier werden die schweren Probleme der Wissenschaft zur lebendigen Lektüre, die belehrt, indem sie unterhält.

INHALT: 1. Was ist Medizin? 2. Biologie — oder: das Leben ist eine Leiter. 3. Anatomie — oder: nur über eine Leiche geht der Weg. 4. Physiologie — oder: es steckt mehr Vernunft in deinem Leibe als in deiner besten Weisheit. 5. Pathologie — oder: das Unzulängliche, hier wird's Ereignis. 6. Pharmakologie — oder: der Zweck heiligt 30 000 Mittel. 7. Zellularpathologie — oder: etwas ist faul im Zellenstaate. 8. Bakteriologie — oder: der äußere Feind. 9. Serologie — oder: der innerne Freund. 10. Chirurgie — oder: Krieg bis aufs Messer. 11. Reiztherapie — oder: Stimmung und Umstimmung. 12. Endokrinologie — oder: die Drüsen im schönen Kranz. 13. Konstitutionslehre — oder: Don Quixote und Sancho Pansa beim Arzt. 14. Psychoanalyse — oder: nun hat die liebe Seele keine Ruh. 15. Personalismus — oder: das Wahre ist das Ganze. 16. Medizin — du Jüngste, nicht Geringste!

ROWOHLT NEUERSCHEINUNGEN

RUTH FISCHER
DR. FRANZ HEIMANN

Deutsche Kinderfibel

1.-5. Tausend · Mit 18 Abbildungen
Kartoniert RM 4.80 · Leinenband RM 6.—

Die Verfasser, die beide in der Berliner Fürsorge tätig sind und über ein umfangreiches Material und ärztliche Erfahrung verfügen, geben eine erschütternde Darstellung vom Kinderelend der Großstadt. In diesem Buch sprechen Tatsachen, mit denen wir uns befassen müssen, ob wir wollen oder nicht. Gerichts- und Vormundsakten lesen sich wie grausige Sage und ergreifende Novelle.

ALFRED POLGAR

Ansichten

1.-5. Tausend
Kartoniert etwa RM 3.80
Leinenband etwa RM 5.—

Mit jedem neuen Buch wird Polgars Eigenart und Meisterschaft deutlicher, immer schärfer wird seine Glosse, immer milder seine Betrachtung, und all seine Gedanken machen dem Leser Lust zum Selberweiterdenken. In unseren Tagen täglich quälender leiblicher und seelischer Nöte ist Polgar-Lesen das leibhafteste Vergnügen des Geistes.

Bürgel und Reik, Astronom und Psycholog

Von *Alfred Döblin*

Die Welt wackelt fühlbar. Sie ist dem, der Literatur zu lesen verstand, schon bei Dostojewski schrecklich wacklig erschienen, dann sah man, vor dem Krieg, die Arbeitermassen gegen Unternehmer und Staat sich formieren, dann wühlte Nitzsche in den Eingeweiden der Bürger, — und dann Krieg, Versagen aller geistigen und geistlichen Instanzen, im Osten der bolschewistische Staat, die wirtschaftliche Umschichtung im Lande. Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen, — wo alles schwankt, zittern auch die Gedanken. Wie steht es bei uns mit der „Weltanschauung"? Da ist kein Romanschriftstellerchen so klein, er muß seine „Weltanschauung" haben. Es ist sehr kühl und sehr schön, *Bruno H. Bürgels* Buch *Die Weltanschauung des modernen Menschen* (Verlag Ullstein, Berlin) in die Hand zu nehmen, es ist plötzlich gar nicht die Rede von dem, was die geistigen Qualmschornsteine, die bombastischen Schwätzer im Land täglich in Druck und Sprache von sich geben, wir erhalten nicht wie sonst serviert die schamlose Phrasendrescherei und Verlogenheit, die Dunkelheit von Leuten, die keine Ahnung davon haben, was ein Gedanke ist, — es wird von unserem Sonnensystem gesprochen, von der mikroskopischen und untermikroskopischen Welt, von jungen und alten Sonnen, Zahlen werden genannt. Bei aller Riesenhaftigkeit des Gegenstands welches klare Gebiet! Bürgel ist das, was man einen Popularisator nennt. Er kennt seinen Stoff aus dem ff., er trägt ihn leicht und sicher vor. Der Untertitel seines Buches gefällt mir nicht, er heißt, „Das All, der Mensch, der Sinn des Lebens". Man soll den Leuten nicht immer mit dem „Sinn des Lebens" kommen, das überlasse man den Qualmschornsteinen und Phrasenhelden, man soll sie lehren, die Augen aufzumachen und ihnen zu zeigen, was da ist, und das tut Bürgel und das genügt.

Der Laie erfährt in sieben großen Kapiteln hier, wie das Sternen- und Weltall nach dem Stande unseres heutigen Wissens aussieht, — man verschweige nicht, früher hatte man ein anderes Bild, und welches Gesamtbild wird man in fünf Jahrhunderten haben, unser Wissen und unser Standpunkt ändert sich, — auf Schritt und Tritt stößt man auf wunderbare Tatsachen, junge Sonnen, alte Sonnen, dunkle Sternnebel, leuchtende Nebel, die Erde ein bevorzugtes Gestirn, wir fliegen über die Entwicklung der Erde, des Menschen. Ich bin immer zufrieden, wenn sichere Realitäten vorgebracht werden, die Menschen müssen aus ihren phantastischen Querköpfen heraus, — in den beiden Schlußkapiteln spricht Bürgel noch von dem „Welträtsel" und von unserer „Aufgabe". Ich möchte glauben, das ist, wenn man es ernst vornimmt, ein Gebiet und ein Buch für sich, oder zwanzig Bücher, es ist eine Wissenschaft für sich, sie heißt Philosophie. Ich bin, im Gegensatz zu Bürgel, der Meinung, daß aus der Sternkunde kein Weg zu diesen Fragen führt. Es ist schon gut, das große Denksystem der Sterne, der Erden und Lebewesen rein und sauber für sich hingesetzt zu haben.

Auf meinen Tisch kamen mit dem sehr einfachen und durchsichtigen Bürgel zwei andere Bücher, aus dem Wiener Internationalen Psychoanalytischen Verlag, eins von *Melanie Klein: Die Psychoanalyse des Kindes*, und eins von *Theodor Reik: Der unbekannte Mörder*. Über Melanie Kleins Buch bemerke ich nächstens etwas, den Laien wird Reiks „Unbekannter Mörder" sehr interessieren. Das Buch hat einen gruseligen Umschlag, rote und weiße Fußspuren, das mörderische Rot knallt nur so. Es ist ein durchaus zugängliches und lesenswertes Buch, keine Spur von dem analytischen Kauderwelsch. Reik stellt die Frage: Wie kommt man eigentlich von der Tat zu dem Täter? Der Kriminalist hat die sieben goldenen W.: was, wer, wann, wo, wie, womit, weshalb? Aber — man muß mit ihnen umgehen können, und wer mit ihnen umgeht, ist ein Mensch, oder eine Anzahl Menschen, ein Gericht. Nun, wie kommen hier Urteile zustande, was arbeitet in den Menschen, den Kriminalisten und Richtern, an der Urteilsbildung mit? Das fragt sehr einfach Reik. Und er geht an die Untersuchung ebenso einfach heran. Ich empfehle Ihnen das Buch. Es wird Sie interessieren. Es hat eine schöne Anzahl spannender und entsetzlicher Fälle. Ich würde Ihnen einige davon erzählen, aber die redaktionelle Parze schneidet mir den Lebensfaden ab. Lassen Sie mich Ihnen vor meinem Abscheiden ins Ohr flüstern, daß Reik für einen Psychoanalytiker auffallend vernünftig ist.

Die okkultistische Literatur

Auf dem Gebiete, wo die persönliche Erfahrung doch alles ist, sollte es eigentlich gar keine Literatur geben. Und doch gibt es riesige Bibliotheken davon. Ihr Studium ist Lebensarbeit, und da wir hier keinen Verlagskatalog schreiben wollen, so sei der, der dies wirklich liest, gebeten, sich dem Verfasser zur Führung durch ein Labyrinth anzuvertrauen. Wir lassen weg das hochinteressante *alte Schrifttum* (verweisen auf die leider zum Teil vergriffenen umfassenden 5 Kataloge des Antiquariates Ackermann, München, Promenadeplatz).

1. Wissenschaftliche Literatur.

Da fange man doch am besten an mit *Paracelsus* (Sammelband im Inselverlag, mit Nachwort und glänzendem wissenschaftlichen Apparat des Herausgebers, natürlich unter Weglassung manches Gefährlichen). Man gewinnt den Blick für das, um was es sich im Okkultismus handelt. Wer diesen Blick aber in moderner, gut vorgekauter Form gewinnen will, lese von *Stefan Zweig: Heilung durch den Geist* (Insel-Verlag) (wo natürlich nur die Abschnitte über Mesmer und die Christian Science, nicht der über Freud, mit der Sache zu tun haben). Dann aber das Standardwerk aus dem für kritischen Okkultismus maßgebenden Verlag Enke: *Aberglaube und Zauberei* von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart, von dem Kopenhagener Prof. *A. Lehmann*. Wer das gelesen hat, ist vor Überraschungen sicher! Noch mehr hochinteressantes Material aus dem Altertum bringt das an sich kleinere Werk von *Kurt Aram: Magie und Zauberei in der alten Welt* (Deutsche Buchgemeinschaft), das man in höheren Schulen lesen sollte (man weiß dann besser, was damals los war, als durch Livius und Horaz). Am schnellsten dringt man, auch in das ganze Schwindelgebiet, ein durch *Okkultismus und Spiritismus* von *R. Baerwald*, der auch drei Jahre lang im Verlag Enke die *Zeitschrift für kritischen Okkultismus* herausgab. Sein Literaturverzeichnis ist gut!

Es sei ferner auf die im Ullstein-Verlag erschienenen Werke verwiesen, die schon mehr der Einzelforschung dienen: *Richard Baerwald: Die intellektuellen Phänomene* (in der von *Dessoir* herausgegebenen Reihe „Der Okkultismus in Urkunden") und das von *Gulath-Wellenburg, Graf Klinckowstroem* und *Dr. Rosenbusch* verfaßte Werk *Der physikalische Mediumismus*.

Ein Baedeker muß auch die Stätten nennen, die der gewöhnliche Sterbliche nicht besucht (man läßt dann die drei Sternchen weg). So fragen wir in unserem Okkultismus-Baedeker, wer eine philosophische Durchdringung der Fragen versucht. Das Buch von *Prof. T. K. Oesterreich: Der Okkultismus im modernen Weltbild* (Sibyllen-Verlag, Dresden) verspricht das zwar, hält es aber nicht, sondern bringt nur eine kurze Darstellung der Sachverhalte. Um so mehr erfüllen unsere Wünsche *Max Dessoir* mit seinem wirklich umfassenden Buch *Vom Jenseits der Seele* und *Verweyen* mit seinem Werk *Probleme des*

DIE 3 NEUERSCHEINUNGEN FÜR SIE

TARASSOW-RODIONOW
JULI
Fortsetzung von „Februar"
Juli war der Höhepunkt der „demokratischen" Macht der Menschewiken und Sozialrevolutionäre, Blüte der Kerenskiade, Intervention und Mobilisierung aller Kräfte der Gegenrevolution. Juli war auch eine Periode der Sammlung und politischen Erziehung der Massen, die Periode der heftigsten Klassenzusammenstöße, die dem großen Oktober vorangingen.
748 Seiten
Kart. RM 3.60, Leinen RM 5.40

15 eiserne Schritte
Ein Buch der Tatsachen aus der S. U.
Das Werk ist eine einzigartige Sammlung von dokumentarischem Material, ein Querschnitt durch die fünfzehnjährige Geschichte der Sowjetunion mit 300 Bildern. Jedes Jahr wird in seinen wichtigsten Ereignissen geschildert, und zwar so, daß sich Bilddokument und Text entsprechend ergänzen.
320 Seit., 300 Abb., Lein. RM 4.80

OTTO HELLER
wladi wostok
Der Kampf um den Fernen Osten
Wer soll den Fernen Osten beherrschen? Das ist die Kernfrage im Kampf um den Stillen Ozean. Das vorliegende Buch verbindet mit der Schilderung der fernöstlichen Gebiete der Sowjetunion und der Lage an ihren Grenzen die Kenntnis der jüngsten Geschichte des Fernen Ostens. Das Werk enthält über 80 Fotos u. 7 geographische Karten
300 Seiten
Kart. RM 3.20, Leinen RM 4.80

Ausführliche Prospekte auf Wunsch!

NEUER DEUTSCHER VERLAG / BERLIN W 8

Mediumismus (beides Enke, Stuttgart). Wer Philosoph ist oder werden will (es ist nicht so furchtbar schwer!), der lese diese beiden Autoren, von denen Dessoir der kritischere ist (man kann auch sagen: kein so unmittelbares erlebnishaftes Verhältnis zum Okkultismus hat).

In diesen Zusammenhang gehört die Studie von *Rudolf Tischner: Der Okkultismus als Natur- und Geisteswissenschaft*, der (mit Recht?) historische und naturwissenschaftliche Forschungs-„Methoden" gegeneinander abgrenzt. Ebenso kritisch, mit vielleicht noch strengerem wissenschaftlichen Anspruch geht der Landgerichtsdirektor *Albert Hellwig* in *Okkultismus und Wissenschaft* (Verlag Enke) vor — einem sehr guten kleinen Buche, in dem der Leser Sachverhalte und philosophische Kritik gleichzeitig kennenlernt. Und ganz besonders interessant ist *Geheimrat Molls* Schrift *Psychologie und Charakterologie der Okkultisten* (Enke). Hier wird einmal, in geistiger Verwandtschaft mit der Thesenstellung in Jaspers Psychologie der Weltanschauungen, nicht theoretisiert, sondern gefragt, was denn die Okkultisten eigentlich für Menschen sind, wie sie psychisch funktionieren. Der berühmte *Forel* schrieb als Mediziner ein wichtiges Buch: *Der Hypnotismus oder die Suggestion und die Psychotherapie* (Verlag Leopold Klotz, Gotha). Und dann sei noch für religiös Interessierte das Buch des Theologen *Prof. Otto* genannt: *Aufsätze, das Numinose betreffend.* Das Numinose ist das gegenwärtig werdende Übersinnliche.

Nun — ein großer Strich . . . Es kommen Wissenschaftler, Professoren und Doktoren darunter, die „gläubig", oft allzu gläubig sind, die aber doch viel Material zusammentrugen. Vorsicht geboten! Absturzgefahr! Anseilen! Aber lohnend: schöne romantische Aussichten in die Ferne und ins Jenseits! Wir nennen (im Verlag Altmann, Leipzig) *Du Prel: Die Magie als Naturwissenschaft* (zwei Bände, magische Physik und magische Psychologie); *Charles Richet: Gedankenübertragung; Krafft-Ebing: Hypnotische Experimente;* im Verlag Helmut Wellermann, Braunschweig *Gustav Stutzer: Geheimnisse des Seelenlebens* (theologisch angehaucht, erklärt die Auferstehung Christi spiritistisch). Durch die Persönlichkeit des Verfassers besonders bedeutend *Flammarion: Rätsel des Seelenlebens* (Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart).

2. Achtung! Weltdeutung, Biodynamik, neue Gebiete!

Aus dem Theosophischen Verlag, Lpz., maßgebend: *H. P. Blavatsky: Die Entschleierte Isis* (3 Bde.) und *Der Schlüssel zur Theosophie; Eduard Schuré: Die Priesterin der Isis; C. W. Leadbeater: Der sichtbare und der unsichtbare Mensch; Franz Hartmann: Mysterien und Symbole.* Aus dem Verlag Niels Kampmann: *A. M. Curtis, Versenkung und Heilung* und *Die neue Mystik.*

Zum Übergang dann ein historisches Werk von *Révész: Geschichte des Seelenbegriffes und der Seelenlokalisation* (Enke). Wenn wir danach wissen (oder eher nicht wissen), was die Seele ist, gehen wir ans Werk. Die Chirologie (im Gegensatz zur Handweissagung, der Chiromantie) ist von *Julius Spier* zur beachtenswerten, halb exakten, halb intuitiv-kombinatorischen Wissenschaft ausgebildet worden. Er wird sein großes Werk erst schreiben, da er, schon 26 Jahre am Werk, immer noch sammelt. In allen Illustrierten und vielen Zeitungen kann man über ihn lesen, in Buchform zunächst nur in der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens (Band vom März 1931, von *Georg Schwarz: Was deine Hand erzählt,* Union Dtsch. Verlagsges. Berlin).

Bekannt sind die Periodenlehren von

JOE LEDERER

BRING MICH HEIM

„Joe Lederer ist die Meisterin der modernen Liebesgeschichte. Sie geht träumend durch diese Welt der Probleme und sieht nur ein Problem: das des menschlichen Herzens, seiner Gefühle, seiner Verwirrungen und seiner dunklen ahnungsvollen Weisheit. Ihre Geschichten sind alle etwas traurig — aber die süße Melodie ihrer Sprache umschmeichelt diese Traurigkeit, daß sie lieblich auf uns wirkt wie ein Adagio von Mozart."

Gabriele Reuter

Pappe M 4.50, Leinen M 5.50

Früher erschienen: **Musik der Nacht / Das Mädchen George / Drei Tage Liebe**

Universitas Berlin W 50

Hypnose eines Huhns (durch Genick-Drehung)

Fotos New York Times

Fräulein Obrenovich (Budapest) in Trance

von Tucholka

Madame Sylvia

Atlantik

Frau Günter-Geffers

Das natürliche Wunder

New York Times

Krishnamurti und Annie Besant

Normal

Jean Moral

Fließ (Das Jahr im Lebendigen, Vom Leben und vom Tod, beides Verlag Diederichs). Die Lehre von den 23 (männlich) und 28 (weiblich) Tagen hat *Ellerbek* erweitert durch die von einer 33-Tage-Periode (Intuitives). Hochinteressant, da nachprüfbar, dargestellt in der Blauen Siemensreihe durch *R. Riese: Die Lebenskurve* (Biodynamische Forschungsgesellschaft, Berlin-Zehlendorf) für Sportler, schöpferische Menschen, auch fürRhythmenverwandtschaft mehrerer Menschen, z. B. in der Ehe, auch für Herdbücher bedeutsam). Verblüffend ist *Georg Richter: Dein Name, dein Charakter* (Verlag Kurt Hartmann, Dresden). Es ist nicht von ungefähr, wie man heißt. Der Name ist ein Exponent der Charakteranlage! Eine Anzahl Beispiele, die ich nachprüfte, stimmen auffallend. GleicherVerlag und Verf.: *Kraft — Welle — Mensch; Unsichtbare Urkraftströme; Reform der Gedanken.*

Ein Werk ganz großen Formates ist *Rudolf John Gorsleben* (im Verlag Koehler und Amelang): *Hoch-Zeit derMenschheit.* Hier wird Atlantis, der natursichtige Mensch, die Runen, die ganze Geschichte in neuem Lichte gesehen. Der Wandel aller Dinge und ihrer Bedeutungen ist zu einem groß geschauten wissenschaftlichen Kunstwerke geworden. Das Buch dürfte uns noch zu „schaffen" machen. Und dann darf in unserem Zusammenhange nicht fehlen *Dr. Alfred Strauss,* der die ganze Menschheitsgeschichte von der Zahlenlehre und Mathematik aus ansieht. Sein Buch *Die Weltzahl Pi* (Verlag Richard Hummel, Leipzig) findet in der Geschichte (Pyramiden) wie in der Natur (chemische Elemente) erstaunliche Zusammenhänge. Eine gewisse mathematische Schulung ist nötig zum Verständnis.

Für Astrologie ist maßgebend *Klöckler: Astrologie als Erfahrungswissenschaft* (Verlag E. Reinicke, Leipzig). Ferner *Bressensdorff: Zahl und Kosmos und Ursprung der Planetensymbole. Dahns: Die kosmische Ursache der Lebensentwicklung. Jahrbuch für kosmo-biologische Forschung I u. II* (demnächst III) mit Beiträgen von Prof. Dacqué. *Winkel: Naturwissenschaft und Astrologie. Schmitt: Kosmologie.* — Alles im Dom-Verlag Augsburg.

Wenn etwas uns zu der Überzeugung bringen könnte, daß nicht nur Astrologie und Spiritismus, nicht nur Rudolf Steiner und Frau Blavatzki „okkult" sind, sondern wirklich ein sechster Sinn erwachen will, daß der Eintritt in das Zeichen des Wassermanns (um 1960) für die Menschheitsentwicklung etwas bedeutet, so Bücher vom Format der zuletzt genannten. Warten wir ab: kritisch, prüfend, aber nicht uninteressiert, sondern in jener Haltung, die unser allein würdig ist und die man am besten mit dem Wort „beteiligt" bezeichnen kann . . .

Liz. Dr. Hans Hartmann

Peter Altenberg und Egon Friedell betraten einen Delikatessenladen, als der Verkäufer eben eine Salami aufschnitt.

„Oh, diese Veroneser Salami!" rief Altenberg verzückt . . . „Ich sehe Verona. Ich sehe das Colosseum, die alten Paläste, das Haus der Capuletts, den schiefen Turm . . ."

„Aber Peter, der schiefe Turm ist doch in Pisa! . . ."

Altenberg (auf seiner Vision bestehend): „. . . . ich sehe Pisa!"

Lesen Sie:

Vargas Vila

Die neunte Symphonie

Ein Künstlerroman.

Das ganze Buch schwingt von Poesie und Musik

Broschiert RM 4, Ganzleinen RM 6

EDEN-VERLAG / BERLIN W 62

Felix Salten: *Mizzi.* Novellen. Paul Zsolnay Verlag.

„Ich erzähle hier nur den tatsächlichen Gang von Mizzis Schicksal, gebe nur die Skizze, den Entwurf eines Romans, den ich später einmal schreiben will." Dieser Satz, mit dem sich der Autor inmitten der Titelnovelle seines Bandes zu neuem Atemholen unterbricht, beweist zweierlei: sein Erzählergenie und die Wahrheit seiner Erzählung. Daß gute Novellen im Grund immer Romane zu sein haben, „die man später einmal schreiben wird", das weiß dieses stoßschwache Belletristen-Geschlecht von heute nicht; wenn es etwas erzählt, hat es immer viel Zeit und wenig Atem (was es dann im schlimmsten Fall „Reportage" nennt). Bei Salten ist es umgekehrt: er will — ein Letzter in der Linie, an deren Beginn der Name Kleist steht — in knappste Zeit ein Maximum von Vorgang drängen. Da das mit Zimperlichkeit nicht immer zu machen ist, pflegen ihn manche Dünnpiepser über die Achseln anzusehen. Aber was gäben sie drum, wenn sie seine derbe Naturkraft hätten — was gäben sie etwa nur darum, das Meisterwerk „Mizzi" geschrieben zu haben, diese Lebenschronik eines Weibes, die nebenher die Chronik einer ganzen Stadt ist?! Ist hier noch eine Spur von Erfundenheit und Nachdichterei? Liest es sich nicht vielmehr wie eine Naturbeschreibung — oder besser gesagt: wie eine Selbstbeschreibung der Stadt, von der es ein Teil ist? . . . Viel trägt zu diesem Eindruck die persönliche und gänzlich unliterarische Beteiligtheit des Verfassers an seinen Heldinnen bei: er „fliegt" nämlich noch während des Schreibens auf sie; das heißt, er gestaltet sie so, als diene ihm Wort und Stil nur dazu, die Unerreichbaren wenigstens auf diesem Weg „seinem Willen gefügig zu machen". *—uh*

Jacques Chardonne: *Eva oder das unterbrochene Tagebuch.* Erich Reiß Verlag, Berlin.

Diese Tagebuchblätter, die Gedanken und Erlebnisse eines Mannes wiedergeben sollen, sind nichts als Aufzeichnungen der Seelenregungen einer Frau, die in nie befriedigtem Hunger den Mann verstört, Existenz und Ehe untergräbt. Es sind sanfte, innerliche Betrachtungen eines überempfindlichen Menschen, der sich mit fast weiblichem Gefühlsleben bis zur zitternden Empfindsamkeit und Nervosität in die Frau einfühlt, in jede Regung, jeden Schatten einer Stimmung. Eva ist unsichtbar, wir sehen nur ihr Spiegelbild in der Vorstellung des Mannes, und das ist verschoben, verändert, unwirklich. Chardonne ist es nicht um Ereignisse zu tun. Das Geschehen in diesem Buch ist nur eine Begleiterscheinung der Gedanken, nicht einmal ihre Ursache oder Voraussetzung. Er findet reizvolle Definitionen für Leben, Liebe und Ehe. Er sagt z. B.: „Einen Augenblick lang spielen wir eine Rolle bei unseren Entschlüssen, dann kommt die Wirklichkeit über sie und entwickelt vor unseren Augen eine Art Erdsturz, den man ‚unsere Taten' nennt." Oder: „Es gibt ein Geheimnis, einen Weg, mit der Frau, die man liebt, glücklich zu leben: Man darf sie nicht anders haben wollen als sie ist." Und: „Einer Frau, die man liebt, verzeiht man alles. Eben das macht die Liebe so zermürbend." Viele Striche und Kreuze zeichnet man an den Rand des Buches, weil die vielen zärtlichen und melancholischen Weisheiten aussprechen, was man schon lange sagen wollte, auch die Erkenntnis, daß alle Weisheit doch zum Fiasko führt. *Eva Maag*

Ein neues Buch von **Bô Yin Râ**

Aus meiner Malerwerkstatt

Gebunden RM 4.—

Zum erstenmal gibt hier Bô Yin Râ von seinem eigenen Alltag, seinem Werden als Maler und seinem kunstgestaltenden Schaffen Bericht. Als Zeugnis des Menschen, wie als Künstlerbekenntnis ein außerordentliches Buch, das man geradezu mit Spannung liest. Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

Karel Čapek, *Das Jahr des Gärtners* (Bruno Cassirer Verlag, Berlin). Der Gartenschlauch platzt, der Spaten bricht ab, die Erde ist voller Steine, und die kostbare Tulpenzwiebel wird im Übereifer zerhackt — das ist ein Teil von Čapeks Humor. Er ist zwar nicht störend, aber doch so, daß man seinen Ernst öfters hewahren kann. — Reizend und beinahe philosophisch wird indessen die Beschreibung der Gartenarbeit, die jeder einzelne Monat des Jahres bringt, überall dort, wo Čapek das Mühen auf eigener Scholle — es handelt sich im allgemeinen um den Garten des Großstädters — in Beziehung zu den übrigen schlechten und guten Eigenschaften des Zeitgenossen bringt. Der Fatalismus des Gärtners, den ihm das Wetter aufzwingt, die Verbundenheit mit seinen Nachbarn (unter heimlicher Züchtung von Mißgunst über Erfolge jenseits des Gartenzauns) seine Intensität für eine Sache, die ihm keine materiellen Vorteile bringt, und schließlich seine Manie, zu sammeln oder Niedagewesenes hervorzubringen, werden von Čapek in vergnügliche geistvolle Beziehungen zu all dem gerückt, was jeder von uns, auch ohne einen Garten zu haben, tagtäglich auf dem eigenen Mistbeet verrichtet und erlebt. — Das Buch regt zu vielen Beobachtungen an, berührt alle Geheimnisse vom Säen bis zum Verdorren. Der gewiegte Gärtner und Gartenkenner wird an den Erkenntnissen Čapeks seine helle Freude haben, weil er sie tausendfach selbst bestätigt gefunden hat. (Lustige Illustrationen von Josef Čapek.)

Hans Rothe.

Hans-Hermann Kritzinger, *Todesstrahlen und Wünschelrute.* Beiträge zur Schicksalsstunde. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co.

„Die Frage an das Schicksal" für den Hausgebrauch. Große Ereignisse werfen — vorausberechenbar — ihre Sonnenflecken voraus, und Raimunds Barometermacher auf der Zauberinsel hat in Kritzinger wissenschaftliche Konkurrenz bekommen. In populärer Form behandelt er, teilweise recht einleuchtend, verhängnisvolle Strahlen von Sonne, Erde und Mond und die Luftdruckschwankungen und ihre Wirkung auf Stimmung, Gesundheit und Krankheit. Nicht nur das Individuum, sondern ganze Völker stehen, nach des Autors Theorie, unter der Wirkung kosmischer Einflüsse, kein Geschehen geschieht ohne Mitwirkung solcher Faktoren, unter denen die meteorologischen besondere Beachtung verdienen. Aber das wissen wir alles schon längst. Schließlich nimmt K. noch als Astronom zur Astrologie Stellung, sehr positive Stellung, und räumt die Möglichkeit ein, daß in astrologischer Symbolik Tatbestände physischer und psychischer Art eindeutig ausgedrückt sind und daraus Schicksalstendenzen ermittelt werden können. Also hoffen wir auf günstige Venus- und Merkurkonstellationen!

schr.

Es würden viel mehr Nachtigallen singen, wenn alle Bücher geschlossen wären.
Ramón.

Oscar A. H. Schmitz • Märchen aus dem Unbewußten
Vorwort von C. G. Jung. 12 Zeichnungen von Alfred Kubin. Kart. M 3.50, Gebd. M 4.50

„Jeder weiß, daß die Menschen Menschen sind, aber nur wenige wissen, daß sie außerdem noch in anderen Welten leben!" In dieses heimliche Doppelleben führt uns hier Schmitz mit der an ihm bekannten Fähigkeit, das jenseits des Verstandes liegende wirkliche Leben zu gestalten. Die Zeichnungen von Kubin stehen an Witz und Phantastik den „Märchen" in nichts nach. Carl Hanser Verlag, München

Hans Roger Madol: *Manuel Godoy. Das Ende des alten Spanien.* Universitas-Verlag, Berlin.

„Der erste Diktator unserer Zeit . . ." steht auf dem Umschlag. Und diese Aufschrift ist irreführend. Ein allmächtiger Günstling, selbst wenn er mit Kraft und Glück die Geschicke seines Landes leitet, ist noch lange nicht Diktator im heutigen Sinne. Aber das Buch (dessen wohltuender Vorzug darin besteht, daß der Autor eine reiche Dokumentenliteratur selber reden läßt und nicht viel Gestaltungskräfte für sie einsetzt) zeigt, wie durch eine halboffene Tür, spannender als jeder Kolportageroman, das 18. Jahrhundert Goyas, die Wendezeit, wo eine angefaulte noble Kultur birst, um einer kräftigeren und ordinäreren Platz zu machen. Als deren Repräsentanten hört man, auf dem Korridor polternd, die Stimme Napoleons. Er kommt in dem Buch als Vordergrundfigur fast gar nicht vor. Aber ich kenne kein Werk, in dem er so ununterbrochen und faßbar da ist; der wenig zimperliche, ungehobelte Inkassant, der nicht erwarten kann, daß man ihn einläßt; Abgott und Führer eines Plebejergeistes, der mit ihm vorübergehend wieder ins Grab sinkt, in dessen Zeichen aber hundertzwanzig Jahre später die ganze Welt stehen soll . . . *-uh.*

Joseph Conrad: *Der goldene Pfeil,* Roman (S. Fischer Verlag, Berlin)

Dieser Roman ist vielleicht nicht der reichste und weltkundigste, aber ohne Zweifel der bezauberndste, den der anglopolnische Dichter geschrieben hat. Von der reifen Höhe seines Alters, im Vollbesitz seiner künstlerischen Mittel, neigt sich Conrad noch einmal seiner Jugend zu: die klassische Vollkommenheit seiner Kunst stellt er in den Dienst eines romantischen Jugenderlebnisses. Ein junger Mensch liebt eine Frau, die zugleich schön, undurchsichtig und überlegen ist, und stürzt sich ihretwegen in sehr männliche Abenteuer. Es ist der Roman des Lebens, wie die Jugend es sich träumt, ohne gewöhnlich ihren Traum verwirklichen zu können, eines Lebens, das zum Motiv die Einbildungskraft, den Schönheitsdurst und die Lust nach ungewöhnlichen Taten hat. Gewiß hat Conrad das Erlebnis, das seinem Roman zugrunde liegt, idealisiert. Aber grade diese idealisierende Stilisierung, die überdies ihre Tiefen und Untiefen hat, macht den kostbaren Reiz des Werkes aus: das Leben, das sich in ihm darstellt und erzählt, verbindet alle Attribute der Geglücktheit und Vollkommenheit mit einem echten Wirklichkeitscharakter. Am ehesten ließen sich noch gewisse Partien der „Göttinnen" Heinrich Manns mit diesem Buch vergleichen. Es wirft ein neues Licht auf Conrads gesamtes übriges Werk: man ahnt dessen Herkunft aus edlen Knabenträumen. Dadurch erklärt sich endlich jener Hauch von Unwirklichkeit und Märchenhaftigkeit, der den lebenserfülltesten und realistisch glaubhaftesten Büchern Conrads bisweilen einen traumhaft schwebenden Charakter verleiht. *B. Guillemin.*

„Die Seelenwaage" von André Maurois (bei Piper, München) ist nicht etwa eine Waage im übertragenen Sinne, sondern eine in des Wortes buchstäblicher Bedeutung. Wird auf sie der Leichnam eines Menschen, kurz nachdem er verschieden ist, gelegt, so läßt sich eine Gewichtsabnahme des toten Körpers infolge der natürlichen Verdunstung wahrnehmen. Diese stetige Kurve der Verdunstung wird jedoch dreimal nach bestimmten Abständen durch *plötzliche* Gewichtsabnahme unterbrochen. Doktor James, der grüblerische und schwermütige Held unserer Geschichte, glaubt an das Gebundensein des Geistes an die Materie und mißt daher auf seiner Seelenwaage (an dem plötzlichen Gewichtsverlust des Leichnams) die an die Substanz gebundene Seele; wobei er ein Resultat von fünfzehn bis neunzehn Hundertstel Milligramm erzielt. — Eine absonderliche Erzählung aus dem Grenzgebiet, in dem physikalisches Experiment und Metaphysik einander berühren. Eine phantastische Geschichte, fundiert mit wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit, halb spannende Kriminalnovelle, halb philosophische Spekulation; in blassen Wasserfarben der gepflegten Sprache Maurois'. *W. S.*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg
Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Kraus, Berlin. — Nachdruck verboten
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

DATE DUE

DUE	RETURNED

KING PRESS NO. 306